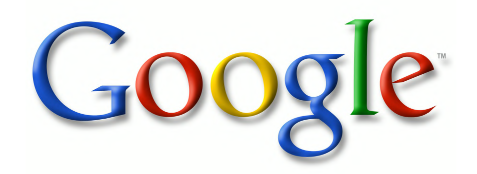
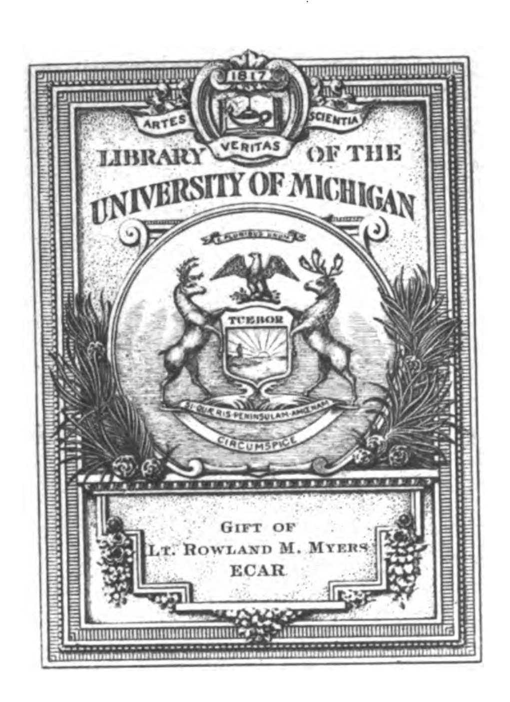




Illustrierter Beobachter

11. Jahrgang

1936


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
LT. ROWLAND M. MYERS
ECAR





Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 20 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 27 / DONNERSTAG, 2. JULI 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generaloberst Göring, mit dem italienischen General Valle (rechts), Staatssekretär im ital. Luftfahrtministerium, bei dessen Besuch in Berlin. Links Oberst Senzadenari, der frühere ital. Luftattaché in Berlin.

Sonderaufnahme für den „J.B.“ von Helmuth Kurth



Ankunft der italienischen Gäste am Flughafen Tempelhof in Berlin.
General der Flieger Staatssekretär Milch (rechts) begrüßt General Valle.

General Valle

Staatssekretär im italienischen Luftfahrtministerium

in Deutschland



Beim Empfang im Haus der Flieger in Berlin.
Von links nach rechts: General der Flieger Staatssekretär Milch, Staatssekretär General Valle, Luftattaché Oberstleutnant Teucci.

Rechts: General Valle, Staatssekretär im italienischen Luftfahrtministerium, der zu einem fünftägigen Besuch in Deutschland weilte, im Flugzeug unterwegs von Berlin nach Greifswald.

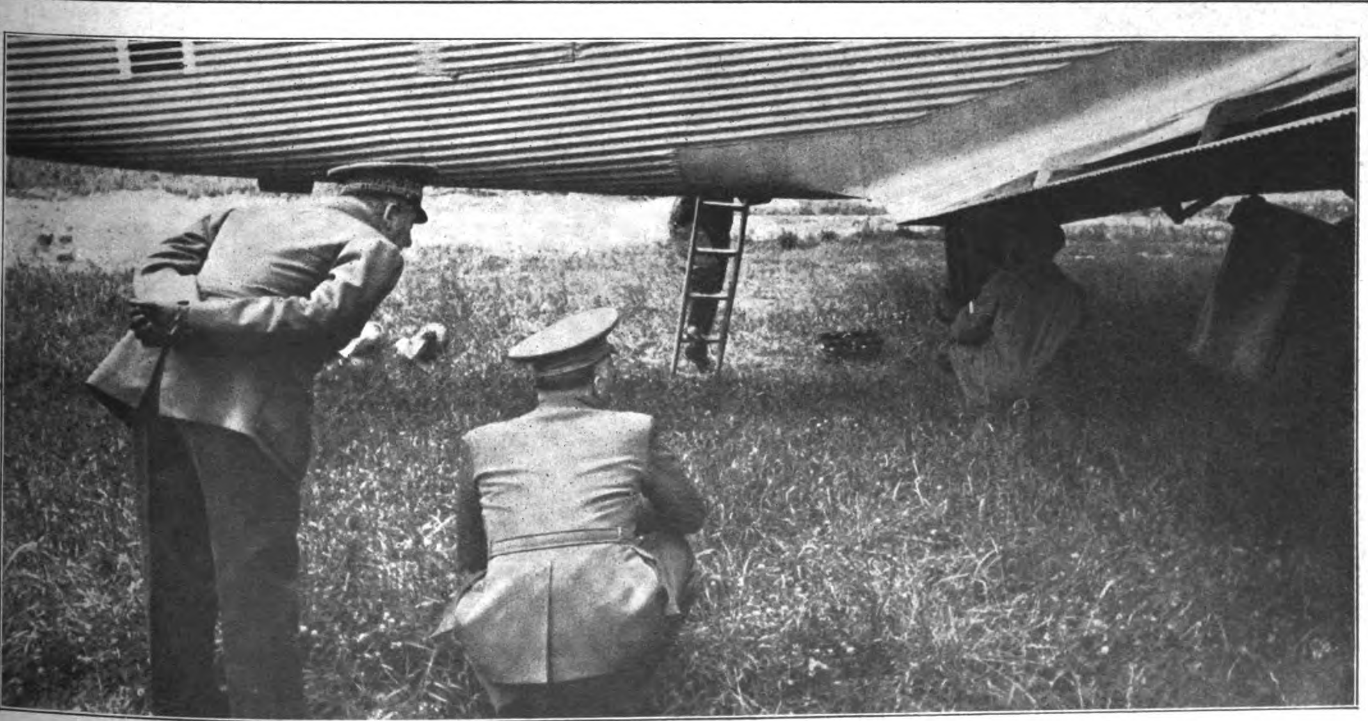




Ankunft auf dem Flughafen Greifswald.
Die Offiziere des Geschwaders „Hindenburg“ bei der Begrüßung der italienischen Gäste.



Auf dem Übungsplatz der Flakartillerie in Wustrow an der Ostsee.
Die italienischen Offiziere bei der Besichtigung eines deutschen Horchgerätes.



Sonderaufnahmen für den „I.B.": Helmuth Kurth.

Rechts: Auf dem Militärflughafen von Greifswald. Italienische Offiziere sehen interessiert bei der Verladung von Bomben in ein schweres deutsches Bombenflugzeug zu.

Vor 10 Jahren:

Wei

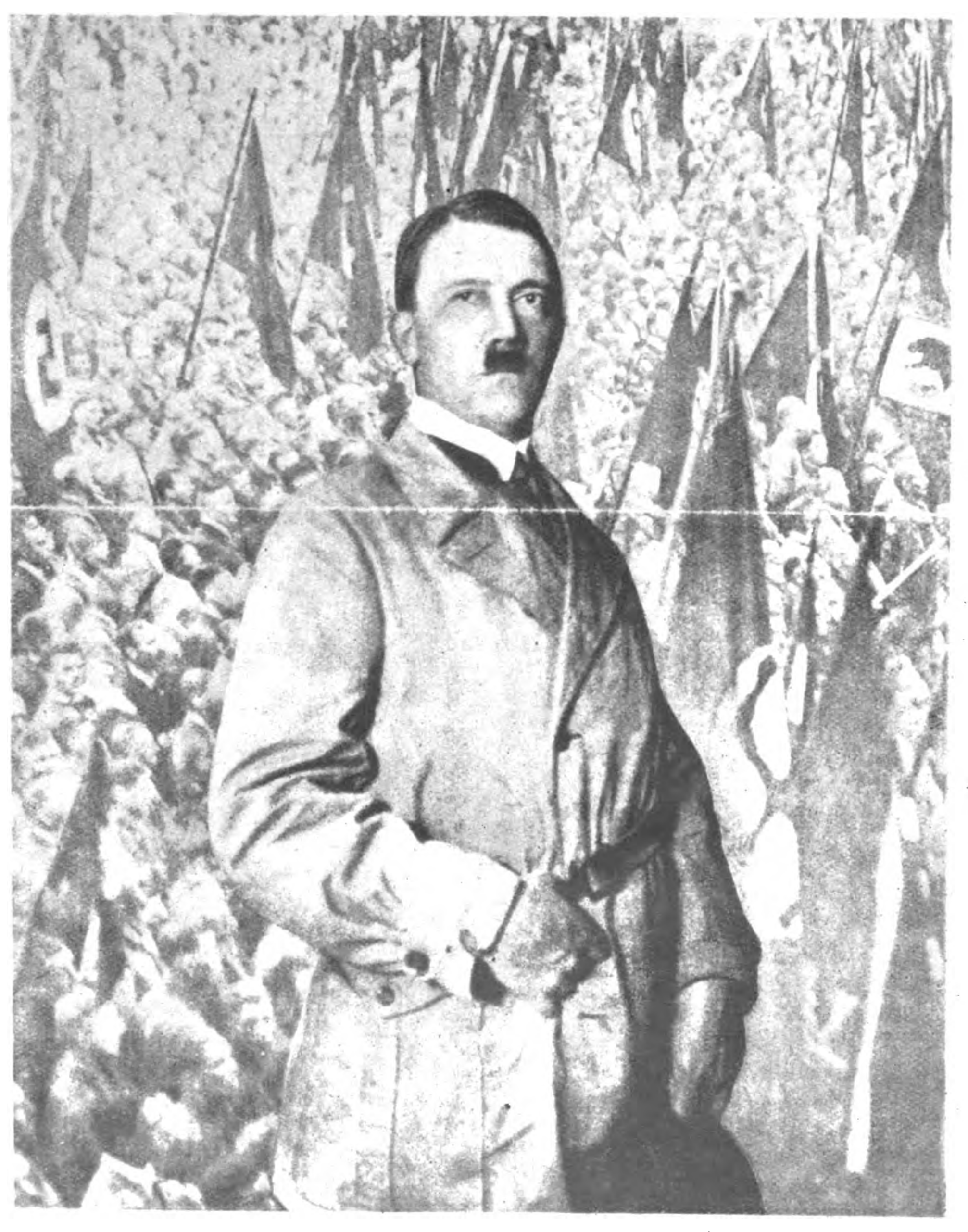
Jahrgang 1926 / Folge 1 Preis 25 Pfennig

DER ILLUSTRIERTE BEOBACHTER

Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2

München, Juli 1926

DER TAG VON WEIMAR · 3./4. JULI 1926



Adolf Hitler

So sah die erste Folge des Illustrierten Beobachters aus

Vor zehn Jahren trat aus Anlaß des 2. Reichsparteitages in Weimar die Bilderzeitung des Zentralverlages der NSDAP. zum ersten Male vor die deutsche Leserschaft.

Nachdem im November 1923 die NSDAP. aufgelöst war, schien sie für viele wirklich tot zu sein. Es dauerte über ein Jahr, bis die



Bilder, die der „Illustrierte Beobachter" in seiner ersten Folge veröffentlichte, und die als Dokumente für die große Teilnehmerzahl dieses ersten Reichsparteitages nach dem Verbot die Lügenmeldungen der Judenpresse widerlegten: Der Führer fährt durch Weimar.



res 1926 angesetzt. Man rechnete damals kaum mit dem 5. Teil der Menschenmassen, die gekommen waren. 10 Jahre sind seit diesem Zeitpunkt nun verflossen, und der Reichsparteitag zu Nürnberg mit seinem in der Welt einzig dastehenden Geist der Einigkeit einer wieder auferstandenen Nation ist zum traditionellen Bekenntnis geworden zu Führer, Volk und Reich.



Reichsparteitag ...mar

Ende Februar 1925 wieder neugegründete Partei zu einem Parteitag aufrief. Für diesen „Tag von Weimar“ war der 3. und 4. Juli des Jah-



Die Kundgebung auf dem Platz vor dem Nationaltheater.

Rechts: Der Führer vor der Fahrt durch Weimar. Hinter ihm Viktor Lutze.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Vorbeimarsch der Sturmabteilungen in Windjacken und Skimützen vor Adolf Hitler. Vor dem Wagen: Dr. Goebbels, Rosenberg; im Wagen hinter dem Führer Rudolf Heß.

Der Marsch durch die Straßen von Weimar.

Erste Reihe: Adolf Hitler, Generalleutnant Heinemann, Rudolf Heß. Links hinter dem Führer: F. X. Schwarz, rechts: Rosenberg.

Diploma



Im Garten des Reichsaußenministers Freiherrn v. Neurath.

Gräfin Edda Ciano, die Tochter Mussolinis, auf einem Garten-Tee in Berlin. Von links: Dr. Hanfstaengl, Graf Helldorf, Gräfin Ciano, Gesandter v. Bülow-Schwante, Louis Trenker.



Der französische Botschafter François-Poncet im Gespräch mit dem argentinischen Gesandten Labougle und dem rumänischen Gesandten Comen.



Gräfin Magistrati, die Schwester des italienischen Außenministers Grafen Ciano, im Gespräch mit dem Marchese Giustiniani und dem Polizeipräsidenten Graf Helldorf.

tenbesuch in Berlin

Sonderaufnahmen für den „J.B.“
von Helmuth Kurth.

Zu Ehren des Besuches der Tochter des italienischen Regierungschefs, Gräfin Ciano-Mussolini, fanden in Berlin verschiedene gesellige Veranstaltungen in Anwesenheit hervorragender Vertreter der Bewegung und des Staates sowie der in- und ausländischen Diplomaten statt. Die Möglichkeit des Gedankenaustausches und der freundschaftlichen Annäherung im Geiste des gegenseitigen Verständnisses für die voneinander abhängigen und doch zum Teil verschieden gelagerten Lebensfragen der Völker dürften bei derartigen zwanglosen Zusammenkünften eine nicht unwesentliche Unterstützung der Bemühungen der aufrichtigen Nationen um die Neuordnung und Stabilisierung ihrer wechselseitigen Beziehungen darstellen.



Der polnische Botschafter Lipski und Generalleutnant von Schaumburg, Stadtkommandant von Berlin.



Frhr. v. Neurath im Gespräch mit dem rumänischen Gesandten Comen.

„Wie sagen Sie beim Blumenorakel?“
Fünf Minuten Sprachstudien: Gräfin Ciano läßt sich von dem Gesandten v. Bülow-Schwante das Blumenorakel erklären.



Max Schmeling erzählt von seinem Sieg.
Seine Frau und seine Freunde hängen an seinen Lippen und folgen gespannt seinen Ausführungen.



Frau Schmeling, die Mutter des siegreichen Boxers
ist ebenfalls ihrem Sohn nach Frankfurt entgegengeeilt und fliegt mit ihm nach Berlin zurück.

MAX
erzählt von seinem Sie
auf dem Heimflug Frankfurt a. M. – Be



Max Schmelings Frau, Anny Ondra,
sitzt in dem von Dr. Goebbels zur Verfügung gestellten Sonderflugzeug natürlich zumeist neben ihrem Mann.



Der glückliche Heimkehrer, sein
alle sind auf de

Eine eindrucksvolle Kampfschilderung!

Sieg

-Berlin



rau, seine Mutter, seine Freunde —
ückweg in fröhlichster Stimmung.



Diese Bilder bedürfen keiner Erklärung — hier kommt das schönste Film-„Happy-end" nicht mit.

Sonderaufnahmen für den „I B." von Heinrich Hoffmann.

HANS BOROWIK

Olympia-Mobilmachung in fünf Erdteilen

Auf allen Dampferlinien, mit allen Eisenbahnzügen, von jeder der vier Himmelsrichtungen her rücken sie heran: — die Olympia-Bataillone. Aber so groß ihr Umfang auch sein möge, ziffernmäßig wird die Schar der Olympiakämpfer, die diesmal auf 5000 Köpfe angewachsen ist, noch übertroffen von dem großen Heer der Schlachtenbummler, das diesmal Dimensionen angenommen hat, wie sie selbst die kühnsten Optimisten nicht erträumten

Ganz gleich, an welche Vorgänge der Sporthistoriker sich auch anlehnen möge, Wettkämpfe von diesem Ausmaß, wie sie die Berliner Weltspiele mit sich bringen, hat es in der Geschichte der Olympischen Spiele noch nicht gegeben.

In der Ferne dröhnen schon jetzt die Schritte der herannahenden Olympia-Bataillone an unser Ohr, und in dem Augenblick, da diese Zeilen die Druckerschwärze kosten, sind bereits die ersten Gäste eingetroffen. Noch handelt es sich nur um Einzelgänger, deren Stimmen in einer Großstadt wie Berlin untertauchen. Aber noch eine kleine Weile, und das Stimmengewirr des mit Macht einsetzenden Fremdenstroms wird immer vernehmlicher werden, bis die brausenden Wogen das Wachstum eines Weltorchesters erreicht haben, das da mündet in die beiden Worte: — Olympische Spiele!

Mag Europa noch unfertig sein in seinen Olympia-Vorbereitungen, mag es die Entscheidung der Zusammenstellung seiner Ländermannschaften noch bis zum Augenblick der letzten Möglichkeit hinausschieben, die Länder aus Übersee stehen bereits gerüstet da, haben längst ihre letzten Dispositionen getroffen und warten auf den Augenblick, da sie in Berlin ihren Einzug halten werden.

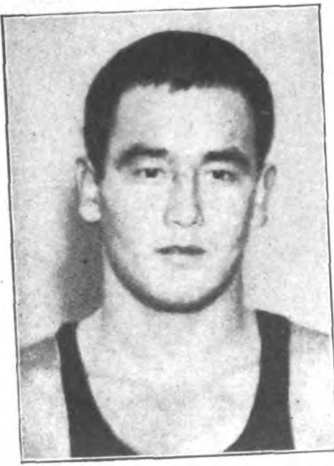
Dann haben also die überseeischen Länder schneller gearbeitet als die europäischen Sportnationen? Diese Fragestellung ist falsch; denn sie läßt sich weder mit ja noch mit nein beantworten. Richtig ist vielmehr, daß der Beschluß der Länder aus Übersee, ihre Meldungen so früh wie möglich abzugeben, einzig und allein auf geographische Gründe zurückzuführen ist.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte Asiens, dann wird unser Auge immer wieder gefangen genommen von dem gewaltigen Flächeninhalt des chinesischen Reiches. Aber dieses Riesenreich, so gewaltig seine Ausdehnung uns auch imponieren mag, im Sport hat es keine Tradition, da ist es im wahren Sinne noch Neuland. Bei den letzten Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles sprach man spöttischerweise von einer „Ein-Mannschaft", ein Ausdruck, der sich auf einen, den einzigen leichtathletischen Olympiakämpfer bezog, den China seiner Zeit zu den Spielen nach Amerika entsandt hatte. Daß dieser eine Kämpfer von vornherein auf verlorenem Posten stand, war auch dem Laien klar, und so kann auch der wohlwollende Berichterstatter nicht behaupten, daß China bei den Spielen Eindruck geschunden hätte.

Aber seit Los Angeles sind vier Jahre vergangen, und in den vier Jahren hat sich viel geändert. Daß China diesmal allein ein ganzes Dutzend Leichtathleten entsendet, ohne die Sportsleute anderer Gattungen, läßt darauf schließen, daß es gleich anderen Sportnationen Wert darauf legt, sich in das olympische Geschehen einzuschalten. Vorderhand ist der Wunsch nach sportlichen Erfolgen allerdings größer als die eigentliche Kampfkraft der chinesischen Mannschaft. Die Chinesen wissen das genau so gut wie der Schreiber dieser Zeilen, ja sie bringen sogar einige Leute mit nach Berlin, die völlig hoffnungslos in die „olympische Schlacht" gehen. Aber gerade der Umstand, daß sie sich bei Beschickung der Spiele nicht leiten lassen von irgendeiner Chancenrechnerei — sie wollen in der Hauptsache „lernen" — beweist, daß sie den Inhalt der olympischen Idee genau so verstanden haben, wie sie ihr Schöpfer, der französische Baron de Coubertin, aufgefaßt haben möchte.

Anders Japan! Auch hier haben wir es mit einer jungen Sportnation zu tun, aber mit einer solchen, der alles nicht schnell genug gehen konnte, und wenn man die Entwicklung der letzten Jahre überfliegt, dann will es scheinen, als ob Japan hinsichtlich seiner sportlichen Entwicklung von demselben Tempo angesteckt worden wäre, mit dem der nordamerikanische Riese in das „olympische Rennen" zu gehen pflegt. Überhaupt hat Japan von Nordamerika ungeheuer viel gelernt, und wer zu beobachten versteht, dem kann die Erkenntnis nicht entgehen, daß Japan an einem Punkt angelangt ist, wo es Amerika bereits erreicht hat. Dieser Punkt bezieht sich allerdings nur auf eine Sportart, das Schwimmen. Hier hat es, wie die Erfolge Nippons in Los Angeles lehrten, Weltgeltung erlangt, und wie vor vier Jahren auf dem sonnigen Boden Kaliforniens, so werden auch diesmal in Berlin diese beiden ganz Großen, Japan und Amerika, um die Vorherrschaft im Schwimmen kämpfen, und alle übrigen, einschließlich Deutschland, werden um die Feststellung nicht herumkommen, daß sie trotz gewisser Fortschritte an Japan und Amerika nicht heranreichen.

Japans Meistergarde ist ebenso zahlreich wie stark, ebenso jung wie geübt. Es sind kluge Kinder, die 16- und 17jährigen japanischen Schwimmer, aber sie schwimmen mit der Kraft eines ausgereiften Mannes. Das



Ishiharada.



Makino.



Negami.

Die führenden japanischen Freistilschwimmer. Ishiharada bestreitet die längste Strecke im olympischen Programm, das 1500-m-Freistilschwimmen. Hier werden sich Amerika und Japan härteste Kämpfe liefern.



Murakoso
hält die japanischen Langstrecken-Rekorde über 5000 und 10 000 Meter: eine schwere Konkurrenz für die Finnen.



Suzuki,
Japans großer Sprinter, der beim vorjährigen Fünfländerkampf in Berlin die 200 Meter gewann.



Nishida,
einer der besten japanischen Stabhochspringer.

Aufnahmen Schirner.

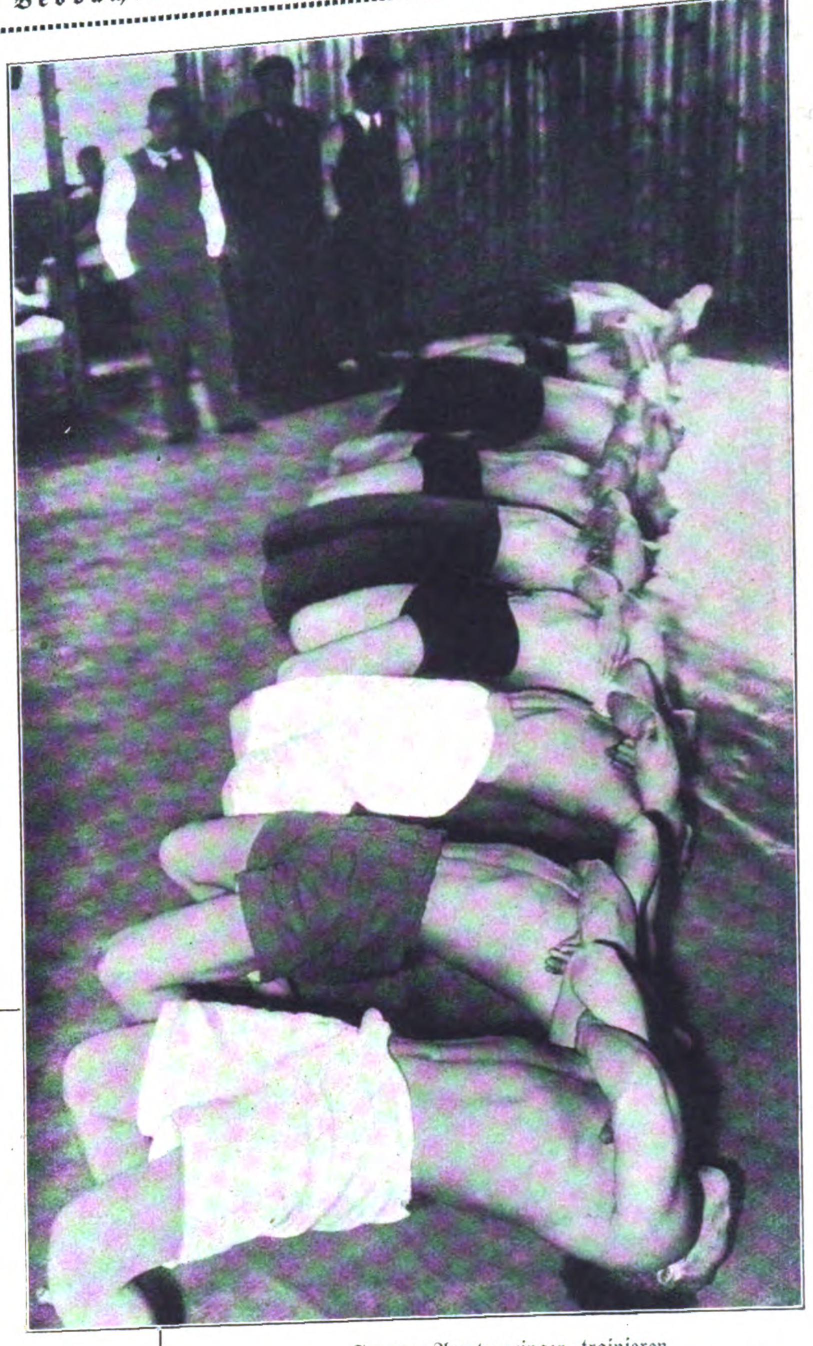


I. Asien und Australien

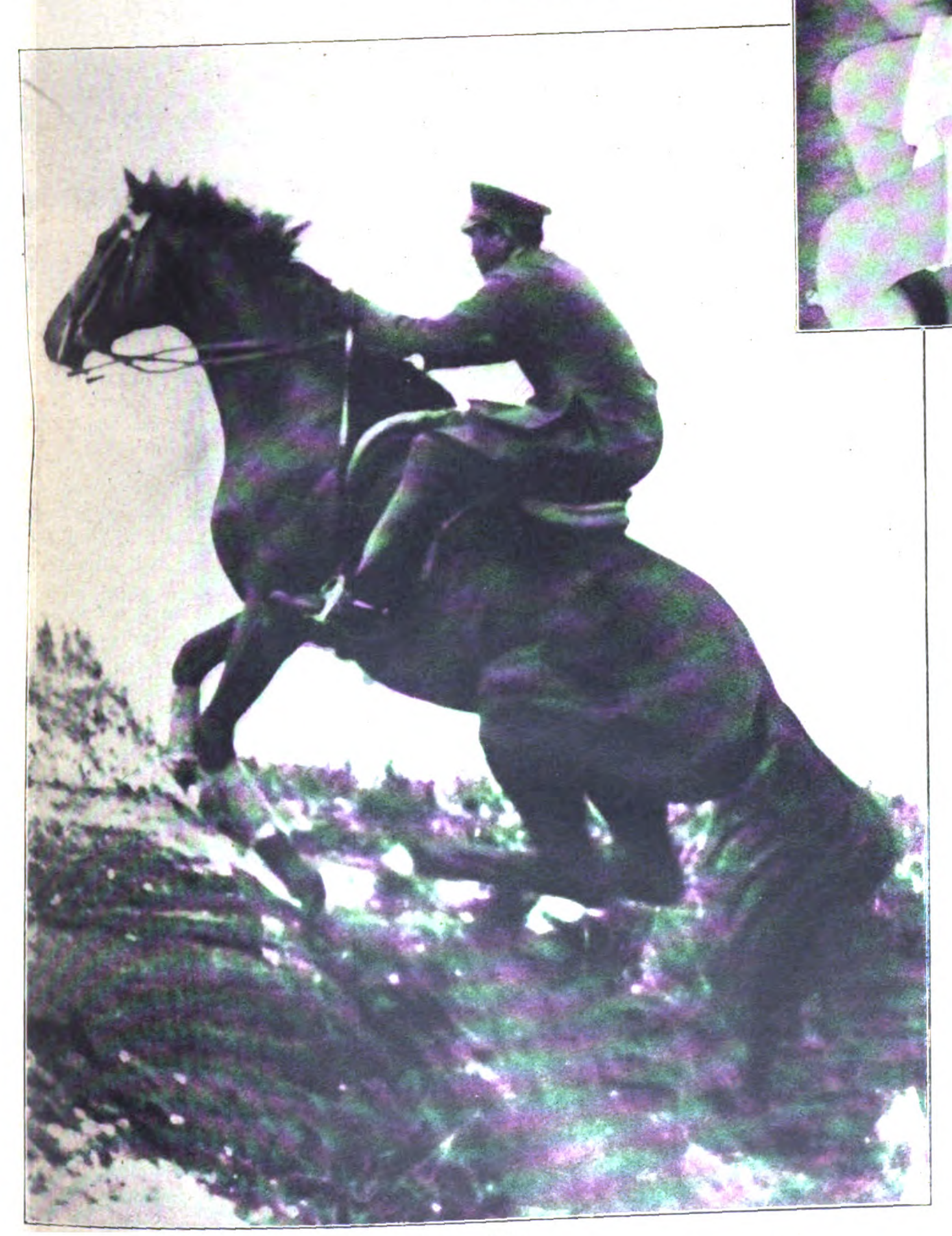
ist übrigens das Geheimnis der japanischen Jugend — schon bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam bekam man einen Vorgeschmack hiervon —, daß sie den Mangel an Erfahrung durch eine überragende Wettkampftüchtigkeit ausgleicht.

Wer im Schwimmsport bewandert ist, wird sicherlich schon einmal von den Zierden der japanischen Freistilschwimmer gehört haben, von Yusa, Simura, Taguti, Negami, Makino und Ishiharada. Letzterer ist der große Spezialist für die längste Strecke im olympischen Programm, das 1500-m-Freistilschwimmen. Es kann nicht Aufgabe dieser Schilderungen sein, hier Erörterungen über ihre mutmaßlichen

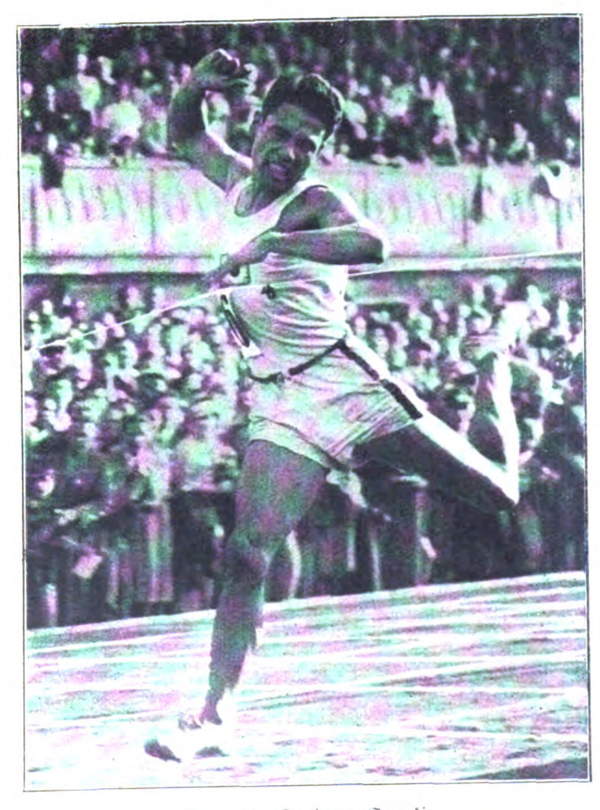
(Fortsetzung auf Seite 1058)



Japans Amateurringer trainieren.
Bei ihrer vorjährigen Anwesenheit in Berlin erlitten sie ihre Niederlagen fast durchweg durch Eindrücken der Brücke. Diese Unvollkommenheit suchen sie nun durch ein Spezialtraining auszugleichen.



Baron Nishi
bewies schon 1932 durch seinen olympischen Sieg, wie weit Japan sich im Reiten nach vorn gearbeitet hat. Baron Nishi will in Berlin seinen Sieg wiederholen.



Der gute Sprinter Suzuki
bei seinem Siegeslauf über 200 m in Berlin 1935.



Immer neue Unruhen in Palästina:

DIE ALTSTADT VON JAFFA IN TRÜMMER GELEGT!



Soldaten einer britischen Maschinengewehr-Abteilung in Erwartung eines Zusammenstoßes mit aufständischen Arabern.

Die Zusammenstöße zwischen demonstrierenden Arabern und den von ihnen aufs heftigste bekämpften Juden wollen kein Ende nehmen. Britische Truppen müssen immer wieder eingreifen, um die Unruhen im alten Wetterwinkel zu ersticken.

Eine gewaltige Explosion in der Altstadt von Jaffa hat große Verheerungen angerichtet. Das Bild wurde vom Dach eines französischen Hospitals aus aufgenommen.



*

Die Trümmerstätte der großen Explosion. Britische Soldaten sind als Sicherheitsposten aufgestellt



Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(4. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Die Berliner Arbeiterfamilie Kubowski bekommt eine neue Untermieterin. Es ist Muschi Brandt, ihres Zeichens Servierfräulein in einem Bierlokal, und sie macht sichtlichen Eindruck auf Karl, den jungen Kubowski, der nichts kennt im Leben und von nichts sonst wissen will als von seiner Arbeit als Schriftsetzer und von weltabgeschiedenem Schmökern in dickleibigen Büchern. Auch Charlott, seine hübsche blutjunge Schwester, die als Laborantin in einer großen Chemikalienfabrik angestellt ist, führt inmitten der Weltstadt ein zurückgezogenes und fast kleinstädtisch-bürgerliches Leben, bis eines Tages Blechschmidt, ein Generalvertreter der Firma, sie sozusagen „entdeckt" und mit ihr und seinem holländischen Freund Jan Blaauw ausgeht. Als Charlott bald darauf sich mit Blechschmidt wieder treffen soll und daheim vorschützt, sie wolle mit einer Freundin ins Kino gehen, riecht die Mutter Lunte, und es gibt großen Krach. Kurz darnach sieht Muschi Brandt die verheulte und düster vor sich hinbrütende Charlott, und zwischen beiden entwickelt sich ein Gespräch über Liebe und Leben und ähnliche Dinge.

Muschi lachte amüsiert. „Sie wollen mich wohl trösten, ja? Das ist aber gar kein Trost. Ich habe das alles schon hinter mir. Ich war dreimal verlobt, einmal verheiratet, einmal geschieden, ich hatte ein Kind — alles war schon mal da, das eigene Heim und das sorgenlose Leben. Hab' ich alles bereits hinter mir. Was jetzt noch kommt —" sie zog die Mundwinkel abwärts und rümpfte die Nase: „Mist."

„Sie waren verheiratet!" Charlott staunte.

„Leider. Zuerst war ich verlobt mit einem Heiratsschwindler, der meine Aussteuer gestohlen hat. So fing es an. Dann war ich verlobt mit einem Kinobesitzer in Bremen, der war um zwanzig Jahre älter und hat eine billige Krankenpflegerin gebraucht, er hatte was mit der Lunge, was aber erst später 'rauskam. Dann hab' ich einen Maschinisten geheiratet, er hat in den Docks gearbeitet und gut verdient und war 'n netter Mensch, alles in Butter; wir hatten ein Kind, einen kleinen Jungen. Der ist gestorben, wie er zwei Jahre alt war. Dann ist mein Mann plötzlich nach Dänemark gefahren, weil es dort angeblich mehr zu verdienen gab. Ein ganzes Jahr hab' ich nichts von ihm gehört, kein Sterbenswörtchen. Er hatte genug von der Ehe; das war so'n Mann, der immer was Neues braucht und die Abwechslung liebt. Inzwischen hab' ich aber einen Mann kennengelernt. Sah ganz anständig aus und hatte 'ne gute Stellung. Ich wollte mich scheiden lassen und den heiraten, was sollte ich schon tun. Da taucht plötzlich aber mein lieber Ehemann auf und erwischt uns. Jetzt hatte er einen Scheidungsgrund und brauchte nichts zu zahlen. Darauf kam es ihm nämlich an. Das Schönste aber war, daß dieser Mann, den ich heiraten wollte, ein Freund von meinem Mann war, den er auf mich gehetzt hat, eben —" sie stach bei jeder Silbe mit dem Zeigefinger in die Luft — „eben um einen Scheidungsgrund zu haben. Nett, wie?"

„O —" stieß Charlott langgedehnt hervor, „wie gemein —"

Muschi lachte. „Wenn ich heute dran denke, kommt mir alles wahnsinnig blöd vor. Nachher kam nämlich dieser gleiche Mensch eines Tages anspaziert und sagt, wie wahnsinnig er mich liebt, ja, lachen Sie nicht, und er will mich jetzt wirklich heiraten. Allen Ernstes. Na, Sie können sich ungefähr denken, was ich dem geantwortet habe."

„Ja aber", sagte Charlott, „geht denn so was, ich meine gesetzlich: er durfte doch nicht einfach fortfahren und ein Jahr lang nichts von sich hören lassen."

„Ich war ja dumm damals. Anstatt die Burschen ordentlich hochgehen zu lassen, so 'ne abgekarteten Geschäfte sind ja strafbar, und ihnen ordentlich eins auszuwischen, da setz' ich mich hin und spiel' die gekränkte Unschuld und hab' alles auf mich genommen, stolz wie'n Spanier, wissen Sie. Ach — zum Schreien, wenn ich heute drandenke, wie dämlich man früher war."

Charlott schüttelte langsam und nachdenklich den Kopf. „Ja", sagte sie nach einer Weile, „die Männer sind gemein."

Muschi verzog den Mund. „Ach Unsinn, das sind alles so Redensarten. Die Männer sind nicht gemeiner als die Frauen. Es gibt immer so 'ne und so 'ne. Hören Sie sich mal an, wenn Männer von den Frauen erzählen, dann sagen Sie wieder, die Frauen sind gemein. Es gibt eben anständige Menschen und unanständige, unter den Männern genau so wie unter den Frauen. Es kommt nur drauf an, auf was für welche man trifft. Ich persönlich hab' eben Pech gehabt, nichts weiter."

Charlott war plötzlich hingerissen: „Sagen Sie das nicht, Sie sind noch jung, Sie werden noch einmal Ihr Glück machen — bestimmt."

Muschi runzelte die Stirn. „Sie verstehen mich falsch, ich bin nicht unglücklich, warum sollte ich unglücklich sein. Ich habe nur Gott sei dank keine Rosinen im Kopf und erwarte nichts Besonderes. Man erspart sich dann Enttäuschungen." Sie warf den Kopf zurück und legte ihn auf den Rand des Korbstuhls und blickte zur Decke empor. „Sie können das nicht verstehen. Sie fangen ja erst an zu leben. Sie haben noch Ideale und sehen den Himmel voller Baßgeigen und glauben an die Liebe und so... Ist ja ganz schön, aber — es kommt nicht viel dabei heraus, glauben Sie mir. Sie haben noch keine Erfahrung — seien Sie froh." Sie setzte sich plötzlich hoch und blickte Charlott lächelnd an. „Lassen Sie sich nicht beeinflussen von mir, ich will Sie bei Gott nicht verderben. Ich rede immer nur von mir." Sie stand auf und sagte müde: „Jeder Mensch ist ja anders, und dem einen sin Uhl ist dem andern sin Nachtigall. Ich glaube, wir gehen jetzt schlafen."

Charlott stand auf.

*

Blechschmidt saß hinter dem Steuer und qualmte nervös und trommelte mit den Fingern und blickte immer wieder umher, die Uhrzeiger marschierten, er sah Menschen vorbeiströmen. Das war eine verdammte Geschichte, die Kleine kam nicht. Da saß er in seinem Wagen und wartete, und es wurde immer lächerlicher, wie er da im Wagen hockte und herumblickte und jedes dünne weibliche Geschöpf anstierte, das sich dem Wagen näherte; das war lächerlich in hohem Maße, und er versuchte einige Theorien aufzustellen, um sich zu trösten. Erstens war es möglich, daß sie auf dem Potsdamer Platz wartete, das heißt gewartet hatte, denn jetzt würde sie schon längst wieder fortgegangen sein. Fiele in die Kategorie tragisches Mißverständnis; schlimm, aber nicht allzu. Zweitens: Sie ist plötzlich erkrankt, die Nase läuft oder der Bauch tut weh oder sonst was; aber da hätte sie telephonieren können. Unwahrscheinlich. Drittens: Sie ist plötzlich gestorben. Ebenfalls unwahrscheinlich. Viertens: Sie hat einen Freund oder einen Verlobten, und der ist plötzlich aufgetaucht und geht ihr nicht von der Pelle, und sie kann nicht kommen. Hat viel für sich, warum nicht, diese Version erscheint mir sehr stichhaltig; na, wollen weiter sehen. Was kommt jetzt, fünftens? Also fünftens: Sie will gar nicht kommen. Macht sich einen Spaß, das kleine Fräulein, und lacht sich einen Ast; der Dussel wartet am Wittenbergplatz, der soll warten, bis er blau wird. Warum nicht, so was kommt vor. Quatsch, so sieht die nicht aus, und so seh' ich auch nicht aus, vielleicht in zehn Jahren; diese Version wird verworfen, weil blöd. Sechstens: Sie hat nichts anzuziehen. Ebenfalls blöd, hatte ja neulich auch bloß 'n schäbiges Kleid an, ist ja auch total egal, was sie anhat, so kindisch ist sie nicht. Bleibt also noch die Möglichkeit, daß sie sich verspätet hat und noch kommt. Es ist 9 Uhr und 40 Minuten, verdammter Optimist, jetzt wartest du schon seit zehn vor neun, solche Verspätung gibt's nicht, wohnt zwar in Jott we de. Hol's der Teufel, die kommt nicht mehr; na, bis zehne wart' ich noch, kann man nie wissen. So vergeht eine Stunde. Eine Stunde oder sechzig Minuten, untätig verbracht auf dem Wittenbergplatz in Berlin in Erwartung eines kleinen Fräuleins namens Charlott Kubowski. Verrinnt 'ne Stunde, und nichts geschieht, hockst da und denkst und rauchst und giftest dich, und nichts geschieht, und draußen in der Welt, du hast ja keine Ahnung, in dieser selben Stunde, da sterben 4630 Menschen, und 5440 werden geboren, jetzt in dieser Minute 90 frische Babys und jetzt schon wieder 90, und jetzt schon wieder, toll, und 15 Menschen werden in jeder Stunde ermordet, alle vier Minuten einer, und 1200 Ehen werden geschlossen und 85 geschieden, und du hockst da und glotzt auf die Mädchen, und die Welt braust an dir vorbei, und die Erde dreht sich, schwupp, schon wieder neunzig Babys —

— langweilig diese Warterei, hat ja doch keinen Zweck, die kommt nicht. Will sie morgen mal anrufen, kann nur ein Versehen sein. Jedenfalls schade. Sehr schade. Schade. Schade. Könnte sie mitnehmen nach Amsterdam als Sekretärin; taugt aber nichts, Liebschaften im Geschäft, das führt zu nichts. Ich seh' sie gern, so'n kleines rosiges Geschöpf und so jung und zart, verdammt schade, und was fang ich mit dem Abend an? Die Menschen zieh'n vorbei, immer neue kommen, wo die nur alle hingehen? Schöne Frauen gibt's in Berlin. Was fang' ich bloß an? Wo Jan wohl steckt, der ist jetzt sowieso nicht zu Hause. Ich geh' wohin essen, macht aber keinen Spaß allein; jetzt müßte hier irgendwer vorbeikommen und mit mir essen gehen,

ich könnte auch irgend jemand anrufen, aber wen, verdammt noch mal, da sitzt man mitten drin in Berlin und weiß nichts anzufangen; na, ich fahr' erst mal los.

*

Am nächsten Tag mußte Charlott immerfort aufpassen, wenn ein Auto auf den Fabrikshof gefahren kam; kein weißes Kabriolett, kein Herr Eugen Blechschmidt, nichts. Sie stand in ihrem weißen Kittel am Laboratoriumstisch und blickte zum Fenster hinaus, und zugleich spitzte sie die Ohren, aber niemand sprach von Blechschmidt, und er rief nicht an. Sie hätte gern gewußt, was nun mit den Reklamationen geschehen sei und ob die nun noch geschrieben werden mußten oder nicht und was überhaupt los war, aber nichts war zu ermitteln. Sie dachte von Minute zu Minute, jetzt kommt er, und immer, wenn das Telephon nebenan in Dr. Schlossers Büro ging, erschrak sie. Langsam wuchs in ihr eine Enttäuschung, und der Abend kam, und sie zog ihren Laboratoriumsmantel aus und fuhr mit der 69 nach Hause. Dieser Tag war erledigt, und es war nichts geschehen. Nun ist er also doch böse, und es ist aus. Sie trat in eine Telephonzelle in der Frankfurter Allee und überlegte unschlüssig; ich muß mich entschuldigen, egal, was ist, ich hab' ihn versetzt und muß mich entschuldigen; aber sie konnte ihn im Exzelsior nicht erreichen und ging nach Hause.

Sie war sehr niedergeschlagen und traurig und dachte an den schönen Abend; sie sah ihn vor sich, wie er aus schmalen Augen lächelte, und sie sah deutlich die dunkle seidene Krawatte und den großen Ring an seinem Finger. Sie liebte ihn sehr. Als sie im Bette lag, wuchs die Hoffnung wieder ein wenig, ein neuer Tag lag vor ihr, und jetzt mußte, mußte, mußte etwas geschehen, entweder er kam nach Johannisthal hinaus oder er rief an, oder irgend etwas geschah; er konnte nicht verschollen bleiben in Berlin, er mußte in Erscheinung treten, er mußte, sie wünschte es, sie befahl es, sie betete es.

Kubowski saß im Wohnzimmer in der Ecke vom Sofa und hielt die Zeitung in der Hand, die Augen fielen ihm zu. Auf dem Tisch stand Mutters Nähkörbchen; sie saß klein und zusammengeduckt am Tisch und nähte neue Manschetten an ein blaues Oberhemd vom Karl. Von Zeit zu Zeit hob Karl den Kopf von seinem Buch und blickte prüfend mit gestrecktem Hals über den Tisch hinweg auf Muttis Hände; er wollte das Oberhemd morgen früh anziehen, und die Manschetten durften nicht zu kurz werden.

„Geh' doch ins Bett, Papa", sagte Mutti.

Kubowski riß sofort die Augen auf und raschelte mit der Zeitung. „Warum soll ich ins Bett geh'n, es ist ja noch Zeit."

„Schläfst ja doch schon."

„Ich? Bei dir piept's wohl? Ich les' die Zeitung." Er faltete wichtig und geräuschvoll die Blätter. Karl grunzte und verdrehte die Augen; diesen Dialog hatte er etwa zehntausendmal gehört, Abend für Abend hörte er ihn, die Wände könnte man hochgeh'n.

„Was ist denn mit Charlott los?" fragte Kubowski, er hatte das Gefühl, daß er etwas sagen müßte.

„Was soll denn los sein?" fragte Mutti. Sie hatte ein schlechtes Gewissen.

„Ich meine — kommt nach Hause mit'm Gesicht wie 'ne gekränkte Leberwurst, ißt nischt, sagt nischt, kriecht sofort ins Bett — ich weiß nicht, was soll das bedeuten?" Er schüttelte den Kopf und blickte Karl antwortheischend an, was Karl als Vorwurf empfand — geht mich das vielleicht was an, so'n albernes Jöhr —, aber er war bereit, sich zu rächen.

„Vielleicht kriegt sie 'n Kind", sagte er gleichgültig. Derartige blöde Bemerkungen von seiten Karl Kubowskis erweckten keinerlei Sensationen mehr und fanden nicht einmal Beantwortung.

Kubowski blickte wieder in die Zeitung und schlief nach ein paar Minuten tatsächlich ein.

*

Charlott war entsetzt, als auch dieser Tag wiederum verging, ohne daß etwas geschah. In der Mittagspause klingelte sie im Hotel an, aber ohne Erfolg, er war nicht zu erreichen. Sie beneidete ihre Kolleginnen, die keine Ahnung hatten. Sie fühlte sich ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Mädchen, sie hatte Beziehungen zu Herrn Blechschmidt, und das war, wenn man es nur richtig überdachte, das war etwas sehr Ungeheuerliches, da konnte man sagen, was man wollte. Sie liebte ihn sehr, darüber war sie sich nun völlig im klaren, aber was hilft das alles, diese Liebe ist unglücklich; wenn man nur wüßte ... Sie versuchte vorsichtig, die Rede auf Herrn Blechschmidt zu bringen; sie wartete einen Augenblick ab, als Frau Kastner neben ihr stand, und sagte unschuldig, es sei auffallend, daß jetzt viel mehr nach Holland geliefert würde als nach England. Doch, sagte Frau Kastner, Herr Blechschmidt sei sehr tüchtig. Frau Kastner hielt ihn unbedingt für einen außergewöhnlichen Menschen, außergewöhnlich in jeder Hinsicht. Charlott versuchte anzuknüpfen, aber Frau Kastner putzte ihren Kneifer mit dem Zipfel ihres Laboratoriumskittels und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Charlott gewöhnte sich langsam daran, unglücklich zu sein, und brütete in Träumen versponnen vor sich hin. Sie begriff nun nicht mehr, wie oberflächlich und leichtfertig sie hatte sein können an jenem Abend, ohne Ahnung von der Größe des Ereignisses, und es gab ihr auch zu denken, was Muschi Brandt gesagt hatte; so was hat man tausendmal gelesen, aber wenn ein lebender Mensch das wirklich erlebt, das ist doch was ganz anderes und bleibt haften, und man muß darüber nachdenken. Muschi Brandt sagt zum Beispiel, die Leute reden sich die Liebe nur ein; ich rede mir also nur ein, daß ich ihn liebe, und ich liebe ihn in Wirklichkeit gar nicht; ach Quatsch, wenn er bloß käme.

Am dritten Tag rief sie wiederum im Hotel an, man sagte ihr, Herr Blechschmidt sei abgereist. Sie stand in der Telephonzelle in Johannisthal, und eine kleine alte Frau mit einem faltigen Gesicht blickte durch das Glas feindselig herein. Charlott hing den Hörer auf, ihr Herz schlug hart und drängend. Sie trat langsam aus der Zelle, und die alte Frau huschte an ihr vorbei und schlug die Tür zu. Nun ist er abgereist; sie ging zur Haltestelle und starrte auf den Weg, und langsam verschwamm alles vor ihrem Blick. Sie öffnete die Handtasche und zog ein kleingefaltetes Taschentuch hervor und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Nun war alles vorbei.

4.

Allerhand verliebte Leute.

„Ich mache mir nichts aus Ausgeh'n", sagte Muschi, „in Lokalen rumsitzen, das ist doch langweilig."

„Na, dann wollen wir ins Kino geh'n oder ins Varieté oder irgendwohin", schlug Karl vor, „oder geh'n wir tanzen."

„Buh", lehnte Muschi ab, „das schon gar nicht."

„Also ins Kino."

Muschi lächelte nachgiebig. „Schön, also geh'n wir ins Kino."

Karl trug einen neuen Anzug, blau mit dünnen grauen Streifen, und eine silbergraue Krawatte. Er hatte sein Haar ganz flach an den Kopf gebürstet und roch nach Heliotrop. Sein Kinn war weiß gepudert, und an den Füßen hatte er hellgraue Socken und Lackschuhe.

Muschi blickte nur kurz in den Spiegel und fuhr mit der Puderquaste über ihre Nase, und dann schlüpfte sie in den Mantel, den er ihr hielt, und sie gingen die Frankfurter Allee hinunter auf den Alexanderplatz zu.

Karl vergrub die Hände in den großen Taschen seines Mantels, und wenn sie an spiegelnden Schaufenstern vorbeikamen, blickte er hinein und rückte an seinem Hut, der neu und unbehaglich auf dem Kopfe saß.

Er ging sehr aufrecht neben Muschi her und fühlte sich stolz und unternehmungslustig. Er blickte befriedigt auf seine Lackschuhe herab, die durch den matschigen zerfließenden Schnee furchten. Er hatte achtundzwanzig Mark in der Tasche, und neben ihm ging eine unerhörte Frau; er hatte allerhand vor, nu erst mal ins Kino, und dann wollen wir weiter sehen ...

Sie kamen mitten in die Vorstellung; sie sahen eine schwarzhaarige Frau, die in einer kleinen Badewanne ein Baby wusch und dazu ein Liedchen sang mit großer Orchesterbegleitung. Muschi wollte nach vorn gehen, aber Karl hielt sie am Ärmel fest. „Hallo", flüsterte er, „wir sitzen hinten." Hat das Knäblein richtig Loge gekauft. Muschi setzte sich an die Brüstung, knöpfte ihren Mantel auf und blickte auf die schwarzhaarige Frau, die das dickbäuchige Baby in ein Handtuch wickelte.

Karl zog umständlich seinen Mantel aus und legte ihn über einen Stuhl. Er nahm den Hut ab und kämmte sich im Finstern. Er roch nach Heliotrop und rückte eng mit seinem Stuhl an Muschi heran.

Eine Weile lang blickte er irritiert auf die Leinwand. Die Frau sprach amerikanisch mit dem Baby, und er wußte nicht, wer sie war und was sie wollte, und warum das Baby weinte. Er wandte den Kopf und blickte Muschi von der Seite an.

Sie wußte, daß er sie anstierte; sie zog die Brauen ein wenig in die Höhe, stützte das Kinn in die Hand und blickte auf die Leinwand. Jetzt stand die Frau, diesmal ohne Baby, in einem glitzernden Ballsaal, nachlässig gegen den weißen Flügel gelehnt, und sang einen langsamen Fortrott, bewegte ein wenig die Hüften und blickte träumerisch und schmerzlich lächelnd auf die tanzenden Paare; offenbar dachte sie an ihr kleines Baby, das allein und verlassen zu Hause war.

Karl warf nur kurze feindselige Blicke auf die Leinwand; er beobachtete Muschi und fühlte ihre Nähe; die Dunkelheit und die Musik verwirrten ihn, und seine Hände wurden feucht vor Erregung.

Er raschelte mit einer Tüte. „Bonbon?" fragte er flüsternd.

Muschi wandte den Kopf nicht, sie streckte nur die Hand zur Seite und suchte tastend nach der Tüte; es dauerte eine Weile, bis sie ein Bonbon hervorgeholt hatte. Karl fühlte eine jähe Wut in sich aufsteigen; das macht sie absichtlich, warum kuckt sie denn nicht her, so'n doofer Film. „Danke", sagte sie leise, ohne sich zu rühren, und steckte das Bonbon in den Mund. Karl raschelte mit der Tüte, ärgerte sich und zerbiß knirschend ein Bonbon.

Ein schöner junger Mann betrat den Ballsaal, eine Hand lässig in der Hosentasche und eine Zigarette schief im Mundwinkel. Luftballons stiegen auf, und die Menschen drängten sich enorm; nur um den jungen Mann herum drängte sich niemand, denn sonst könnte ihn das Publikum nicht sehen. Er blickte gelangweilt umher, und nun erblickte er die Frau, die am Flügel lehnte, und plötzlich zog er die Hand aus der Hosentasche und warf die ganze Zigarette einfach fort, ohne hinzukucken, und murmelte etwas auf Amerikanisch, offenbar sagte er „Donnerwetter". Karl beäugte ihn mißtrauisch, so'n Affe; er wandte vorsichtig den Kopf und suchte mit dem Blick Muschis Hand. Sie saß mit übergeschlagenen Beinen und hatte eine Hand auf der Samtbrüstung liegen, mit der andern hielt sie ihr Knie. Karl seufzte tief und schwer. Plötzlich ergriff er ihre Hand, zog sie vom Knie fort und hielt sie in der Luft fest.

Muschi riß ein wenig an der Hand, um sich zu befreien, aber er hielt sie fest, und sie wandte den Kopf flüchtig, lächelte fremd und blickte wieder nach der Leinwand. Er saß und hielt ihre Hand, sie war warm und fest; er streichelte sie, und plötzlich ließ er sie los und legte seinen Arm um Muschis Schulter, bog ihren Kopf zurück und küßte sie.

„Nicht doch", sagte Muschi leise.

Sein Herz raste. „Ich liebe dich", stieß er hervor.

„Seien Sie nicht kindisch", sagte sie unangenehm berührt.

Er spürte die Kälte, das Blut schoß ihm in den Kopf, er ließ sie los und zog sich zurück, er kam sich maßlos albern vor. Als es hell wurde und die Leute zu den Ausgängen drängten, saß er verlegen auf dem Stuhl und wußte nichts zu sagen und blickte starr in den Saal.

„Scheint 'n ganz netter Film zu sein", meinte Muschi. „Man kennt sich nur nicht richtig aus, wenn man mitten drin 'reinkommt."

„Ich kuck' gar nicht hin", brummelte er, „ich warte, bis es wieder von Anfang angeht." Er zog die Tüte hervor: „Noch 'n Bonbon?"

Sie griff hinein und blickte ihn dabei lächelnd an. Sie schob mit der Zunge das Bonbon im Munde umher. „Es gibt gewisse Dinge, die ich nicht hören mag, die mich einfach rasend machen, verstehen Sie? Ich will Sie nicht kränken, aber mich macht's einfach rasend, wenn Männer so anfangen, brrr."

Er starrte auf ihren Pullover und haßte sie in diesem Augenblick, haßte sie erbittert und abgründig.

„Sie sind 'n netter Junge", sagte sie langsam und strich mit der Hand leicht über seinen Kopf, „wir können auch so gute Freunde sein, darum brauchen Sie mir noch keine Romane zu erzählen."

Er verlor den Boden unter den Füßen, denn er liebte sie jetzt wieder grenzenlos.

*

Eines Abends, wenige Tage später, stand Jean Blaauws vor dem Gittertor der Fabrik und blickte prüfend den Mädchen ins Gesicht, die in den Feierabend hinausliefen. Als er Charlott erblickte, ging er auf sie zu.

„So ein Zufall", sagte er, „freut mich kolossal, daß ich Sie hier treffe, so ein Zufall."

„Wie kommen Sie nach Johannisthal?" fragte Charlott.

„Ach, nur so", lachte er, „rein zufällig."

„Ich dachte, Sie wollten — Ihren Freund hier besuchen."

„Wen besuchen?"

„Herrn Blechschmidt, Ihren Freund."

„Der ist doch schon lange wieder in Amsterdam."

„Ich weiß, ich dachte nur, Sie wissen vielleicht nicht, daß er schon wieder abgereist ist."



„Doch, doch, weiß ich“, er rieb sich die Hände und ging neben ihr her, „nee, ich wollte mir bloß mal so Johannisthal ansehen, wissen Sie, und komme zufällig grade hier vorbei. Wie geht's Ihnen, Fräulein Charlott?“

„Danke. Und Ihnen?“

„Mir geht's immer gut. Übrigens soll ich Ihnen von Blechschmidt einen schönen Gruß bestellen, und er ist sehr böse auf Sie, er hat eine ganze Stunde lang auf dem Wittenbergplatz auf Sie gewartet, und wenn er nächstens nach Berlin kommt, hat er gesagt, dann werden Sie was erleben.“

Charlott lachte. „Kommt er bald wieder?“

Jan blickte von der Seite: „Interessiert Sie wohl sehr, was?“ fragte er geheimnisvoll.

Charlott wurde rot. „Unsinn, ich frage nur so.“

„Ich schätze, im Frühjahr kommt er wieder.“

„Interessiert mich wirklich nicht. Übrigens, sagen Sie mal, wie kam Herr Blechschmidt dazu, Ihnen einen Gruß für mich aufzutragen, ich meine —“

Er lachte. „Sie sind ein großartiger Sherlock Holmes, darauf müßte man direkt was trinken. Blechschmidt ist nämlich ein Hellseher, wußten Sie das nicht?“

Sie sah ihn an und fand ihn sehr heiter. Hinter ihnen gingen Kolleginnen, und Jan sah sehr elegant und stattlich aus; Charlott freute sich in irgendeiner Art. „Nee, wußt' ich nicht“, sagte sie.

„Ja, er hat nämlich genau vorher gewußt, daß ich eines Tages rein zufällig hier vorbeikommen und Sie treffen werde.“

„Überhaupt“, lachte Charlott, „jetzt fällt mir das erst auf: merkwürdiger Zufall, nicht? Ausgerechnet vor der Fabrik um fünf Uhr. Eigenartig, nicht?“

„Tatsächlich“, nickte er ernst, „sehr eigenartig.“

Sie lachten beide.

„Nee“, sagte Charlott, „ich konnte damals nicht. Meiner Mutti war nicht gut, und ich mußte zur Apotheke laufen und ihr Pulver holen, und es waren soviel Leute in der Apotheke, und als ich wieder zu Hause war, war es schon zu spät. Hat mir auch leid getan, aber was kann man tun. Ich wollte Herrn Blechschmidt dann anrufen, aber ich konnte ihn nie erreichen im Hotel.“

„Ja, ja, es gibt solche Verkettungen. Hoffentlich geht's Ihrer Frau Mutter wieder besser.“

„Doch“, beruhigte Charlott ihn, „das war nur so'n Zufall. Sie hat irgend was mit'm Magen, aber es ist nichts Schlimmes.“

„Wir haben öfter von Ihnen gesprochen, Fräulein Charlott, wir wollten wieder mal mit Ihnen ausgeh'n, aber es kam nicht dazu, Blechschmidt hatte jeden Abend Besprechungen.“

„Na, na“, Charlott zog zweifelnd die Brauen zusammen.

„Tatsächlich“, versicherte Jan. Er blieb plötzlich stehen und sah sie durchdringend an: „Wo wollen Sie denn jetzt hin, Fräulein Charlott?“

Sie lachte. „Nach Hause natürlich.“

„Wirklich? Kein Rendezvous oder so?“

„Warten Sie mal“, sie stützte das Kinn in die Hand und dachte angestrengt nach, „was haben wir denn heute, Montag. Nein, kein Rendezvous.“

„Sieh' mal an“, tat er überrascht.

„Ach Quatsch“, lachte sie, „ich tu ja bloß so.“

„Alsdann erlaube ich mir ergebenst, Sie hiermit einzuladen.“ Er legte die Hand aufs Herz und verbeugte sich ernst. Charlott amüsierte sich sehr, obgleich sie es ein wenig auffällig fand, hier zu stehen und Theater zu spielen; sie blickte schnell umher, ob niemand zusah.

„Mit Vergnügen“, sagte sie und machte einen Knicks.

„Brav“, lobte er, „jetzt wollen wir uns nach einer Fahrgelegenheit umseh'n.“

„Hier, Stadtbahn.“

„Gut. Fahren wir bis zum Zoo.“

Sie saßen in einem Raucherabteil zweiter Klasse, und Charlott war sehr vergnügt. „Was treiben Sie eigentlich hier in Berlin?“ fragte sie.

Er seufzte: „Das weiß ich selbst nicht genau. Offiziell vertrete ich die Firma meines Vaters.“

„Sie haben ein Büro hier?“

„Auch das. Im Columbushaus. Aber ich bin nie da.“

Sie lachte. „Wenn aber nun Kundschaft kommt?“

Er neigte sich vor. „Ich versteh' nicht — wenn wer kommt?“

„Kundschaft.“

Er schüttelte verständnislos den Kopf. „Sie sprechen so undeutlich.“

„Kund — schaft!“ schrie sie. Leute blickten herüber.

„Was ist das?“ fragte er interessiert.

„Das sind Menschen, die etwas kaufen wollen.“

„Bei mir?“

Sie nickte. „Natürlich.“

„Komisch“, sagte er, „möchte wissen, was die Leute bei mir kaufen sollten.“

„Na, ich denke“, sagte Charlott, „Sie haben hier eine Vertretung. Womit handeln Sie denn?“

„Mit Schiffen.“

„Mit Schiffen? Was für Schiffen?“

„Richtigen ausgewachsenen Schiffen, die nach Australien fahren und nach Afrika und überallhin.“

„O Gott“, lachte Charlott, „Schiffe bauen wir uns doch alleine in Hamburg und Kiel und Bremen.“

„Eben“, sagte Jan, „darum kommen ja auch keine Leute, die bei mir was kaufen wollen. Verstehen Sie jetzt langsam?“

„Nein, das verstehe ich nicht. Ihr Vater hat also eine Firma, die Schiffe baut.“

Er nickte. „Eine Werft, sozusagen.“

„In Holland?“

„Rotterdam.“

„Also: in Rotterdam werden Schiffe gebaut, nicht wahr, und wenn sie fertig gebaut sind, müssen sie verkauft werden.“

„Grade umgekehrt. Die Schiffe werden erst verkauft und dann gebaut.“

„Aha. Also in Auftrag gebaut. Schön. Sie sollen also hier Aufträge auf Schiffsbauten sammeln. Haben Sie schon mal welche gekriegt?“

Er schüttelte den Kopf.

„Noch nie?“

„Nee.“

„Und wie lange sind Sie schon hier?“

„Vier Jahre.“

„Dann verstehe ich Sie nicht. Sie wissen doch, daß wir unsere Schiffe alleine bauen. Wozu haben Sie dann ein Büro hier? Das ist doch Verschwendung, das muß doch eine Menge Geld kosten. Warum lösen Sie das Büro nicht auf?“

Er blickte sie nachdenklich an. „Donnerwetter, ja“, sagte er langsam. „Sie haben tatsächlich recht. Auf die Idee sind wir noch gar nicht gekommen …“

Er schielte sie von der Seite an.

„Ach Sie“, rief Charlott, „Sie verkohlen mich bloß.“

Er griff lachend nach ihrer Hand. „Nein, passen Sie auf. Also im Ernst: es handelt sich ja gar nicht darum, Schiffe zu verkaufen. Sondern, Sie können sich denken, daß eine einigermaßen größere Werft viele Beziehungen mit deutschen Firmen unterhält, und da braucht man einen Verbindungsmann, verstehen Sie? Und der bin ich.“

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Bilderscherze. Beim unteren Bild (Radfahrergruppe) ist der rechte Rand „oben“, das obere Bild (Rennplatzbesucher in Ascot) steht auf dem Kopf!

Aufnahmen: Weltbild und R. Leßmann.

E. V. v. RUDOLF:

König Heinrich I. der Deutsche

ZUM 2. JULI 1936, DEM 1000. TODESTAGE DES GRÜNDERS DES ERSTEN DEUTSCHEN REICHES

Immer in Zeiten deutscher Bedrängnis waren starke, tapfere Männer bereit, ihr Volk aus Unheil und Bedrückung wieder zu neuem Aufstieg zu führen. Aber nur alle tausend Jahre einmal, wenn die Not am schlimmsten war, erstand den Deutschen einer jener großen, weitschauenden Führer, die für die langen, dazwischenliegenden Zeiträume wahrhaft schicksalsbestimmend einwirkten. Zu Beginn unserer Zeitrechnung war es Armin, der große germanische Staatsmann und Feldherr, der den unbeugsamen Freiheitswillen seines Volkes in einem Zeitpunkt entfesselte, als es um Sein oder Nichtsein der rassischen und kulturellen Eigenständigkeit der Germanen ging. Fast mit nichts begann er, mit keiner Macht, ja, nicht einmal im Besitz des Vertrauens aller deutschen Stämme. Aber seinem alles wagenden persönlichen Mut, seiner jeder Gefahr und jedem Verrat trotzenden Umsicht, seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit und nicht zuletzt der seltenen Gabe, auch die noch Wankenden zu überzeugen und mitzureißen, gelang das Werk. Fast ein Jahrtausend später waren es König Heinrich I. und wieder ein Jahrtausend später unser Führer Adolf Hitler, die unter fast gleichen Umständen ihr Volk aus höchster Not und Gefahr retteten — jener als Begründer des Ersten, dieser als Schöpfer des Dritten Reiches der Deutschen!

Auf Grund alter Urkunden und Quellen schildern Fr. Lüdtke in dem Werke „Heinrich I." und J. O. Plaßmann in „König Heinrich der Vogler" eingehend die geschichtliche Entwicklung vom ersten Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte, oder vielmehr von der Teutoburger Schlacht bis Heinrich I. und das Zeitalter dieses großen deutschen Führers. Der Gedanke eines umfassenderen Zusammenschlusses war sicherlich schon vor dem Bündnis der Zimbern und Teutonen bei den Germanen lebendig, aber selbst zu Armins Zeiten noch scheiterten alle Versuche germanischer Einigung. Erst nach Bildung der Großstämme und ihrer endlichen Vereinigung konnte später unter Heinrich I. ein Deutsches Reich entstehen.

Vor tausend Jahren bewohnten vier große deutsche Volksstämme ein weites Bauernland: die Sachsen, die Franken, die Alemannen und die Bayern; dazu kamen noch im Norden der kleinere Stamm der Friesen und im östlichen Mitteldeutschland die Thüringer. Diese Stämme bildeten das ostfränkische oder Deutsche Reich. Hundert Jahre vorher waren sie von Karl dem Franken mit den Westfranken, Burgundern und Langobarden zu einem großen „Reich der Franken" zusammengeschmiedet worden, das aber schon bald nachher wegen der Zwietracht der Erben wieder in seine gallische und germanische Hälfte auseinanderfiel. Die Unfähigkeit und Verderbtheit der Karolinger brachten auch diese Reiche an den Rand des Untergangs. Sie konnten weder den kühnen nordischen Wikingern, die man auch Normannen nannte, widerstehen, noch den fürchterlichen Hunnen, die das Land an der Donau und Raab bis zu den Karpaten besetzt hielten und regelmäßige Raubzüge nach den sterbenden abendländischen Reichen unternahmen. Trübsal und Verwirrung und entsetzliches Elend hatte das Landvolk zu erdulden. Nur Mauern und Burgen boten noch einige Sicherheit.

Dem tapferen Kaiser Arnulf von Kärnten gelang es noch einmal, die Macht des Reiches zu sammeln und die Normannen in Brabant vernichtend zu schlagen. Dann aber kam Ludwig das Kind auf den Thron, und es wurde ärger denn je. Nach dem Tode dieses unglücklichen letzten ostfränkischen Karolingers traten, von gemeinsamer Not getrieben, im November 911 die Fürsten, Bischöfe und freien Männer der vier großen deutschen Stämme zu Forchheim zusammen, um einen neuen König zu wählen. „Wie Brüder, wie ein einziges Volk standen sie jetzt zusammen", erzählt Widukind in seiner „Sachsengeschichte". Zum ersten Male wollten sie sich auf einen sächsischen Stammesführer, auf Herzog Otto von Sachsen, einigen. Die Mutter des greisen Fürsten, Frau Oda, war zu jener Zeit 105 Jahre alt. Sie hatte noch jene ferne Zeit miterlebt, als das Volk der Sachsen, vom Frankenkaiser Karl unterworfen, zerrissen und verbittert am Boden lag, als Tausende hingemordet wurden und Tausende heimatlos in die Fremde gingen. Ihr Gemahl, Herzog Liudolf, hatte sich nachher dem Mächtigeren gefügt, um den Rest des geliebten Volkes zu retten. Nun hätten die Sachsen die Krone jenes fränkischen Kaisers in Besitz nehmen können. Herzog Otto aber nahm die Wahl nicht an: er wollte nicht, daß nach dem Kinde ein Greis König werde. Er kannte auch genau die feindliche Gesinnung der römischen Geistlichkeit gegen alles Nicht-Fränkische und wußte, daß die Frucht jahrzehntelanger Arbeit noch nicht reif war. Er riet daher in weiser Voraussicht, statt seiner den jugendlichen Frankenherzog Konrad zum König zu wählen. Er selbst wollte das Sachsenland seinem Sohne Heinrich, der ihm als letzter von mehreren stattlichen Söhnen geblieben war, in Frieden übergeben.

Heinrich sah wohl schon zu jener Zeit klar voraus, daß die bei der Königswahl bewiesene Einigkeit der Sachsen und Franken nicht von langer Dauer sein werde. Der neue König war wohl ein tapferer Mann, dabei aber auch, wie alle Frankenherrscher, hochmütig, rechthaberisch und unselbständig. Seine ersten Ratgeber waren die Bischöfe Hatto von Mainz und Salomo von Konstanz, zwei heimtückische und grausame Gesellen, denen die Machtgier näher lag als die Frömmigkeit. Die römische Kirche war ja von jeher die geschworene Feindin der starken Herzoge gewesen; sie wußte, daß die weltlichen Fürsten sich nie mit der wachsenden Macht, dem riesigen Besitz und der politischen Stellung des Klerus abfinden würden. Darum verband sie sich um so enger mit dem fränkischen Königshaus, das die Herzoge ebenso haßte und fürchtete wie sie.

Heinrich hatte die kirchliche Gier nach weltlichen Dingen schon früher einmal am eigenen Leibe bitter zu spüren bekommen. Als er vor Jahren Hadeburg die Tochter des reichen Grafen Erwin von Merseburg vor Gott und seinen Standesgenossen rechtens geheiratet hatte, schlugen die geistlichen Herren Lärm: die Braut sei vorher einem Kloster anverlobt gewesen, sie gehöre also samt ihrem reichen Besitz der Kirche, und die Ehe sei ungültig. Hadeburg durfte noch eben ihr Kind zur Welt bringen und mußte dann in einem Kloster verschwinden; Dankmar, der ehelich erzeugte Sohn, wurde vom geistlichen Gericht als Bastard erklärt. Das reiche Heiratsgut aber, um das es den geistlichen Herren vor allem gegangen war, blieb bei Heinrich: die habsüchtigen Bischöfe mußten sich dareinfinden, daß sie wohl das Glück einer Frau zerstören, nicht aber dabei auch ihren kostbaren Goldschatz erbeuten konnten.

Nicht lange vor der Königswahl hatte Herzog Otto seinen Sohn Heinrich zu neuerlicher Ehe gemahnt. Er sprach ihm vom westfälischen Grafen Thiederich, einem Enkel des großen sächsischen Freiheitshelden Widukind, und von dessen Tochter Mathilde. Im ganzen Sachsenlande sangen die Fahrenden ihr Lob: „Schön ist sie von Antlitz, von kindlicher Lieblichkeit, guttätig, freigebig, rein: höchsten Lobes wert!" Sie wuchs im Stift zu Herford unter den Augen der Großmutter, der Äbtissin, auf, ohne aber für den geistlichen Stand bestimmt zu sein. Eines Tages betrat Heinrich mit einigen Begleitern unerkannt die Klosterkapelle, in welcher Mathilde ihre Andacht verrichtete. Er wurde bei ihrem Anblick so von Liebe übermannt, daß er kurz nachher mit großem Ge-



Früher konnten die geschnittenen Tabake innerhalb der Werke nur in großen Kisten transportiert werden.

Im Jahre 1932 wurde eine neue Transport-Methode in unseren Musterwerkstätten ausgearbeitet. Die hier abgebildeten Ansaugrohre am Verteilertisch nehmen fortlaufend die aromatischen Tabakfäden auf, und ein genau abgestimmter Luftstrom führt sie auf die denkbar pfleglichste Art der weiteren Verarbeitung zu.

folge bei der Äbtissin erschien und um die Erkorene warb. Nach erfolgter Einwilligung führte er Mathilde schon am nächsten Tag in festlichem Geleite nach der Heimat der Sachsen. Ein romantischer Hauch von Rittertum, Liebe und Abenteuer umweht diese seltsame Werbung, aber sie endete doch mit einer beinahe königlichen Hochzeit und einer sehr glücklichen Ehe. Ein Jahr später, am 22. November 912, gebar Mathilde ihren ältesten Sohn, den sie dem greisen Großvater zu Ehren Otto nannte. Zweiunddreißig Jahre hindurch hatte der alte Sachsenherzog in unermüdlicher Tätigkeit gewirkt; eine Woche nach der Geburt seines Enkels schloß er für immer seine Augen. Seine ehrwürdige Mutter überlebte ihn noch ein halbes Jahr: sie starb im Alter von 107 Jahren.

Das Reich hatte nun zwar einen neuen König, aber schon bald nach dem Tode des Herzogs Otto trat das ein, was Heinrich vorgeahnt hatte. Die Kirche wollte eine Königsherrschaft, die nach Ursprung und Richtung durchaus klerikal eingestellt sein sollte. Herzog Heinrich sah mit nüchternem Scharfblick den Widerstreit, der in der Geschichte der Deutschen stets so unheilvoll wirkte: die Königsgewalt, die nach kirchlicher Auffassung von jenseitiger Herkunft sein sollte, und ihr entgegen die herzogliche Stammesgewalt, die aus dem ältesten Gefolgschaftsrecht erwachsen war und recht eigentlich vom Volke ausging. Aus diesem Gegensatz entstand bald nach Herzog Ottos Tod der neue Streit zwischen Sachsen und Franken. Als die kampflustigen Kirchenfürsten mit offener Gewalt nichts gegen den starken Sachsenherzog ausrichten konnten, versuchten sie, wie Widukind berichtet, den gefährlichen Mann mit List und Tücke zu beseitigen. Der Erzbischof Hatto lud Heinrich nach Mainz und wollte ihn dort mittels einer kunstvoll geschmiedeten goldenen Halskette ums Leben bringen. Aber Heinrich erfuhr rechtzeitig davon, kehrte am halben Wege um und ließ dem Erzbischof mitteilen, „er wolle ihn nicht weiter belästigen und lieber wieder heimkehren, um dort nachzudenken, wie er ihm am besten dienen könne". Und Herzog Heinrich zögerte nicht, Herrn Hatto zu „dienen". Er war ein Mann, der stets nur Wohlerwogenes wagte: Kaum in der Heimat angelangt, begann er gegen den Erzbischof die Fehde, indem er über dessen reichen Landbesitz in Thüringen herfiel und sich in kurzer Zeit dort alles Land unterwarf. Der streitbare Kirchenfürst, der ein Vierteljahrhundert mit nichts anderem verbracht hatte, als Ränke, Tücken und Unfrieden zu ersinnen, verwand diesen unerwarteten Schlag nicht. Widukind erzählt: „Er sah seinen Ränken ein Ziel gesetzt, Kümmernis ergriff ihn, und Krankheit zehrte ihn auf. Einige sagen, der Blitz habe ihn getroffen." Das Volk ersah in seinem Tode ein Gottesgericht.

Nach Hattos Tod bemühte sich der Bischof Salomo von Konstanz, ihn würdig zu ersetzen, und schürte immer wieder von neuem das Feuer. Im Reich herrschte grauenvolle Verwirrung. In fast jährlichen Einfällen verheerten die Hunnen das Reich. Aber statt seine Kraft gegen diese zu erproben, führte der von der Geistlichkeit irregeleitete König Konrad seine reichszerstörenden Kriege gegen die Reichswächter im Osten und Süden: gegen die Alemannen, Bayern und Sachsen. Mit entsetzlicher Grausamkeit wütete er in den Ländern der beiden erstgenannten Stämme, und doch scheiterte immer wieder sein unglückseliges Vorhaben. Herzog Heinrich sah, daß seine schlimmsten Befürchtungen noch weit übertroffen wurden, daß dieser fürchterliche Wirrwarr im Reiche mit einem deutschen Königstum kaum mehr etwas gemein hatte. Zwei Jahre ließ er dem unfähigen Konrad Zeit; dann aber machte er sich daran, kühl und ohne Übereilung einzugreifen. Der König war gerade im Kampf mit dem Herzog von Schwaben, wünschte aber zu gleicher Zeit auch den unbotmäßigen Sachsenherzog niederzuzwingen. In zahlreichen Liedern hat das Volk der damaligen Zeit, das seine Herzoge liebte und die hohe Geistlichkeit haßte, seine Helden besungen. Aus Widukinds Bericht klingt noch der Spott der fahrenden Sänger, wenn man darin liest: „Eberhard, des Königs Bruder, kam mit Heeresmacht nach Sachsen, das Land zu verderben. Er kam bis an die Eresburg, aber kein Sachse ließ sich blicken. Da nahm er den Mund recht voll und rief zornig, es wurme ihn in der Seele, daß sich ihm die Sachsen nicht stellten; er wollte doch so gerne seine Kraft an ihnen erproben. Kaum hatte er dies gerufen, da kamen die Sachsen mit blitzenden Waffen hinter den Bergen hervor, überfielen die Franken und hieben eine solche Menge nieder, daß nachher die Spielleute höhnten, keine Hölle sei groß genug, alle Erschlagenen zu fassen. So wurde Eberhard schmählich aus dem Lande getrieben!"

König Konrad räumte nach dieser Schlacht alsbald Schwaben und bot die ganze fränkische Macht auf, um Heinrich selbst zu treffen. Wieder erzählt Widukind die Begebnisse, so wie sie die Fahrenden im Volke besangen. Herzog Heinrich erwartete in Grona den König und verteidigte sich dort gegen die königliche Übermacht, bis sein eigener Heerbann eingetroffen wäre. Konrad entsandte an Heinrich Unterhändler, die ihn zur Unterwerfung auffordern sollten. Der Herzog verzögerte in Anbetracht seiner Lage die Antwort. Da trat unvermutet ein Freund, Graf Thietmar vom Harzgau, ins Burgzimmer, wo Herr Heinrich mit den Königsboten saß, und fragte ihn, wo das Heer lagern sollte, das er herangeführt. Heinrich witterte einen Ausweg: „Wieviel sind es denn?" fragte er trocken. „An die dreißigtausend!" antwortete der Graf. Verstört verließen Konrads Boten die Burg, und am nächsten Tag zogen die Franken schleunigst ab. Das Heitere an dieser Geschichte aber ist, daß Thietmar mit ganzen fünf Mann nach Grona gekommen war, und daß also die Franken vor diesem winzigen Häuflein Reißaus genommen hatten. Der erwartete sächsische Heerbann traf kurz nachher tatsächlich vor Grona ein, und damit hatte Heinrich durchaus das Übergewicht. Der Kampf war für den König aussichtslos geworden, und so kam es schließlich zu einer gütlichen Vereinbarung, nach welcher die beiden ihre Waffen nie mehr wieder gekreuzt haben. Herzog Heinrichs unangreifbare Stellung hatte die Feuerprobe bestanden.

Bald darauf erlebten die deutschen Lande wiederum verheerende feindliche Einfälle: von Südosten kamen wieder einmal die Reiterhorden der Hunnen, mordbrennend heran, vom Norden die Raubscharen der Wenden und Dänen. Vom Reiche Hilfe zu erwarten, hatte man schon längst aufgegeben. Da machte sich wieder Herzog Heinrich mit seinen getreuen Sachsen auf, durchraste das weite Land zwischen Ruhr und Elbe und schlug in unerhörter Kühnheit nicht nur die dorthin eingedrungenen kleineren Abteilungen der Hunnen, sondern auch das dänische und wendische Raubzeug aus dem Lande.

Inzwischen suchte der kraftlose König Konrad zum letzten Male, sich mit Hilfe der streitbaren Kirche durchzusetzen: auf einer vom Papst nach Hohenaltheim einberufenen Synode sollten die Herzoge durch Androhung aller möglichen zeitlichen und ewigen Strafen zur Unterwerfung gebracht werden. Aber siehe — die sächsischen Bischöfe, die fest zu Heinrich hielten, erschienen trotz aller Bitten und Drohungen nicht. Trotzdem versuchte die römische Kirche, gestützt auf die inzwischen schon längst als plumpe Fälschungen erkannten Pseudo-Isidorischen Dekretalien u. a. m., die deutschen Lande der Kirche und Rom zu unterwerfen. Die herrschsüchtigen Bischöfe wollten Staat im Staate sein und nicht nur neben, sondern über ihm stehen. Der Plan schlug fehl, denn der Bayernherzog Arnulf behauptete sich trotz aller Bannflüche, und an den mächtigen Sachsenherzog, der die ganze Synode überhaupt geflissentlich übersah, wagte sich niemand heran. Festgefügt und drohend stand der sächsische Block im Norden, während überall sonst im Reiche Aufstand und Fehde herrschten.

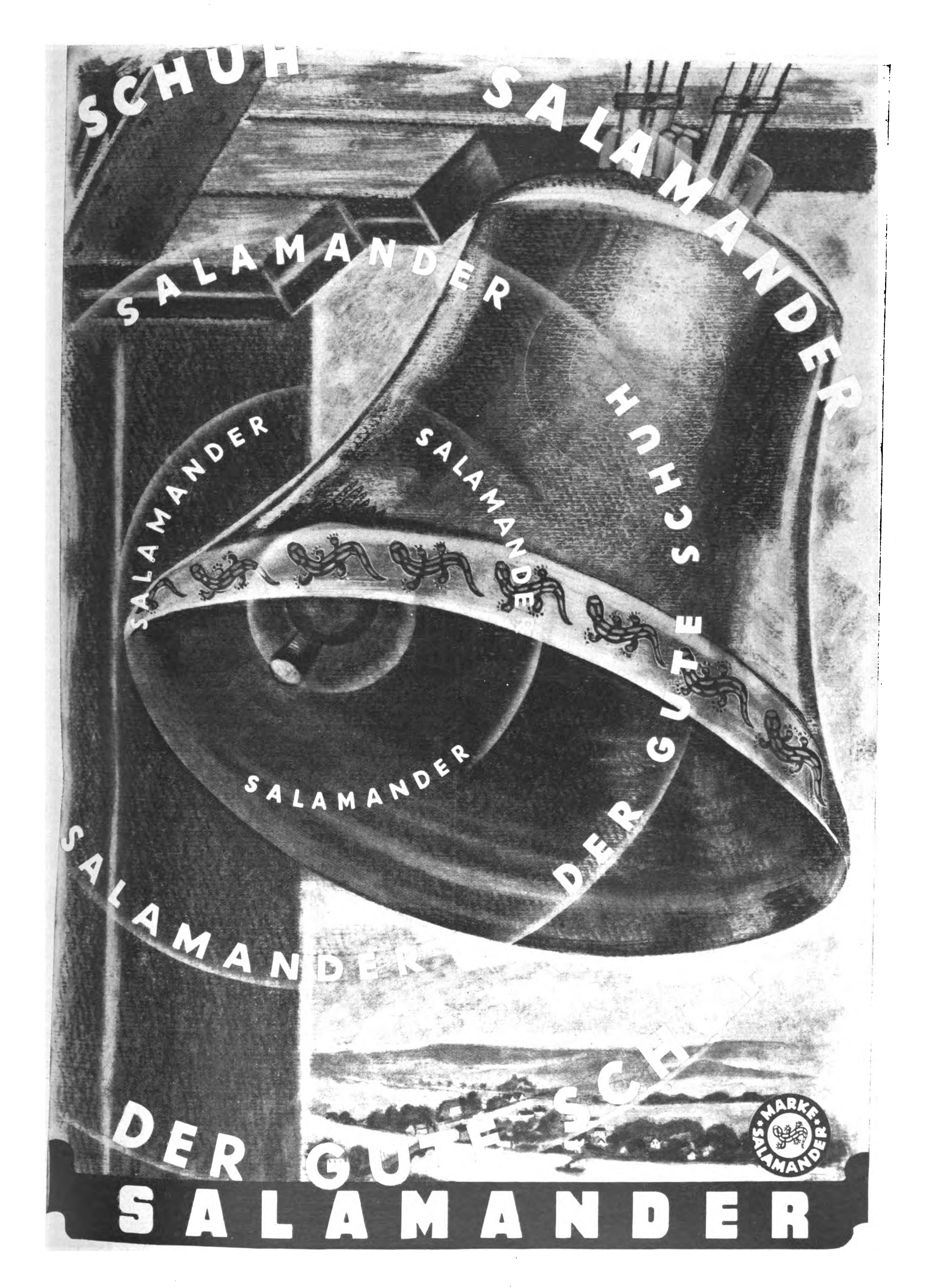
Nichts vermochte der König gegen das Unheil zu unternehmen, und schließlich sank er, krank und kraftlos wie das Reich, auf das Siechbett. Es war zu viel für ihn gewesen. Zu spät erkannte er, wie ganz anders es um ihn und um das Reich stünde, wenn er sich statt an die selbstsüchtigen Kirchenfürsten an den treuen und starken Sachsenherzog gehalten hätte. Und so kam es zur königlichsten Tat seines nutzlos durchkämpften Lebens. Widukind berichtet, daß er seinen Bruder Eberhard an sein Sterbelager rufen ließ und zu ihm sprach: „Ich fühle, Bruder, mein Leben geht zu Ende: nach Gottes Willen muß ich sterben. Nun ist es an dir, meinem Rat zu folgen. Alles besitzen wir: die Abzeichen des Königs und Gewalt über Heerbann, Burgen und Waffen! Nur eines fehlt uns: die Tüchtigkeit — und das Glück! Beides aber besitzt in vollem Maße Herzog Heinrich, und so liegt des Reiches Heil bei den Sachsen. Nimm also die königliche Zier, die goldenen Spangen, den Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige: so gehe zu Heinrich und schließe mit ihm Frieden, damit er dir fortan Freund sei. Er wird Gebieter über viele Völker sein — in Wahrheit ein König!" Am 23. Dezember 918 ist dann König Konrad gestorben.

Weit bekannt ist die innigschöne Sage, wie Herr Heinrich zum deutschen Könige berufen ward, die Sage von Heinrich dem Vogler und von dem guten Fang, den er da zuletzt gemacht hat. Und wenn auch die Geschichtsforschung nichts davon weiß — das anmutige Bild vom einsamen Herzog, der frühmorgens im sonnigen Harzwald jagt, dabei durch Hufgeklapper gestört wird und dann statt der Beute von Eberhard und seinen Franken die königlichen Zeichen des Reiches empfängt, hat Heinrichs liebenswerte menschliche Züge bis auf den heutigen Tag treu bewahrt.

Eberhard hatte aber wirklich dem toten Bruder Wort gehalten und dem Sachsenherzog die Kleinodien des Königtums überbracht. „Dann versammelte Eberhard die Führer und Ältesten des fränkischen Aufgebots zu Fritzlar und rief vor allem Volk, Franken und Sachsen, Heinrich zum König aus. Als diesem von Heriger, dem Ersten der Bischöfe, Salbung und Krönung angeboten ward, ließ er zwar keine Verachtung erkennen, nahm sie jedoch auch nicht an. ‚Mir genügt es', entgegnete er, ‚durch Gottes Gnade und eure Wahl König zu heißen!'" So der Bericht in Widukinds „Sachsengeschichte". Mit dieser Haltung Heinrichs begann ein ganz neuer Abschnitt deutscher Geschichte. Der König aus Sachsenstamm lehnte die kirchliche Weihe ab, um von vornherein darzutun, daß er sich jede politische Einmischung seitens der Kirche verbiete, und daß die Rolle der hochmütigen Kirchenfürsten ausgespielt sei. Der jubelnde Beifall des Heerbanns nach Heinrichs Worten bewies, wie verhaßt jene im Volke waren, die so lange das Reich zu dessen Verderben regiert hatten, deren Anmaßung und Macht ins ungemessene gestiegen und deren Hände vom Blute deutscher Fürsten und Mannen befleckt waren. Das Fehlen der kirchlichen Weihe hat König Heinrich und seinem Wirken nicht geschadet: sein Königsamt wurde zum Segen für Volk und Land.

Für König Heinrich war oberstes Ziel seines Schaffens zeitlebens sein Volk. Sein Gedanke war die Schicksals- und Artgemeinschaft aller blutsverwandten deutschen Stämme zu verwirklichen. Er arbeitete von Anfang an auf weite Sicht; immer beobachtete er erst ruhig, was vor sich ging, ehe er dann bei guter Gelegenheit, dann aber stets erfolgreich, eingriff. So brachte er erst Schwaben zur Anerkennung seiner Königswürde, dann Bayern, wo Herzog Arnulf, immer noch unbekümmert um die Reichsgewalt, unumschränkt herrschte. Widukind berichtet, daß er im Jahre 921 in Regensburg von König Heinrich belagert wurde. Bevor sich jedoch die Heereskräfte maßen, schlug Heinrich dem Herzog vor, sie wollten sich zu zweien allein treffen. Arnulf dachte, es sollte nach alter Sitte ein Zweikampf der Führer stattfinden, und erschien daher schwer gewappnet an der vorher bestimmten Stelle. Heinrich aber kam ohne Waffen und sprach zu ihm: „Warum willst du dich gegen das göttliche Gebot auflehnen, nach welchem mich das Volk zum König gewählt hat? Hätte es dich erwählt, so wäre dir keiner lieber gefolgt als ich. Soll durch deinen Ehrgeiz das Blut so vieler Tapferen vergossen werden?" Da wurde Arnulf nachdenklich, und nach kurzer Bedenkzeit machte er mit König Heinrich Frieden und erkannte dessen Oberhoheit an. Dieser Bericht ist um so denkwürdiger, als aus ihm auch hervorgeht, daß um jene Zeit noch der uralte germanische Zweikampf der Führer, diese herrliche, auf Ehre, Treue, Gottesglauben und verantwortungsbewußten Führergeist beruhende Sitte bei den deutschen Stämmen und ihren Herzogen in Gebrauch war.

Als der letzte Karolinger auf dem Westfrankenthron, König Karl der Einfältige, von seinen eigenen Leuten abgesetzt wurde, beschloß Heinrich, die noch unter lothringischer Herrschaft stehenden deutschen Rheinlande zurückzugewinnen. Ende 923 ging er mit Heeresmacht über den Rhein und eroberte in kurzem Köln, Aachen, Trier, Metz und noch viele andere alte deutsche Städte. Da warf ihn das aufreibende Kriegerleben aufs Krankenbett. In Fieberschauern lag er im Sommer 924 an den Grenzen der Slawen darnieder, als ihn die Schreckensnachricht ereilte, die Hunnen wären wieder im Lande. Der kranke König zog den Mordbrennern entgegen, aber die Königlichen waren den tückischen Pfeilen und den zähen und unheimlich flinken Rossen der diesmal in ungeheurer Übermacht erschienenen Feinde nicht gewachsen; sie erlitten Schlappe auf Schlappe und selbst der König konnte nur mit Mühe in Werla eine Verteidigungsstellung beziehen. Dabei hatte er wieder einmal erkannt, wie veraltet und unzulänglich die Bewaffnung und Kriegführung des deutschen Heeres waren: es fehlte an leichten Reitern, an Schützen und


SCHUH SALAMANDER
SALAMANDER
DER GUTE SCHUH
SALAMANDER
SALAMANDER
SALAMANDER
SALAMANDER
SALAMANDER
DER GUTE SCH
MARKE SALAMANDER
SALAMANDER

an Schutzwaffen gegen die Hunnenpfeile. Aber all dies bedurfte Jahre der Rüstung. Der bedächtige König brachte es also über sich, mit den hunnischen Räuberhorden einen neunjährigen Friedensvertrag abzuschließen, wobei er sich sogar zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Der Handel schien kläglich und der Preis übermäßig, aber die Folge zeigte, wie weise der König gehandelt hatte.

Als er solcherart die Hände gegen Südosten frei hatte, sammelte er nach seiner Wiedergenesung frische Streitkräfte und ging abermals über den Rhein. Als das Jahr 925 zu Ende ging, war Heinrich überall in Lotharingen als König anerkannt: von da an ist das deutsche Rheinland in seinem größten Teil unzertrennlich mit dem deutschen Vaterlande verbunden geblieben.

Schon im Jahre 926 erschienen die Hunnen zu neuer Raubfahrt in den deutschen Landen; sie hatten wohl mit Heinrich für Sachsen ihren Frieden gemacht, nicht aber mit den anderen deutschen Stämmen. Sie drangen also über Bayern ins alemannische Land und hausten dort in erschreckensvoller Weise. Der St Gallener Mönch Ekkehard, der wegen mehrerer anderer Namensgenossen „der Vierte" genannt wird, berichtete ausführlich über diese Zeit, und Viktor v. Scheffel hat in seinem berühmten Roman „Ekkehard" diese ereignisreiche Chronik mitbenutzt. Auch Lotharingen und Franken hatten in diesem Jahre unter den teuflischen Gästen zu leiden. Heinrich aber wußte, daß gegen diese unaufhaltsame Flut vorläufig noch keine genügend starken Dämme errichtet werden könnten; er wartete also ab, bis die Hunnen abgezogen waren, und begann dann in den darauffolgenden Jahren des Friedens mit seinen wohlüberlegten Rüstungen.

Durch die weise und tatkräftige Führung König Heinrichs waren Schwaben, Bayern, Franken, Lotharingen und Sachsen enger als je zuvor mit dem Königtum verknüpft. Auf diesem festen Boden konnte Heinrich eine festere Ordnung begründen und damit künftigem Unheil steuern. So schreibt Widukind: „König Heinrich wachte nun mit äußerster Klugheit über die Befestigung des Landes und die Bekämpfung der Barbaren. Zunächst wählte er aus den Kriegern auf dem Lande jeden neunten aus und ließ ihn in den Städten wohnen, damit er dort seinen acht Genossen Wohnungen erbaue, den dritten Teil aller Feldfrüchte aussuche und aufbewahre. Die übrigen acht aber sollten für den neunten säen und ernten, die Früchte sammeln und an ihrem Orte aufspeichern. Alle Beratungen und Zusammenkünfte sollten in den Städten gehalten werden, mit deren Erbauung man Tag und Nacht sich abmühte. Sie sollten im Frieden lernen, was sie im Falle der Not gegen die Feinde zu tun hätten."

Neben der planmäßigen Befestigung der deutschen Lande ging König Heinrich daran, dem Deutschen Reiche ein schlagkräftiges und immer kampfbereites Heer auszubilden. Er erkannte mit klarem Blick, daß die bisher üblichen schwerbewaffneten Reiter wohl für den Kampf weniger gegen wenige, wie in den Bürgerkriegen, ausreichten, nicht aber wenn es galt, das Volk wider ein Volk zu führen, das leicht beweglich und schwer zu fassen war. Heinrich schuf also vorerst ein leichtes Reiterheer aus dem Volke und gab ihm die geeignete Bewaffnung. Der sächsische Bauer lernte reiten und mit Schwert, Schild und Lanze vom Pferd herab kämpfen. Es war ein richtiges berittenes Volksheer, das später mit so großem Erfolg den Hunnen gegenübertrat.

König Heinrich war damals etwa 50 Jahre alt. Breitschulterig, durch hohen Wuchs seine Umgebung überragend, mit klaren, blauen Augen und kurzem, blondem Bart, so überliefert uns Widukind das Bild des Königs als eines echten Sachsenfürsten von altem Schlag, der auch nichts anderes sprach als sein angeborenes Niederdeutsch. „Er war tatkräftig und gerecht, menschlich und milde, klug und weise. Freigebig gegen die Armen, schützte er väterlich Witwen und Unterdrückte, gab seinen Kriegern nach ihrem Werte und regierte die übrigen in Frieden und Besonnenheit. Nie hat Deutschland einen besseren König gesehen als diesen Mann mit dem klaren Kopf, dem tiefen Blick und dem großen Herzen." Manche Sage weiß noch von seinem segensreichen Wirken für Recht und Frieden zu erzählen. Jedermann kennt die Geschichte vom Ritter Lohengrin: darin erscheint König Heinrich auch einmal im fernen Brabant als Richter und Retter der Bedrängten. Und so mag es wohl noch in vielen anderen Gauen ergangen sein.

Kaum je wurde über eine Frau so viel Rühmliches berichtet wie über Heinrichs Hausfrau, die Königin Mathilde. „Die Zeit würde mir fehlen, wollte ich all ihre Tugenden aufzählen", sagt Widukind. Außer Otto, dem Erstgeborenen, hatte sie ihrem Gatten noch vier schöne und kräftige Kinder geschenkt: zwei Töchter und zwei Söhne, die alle zu prächtigen Menschen aufwuchsen und später ihrem großen Vater Ehre machten.

„Des Königs Boten ritten durch das Reich", berichtet der Chronist, „verkündeten den Willen ihres Herrn und wachten über Rechtssatzungen und Rüstungen. Da begannen Friede und Fülle zu wachsen, und Heinrich hatte Muße genug, sich in der Heimat umzusehen. Zu Weihnachten 927 wurde in Mainz ein großer Reichstag gehalten, und undenkbar lange war es schon her, daß die mächtigen Fürsten so einträchtig unter einem mächtigen und weisen König getagt hatten, und nie zuvor war die Einheit des Reiches allem Volk so prächtig und feierlich sichtbar geworden."

Als im Westen alles friedlich und wohlgeordnet war, begann König Heinrich, die Macht des Reiches auch im Osten gegen die Slawen zu erproben. Diese wohnten an der oberen Havel und besaßen dort eine feste, durch Flußlauf und Moore wohlgeschützte Stadt, die Brennaburg. Im Winter 928 erstürmte Heinrich diese Burg und setzte unverweilt seinen Siegeszug gegen Osten fort. Erst wurden die Dalaminzier unterworfen, dann die wilden Böhmen unter ihrem Herzog Wenzeslaw gezwungen, dem deutschen Könige zu huldigen. Hierauf ging es gegen die wilden Slawenstämme im Norden, die zwischen Elbe und Peene hausten und immer wieder Einfälle in deutsche Lande unternahmen. In einer gewaltigen Schlacht im September 929 wurden diese Slawenstämme so vernichtend geschlagen, daß sie es nie mehr wagten, mit König Heinrich anzubinden: „König Heinrichs Ruhm war durch den großen Slawensieg so gewachsen, daß alle Fürsten und Völker in den deutschen und benachbarten Ländern ihn liebten oder fürchteten." Nur die Wenden in der Lausitz, wie das Land zwischen Elbe und Bober damals hieß, wollten sich nicht der deutschen Herrschaft beugen, bis König Heinrich im Jahre 932 ihre feste und gutgeschützte Stadt Liubusa im Sturme nahm und damit ihren letzten Widerstand brach.

„König Heinrich", so berichtet Widukind weiter, „hatte nun seine Krieger im Reitertreffen erprobt und beschloß, gegen die Hunnen, die alten Feinde des Reiches, den Kampf aufzunehmen. Er berief das ganze Volk der Sachsen zur Versammlung

und sprach zu ihm folgende Worte: ‚Aus welchen Gefahren und welcher Wirrsal euer Reich befreit ist, wisset ihr selbst am besten. Ihr seht es jetzt durch Gottes Fügung, durch unsere Arbeit und eure Tapferkeit befriedet und geeint, die Barbaren aber besiegt. Das Allernotwendigste ist aber noch zu tun: daß wir uns gegen den allgemeinen Feind, die Hunnen, allzumal erheben.' Da gelobte das Volk seinem König Beistand gegen den wilden Feind, hob die Hände gegen den Himmel und bekräftigte den Bund. Bald, nachdem Heinrich so sein Bündnis mit dem Volk gemacht hatte, kamen die hunnischen Gesandten und wollten ihren gewohnten Tribut in Empfang nehmen. Aber diesmal wurden sie vom König abgewiesen, und nicht lange nachher brachen sie wutentbrannt mit einem riesigen Heerhaufen im Deutschen Reiche ein. König Heinrich trat ihnen bei Riade mit einem Heer entgegen, das aus allen Teilen des Reiches aufgeboten worden war. Die deutschen Kämpfer stürmten mit dem Streitruf „Kyrie eleison", die Hunnen mit dem Geheule „Hui, hui!" in die Schlacht. Heinrichs Bauernreiter brausten in dichtgeschlossener Schlachtreihe heran, Schild an Schild fingen sie die feindlichen Geschosse auf. Dann drangen sie in gewaltigem Anlauf der Rosse vor, ehe noch der Feind seine Pfeile zum zweiten Male abschießen konnte. Da wurde es gleich mehr eine Flucht als ein Kampf: die Hunnen warfen Bogen, Pfeile und Köcher fort und suchten so schnell wie möglich das Weite. So wurden sie geschlagen und verjagt, und eine gewaltige Menge von Gefangenen fand die Freiheit wieder. Das Heer aber, das diesen Sieg erfochten, hob seinen Feldherrn zum Himmel und nannte ihn Vater des Vaterlandes!"

Noch war das Heer voll hohen Mutes wegen seiner Siege über Slawen und Hunnen, als es König Heinrich im Jahre 934 über die Elbe gegen die wilden Dänen führte, die noch altes sächsisches Land besetzt hielten. Sie wurden von Heinrichs Mannen überrannt und bis an die Schlei zurückgeworfen: hier sollte fortan des Reiches nördlichste Grenze sein. Dann wandte sich Heinrich gegen den letzten unbezwungenen Slawenstamm, die Ukrer, deren Land noch heute Uckermark heißt, und unterwarf sich auch diese. Die Macht des Reiches erstreckte sich also dann im Osten überall hin bis zur Oder.

Welche Fülle gewaltiger Taten hatte Heinrich zu Nutz und Ruhm des Deutschen Reiches in den wenigen Jahren seit seinem Regierungsantritt vollbracht! Welche Wandlung hatte sich in und außerhalb des Reiches vollziehen müssen, daß er im Jahre 935 selbst von Frankreich, Burgund und Italien als Ordner der verworrendsten Dinge und als gerechter Schiedsrichter widerspruchslos anerkannt wurde!

Als Heinrich im Herbst 935 zu Bodfeld zur Jagd im Harzwalde weilte, warf ihn eine schwere Krankheit danieder. Noch zählte er nicht ganz sechzig Jahre, aber das aufopferungsvolle, rastlose Leben, sein nie ruhender Dienst an Deutschland hatten die Kräfte des Unermüdlichen aufgezehrt. Im Frühling 936 berief er Volk und Fürsten zu einem Reichstag nach Erfurt und besprach mit ihnen die Dinge des Reiches und was nach seinem Tode aus dem Lande werden solle. „Er bestimmte dann Otto, seinen Sohn, zum König, verteilte Güter und Schätze unter die anderen Kinder, und setzte Otto, den ältesten und besten, über seine Brüder und über das ganze Volk", erzählt Widukind. Als diese Versammlung beendet und das Volk nach Hause gegangen war, begab sich Heinrich nach seiner Pfalz Memleben. Dort verschlimmerte sich sein Befinden zusehends. Es war am 2. Juli 936, als Heinrich sein Ende nahen fühlte. Da rief er die Königin Mathilde zu sich, beredete viel mit ihr im geheimen und sprach nach Widukinds Bericht zuletzt: „O du Traute und mit Recht am meisten Geliebte, kein Mann gewann je ein Weib, stärker im Glauben und bewährter in allem Guten. Habe darum Dank, daß du mich im Zorn besänftigt, in nützlichen Dingen beraten, mich zur Gerechtigkeit geführt und standhaft ermahnt hast, mich derer zu erbarmen, die von der Gewalt unterdrückt waren." Die Königin dankte auch ihm; während sie aber in der Kirche noch einmal für den Gatten betete, ertönte überall lautes Wehklagen: „König Heinrich ist tot!" Von Memleben wurde der Leib des großen Königs unter großen Ehren nach Quedlinburg geführt und dort unter riesiger Beteiligung des Volkes in der Klosterkirche des heiligen Petrus beigesetzt. Widukind beschließt seinen Bericht mit den Worten: „Es starb der Herr der Dinge, der größte unter Europas Königen, der an jeglicher Tugend des Leibes und der Seele hinter keinem zurückstand. Seinem Sohn aber hinterließ er ein großes und weites Reich, das er nicht vom Vater ererbt, sondern durch eigene Kraft gestaltet und Gott allein zu verdanken hatte."

Gerade vor 1000 Jahren ist der Niedersachse Heinrich I. der Deutsche dahingeschieden, ein Mann nordischen Blutes, germanischer Kraft und deutscher Prägung, ein Führer aus Zusammenbruch zu neuem Aufbruch. Im Verlauf von nur 17 Jahren hat er das fast Unmögliche zur Wirklichkeit werden lassen: Als er sein Königsamt übernahm, war das Karolingerreich zerbrochen, und die Reste hielt die römische Kirche in ihren Krallen, indem sie König gegen Herzoge und Stamm gegen Stamm aufhetzte; die Grenzen waren von Franzosen, Dänen und Slawen überflutet, die Westmark, Ostmark und Nordmark schon längst dem Reich verloren; die ganzen deutschen Lande lagen ohnmächtig da, ein wehrloses Opfer der hunnischen Mordbrenner — überall Wirrnis, Vernichtung, Untergang! Als er aber starb, war Deutschland ein großer und mächtiger Staat, wohl der mächtigste des Abendlandes, der sich aus der Knechtschaft der römischen Kirche freigemacht hatte, dessen Stämme in Frieden und Eintracht lebten, dessen Grenzen überall gesichert waren; Franzosen, Dänen und Slawen waren zurückgedrängt, die West- und Nordmark wieder deutsch und die Ostlande von der Ostsee bis Böhmen wiedergewonnen; ein gewaltiges Wehrprogramm, eine neue Taktik und geniale Feldherrnkunst hatten die deutschen Lande vom Erbfeind, den schrecklichen Hunnen befreit; das Wirtschaftsleben konnte wiederum aufblühen — überall Ordnung, Gedeihen, frohe Zukunftshoffnung! König Heinrich hat den romanischen Absolutismus der Karolinger, für den noch Konrad I. vergeblich kämpfte, durch die germanische Anschauung ersetzt, nach welcher das Staatswesen nicht im Herrscher und seinem Haus, sondern im Volke wurzelt. Er fand sein Volk in Stämme geformt vor und hat nie versucht, diese zu zerschlagen; er hat im Gegenteil vermocht, sie unter Wahrung ihrer Eigenart zu einer höheren Einheit zusammenzufassen: als er starb, war das Deutsche Reich begründet und vollendet. Lange stand er im Schatten seiner leider wieder romhörig gewordenen Nachfolger, aber heute, nach 1000 Jahren, da wir wieder eine Zeitwende neuen Führertums, neuer Wehrhaftigkeit, neuer Freiheit und neuen Aufbruchs erleben, steht er im Herzen aller Deutschen als Gründer und Retter des Deutschen Reiches im alten Ruhmesglanze wieder auf, nicht als hochmütiger Gewalthaber und Unterdrücker, sondern als treuer und gerechter Diener seines Volkes!

Olympia-Mobilmachung in fünf Erdteilen

(Fortsetzung von Seite 1047)

Aussichten anzustellen, aber so viel ist sicher, daß schon der auf Biegen und Brechen eingestellte Zweikampf Japan—Amerika eine Reihe neuer Weltrekorde im Gefolge haben dürfte.

Nicht ganz so stark wie im Schwimmen sind die Japaner in der Leichtathletik, aber auch hier haben sie so gewaltige Fortschritte gemacht, daß ihre Konkurrenz von Tag zu Tag fühlbarer wird. Was war das für eine Überraschung beim vorjährigen Fünfländerkampf in Berlin, als der kleine, fast zierliche Japaner Murakoso die 5000 Meter gewann, und seitdem ist er noch schneller geworden, gelang es ihm doch in diesem Frühjahr, zwei neue Landesrekorde über 5000 und 10 000 Meter aufzustellen, und zwar mit Zeiten, die inzwischen eine Nervosität im Lager der finnischen Langstreckenläufer hervorgerufen haben; denn bisher waren gerade die langen Strecken immer eine Domäne der Vertreter von Suomi. Das Merkwürdige an diesem unscheinbaren Murakoso ist sein auffallend kleiner Schritt, der oft ein sogenannter Trippelschritt ist, was wieder einmal einen Beweis für die Auffassung bildet, daß auch Leute mit kurzer Schrittlänge große Rennen gewinnen können, solange sie nur schnell laufen.

Ein alter Bekannter, den wir in Berlin wiedersehen werden, ist der Kurzstreckenläufer Yoshioka, der, was heute selbst den Fachleuten entfallen ist, schon an den 1930 in Darmstadt abgehaltenen Studenten-Weltmeisterschaften teilnahm. Damals war Yoshioka noch ein blutjunger Anfänger, aber inzwischen hat er sich — er war übrigens 100-m-Endlaufteilnehmer in Los Angeles — bis zur Weltklasse emporgearbeitet. Yoshioka ist, und damit sticht er von allen übrigen Olympiateilnehmern ab, der Mann mit der größten Anfangsgeschwindigkeit. Er braucht nur einige Schritte zu tun, und schon ist er seinen Gegnern um ein Stück voraus. Vermöge seiner enormen Geschwindigkeit in den ersten 20 Metern hat er schon manches große Rennen gewonnen. Ein anderer guter Bekannter ist Suzuki, der beim vorjährigen Fünfländerkampf in Berlin die 200 m gewann. Hat er seinen großen Tag, dann haben selbst die Amerikaner nichts zu lachen. In den mittleren Laufstrecken sind die Japaner weniger gefährlich. Tanaka war bisher der einzige, der die 1500 m unter vier Minuten lief — Deutschland hat von dieser Sorte ein halbes Dutzend —, und auch in den Wurfübungen sind Nippons Söhne über einen gewissen Durchschnitt nicht hinausgekommen.

Und nun die Kehrseite: die Sprungübungen. Hier sind sie gefährlich. Ganz besonders liegt ihnen der Dreisprung. In dieser Übung haben sie nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe guter Spezialisten, und diese Spezialisten haben immer dann ihr Licht leuchten lassen, wenn es um olympische Ehren ging. 1928 in Amsterdam siegte Oda, und 1932 in Los Angeles Nambu. Wird ihnen, und diese Frage ist durchaus berechtigt, 1936 in Berlin durch Oshima oder Togami der dritte Olympiasieg glücken? Glänzend auch das Material der japanischen Stabhochspringer. Nishida hat man vor Jahresfrist in Berlin starten und siegen sehen, aber vielleicht ist sein Landsmann Ohye, der vor kurzem mit einer Sprunghöhe von 4,34 Meter einen neuen Landesrekord aufstellte (der deutsche Rekord von Gustav Wegner steht seit 1931 noch immer auf 4,12 m), noch bedeutender. Fast sieht es so aus, als ob sich in Berlin jenes Schauspiel wiederholt, das vor vier Jahren Los Angeles bot, als ganz zum Schluß aus der großen Schar der Konkurrenten nur noch ein Amerikaner und ein Japaner um die Entscheidung rangen. Damals waren Bill Miller (USA.) und Nishida (Japan) die beiden Duellanten. Werden es diesmal Meadows (USA.) und Ohye (Japan) sein?

Ein Sehnen geht durch die Brust eines jeden Japaners, ein Sehnen nach olympischen Erfolgen in den Sprungwettbewerben. Aber noch größer ist das Sehnen nach greifbarem Erfolg im Marathonlauf. Was würde Nippon nicht alles drum geben, wenn es einem seiner Söhne gelänge, das „Blaue Band" zu gewinnen. Kaum auszudenken. Ein 70-Millionen-Volk würde sich vor dem Sieger verneigen.

Um bei Asien zu bleiben: außer China und Japan wären noch kurz Indien und die Philippinen zu streifen. Indien scheidet bei der Betrachtung der leichtathletischen Konkurrenzen aus; denn es hat außer dem Hürdenläufer White keinen Vertreter, der nennenswerte Chancen besäße, dagegen besitzt es eine ausgezeichnete Hockey-Mannschaft, die derart auf der Höhe ist, daß selbst die deutsche Mannschaft vor ein Problem gestellt ist. Die Bewohner der Philippinen — Philippinos — meist der malaiischen Rasse angehörend, sind in der Geschichte der Olympischen Spiele schon einige Male mit Teilerfolgen hervorgetreten. Man denke an den guten Hochspringer Toribio, aber viel gefährlicher als die Leichtathleten sind die Schwimmer. Wenn diese auch nicht ganz an die Klasse der japanischen Wunderschwimmer heranreichen, so steht doch viel brauchbares Material in ihnen.

*

Dasjenige Land, besser gesagt, derjenige Erdteil, der am frühesten mit seinen Olympiavorbereitungen abgeschlossen hat, ist Australien. Die australische Olympia-Mannschaft stand schon, was den meisten unserer Tageszeitungen entgangen ist, im Februar fest, und zwar deswegen, weil um diese Zeit die Regenperiode einzusetzen pflegt. So waren die australischen Sportsleute auch die ersten, die sich in Bewegung setzten mit der Zielrichtung Berlin. Sie werden allerdings vor Betreten deutschen Bodens noch einen Abstecher nach England machen. Durch einige Wettkämpfe im Inselreich wollen sie ihre durch die lange Seefahrt steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig machen.

Die deutsch-australischen Sportbeziehungen sind viel älter, als man allgemein anzunehmen gewillt ist. Schade, daß die Geschichte des internationalen Sports noch nicht geschrieben ist, denn dann könnte man zu Büchern greifen und alles hübsch nachlesen, wie es sich einst zugetragen.

So aber muß man aus der Erinnerung schöpfen, und da fällt mir aus dem Gedächtnis ein, daß es im Winter 1902/03 war, als ein deutscher Rennfahrer, den man niemals hat anders fahren sehen als im schwarzweißroten Trikot, auszog, um den fünften Erdteil zu erforschen, der, sportlich gesehen, bis dahin ein unbekannter Kontinent war. Dieser erste deutsche Fahrer war der Münchener Thaddäus Robl, und seine Reise nach Australien, die einem Abenteuer gleichkam, war reich an Überraschungen. Robl war somit der erste deutsche Sendbote nach dem fünften Erdteil, der uns bei seiner Rückkehr wertvolle Aufschlüsse über den Stand des australischen Sports vermittelte. Eine der größten Überraschungen war die Tatsache, daß unsere Antipoden keine Zementbahnen, sondern nur Grasbahnen kannten. Es war

ein gefährliches Beginnen, seine schweren Motortandems, im Volksmunde „Lokomotiven" genannt, auf diesen primitiven Anlagen durch die Kurven zu steuern. Aber Nobl löste die Aufgabe in zufriedenstellender Weise, und mit derselben Todesverachtung, wie er seine großen Rennen auf der alten Friedenauer Bahn fuhr, zeigte er auch den Australiern, was so ein „damn' Dutchman" kann.

Seitdem ist in Australien vieles anders geworden. Die alten Grasbahnen von einst sind längst verschwunden und an ihrer Stelle moderne Radrennbahnen mit Zementoberfläche entstanden. Ebenso verfügt der fünfte Erdteil über neuzeitliche Fußball- und Leichtathletikplätze, und da in der ganzen Welt Stadionanlagen gebaut werden, will Australien auch in dieser Beziehung nicht zurückstehen, schon deswegen nicht, weil es für 1938 das Austragungsrecht besitzt, die „Britischen Reichsspiele" durchzuführen, an denen alle englisch-sprechenden Länder teilnehmen. So ist man jetzt dabei, in Sidney eine Großkampfstätte anzulegen, die an Größe und Ausdehnung den europäischen Stadionanlagen nicht nachstehen soll.

Die australische Mannschaft besteht aus einem nur kleinen Häuflein, aber dieses Häuflein stellt das Beste dar, was der fünfte Erdteil zur Zeit aufzuweisen hat. Australien kann in der Geschichte der Olympischen Spiele auf eine lange Vergangenheit zurückblicken; denn es war schon 1896 in Athen dabei, wo der australische Mittelstreckenläufer Flack Siege im 800- und 1500-Meter-Laufen feierte. Flack nahm auch, was heute vergessen sein mag, am olympischen Marathonlauf teil, brach aber auf dem letzten Teil der Strecke wegen nicht genügenden Trainings zusammen. Es wäre grundverkehrt, ihm wegen dieser Unterlassungssünde einen Vorwurf zu machen. Die Dinge lagen damals so, daß vor 40 Jahren niemand eine Vorstellung davon hatte, was ein Marathonläufer in bezug auf Vorbereitungsarbeit seinem Körper schuldig ist, und so tat Flack dasselbe, was seine übrigen Konkurrenten auch taten: er lief vom Start frisch drauf los, lief so lange, bis seine Füße den Körper nicht mehr tragen wollten, dann sank er um. Im übrigen war auch der Sieger, der Grieche Spyridon Louis, was der heutigen Generation kaum bekannt sein dürfte, für ein derartiges Rennen nicht trainiert. Auch er hatte vordem niemals einen Marathonlauf bestritten.

Australiens große Olympiahoffnung bei den Spielen in Berlin ist Jack Metcalfe, der zum Unterschiede von dem nordamerikanischen Neger Ralph Metcalfe ein Athlet von weißer Hautfarbe ist. Jack Metcalfe ist Hoch-, Weit- und Dreispringer, aber der Dreisprung ist seine besondere Stärke. Hier glauben seine Landsleute, daß Australien durch ihn zu einer Goldmedaille gelangt, aber zu diesem Zwecke müßte er erst die guten Spezialisten Nippons schlagen. Gut sind auch der Kurzstreckenläufer Teddy Hampson, der Mittelstreckenläufer Backhouse und der Stabhochspringer Woodhouse, aber überragend ist keiner dieser drei Athleten.

Möglicherweise sind die Aussichten der australischen Schwimmer größer als die der Leichtathleten, hat doch der fünfte Erdteil gerade im Schwimmen und Wasserspringen bei früheren Olympischen Spielen manch guten Erfolg verbuchen können.

Dabei hätte ich beinahe einen so guten Mann wie den Rennfahrer Gray ausgelassen, der schon bei den Olympischen Spielen in Los Angeles glänzte. Vor ihm wird sich unser Weltmeister Toni Merkens sehr in acht nehmen müssen; denn Gray besitzt eine Endgeschwindigkeit, um die ihn mancher Berufsfahrer beneidet.

Große Hoffnungen setzt man auch auf Pearce, einen der besten Rennruderer der Welt. Kurz vor seiner Abreise nach Europa überraschte ihn das Australische Olympia-Komitee durch ein Geschenk, das einen „Sculler" darstellt, der in seiner Bauart so bestellt ist, wie ihn sich Pearce immer gewünscht hatte. Das neue Boot wurde „King George IV" getauft. Pearce war durch das Geschenk ebenso überrascht wie gerührt, und nachdem die Offiziellen bei der Bootsweihe ihre Ansprachen beendet und man dem berühmten Rennruderer das Schlußwort erteilte, sagte er: „Ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Ich werde in Berlin mein Bestes versuchen und meinem Lande Ehre machen. Sollte ich jedoch geschlagen werden, dann weiß ich, daß es am Boot bestimmt nicht gelegen hat, so ausgezeichnet ist es!"

(Fortsetzung folgt.)

ANEKDOTEN

Über allem die Ehre.

König Friedrich der Große fragte eines Tages einen seiner Pagen, indem er auf einen Teller wies:

„Wo sind die Kirschen geblieben?"

„Majestät haben sie gegessen!"

„Das ist nicht wahr."

„Majestät, ich habe es selbst gesehen."

„Wie? Du wagst mir zu widersprechen? Weißt du, daß ich dich dafür bestrafen kann?"

„Jawohl, Majestät, aber ich mußte dennoch sagen, was ich weiß, um meiner Ehre willen. Majestät hätten sonst gedacht, ich selber hätte die Kirschen genommen."

Friedrich erinnerte sich unterdessen, daß er die Kirschen in der Tat verzehrt hatte. Er lächelte, legte dem Knaben die Hand auf die Schulter und sprach:

„Wenn du mir um deiner Ehre willen widersprochen hast, so ist alles in Ordnung. Um ihretwillen darfst du auch deinem König widersprechen."

Macht der Persönlichkeit.

Friedrichs des Großen Erscheinung hat oft zündend auf die Menschen gewirkt, seine beispiellose Unerschrockenheit hat mehr als einmal seine Feinde entwaffnet.

Während des Siebenjährigen Krieges unternahm der König eines Tages mit kleinem Gefolge einen Erkundungsritt. Man kam durch ein Gebüsch, in dem sich einige Panduren versteckt hielten, sie gaben auch aus der Ferne ein paar fehlgehende Schüsse auf das Gefolge des Königs ab.

Plötzlich rief ein Offizier aus Friedrichs Umgebung, indem er mit einem Satz vor die Person des Königs ritt, um ihn zu decken:

„Majestät, hinter jenem Baume steht ein Pandur und hebt die Flinte! Vorsicht, Majestät!"

Der König wahrte seine Ruhe, er warf einen scharfen Blick in die Augen des halbverstecken Panduren, hob energisch den Stock und rief nichts weiter als dies: „Du, hüte dich!"

Der Pandur senkte erschrocken das Gewehr, trat hinter dem Baum hervor und grüßte militärisch, bis der König vorüber war.

Hans Bethge.



OLYMPISCHE FANFAREN

Erinnerungen an große Siege und Kämpfe

von Richard Volderauer

1. Fortsetzung

Nun ging es los. Als die Völker Europas, erschöpft durch den Weltkrieg, im Jahre 1920 sich in Antwerpen zu Olympischen Spielen zusammenfanden, da kamen diese unverbrauchten Männer aus dem hohen Norden und retteten die Ehre Europas gegen den Ansturm des übermächtigen Amerikas. Neunmal ging das Sternenbanner in den Athletikkämpfen jener Olympiade am Siegesmast empor, aber ebensooft flatterte das Finnenkreuz siegreich im Winde.

Da warf Myrra den Speer über 65 Meter weit, Pörrhöllä die Kugel nahe an 15 Meter, Nicklander den Diskus fast 45 Meter weit; Tuunlos gewann den Dreisprung und Lethonen den Fünfkampf und Hannes Kolehmainen selbst ward Sieger im Marathon, Sieger in jener phantastischen Zeit, die erst zwölf Jahre später wieder auf den wundervoll glatten Straßen Kaliforniens unterboten wurde. Und wenn auch dem heldenhaften Jean Bouin ein Rächer erstand in seinem Landsmann Guillemot — der die fünftausend Meter in mäßiger Zeit gewann —, so war dies doch zu verschmerzen, denn alle anderen langen Laufstrecken standen ganz im Zeichen der Finnen, und Kolehmainen selbst hatte einen würdigen Erben gefunden in dem Manne, dessen Name von nun an unlöslich mit dem Sportruhm Finnlands verbunden ist, in Paavo Nurmi.

Alle, die jemals ein wenig im Sport der letzten zehn Jahre mitlebten, wissen, wer Nurmi ist. Dutzende von Rekorden lauteten auf seinen Namen, er lief so weit allen voraus, daß es jahrelang für ihn keinen Gegner gab als die Zeit, als die Uhr in seiner Hand, die in Weltrekordzeit gegen ihn lief und sich doch immer wieder geschlagen bekennen mußte, denn Nurmi lief eben, wenn er wollte, immer wieder einen neuen Weltrekord.

Er hatte in Antwerpen zwei Goldmedaillen für sein Land herausgeholt, in Paris gewann er selbst vier Einzelkonkurrenzen und sorgte noch in zwei Mannschaftswettbewerben dafür, daß sein Land an erster Stelle lag, er war also, genau genommen, sechsfacher Olympionike, und niemals zuvor oder nachher hat ein Mensch ihm diese Leistung nachgemacht.

Und doch kam eine letzte leise Tragik in diesen sonnenheißen Tagen von Colombes für die Männer aus dem hohen Norden.

Es war am letzten Tag der Athletikspiele, an demselben Tag, als der alte Steenros den Marathonlauf für Finnland gewann, da traten sechs Mann zum Endkampf im Diskuswurf an. Vier Amerikaner waren es, Houser und Hartranft, Lieb und Pope, dann war noch Asikldt da, der elegante Schwede, und schließlich Niittymaa, der Finne. Er stand allein gegen eine gewaltige Übermacht, und auf seinen Schultern ruhte die Verantwortung, das Erbe der Taipale und Nicklander, der Olympiasieger von Stockholm und Antwerpen, zu verteidigen. Mit Würfen von 44 Meter gingen die Amerikaner in Front, dann kam Houser, der braungebrannte Athlet mit dem Wuschelkopf, auf 46. — Es war sicher ein guter Wurf, aber noch immer hofften die Finnen, denn Niittymaa hatte im Training schon an die fünfzig Meter geworfen, warum sollte er es nicht wieder tun?

Aber es war zu viel — selbst für die Nerven eines Finnen. Vergebens biß Niittymaa die Zähne zusammen, vergebens jagte er seinen Körper in schwindelnde Drehung hinein, gab all seine Kraft der runden Scheibe mit, daß sie sausend durch die Lüfte flog.

Was er oftmals in minder wichtigen Kämpfen erreicht, heute, am entscheidenden Tage, blieb es ihm versagt.

Um zwanzig Zentimeter blieb Finnlands Vertreter geschlagen auf dem zweiten Platz!

Und so ging abermals, zum zwölften Male in den athletischen Konkurrenzen dieser Spiele, das Sternenbanner am Maste hoch, und das Finnenkreuz mußte sich mit dem zweiten Rang begnügen. Und doch war es auch diesmal ein triumphaler Erfolg. Das kleine Land von drei Millionen Menschen, das Land mit dem späten Sommer und dem frühen Winter, mit seinen armen Bewohnern, die nicht Dutzende von prächtigen Stadien aus dem Boden stampfen konnten, dieses kleine, harte, zähe Kämpfervolk der Finnen hatte sich abermals als ebenbürtiger Gegner erwiesen für das Hundertmillionenvolk, das unter dem Sternenbanner antrat, ein knappes Dutzend stiller, schweigsamer Athleten hatte fast ebensoviel Siege für sein Heimatland errungen wie die hundert auserwählten Kämpfer eines ganzen Kontinents.

Union Jack schlägt Sternenbanner.

Die zehn Siege, die das kleine Finnland auf der Pariser Olympia 1924 errang, waren schon bitter genug für die sieggewohnten Amerikaner. Aber immerhin war ein Großteil von ihnen auf jenen Strecken errungen worden, in denen menschliche Wunder für Finnlands Farben liefen, in denen auch keine andere Nation annähernd an die eisernen Söhne des Nordens herankam.

Viel bitterer aber empfanden die Yankees jene drei Niederlagen, die sie in den drei schönsten und wichtigsten Laufstrecken des olympischen Programms erlitten, in jenen Strecken, auf denen sie unbedingt Favoriten waren, auf denen ihre Leute Rekorde gelaufen waren, auf denen sie einfach unschlagbar schienen. Es waren die 100 Meter, die 400 Meter und die 800 Meter. Jedesmal waren die Amerikaner Favoriten, und jedesmal gewann ein Vertreter Englands, und so ging dreimal der Union Jack siegreich vor dem Sternenbanner in die Höhe.

Es war von jeher ein stiller Ehrgeiz aller Nationen, den absolut schnellsten Mann der Welt, den Olympiasieger über die 100-Meter-Strecke, zu besitzen. Ein ein-

ziges Mal nur war es dem südafrikanischen Phänomen — Walker — 1908 gelungen, die unerhörte Siegesserie der Amerikaner zu unterbrechen, bisher war stets ein Yankee der Schnellste gewesen, mochte er nun Burke oder Craig, Paddock oder Hahn geheißen haben. Es war fast eine Selbstverständlichkeit, daß auch im Stadion zu Colombes, auf der rasend schnellen Bahn der Pariser Olympiade, kein anderer als ein Amerikaner die 100 Meter gewinnen dürfte.

Da war Paddock wieder da, der Sieger von Antwerpen, der rasende Wirbelwind, der wie ein Gummiball über die Bahn springt, mit hochgerissenen Schenkeln den Erdboden stampfend. Dann ist da Scholz, der Mann mit dem eleganten Stil, der gleichsam über die Bahn schwebt mit unheimlich schnellen Schritten, und Bowman und Murchison. Wer würde es wagen, ihnen den Sieg streitig zu machen?

Über hundert Läufer aus allen Nationen der Erde sind zu diesem Rennen angetreten. In siebzehn Vorläufen, in sechs Zwischenläufen, in zwei Vorschlußläufen rasen sie gegeneinander los. Ein Dutzend berühmtester Namen verschwindet sang- und klanglos. Sechs endlich sind es, die sich in dieser mörderischen Prüfung der Nerven durchgerungen haben bis zum Entscheidungslauf.

Unter diesen sechs sind mit unnachahmlicher, mit erschütternder Selbstverständlichkeit alle vier Läufer, die Amerika entsandt hat: Paddock und Murchison und Bowman und Scholz.

Daneben noch der gute Australier Porritt und ein Engländer namens Abrahams. Dieser Abrahams ist eine Seltenheit von Sprinter. Er hat nicht die kurze gedrungene Statur und das lange Kreuz, wie es die Kurzstreckler haben sollen, er hat nicht die muskelbepackten Schenkel, die notwendig sind, um das Trommelfeuer von Sprungschritten auf die Bahn losgelassen, wie es ein Hundert-Meter-Lauf fordert. Er ist lang und dürr und hager, er läuft gegen jede Regel und ohne jeden Stil, aber er hat seltsamerweise mit dieser Laufart im Zwischenlauf den olympischen Rekord mit 10,6 Sekunden eingestellt; man muß etwas auf ihn aufpassen.

Als der Starter das Zeichen zum Fertigmachen gibt, liegt über dem weiten, eben noch von brausendem Leben erfüllten Stadion die Stille eines Kirchhofes

Man hört fast, wie die Läufer zum letzten Male ihre Startlöcher noch ein klein wenig tiefer graben, man hört fast ihren ruhigen, tiefen Atem.

Wie Tiger, zum Sprung, geduckt, hocken sie da.

Jetzt ertönt das Kommando, der Schuß kracht. Wie durch ein Wunder ist der erste Start dieses sensationellen Laufes glänzend gelungen.

Die Amerikaner saßen innen, Paddock, Scholz, Murchison, dann kam in der Mitte der Engländer, daneben Bowman und ganz außen der Australier. Wie der Blitz sind Murchison und Bowman vorn, sie haben den besten Start erwischt, aber auch der lange Engländer, der weit vorübergeneigt über den Boden fegt, ist fast auf gleicher Höhe. Bei 35 Meter haben auch die beiden innen Liegenden aufgeholt und schon geht der großartige Paddock vor, liegt ein, zwei Brustbreiten vor dem Feld.

Aber, was ist das? Der Engländer geht mit, nein, er geht sogar vor!

Das Stadion tobt. Die lähmende Stille ist einem Orkan gewichen, und während vorn, vor den Tribünen die amerikanische Kolonie wie toll ihr Ra-Ra-Ra brüllt, vollzieht sich unter den Zehntausenden, die rings die Kampfbahn säumen, eine blitzschnelle Wandlung.

Da läuft einer gegen vier: Da läuft ein Europäer gegen Amerika und die ganze andere Welt!

Und schon schwillt der Schrei an wie ein jäh ausbrechender Sturm, der Schrei der Zehntausende, die Abrahams, Abrahams brüllen und Europa, Europa meinen.

Hie Alte und hie Neue Welt:

Das Unfaßbare geschieht: den raubtierhaft schmalen Kopf weit vorgestreckt, den Körper weit vorgebeugt, so daß die Füße rasend vorwärtseilen müssen, um diesen vorwärtsstürzenden Körper zu halten — in diesem Stil, wie ihn noch niemals ein Sprinterolympionike lief, geht der Engländer unwiderstehlich in Front!

Paddock ist geschlagen, Bowman und Murchison, sie sind nicht mehr da. Verzweifelt wirft sich Scholz in die Bresche, zu spät: Schon hat in rasendem Sturzlauf Abrahams das Zielband passiert. Der schnellste Mann der Welt ist diesmal kein Amerikaner!

Und wie dieser Cambridgestudent Abrahams den Amerikanern die Sprintstrecke abjagte, so lief ihnen der schottische Priester Liddell über 400 Meter davon und zerlief alle ihre vorher aufgestellten Rekorde in einem fantastischen Lauf ins Nichts. Und als schließlich sogar im Achthundert-Meter-Endlauf — der vier Amerikaner im Rennen sah — die Europäer ihnen einfach auf und davon rannten, und als der prachtvolle Engländer D. G. A. Lowe in wundervoller Rekordzeit das Zielband als erster zerriß, da war aller Triumph der anderen 12 Goldmedaillen aufgewogen durch diese drei bitteren Niederlagen, die der Union Jack dem Sternenbanner im Stadion zu Colombes bereitete.

Nurmis Flucht vor den Photographen.

Unter all den Olympia-Siegern nimmt der Finne Nurmi, als einer der besten Langstreckenläufer, der je über die Aschenbahn lief, eine Sonderstellung ein. Wer die Amsterdamer Olympischen Spiele 1928 erlebte, dem wird dieser schweigsame Finne mit seinen phantastischen Leistungen unvergessen bleiben.

Dieser Nurmi, der in Antwerpen seine olympische Siegeslaufbahn begann, in Paris die große Überraschung war und in Amsterdam immer noch unter den olympischen Siegern zu finden war, war schon der Größte unter den Großen. Drei Olympiaden zu überstehen und bei allen drei den olympischen Siegeslorbeer zu erkämpfen, das hat bis heute noch niemand Nurmi nachgemacht.

Finnland weiß, was es Nurmi auf sportlichem Gebiet zu verdanken hat. Er ist ein schlichter und bescheidener Mensch, der ganz seinem Sport lebt, abhold jeder Verhimmelung. Sein Training nahm er immer sehr ernst. Man erzählte sich damals in Amsterdam, daß er vor den Olympischen Spielen sein Auto verkauft habe, weil er glaubte, daß es ihm in seinem Training schädlich sei und ihn verweichliche.

Es war nach Nurmis grandiosem Sieg im Zehntausend-Meter-Lauf in Amsterdam, der einen Höhepunkt der Leichtathletikkämpfe bildete. Als einer nach dem anderen der übrigen Teilnehmer von der Bildfläche verschwand, da kämpften Nurmi und sein Landsmann Ritola in den letzten Runden einen gigantischen Kampf aus.

Ritola spurtete, Nurmi spurtete und in der Geraden stieß er vor und überholte seinen Landsmann, der um 5 Meter geschlagen war.

Dann kam etwas Lustiges, das man im olympischen Stadion selten zu sehen bekommt: ein Wettlauf zwischen Nurmi und den Photographen! Die Photographen wußten von Nurmis Scheu vor der Kamera. Es war sehr schwer, Nurmi auf die Platte zu bekommen, und als er nun im Zehntausend-Meter-Lauf als Olympia-Sieger durchs Ziel gegangen war, da glaubten die Photographen, der geeignete Zeitpunkt sei gekommen. Nurmi merkte das sofort, nahm sein Trikot und ergriff die Flucht hinter ihm her die Photographen mit ihren Apparaten. Nicht schwer zu erraten wer der Schnellere war, und als der Finne im Tunnelausgang des Stadions verschwand und die Photographen mit verdutzten Gesichtern dastanden, setzte schallendes Gelächter auf den Tribünen ein.

Einige Tage später gab es mit Nurmi wieder einen lustigen Zwischenfall. Die Vorläufe des 3000-Meter-Hindernislaufes standen auf dem Programm. In jedem Lauf war einer der favorisierten Finnen, in dem einen Nurmi, in dem anderen Ritola. Nurmi traf mit dem Franzosen Duquesne im Vorlauf zusammen. Die Läufer kamen zum ersten Male an den Wassergraben. Da fiel Nurmi gleich beim ersten Sprung der Länge nach in den Graben.

Nun erlebte man etwas, das im wahrsten Sinne als „fair play“ bezeichnet werden kann. Nurmis Gegner, der Franzose Duquesne, befreite den Finnen aus dem nassen Element. Aus Dankbarkeit richtete nun Nurmi sein Tempo nach dem Franzosen und führte ihn väterlich betreuend über die Strecke. Seinen Dank wollte er sogar so weit ausdehnen, daß er zusammen mit ihm oder hinter ihm durch das Ziel ging.

Da zeigte sich nun wiederum der Franzose von seiner besten sportmännischen Seite Er wollte keinen billigen Sieg, denn er wußte, daß er Nurmi nicht hätte schlagen können.

Kurz vor dem Ziel blieb Duquesne zurück und ließ dem großen Nurmi den Vortritt. Das war wirklich ein tadelloses sportliches Verhalten, das beide, Nurmi und den Franzosen, ehrte.

Frau Radkes Weltrekord.

Über die Leichtathletikkämpfe in Amsterdam 1928 könnte man ganze Bücher schreiben, denn sie waren sportlich ein so gewaltiges Geschehen, daß die Tage von Amsterdam unvergeßlich bleiben werden. Man braucht nur an den 300-Meter-Lauf mit seinem sensationellen Ausgang zu denken, in dem der Franzose Martin und der Amerikaner Hahn, zwei Favoriten, von dem Engländer Lowe, einem der ritterlichsten und sympathischsten Sportleute der Welt, geschlagen wurden. Man vergesse nicht die unerhörte Weltbestleistung des Finnen Yrjöla im Zehnkampf bei einem Hundewetter, die überraschenden Siege der Kanadier und das hervorragende Abschneiden der Deutschen in der 4×400-Meter-Staffel und im 4×100-Meter-Staffellauf.

Deutschland brachte aus Amsterdam nur eine Goldmedaille in der Leichtathletik nach Hause. Diese Goldmedaille errang eine Frau, die damit überhaupt bisher Deutschlands einzigen olympischen Leichtathletiksieg erringen konnte. Es gab damals Leute in Deutschland, die mit den Erfolgen der deutschen Leichtathletik in Amsterdam nicht zufrieden waren, weil sie die Erwartungen zu hoch geschraubt hatten oder von dem Wert eines olympischen Sieges keine Ahnung hatten.

Da meldete der Draht den olympischen Sieg von Frau Radke im 800-Meter-Lauf. In Amsterdam starteten zum ersten Male bei olympischen Kämpfen versuchsweise auch Frauen. Es war ein tapferes Rennen der Deutschen, die mit einer bewunderungswerten Zähigkeit den Kampf gegen die großartige Japanerin Hitomi und die ausgezeichnete Schwedin Gentzel aufnahmen. Zuerst lag die Nürnbergerin Dollinger, die im Vorlauf einen neuen Weltrekord aufgestellt hatte, an der Spitze, dann löste die Schwedin Gentzel ab, während sich Frau Radke dahinter legte, um bei 600 Meter an der Schwedin vorbeizugehen.

Die letzte Kurve kam, als Frau Radke vor dem Feld mit großem Vorsprung in die Gerade lief. Da kämpfte sich die Japanerin aus dem Hintergrund hervor, kam immer näher an die Deutsche heran, die aber in vorbildlichem Stil lief und mit 5 Meter Vorsprung durchs Ziel gehen konnte.

Das war ein Jubel bei den Deutschen auf den Tribünen, die sich vor Freude in die Arme fielen! Die Fähnchen wurden geschwenkt, die von ihrem Sieg ergriffene Deutsche lebhaft gefeiert. Als Frau Radke dann beim Hochgehen der deutschen Flagge drunten im Stadion neben Ritter von Halt stand, das Deutschland-Lied ertönte und Tausende mitsangen, da rannen der Siegerin die Tränen über das Gesicht vor Freude, daß sie ihrem Vaterlande den Erfolg einer olympischen Goldmedaille bringen konnte

(Schluß folgt.)

H U M  R

„Minna! Ich habe jetzt mindestens sechsmal geläutet! Warum sind Sie denn nicht eher gekommen?“

„Bitte, Frau Müller, die Glocke hat nur einmal angeschlagen!“

„So. Also, wenn es in Zukunft wieder nicht läutet, wenn ich auf den Knopf drücke, dann kommen Sie bitte her und sagen Sie es mir!“

*

„Also, Fräulein Organda, das geht wirklich nicht, daß Sie jetzt schon zum dritten Male in einem anderen Kostüm erscheinen!“ rief der Filmregisseur erbost. „Bedenken Sie: Sie sind als Schiffbrüchige hier auf diese verlassene Insel geworfen worden! Sie können unmöglich mehr als ein einziges Kleid haben!“

„Wenn Sie es nicht so einrichten können, daß mein Schrankkoffer mit mir an Land gespült wird, dann spiel' ich die Rolle einfach nicht!“

*

Pennaze hat sich neu eingerichtet und sitzt stolz in einem Zimmer, dessen Wände von oben bis unten mit zahllosen fabelhaften Büchern auf riesigen Gestellen bedeckt sind. „Mensch!“ staunt sein Freund, „ich wußte ja gar nicht, daß du so unerhört belesen bist!“

„Och —“, meint Pennaze vertraulich, „lesen will ich sie eigentlich weniger. Ich konnte bloß die verdammte Tapete nicht ausstehen!“

*

Leisegang sitzt in einem Speiselokal. Der Ober beugt sich mit ernster Miene zu ihm nieder und flüstert: „Mein Herr, ich habe saure Nieren, eine leicht angebräunte Leber, ein sehr weiches Hirn, noch eine halbe Lunge ...“

„Sonderbar!“ unterbricht ihn Leisegang lebhaft, „beinahe die gleichen Symptome wie ich!“



„Na, jedenfalls ist der Fluß jetzt viel sauberer als vorher!“

Zeichnung: Erich Wilke †.

Der angehende Maler zeigte dem Akademieprofessor seine Bilder. „Und was muß ich nun tun, um ein wirklicher Künstler zu werden?“ fragte er.

„Zuerst“, sagte der Professor, „müssen Sie jetzt einmal alles verlernen, was Sie schon können. Das wird aber höchstens eine Viertelstunde in Anspruch nehmen.“

*

„Freili, freili, Frau Pamperl — gradaus schön is mei Mo ja net! Aber Sie glaub'n gar net, wia sehr sei G'sicht g'winnt, bal ma's zwischen an frischen Krag'n un an neien Huat siecht!“

*

Hans war frech, und der Lehrer will ihn bestrafen. Aber der Rohrstock ist, wie sich herausstellt, von irgend jemand heimlich zerbrochen worden. „Kannst du mir das erklären, Hans?!“ fragt der Lehrer streng.

„Jawohl, Herr Lehrer“, sagt Hans, „Abrüstungspropaganda!“

*

„Na, Kullicke“, hält der Schupo den schweren Jungen auf der Straße an, „kommen Sie doch mal mit! Wir haben da so eine kleine Identitäts-Parade. Es wird höchstens fünf Minuten dauern!“

„Nee, nee!“ wehrt Kullicke vorsichtig ab. „Vorijet Mal hamse ooch so jesacht! Un denn hat det Janze nachher sechs Monate jedauert!“

ROBERT GEHRKE:

Nach Ladenschluß

Strauch blickt von seiner Zeitung auf — die Uhr ist stehengeblieben. Wie still es mit einem Male im Zimmer ist.

Während er stumm den Regulator anschaut, erinnert er sich des Briefes von Hertha. „Du hattest mir versprochen, mich vom Geschäft abzuholen! Ich erwarte Dich am Freitag nach sieben. Kommst Du?"

Warum gerade am Freitag? — Heute schon wird er sie überraschen. Der Winter ist nicht mehr fern — doch das Herz will schon seinen Sommer haben!

Vor vielen Jahren hatte er mit ihr eine ganze Nacht im Stadtpark zugebracht. In der Frühe standen sie am Schwanenteich. Hertha warf ihr Taschentuch ins Wasser — leicht trieb es davon. Alles treibt davon.

Stracks verläßt er Stube und Haus. Unglückseligerweise hat er in der Hast seinen steifen Filzhut erfaßt. Er wollte fürwahr weniger feierlich erscheinen! Dieser unleidige Steife, der ihm merkwürdigerweise immer wieder in die Hände gerät, wirkt über alle Maßen grotesk — zumal er mehr auf dem Kopf steht als sitzt. So muß Strauch im eiligen Lauf ständig seine Krempe halten. Das ist nicht sonderiich bequem!

In den Straßen brennen die Gaslaternen, viele an der Zahl . . Die Tage werden immer kürzer, und die Nächte werden immer länger. Der Himmel bleibt hoffnungslos grau. Alles geht ins Graue ein

Eine Leuchtuhr zeigt sieben Minuten vor sieben.

Strauch muß eilen. Ich könnte einen Omnibus nehmen, überlegt er. Du sollst laufen! alter Sesselwetzer, spornt er sich an. Die frische Luft wird dir guttun. —

Fünf Minuten vor sieben.

Er wird es schon schaffen. Eigentlich sollte ich den alten Zauber nicht mehr beginnen, denkt er. Vorbei ist vorbei! Vielleicht ist Hertha bereits verlobt — sie ist ja bald dreißig! Warum soll sie da nicht verlobt sein? — Sie kann aber auch noch frei sein — — Was kümmert's dich!

Jedenfalls ist sie einer sehr nahrhaften Branche angehörig: sie ist Verkäuferin in einem großen Lebensmittelgeschäft.

Zwei Minuten vor sieben.

Er stürmt in eine Tabakhandlung, befiehlt ein Päckchen Zigaretten; ganz ausnahmsweise Zigaretten — Der eifrige Ladeninhaber will ihm außerdem noch ein Kistchen Zigarren anbinden. Das hat Strauch seinem glänzenden Hartmanr zu verdanken, dieser feierlichen Filzglocke, die so herausfordernd auf seinem Kopf steht!

Sieben Uhr.

Schon rasseln hier und da die Jalousien herunter. Ladenschluß. Strauch muß noch schneller laufen! Der Weg ist doch weiter, als er geschätzt hatte. Noch eine Straße — noch zwei Straßen — dann über einen Platz — und in die bezeichnete Gasse hinein . .

Fünf Minuten nach sieben.

Es kann immerhin noch fünf Minuten dauern, bis die Angestellten das Geschäft verlassen. Geduld also —

Dort ist das betreffende Haus. Ein riesiges Firmen-

schild verkündet „Lebensmittel und Spirituosen". Darunter kann man sich allerhand vorstellen!

Wenn er richtig sieht, so ist der Laden noch erleuchtet. Käufer gehen aus und ein. Diese Feststellung kann ihn nicht gerade begeistern. Da ist man nun gehetzt wie ein Jagdhund — und nun steht man vor der lichthellen Tatsache, daß hier noch flott verkauft wird!

Und er hatte sich auf das Wiedersehen so gefreut. Beim Verlassen des Hauses wollte er sie sozusagen von hinten überraschen; er wollte ihren Arm nehmen und sie in ein kleines Winkelcafé entführen, um mit ihr ungestört zu plaudern und zu scherzen. Ein Stück Vergangenheit wollte er wieder heraufzaubern! —

Käufer gehen aus und ein .. Eben ertönt von der nahen Anrichte ein Glockenschlag: viertel acht.

Der Bäcker, die Vogelhandlung, der Schnittwarenladen, das Ofengeschäft — sie alle haben geschlossen; nur im Lebensmittelhaus geht der Betrieb hemmungslos weiter! Bezeichnend ist das sehr bezeichnend. —

Strauch entflammt sich eine zweite Zigarette. Er lehnt im Torbogen einer Gastwirtschaft. Gläser klirren, Stimmen schwirren — und wenn er genau hinhört: regelrechtes Skatklopfen. Plötzlich Klavierspiel nebst Begleitung. Der Mann singt miserabel! — Strauch muß seinen Platz verlassen. Gleich halb acht! Unlustig schreitet er auf und ab. Ein Fetzen Packpapier weht ihm vor die Beine. Die Gaslaternen brennen kümmerlich trüb. Leute mit Aktentaschen streifen an ihm vorüber. Ein schlankes Mädchen verschwindet ins Haus — büromüde. Ein krummer Alter fragt ihn nach der Akazienallee. Sicher hat er ein Gläschen zuviel getrunken. Strauch lüftet seinen Steifen und läßt den Alten stehen. Jeder lebt sein Leben.

Von der Annenkirche hallen zwei Glockenschläge: halb acht.

Im Lebensmittelhaus sind nach wie vor die Fenster erhellt. Daß hier die Polizei nicht einschreitet!? —

Durch die Türscheibe erblickt er die kleine Hertha — sie bewegt sich in einem weißen Kittel Vielleicht stünde ihr ein schwarzer besser zu Gesicht. — Sie mag endlich kommen, damit er sich verabschieden kann!

Finsteren Gesichts schreitet er hin und her. Vielleicht schaut er dabei nach der Polizei aus! Verbittert entglimmt er sich eine dritte Zigarette.

Mißvergnügt spaziert er hin und her — hin und her. Er erregt bereits Aufsehen! Ein junges Mädchen, das im Hauseingang schäkerte, kommt heraus und mustert seine lange Gestalt voll spöttischen Behagens. Er ist sich selber schon lächerlich genug! Mir fehlt nur noch der Blumenstrauß, dann ist die Komödie perfekt. —

Nun ist auch der Fetzen Packpapier wieder da. Laß es genug sein des grausamen Spiels! —

Hin und her — hin und her... Jetzt steht er vor dem Bäckerladen. „Ohne Kuchen und Gebäck hat das Leben keinen Zweck!" ist auf einem kleinen Schild zu lesen. Daran hat er nie gezweifelt.

Wieder faßt er Posten im Torbogen der Schankwirtschaft. Da sieht er, wie drüben ein braunbekittelter Verkäufer aus dem Laden tritt und unter den verschiedensten Kopfwendungen die Auslage betrachtet. Und mit einem Male kommt die ganze Angestelltenschaft zum Vorschein: zwei kurzmähnige Fräulein und der hochgeschossene Lehrling.

Strauch zieht sich zurück — Hertha soll ihn nicht erblicken. Mittlerweile hat sich der Mann am Klavier heiser geschrien. Strauch sah es kommen.

Sieben Uhr vierzig!

Wenn er sich nicht täuscht, trifft man jetzt da drüben Vorkehrungen, die Auslage neu zu dekorieren. Das sind Zustände! — Wenn er Glück hat, so steht er um acht Uhr auch noch hier.

Und abermals schreitet er auf und ab. „Ohne Kuchen und Gebäck hat das Leben keinen Zweck!" Er könnte die Scheibe einschlagen.

Die Lage hat sich geändert: der Lehrling schleppt Bretter hinzu und verdeckt damit die großen Schaufenster. Die Bretter klemmen. Der Stift hat seine Not.

Von der Annenkirche klirren eins — zwei — drei Glockenschläge: dreiviertel acht!

Der Lehrling stößt sich die Hände fast blutig. Schon wieder klemmt so ein Brett; es sitzt schief.

Strauch kann das nicht mehr mit ansehen! Auf und ab — auf und ab...

Der Stift hat ein Stemmeisen geholt und kratzt die Fensterschienen aus.

Drinnen im Laden hantiert ein Fräulein mit dem Besen. Ist es Hertha —? Strauch muß wieder ins Dunkle treten: eben kommt der Gehilfe heraus und erklärt dem Lehrling, daß diese Bretter auf die andere Fensterseite gehören — jawohl, auf die andere Seite! Der arme Stift rackert die Bretter wieder los und beginnt auf der anderen Seite. Das feuchte Holz klemmt nach wie vor.

Ein großstädtisches Lebensmittelhaus hantiert noch mit Brettern! Strauch ist ergriffen von so viel Mittelalter.

Endlich hat der Junge die eine Fensterfront verdeckt. Ächzend schleppt er aus dem Hinterhof einen zweiten Stapel Bretter herzu...

Fünf Minuten vor acht!

Die beiden Schaufenster sind bedeckt und abgeschlossen. Durch die Türscheibe aber sieht er noch immer Licht brennen. Vielleicht findet jetzt eine Kassenrevision statt. —

Trotz alledem ist Strauch bereit, noch eine Weile zu warten. Erst war er empört — nun berührt ihn dieses Angestelltenschicksal. Er steckt sich seine letzte Zigarette in Brand. So will ich denn deiner harren, mein blondgelocktes Mädchen. — Ohne Lenz und Liebe ist das Dasein so trübe, fällt ihm beiläufig ein.

Das Licht im Laden ist endlich erloschen. Freudig bewegt, stelzt der Dichter auf und ab. Gleich wird sie kommen!

Und sie kommt. Schon will er auf sie zu —: in dem selben Moment knattert ein Motorrad um die Gassenecke und bremst hart vor dem Hause „Lebensmittel und Spirituosen". Lachend und strahlend schwingt sich Hertha auf den Soziussitz — ihr Verlobter gibt Gas — — sie belfern von hinnen...

In einer Wolke übelriechenden Benzinrauchs bleibt Strauch zurück.

Von der Annenkirche dröhnen acht Glockenschläge...

Strauch bückt sich nach dem Fetzen Packpapier, dabei fällt ihm sein Hut in den Rinnstein.

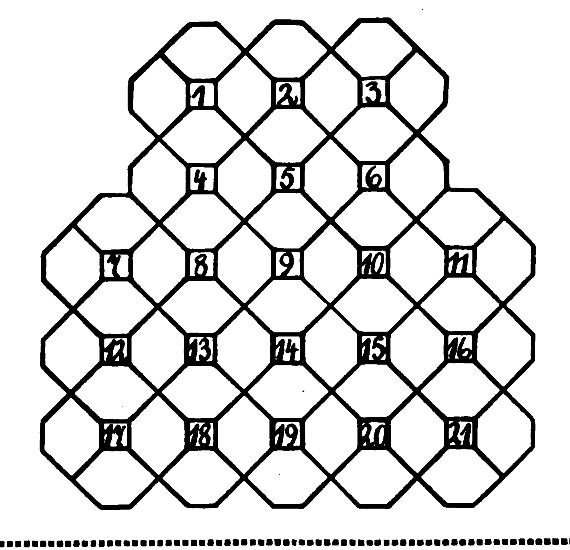
RÄTSEL

Umstellungsrätsel

Lug — Lena — Krug — Lade — Hut — Tal — Lohe — Arme — Rose — Argot — Emu — Ries — Tor — Elfe — Kran — Lene — Tag — Alle — Kram — Krake — Fort — Bora — Geld — Alge — Bier. Aus den vorstehenden Wörtern sind neue Hauptwörter durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens zu bilden. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben ein Zitat Arndts.

Wabenrätsel

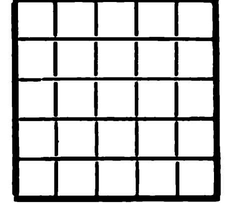
Die Wörter beginnen im Feld über der Zahl und drehen in Uhrzeigerrichtung. Sie bedeuten: 1. Körperteil, 2. ägyptischer Gott, 3. milit. Kopfbedeckung, 4. Nebenfluß der Oker, 5. Mundwasser, 6. Schmerz, 7. poetischer Name einer Jahreszeit, 8. Pflanzenkeim, 9. Frauenname, 10. Tiroler Berg, 11. Nagetier, 12. ostafr. Völkergruppe, 13 indischer Halbgott, 14. Nebenfluß der Unstrut, 15. deutscher Maler, 16. Reitersoldat, 17. Merkzeichen der Schiffahrt, 18. römischer Kaiser, 19. deutscher Kapellmeister, 20. kleines Gewicht, 21. Heringsfisch.



Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Euripides ergeben: Medien, Vorstellung, Sickingen, Nachtigall, Postdampfer, Vierer, Wechsel, Quartett, Apfelkuchen, Kerker, Leiter.

Magisches Quadrat

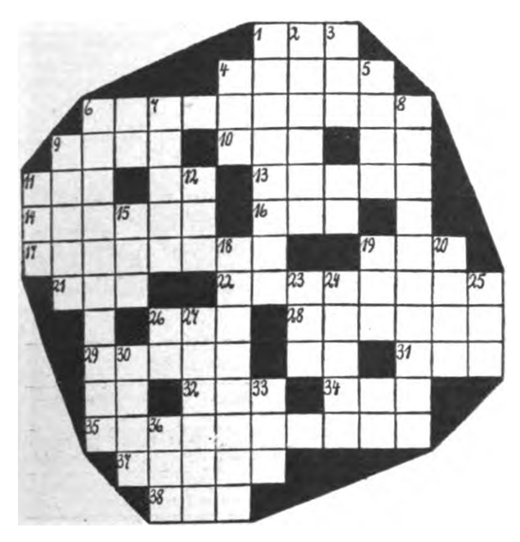


a a a a a a a a e e e e e g g g l l r r r s t t t v 1. Amtstracht, 2. altfriesisches Gesetzbuch, 3. päpstlicher Gesandter, 4. Liliengewächs, 5. das, was du im Augenblick bist



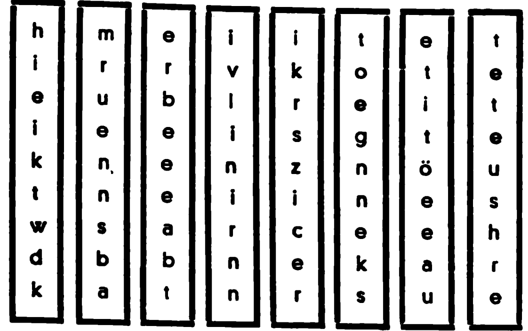
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Antilopenart, 4. das Unsterbliche im Menschen, 6. Sammlung von Sehenswürdigkeiten, 9. kleine Behausung, 10. lateinisch: Kunst, 11. Schmutz, 13. deutsche Industriestadt, 14. italienische Hafenstadt, 16. Nebenfluß der Warthe, 17. herrschen, leiten, 19. Gewässer, 21. Lebensende, 22. tropische Vögel, 26. Ansiedlung, 28. ungarischer Männername, 29. Bienenzüchter, 31. Nebenfluß des Inns, 32. Brennstoff,



34. unbestimmter Artikel, 35. Schiffahrt leiten, 37. Fremdwort für klangvoll, 38. europäische Insel. — Senkrecht: 1. abgesondert, 2. ostdeutscher Fluß, 3. Scherz, 4. belgischer Badeort, 5. Nachtvogel, 6. südamerikanisches Land, 7. Verwandter, 8. deutscher Erfinder, 9. Himmelskörper, 11. Gebirgskessel, 12. persönliches Fürwort, 15. Gesichtsteil, 18. Gewürz, 19. frz. Schriftsteller, 20. Haustier, 23. Wild, 24. Lebensstufe, 25. Mineral, 27. Frauenname, 30. Fluß in Belgien, 33. Anrede, 36. Präposition. Bey.

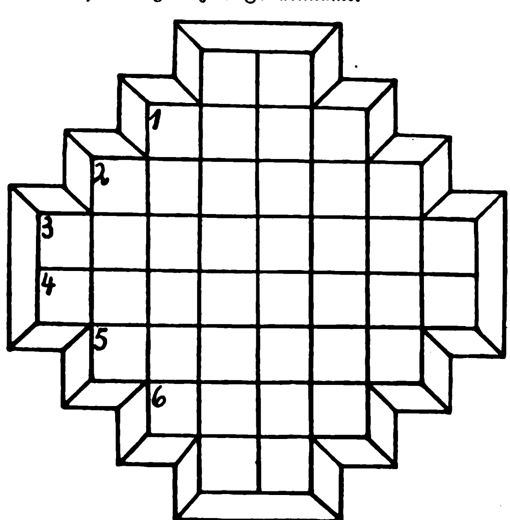
Balkenrätsel



Die Balken sind so umzustellen, daß die waagerechten Reihen ein Zitat von Josef Maria Lutz ergebeen.

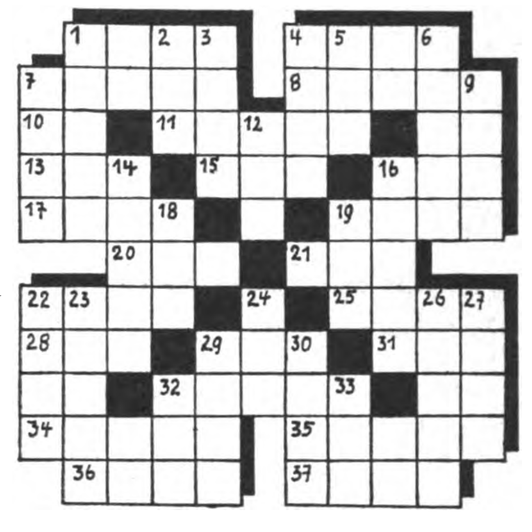
Magischer Diamant

1. Nebenfluß des Rheins, 2. Strauchfrucht, 3. Laubbaum, 4. Gestalt aus der Zauberflöte, 5. römischer Gelehrter, 6. abgekürzter Frauenname.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Blutgefäß 4. Frauenname, 7 Gesellschaftsschicht, 8. Schicksalsgöttin, 10. Flächenmaß, 11. Unterhändler, 13. Donauzufluß. 15. Papageienart, 16. germanisches Getränk, 17. Stadt in Rußland, 19. Geschoß, 20 Teil des Baumes, 21. Gebirgseinschnitt, 22. Überbringer, 25. Fluß in Jugoslawien 28. geographischer Punkt, 29. Tierwohnung, 31. Lebensgemeinschaft, 32. Gartengewächs, 34. deutsche Industriestadt, 35. Singvogel,



36. wertloses Zeug, 37. Haustier. Senkrecht: 1. Stadt in der Schweiz, 2. griechischer Buchstabe, 3. Fluß zur Ostsee, 4. Frauenname, 5. Senkblei, 6. Gebirge in Südamerika, 7. Deutschlands größter Denker, 9. Europäer, 12. Hausflur, 14. Teil des Baumes, 16. kleines Spinnentier, 18. nordischer Gott, 19. Monat, 22. Saalezufluß, 23. Figur aus „Iphigenie auf Tauris", 24. Niederschlag, 26. Vorfahren, 27. sachlich, dinglich, 29. Stoffstreifen, 30. Staat in USA., 32. nordischer Hirsch, 33. Straußvogel.

Silbenrätsel

Aus den Silben a be ber bi bit bu burg de dö drun e es feh gens ger gu ir ki ler li ma mo mu ra re ritz ta tre trud ur sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und letzte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, einen Wahlspruch unseres Führers ergeben. (tz = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. afrikanische Storchenart, 2. Friedensschwur, 3. alte deutsche Münze, 4. Stadt in Rußland, 5. Frauenname, 6. deutsches Heldenlied, 7. Laufvogel, 8. Stadt an der Donau, 9. juristischer Begriff, 10. Truppenübungsplatz bei Spandau, 11. Bewohner Nordamerikas, 12. Futtermittel.

1 .... 4 ....

2 .... 5 ....

3 .... 6 ....

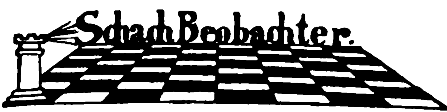
7 .... 10 ....

8 .... 11 ....

9 .... 12 ....

Lösungen der Rätsel in Folge 26:

Geheimschrift: „Wer nichts wagt, der darf nichts hoffen." Schlüsselwörter: Wagner, Dietrich, Hast, Ofen. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Parna, 2. Areal, 3. Reise, 4. Maser. 5. alert. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Galizien, 2. Eurydice, 3. Daressalam, 4. Usedom, 5. Labore, 6. Dahlem, 7. Installateur, 8. Sarabande, 9. Thurgau, 10. Goldreif, 11. Utrecht. „Geduld ist gut fuer Memmen." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 5. Tula, 6. Lachs, 7. Rebell, 11. Kram, 13. Giebel, 15. Moor, 16. Irin, 17. Rain, 18. Epik, 21. Aden, 23. Rune, 24. Boston, 27. Frau, 29. Altona, 30. Lahn, 31. Netz. Senkrecht: 1. Murr, 2. Marmor, 3. Elle, 4. Echse, 8. Bern, 9. Eger, 10. Liga, 12. Amiens, 14. Banner, 19. Idol, 20. Kent, 21. Arco, 22 enfant, 25. Opal, 26. Tank, 28. Asti. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Oberon, 2. Ruhe, 3. Demagog, 4. Eimer, 5. Nandu, 6. Sahib. „Ordensburgen". ✱ **Rösselsprung:** Deines Herzens Güte / Magst du daran erproben, / Ob du von ganzem Gemüte / Das Gute kannst an deinen Feinde loben (Rückert). ✱ **Kryptogramm:** Die Prüfung einer Lebensrichtung kann nur im Kampfe geschehen. ✱ **Kapselrätsel:** Wein, Adel, Senta, Wende, Ziel, Raub, Seil, Idar, Rabe, Don, Iser, Stil, Neid, Ill, China, Tell, Sonde, Waage, Ate, Sold, Weg, Ili, Rom, Sender, Ulk, Cher, Elan, Nora, Ischl, Ster, Aller, Liga, Leba, Ebe, Selb. Was wir sind, ist nichts, was wir suchen, ist alles. ✱ **Füllrätsel:** 1. Steigerwald, 2. Estremadura, 3. Bestaeubung, 4. Verstaerker, 5. Grabstichel, 6. Meldestelle, 7. Halberstadt, 8. Afghanistan, 9. Sammelliste, 10. Oktoberfest.

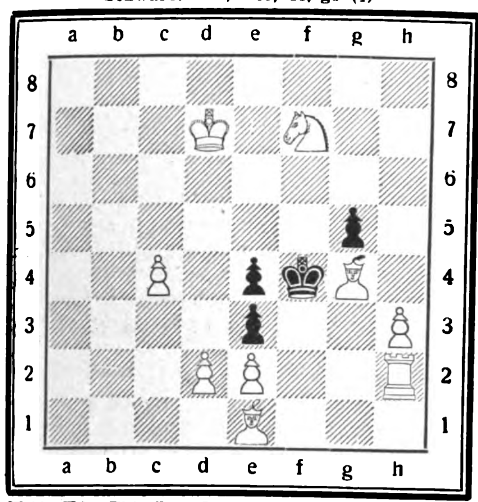


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Hans Voigt, Vielstedt.

Schwarz: Kf4, Be3, e4, g5 (4)



Weiß: Kd7, Th2, Le1, Lg4, Sf7, Bc4, d2, e2, h3 (9)

Weiß setzt in drei Zügen matt.

Eine Glanzpartie!

Helling opfert die Dame!!

Gespielt in der 6. Runde des internationalen Schachturniers in Dresden 1936

(Skandinavische Verteidigung)

Weiß: Grob (Schweiz)	Schwarz: Helling (Berlin)		
1. e2—e4	d7—d5[1]	18. Kg1—h1	Th8—d8
2. e4×d5	Sg8—f6![2]	19. Sb1—d2	Lc5—b6
3. d2—d4[3]	Sf6×d5	20. c3—c4	Td5—d6
4. Lf1—d3[4]	Sb8—c6	21. b2—b4	Lb6—d4
5. c2—c3	e7—e5	22. Ta1—b1	Td6—e6
6. Dd1—e2	Dd8—e7	23. Sd2—e4[6]	f7—f5
7. Ld3—e4	Lc8—e6	24. Lc1—e3	f5×e4
8. d4×e5	Sc6×e5	25. Le3×d4	Td8×d4
9. f2—f4	Le6—g4	26. f3×e4	Td4×e4
10. Sg1—f3	Se5×f3	27. De2—f2	Te4—e2
11. g2×f3	De7—h4†	28. Df2—h4	Te6—h6
12. De2—f2	Dh4—e7	29. Dh4—g5[7]	Th6—g6
13. 0—0	0—0—0	30. Dg5—c5	b7—b6
14. Le4×d5	Lg4—h3	31. Dc5—f8†	Ke8—b7
15. Tf1—e1[5]	Td8×d5!	32. Tb1—g1	Lh3—g2†![8]
16. Te1×e7	Lf8×e7	33. Tg1×g2	Te2—e1†
17. Df2—e2	Le7—c5†	Weiß gibt auf.	

[1] Richters Kampfschach macht Schule!

[2] Das Schlager mit der Dame auf d5 ist wegen Sc3 3. Da5, b4! sehr riskant!

[3] Versucht Weiß, den Bauern mit c2—c4 zu verteidigen, so gerät er nach 3. . . c6! 4. d:c6, S:c6 nebst e5 in eine gedrückte Stellung!

[4] Üblich ist hier 4. c4, Sf6, 5. Sf3, c6, 6. Sc3, Lg4, 7. Le3, e6, 8 Db3, Db6, 9. Se5, D:b3, 10. a:b3 mit etwa gleichem Spiel! Vielleicht fürchtete Weiß aber nach 4. c4, Sb4 — die gefährliche „Kieler Variante".

[5] Es ist verständlich, daß Weiß gerne seine Figur behalten möchte, nach der Partie sah er aber, nur zu spät, ein, daß er hier wohl oder übel die Qualität opfern mußte und dann wohl die Partie hätte halten können! Der glänzende Taktiker läßt sich nun die Gelegenheit nicht entgehen seine Dame zu opfern. Er erhält dafür zwar nur einen Turm, was aber infolge des völlig unentwickelten weißen Damenflügels zum Siege genügt!

[6] Es bleibt Weiß nichts anderes übrig, als durch dieses Springeropfer sich etwas Luft zu schaffen und endlich seinen Damenturm ins Spiel zu bringen!

[7] Auch das von manchen „Kiebitzen" vorgeschlagene Dg3 genügt nicht: es folgt: Lf5!!, und nun scheitert 30. Te1 an Th:h2†, 31. D:h1, T:e1†, und Schwarz behält schließlich einen Läufer übrig.

[8] Dieses naheliegende Läuferschach erzwingt sofortiges Matt.

EJD.

Aufgabelösung aus Folge 22

Zweizüger von Fritz Nellen, Leverkusen-Rheindorf

Weiß: Kb7, Dg3, Th5, Sd2, Ba3 (5).

Schwarz: Kd4, Sb1, Ba4, e4 (4)

1. Th5—c5! K×c5; 2. De5‡. 1. . . ., S×d2: 2. Dc3‡ usw.

Richtig gelöst: H. Schmidt, Rodheim; A. Roth, München; J. Herwig, Gotha; C. Pasch, Osnabrück; Cl. Bornefeld, Arnsberg; J. Jonas, Düren; M. Templin, Friedensstadt; H. Dühmert, Berlin NO; P. Antweiler, Köln-Merheim; Seber, Trier; W. Petri, Plittershagen, Dr. E. Stamatis, Dr. K. Askitopoulos, Berlin; A. Enbrecht, Frankfurt a. M.; J. Diehl, Oberschmitten; W. Grothe, Berlin NO; A. Lenzendorf, Berlin-Britz; Dr. Lenz, Friedberg-Obermockstadt, K. Helgers, Erfurt; K. Scheffer, Wohlau; O. Behncke, Cuxhaven; R. Baar, Berlin-Niederschönhausen; Dr. J. Krug, Dresden; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; H. Fischer, Ebingen; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; H. Stadtmüller, Karlsruhe, Pfr. Klein, Setzingen; G. Peipers, Eckardtsheim; Dr. Münch, Bocholt; A. Hinrichs, Naumburg S.; K. Ross, Hamburg; W. Brunken, Oldenburg; K. Poppler, Füssen, W. Rodenbusch, Duisburg-Meiderich; A. Neubert, Zwönitz; H. Reitzel, Groß-Zimmern; B. Fröbmel, Dohna; K. Kannenberg, Remkersleben; Erika Schupp, Wiesbaden; C. Weinrich, Syke; G. Hoffmann, Karlsruhe; H. Krause, Alsfeld; A. Sponholtz, Hannover; E. Schütt, Hamburg.



DR. WALTER ORTH:

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Brandbestattung in früher Zeit

Im vergangenen Jahre erschloß Stecger den fränkischen Sippenfriedhof von Krefeld-Stratum. Es fanden sich ausgedehnte Brandbestattungsgräber, die an Zahl sogar die üblichen fränkischen Körperbestattungsgräber übertrafen. In den dreißig bis vierzig Zentimeter tiefen kesselförmigen Gruben fand sich der Leichenbrand entweder in Urnen oder frei zerstreut mit verbrannten Gefäßresten und anderen Beigaben. Als dritte Art der Bestattung entdeckte man von Brandasche freie Knochenlager. An dieser Fundstelle ließ sich auch vorzüglich der Übergang von der germanischen Bestattungssitte zur fränkischen Körperbestattung beobachten, wenn auch die Brandbestattung bei den Franken scheinbar noch vielfach geübt wurde.

Honig als „Atmungsstoff"

Prof. Gehrcke (Berlin) fand, daß die Anzahl der Stoffe, die die Atmung in irgendeiner Richtung zu beeinflussen vermögen, sehr groß ist. Er hat eine große Anzahl von „Atmungsstoffen" in ihrer Wirkung auf Atemtiefe und Atemfrequenz und andere Erscheinungen genau untersucht. Besonders augenfällig sind die Erscheinungen der Atemveränderung bei Inhalation von Alkoholdämpfen. So soll auch der Duft des Bienenhonigs die Atmung anregen. Man ließ Versuchspersonen 6 oder 10 Minuten lang dicht über dem Rande eines Honigglases atmen, um dann eine Vertiefung der Atmung und ein Sinken der Atmungsfrequenz wahrzunehmen.

Der rätselhafte Ortssinn der Biene

Ein Experiment v. Uxkülls scheint uns Näheres über den Orientierungssinn der Biene zu sagen. Ein Bienenstock wurde nach dem Ausflug der Tiere um 2 Meter aus seiner bisherigen Lage verschoben. Die zurückkehrenden Bienen flogen nun nicht sofort auf die neue Stelle des Stockeingangs zu, sondern sammelten sich in großen Massen an der Stelle des ursprünglichen Eingangs in der freien Luft und suchten hier nach der „Haustüre". Erst nach etwa fünf Minuten stellten sie sich um und flogen dem richtigen Eingang zu. Tiere aber, welchen die Fühler fehlten, orientierten sich vermutlich optisch und fanden sofort nach der Rückkehr die neue Stellung des Eingangs. Es dürfte hiermit die Bedeutung der Fühler zur Orientierung im Wirkraum bewiesen sein.

Neues über die Wetterkrankheit

Die Abhängigkeit des Körperzustandes von gewissen atmosphärischen Erscheinungen dürfte heute auch in ernsten Forscherkreisen nicht mehr bestritten werden. Neuerdings hat E. Dübl beobachtet, daß hauptsächlich jenes Wetter ungünstig auf die Gesundheit des Menschen wirkt, bei dem keine normalen Luftmassenströmungen, sondern komplizierte Wirbelströmungen stattfinden. Daß derartige Einflüsse ihre Ursachen in elektrischen Phänomenen zu haben scheinen, konnte Dübl gemeinsam mit Wyß durch Abschirmungsversuche unter Beweis stellen. Patienten, die an wetterbedingten Herzstörungen litten, verloren dieselben nach einem kurzen Aufenthalt in einem abgeschirmten Raum.

Das Lernvermögen niederer Tiere

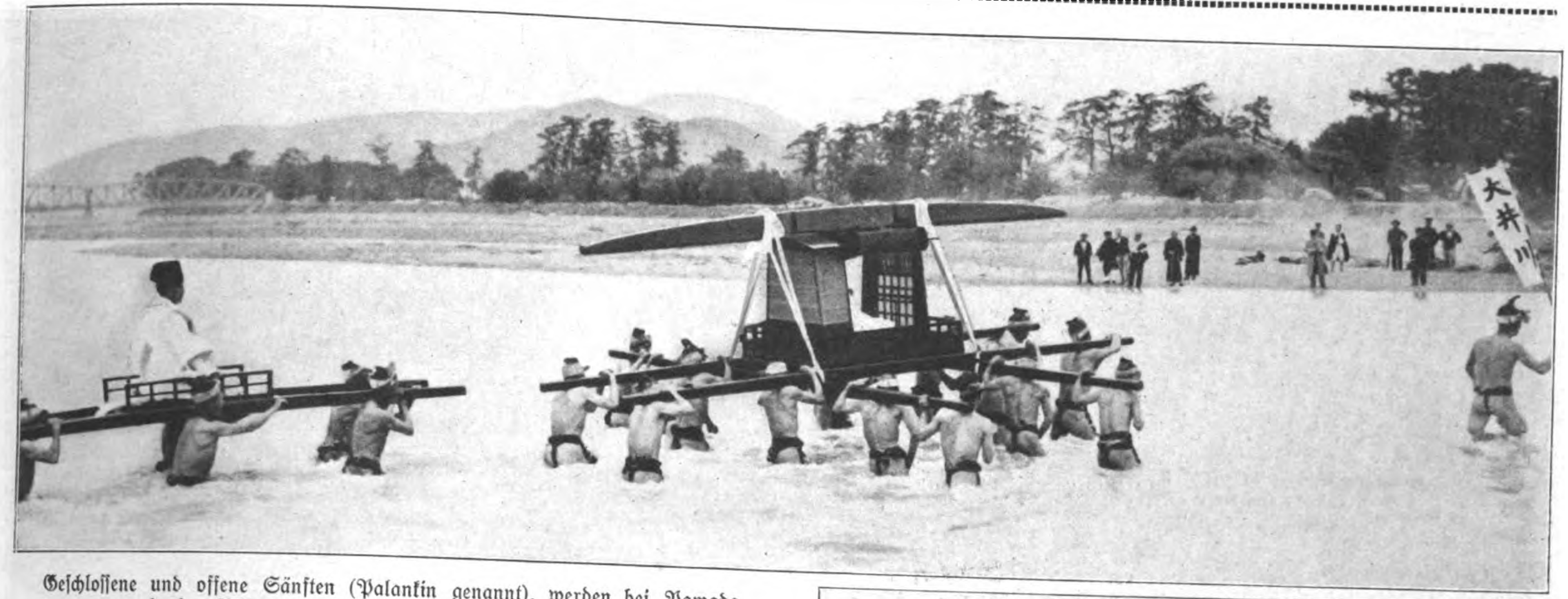
Können niedere Tiere, etwa die mikroskopischen einzelligen Lebewesen, lernen? Diese Frage wurde schon des öfteren aufgeworfen und ebenso heftig bestritten. Ein Lernvermögen setzt ein Gedächtnis voraus, und letzteres traute man den niederen Lebewesen nicht zu. F. Bramstedt hat nun in Anlehnung an frühere Versuche anderer Forscher diese Dinge an Pantoffeltierchen erneut geprüft. Ein erwärmtes Röhrchen wurde immer wieder in das die Pantoffeltierchen enthaltende Gefäß getaucht. Nach zweistündiger Dressur reagierten die Tiere durch Abwenden von dem Röhrchen, auch wenn dasselbe die gleiche Temperatur wie das Wasser hatte. Vor der Dressur wurde das Eintauchen eines kalten Röhrchens nicht beachtet. Die Tiere hatten also gelernt, daß gleichzeitig mit der Erschütterung des Eintauchens die ihnen unangenehme Wärme auftrat.

Das Telephon im Auto

Nach der Konstruktion eines Italieners ist es möglich, vom Auto aus nicht nur seine Wohnung, sondern auch einen anderen Teilnehmer anzurufen. Umgekehrt kann man auch einen im Auto fahrenden Teilnehmer erreichen. Es ist sogar möglich, eine Verständigung von Auto zu Auto herbeizuführen. Die Rufapparatur im Wagen unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Selbstwählapparat nicht. Die Anordnung ist so, daß das Gespräch vom Auto mittels Kurzwellen zunächst auf die eigene Wohnung, dann über das Fernsprechnetz zur Wohnung des Gerufenen, von hier mittels Kurzwellen zum Wagen des Gerufenen geleitet wird. In Amerika verwendete Ford kürzlich ein drahtloses Telephon zu einem Gespräch während der Fahrt im Bezirk Neuyork mit seinem Werkleiter in Buenos Aires.

Das Massensterben der Tintenfische

Ein Problem, das die Zoologen schon lange beschäftigt, ist das Massensterben der Tintenfische an der südamerikanischen West- und pazifischen Küste. Es wird von den Einheimischen im Sommer und Winter beobachtet. Auch das Massensterben von Pelikanen und Kormoranen wird damit in Zusammenhang gebracht; man nimmt an, daß sich diese Tiere durch Fressen von erkrankten Tintenfischen sekundär vergiften, denn man fand in ihren Mägen Teile einer Tintenfischart. Über die Ursache dieses Massensterbens der Tintenfische ist man sich noch völlig im unklaren. Man versucht, das Sterben mit den häufigen Seebeben an der südamerikanischen Westküste in Zusammenhang zu bringen. Möglicherweise werden die Tintenfische durch giftige Gase, die bei den Seebeben aufzutreten pflegen, oder aber durch schweflige Gase von unterseeischen Kohlenminen getötet.



Geschlossene und offene Sänften (Palankin genannt), werden bei Yamada, in der Nähe von Shizuoka, über den Oi getragen. Links im Hintergrund die moderne Eisenbrücke.

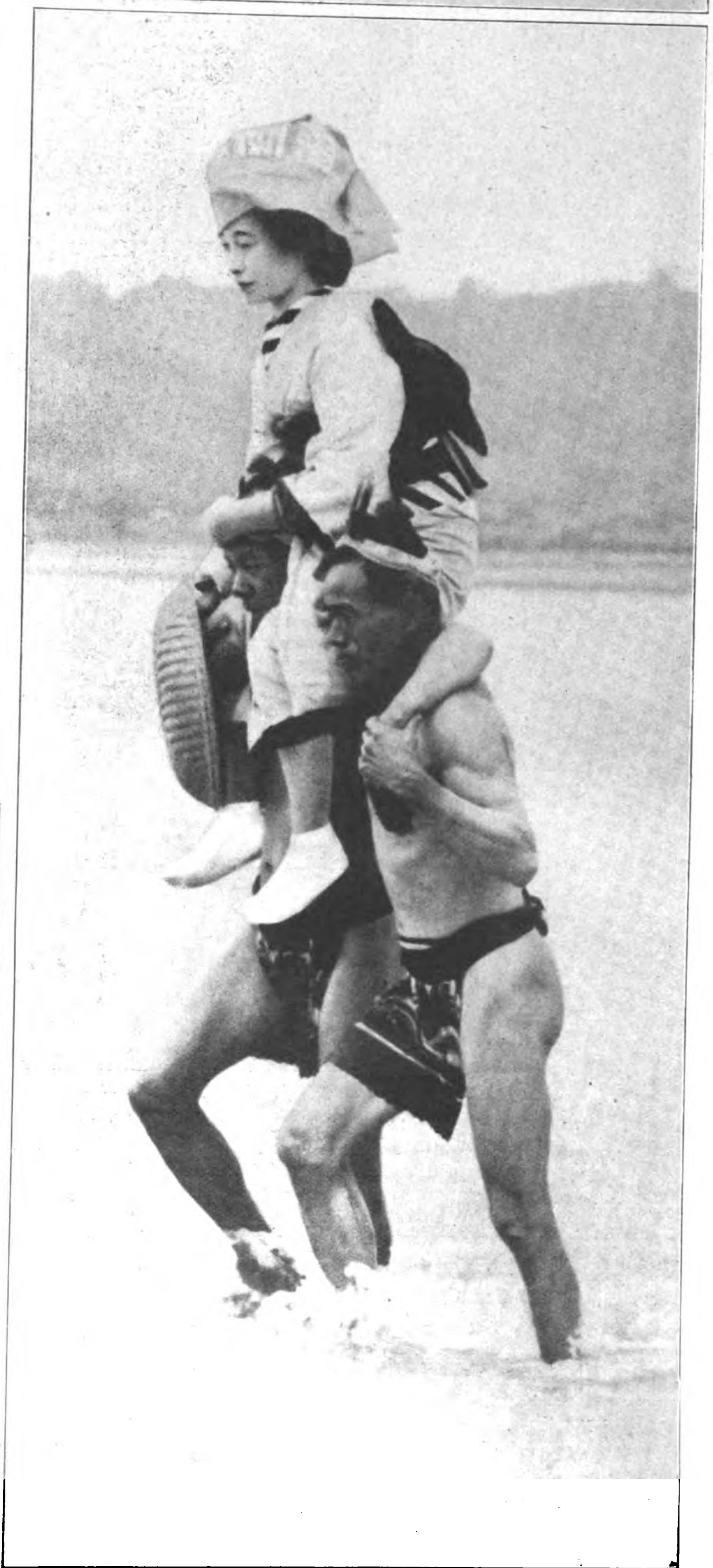
DIE MENSCHEN-FÄHRE VON YAMADA

In alten Zeiten betätigten sich die Einwohner von Yamada bei Shizuoka als lebende Fähren für die Reisenden, die über den Oi-Fluß wollten. Alljährlich wird die Erinnerung daran festlich begangen, und große und kleine Sänften werden in der alten Weise über den Fluß gebracht.

Aufnahmen: Associated Press



Erinnerung an alte Zeiten.
Ein Reisender überquert nach der Art der vergangenen Jahrhunderte den Fluß.



Rechts: Eine hübsche japanische Reisende beim Jahresfest der Menschenfähre von Yamada.



Selbst der lange Jahre schon beschäftigte Anschreiber hat seine Ruhe verloren ...

Die Pariser Börse ist schon an und für sich eine der lebhaftesten der Welt. Im Augenblick aber, da die Opposition den Sturz des Franc erstrebt, wird an der Börse ein besonders lebhafter Kampf ausgefochten. Mit jüdischer Hast werden die Angebote gemacht.

Der Franc soll fallen...



Das Allerheiligste
Hier haben nur die ganz großen Bankiers

Panik an der Pariser Börse



Er versucht, bei dem rasenden Lärm mit Zeichensprache irgendein Angebot unterzubringen.

Aufnahmen: Cosmo-Photo (L. Fritz).



Unten: Die Ratlosigkeit des Fachmannes: Soll man verkaufen? Soll man nicht verkaufen? Der Franc wird fallen. — Aber wenn er nicht fällt?



der Börse — die „Corbeille" —, ein beleuchteter Innenraum.
und die Geldmagnaten der übrigen Welt Zutritt und Sitz. An der Corbeille ist schon manchmal entscheidend in die Politik der Völker eingegriffen worden.



Zwei Mädel, die mit Lust und Liebe bei der Arbeit sind. Aber wenn es die Sonne gar zu gut meint, dann sehnen Margit und Lissy ihre Mittagspause doch sehr herbei. Draußen am Stadtrand lockt das erfrischende Bad...

Der Tagesverlauf der jungen schaffenden Menschen, die in Büro- und Fabrikräumen ihren Unterhalt verdienen, wickelt sich zumeist im gleichförmigen Rhythmus der Gewohnheit ab. Wie aber auch sonst in der Natur, so hat auch der Jahreszeitwechsel auf den Menschen in seiner Tageseinteilung maßgebenden Einfluß.

Eine brütende Sommerhitze lagert über der Großstadt. Die



Jede Minute ist kostbar. Um ein Haar hätten sie die Straßenbahn nicht mehr erreicht.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

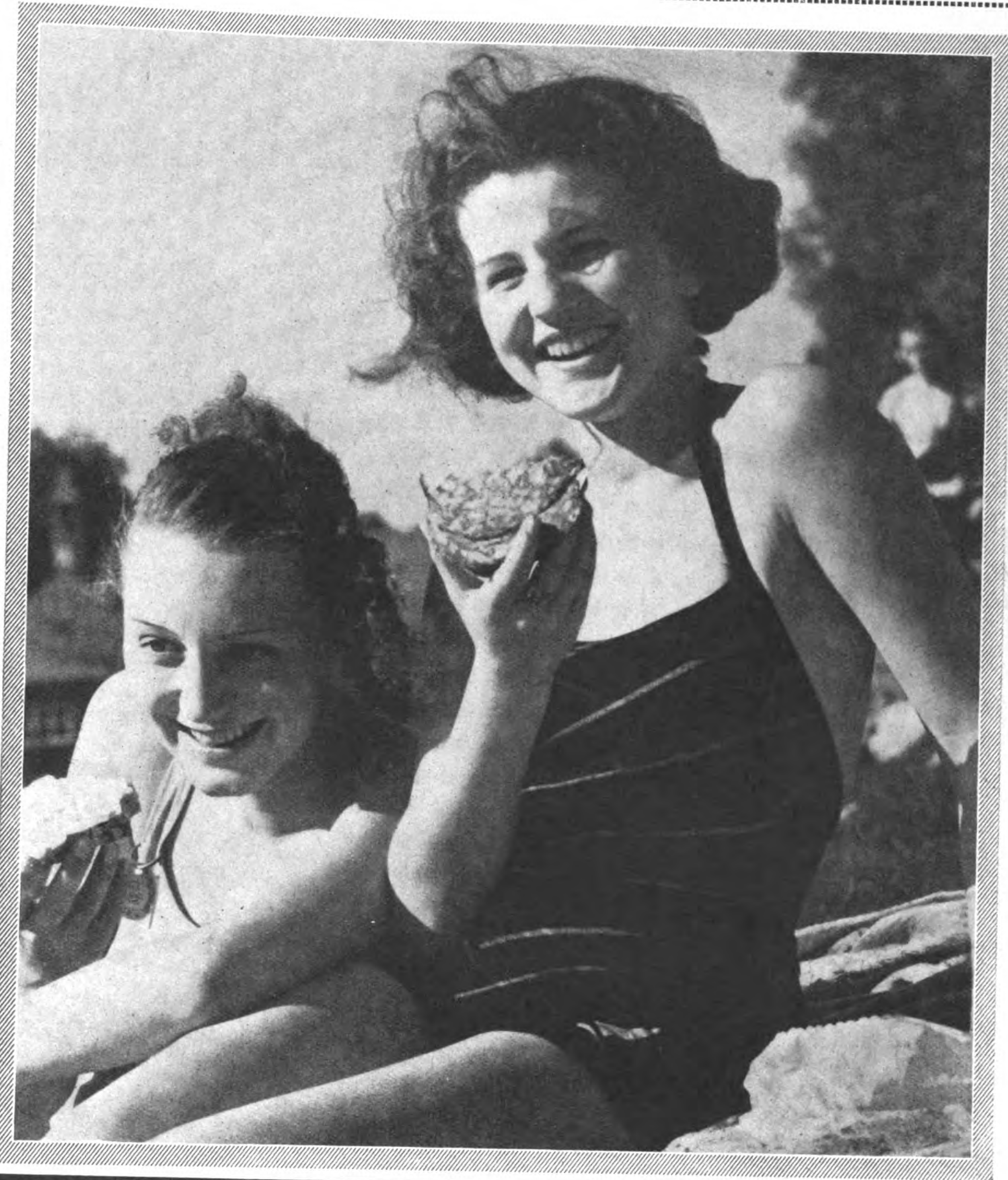




Links: „Zweimal Endstation, bitte!" Der Schaffner hat seine stille Freude an ihrer sprühenden Lebenslust.



Wasser hat manchmal doch Balken, aber man muß schon sehr geschickt sein, um nicht auszurutschen.



Beim Baden bekommt man einen Mordsappetit.
Mutter hat schon vorgesorgt, und das Wurstbrot schmeckt ausgezeichnet.

Fenster der Büroräume sind weit geöffnet und die Vorhänge zum Schutze gegen die Sonne zugezogen. Die Sekretärin sitzt den ganzen Morgen über unentwegt an ihrer Schreibmaschine, nimmt Diktate auf, erledigt Telephongespräche, empfängt Besuche und verrichtet so eine Menge von energieverbrauchender Arbeit. Der Zeitpunkt der Mittagspause ist oft da, bevor man überhaupt Zeit hatte, sich den Kopf zu zerbrechen, was mit der Pause angefangen werden soll. Zu Hause in der Wohnung ist es ebenso schwül und drückend wie im Büro. Also hinaus ins Freie! Und erleichtert wird dieser Entschluß durch die Tatsache, daß sich eine Arbeitskameradin anschließt, um sich gegenseitig in der kurzen Pausezeit von 12 bis 2 Uhr Gesellschaft zu leisten. So geht es entweder mit der Straßenbahn oder mit dem Fahrrad hinaus in das nächstgelegene Bad, um in Luft, Licht und Sonne dem Körper und Geist eine kurze Zeit der Erholung und Ausspannung zu gönnen. Neben der rein physischen Wirkung des erfrischenden Wasser- und Sonnenbades sind diese 2 kurzen Stunden oft erfüllt von kleinen Erlebnissen, die den Tag in zwei Hälften teilen und die Nachmittagsstunden der Arbeit in frischer Kraft schneller vergehen lassen Es ist ein Segen unserer Zeit, daß die Menschen es endlich



Minuten, die man auskostet:
Losgelöst in Luft und Sonne läßt man sich braten.



Zu dumm eigentlich, daß man so bald wieder heraus muß!



Bevor es wieder an die Arbeit geht, holt man sich noch einmal die erfrischende Abkühlung.

erkannt haben, wie wichtig besonders mit Rücksicht auf die starke Inanspruchnahme der Nerven die Erholung im Freien ist. Jene jungen Menschen, die jährlich in der Sommerzeit während ihrer kurzen Mittagspause hinausziehen in die Bäder am Rande der Großstadt, haben sich diese kleinen Freuden in den vorhergehenden Stunden oft hart verdient. Und von dem, was im Sommer in diesen herrlichen kurzen Stunden erlebt wurde, wird im Winter gezehrt.



Erfrischt und neugestählt geht's lachend wieder an die Schreibmaschine. Der Sommer hat ja noch viele schöne Tage...

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 29 / DONNERSTAG, 16. JULI 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Zum Bildbericht in diesem Heft: Rückschau auf die Weimarer Festtage.

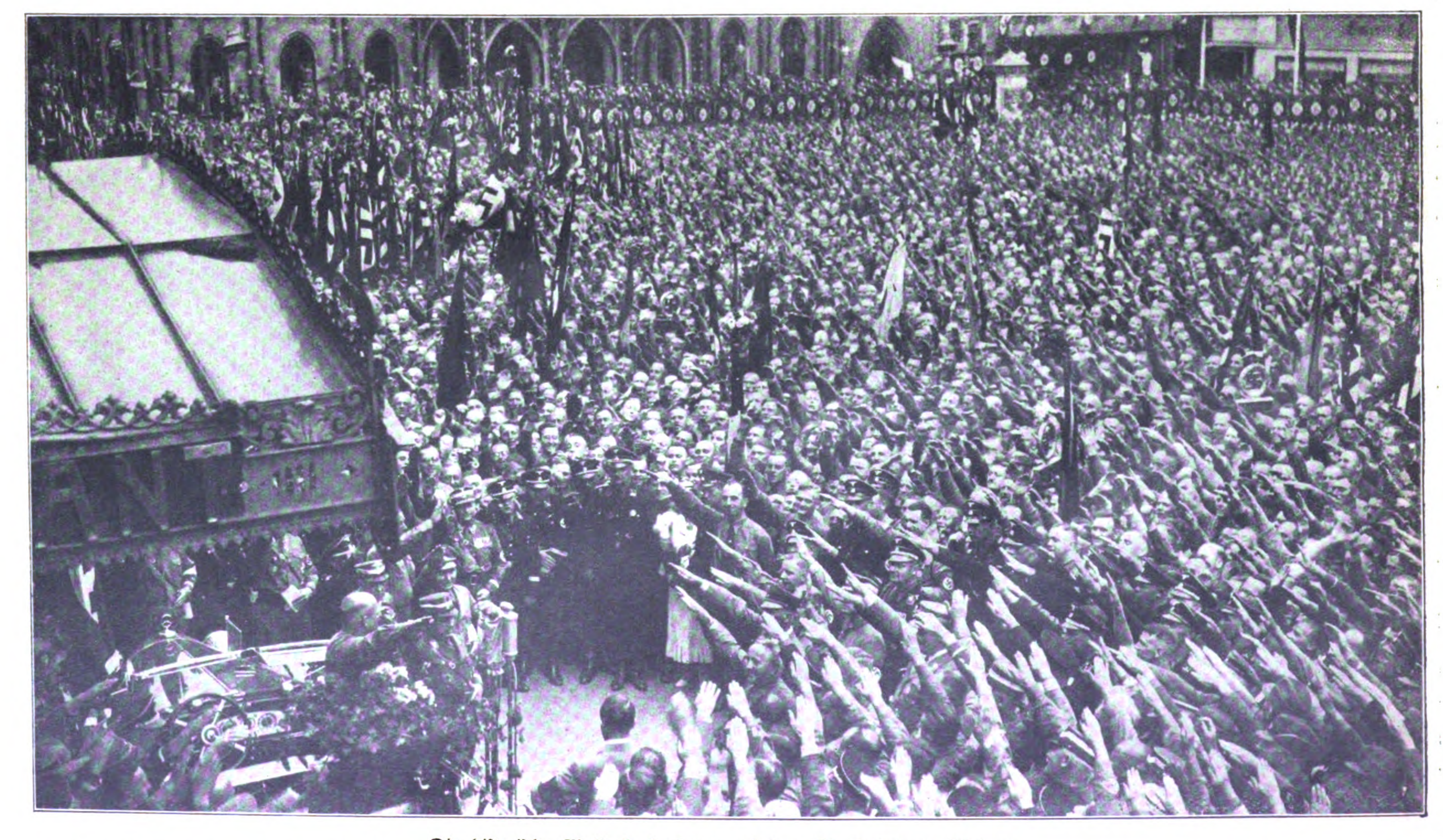
Der Führer und sein Stellvertreter Rudolf Heß.

Dahinter von links: Baldur v. Schirach, Rust, Bormann, Rosenberg.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Die Symbole des deutschen Aufstieges.
Der unübersehbare Wald von Standarten, die Zeichen des Sieges der nationalsozialistischen Weltanschauung, rings um das Schiller-Goethe-Denkmal auf dem Platz vor dem Nationaltheater in Weimar.

RÜCKBLICK AUF DIE WEIMARER FESTTAGE



Die historische Massenkundgebung auf dem Marktplatz zu Weimar.
Der Frankenführer Julius Streicher (im Wagen stehend) grüßt den Führer (rechts vom Wagen) und die versammelten alten Kämpfer vor seiner hinreißenden Ansprache.



Im Erlebnis der Einheit im Wollen mit dem Mann, der sie rief wie vor 10 Jahren. Der Führer unterhält sich über den Wagen hinweg mit Julius Streicher. Helle Freude über das gemeinsame Wiedersehen leuchtet aus aller Augen. Links (um den Führer): Reichsleiter Bormann, Stabschef Lutze, Reichsleiter Alfred Rosenberg, Reichsarbeitsführer Hierl. Rechts: Dr. Goebbels, Julius Streicher, SS.-Brigadeführer Julius Schaub.

Zehn Jahre Kampf.
Zwei Männer, die mit fanatischem Willen um den Sieg der Idee des Führers rangen: Dr. Goebbels und Julius Streicher.

JULIUS STREICHER
spricht wie vor 10 Jahren

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Julius Streicher spricht…
„Und wenn die Welt voll Teufel wär', es muß uns doch gelingen!" Wie vor zehn Jahren alle ein unbändiger Glaube an den endgültigen Sieg beseelte, so umschlingt heute alle die Alten das eiserne Band der Erinnerung. Die Stunde steht unter dem Zeichen der stolzen Freude über das Errungene und der besten Zuversicht auf den weiteren Vormarsch im Wiederaufstieg des deutschen Volkes im hart erkämpften neuen Reich.



Rückschau auf die Weimarer Festtage:
Der Führer vor dem Vorbeimarsch der Formationen im Gespräch mit Reichsführer SS. Himmler. Weiter zurück: Rudolf Heß.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Zwischen dem Reichsparteitag 1926 und seiner 10-Jahres-Feier 1936 in Weimar liegt der Sieg der Bewegung:
Der Führer grüßt während des Vorbeimarsches die Standarten.

Neues Wandern mit dem Wanderbuch

Geordnete Wanderschaft statt Landstreichertum



Nach frohem Weg am guten Ziel.
Volksgenosse der Landstraße, du bist nicht mehr heimatlos und verstoßen, die Wanderarbeitsstätte wird dir ihre Pforte öffnen.



Das Wanderarbeitsbuch ist der Paß des Wanderers — wer ihn besitzt, ist gleichberechtigt und gleichgeachtet jedem werktätigen deutschen Volksgenossen.

Der einfachste deutsche Arbeiter hat geistige Interessen.
Hier ist dem wandernden Arbeitsuchenden ein friedvoller Feierabend bereitet bei Büchern und Spielen.

Der Nationalsozialismus, die klarste und folgerichtigste Weltanschauung, hat auch mit den Gepflogenheiten einer sogenannten Humanität aufgeräumt, die verelendete Menschen — mochten es nun schuldlos ins Unglück Geratene oder **berufsmäßige Müßiggänger und Verbrecher sein — durch Almosen von sich abzutun**

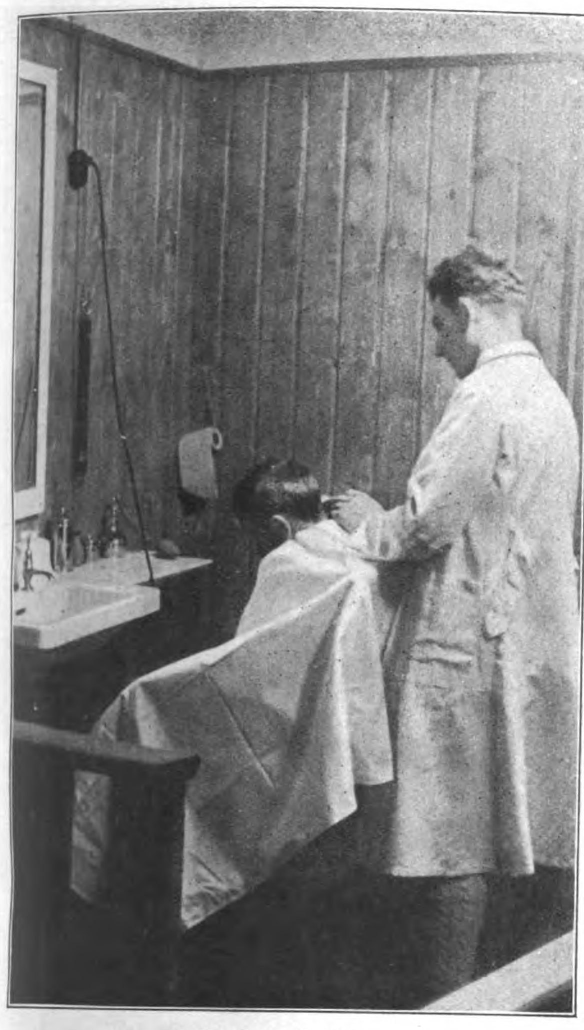
suchte, ohne den Versuch zu machen oder auch nur den Gedanken zu haben, den Willen zur Hilfe organisatorisch zusammenzufassen und auf den Weg praktischer Maßnahmen zu führen zur Bekämpfung des Übels von Grund auf durch Beseitigung der Ursachen. Zumal die marxistische Irrperiode der Nachkriegsjahre hat mit fehlgeleiteten sozialen Ideen, Halbheiten und Utopien durch ihre Art der Fürsorge das soziale Elend praktisch nur immer mehr vergrößert und verwurzelt, hat, ohne dem anständigen Notleidenden die Möglichkeit zu geben, aus seiner Not herauszukommen, das asoziale Element förmlich gezüchtet. Zu einem Krebsschaden am Volkskörper hatte sich insbesondere das Landstreichertum von Arbeitsscheuen und Verbrechern ausgewachsen, und die damalige soziale Gesetzgebung belastete mit der Fürsorge für ausgesprochenes Gesindel die Wohlfahrtskassen der sich endlos im Streit um die Zuständigkeit verzehrenden Körperschaften der Gemeinden, Bezirke und Länder und damit die Steuerkraft des Volkes in unerträglichster Weise, ohne die Lage auf der Landstraße auch nur im geringsten zu bessern.

Das neue Reich aber griff auch hier zielbewußt und kraftvoll zu, und darüber hinaus hat Staatsminister Adolf Wagner, der Gauleiter des Traditionsgaues der NSDAP., für Bayern im „Bayer. Landesverband für Wanderdienst", Körperschaft des öffentlichen Rechts, eine Einrichtung getroffen, die unter ihrem Schöpfer und Leiter, Obersturmbannführer A. Seidler, das Wanderwesen in Bayern übersichtlich regelt und das Ende des Wanderunwesens bedeutet. Mit Hilfe des Wanderbuches trennt sie den Verbrecher und bettelnden Landstreicher vom anständigen Wanderer, der auf Arbeitssuche die Gaue und Orte durchzieht. Sie weist ihm seine Straßen und beseitigt durch Errichtung von Wanderarbeitsstätten als Durchgangsstationen der gesunden Wanderfähigen und von Wanderhöfen als Heimstätten gebresthafter und greiser „Tippelbrüder" mit einem Schlage das einstige Elend des zwangsläufigen Landstreichertums Heimatloser und Entwurzelter. Mühelos erfaßt der Wanderdienst die asozialen Elemente, die sich im Lande herumtreiben, um sie in Verwahrung und geeignete Erziehung zu geben, den anständigen Volksgenossen von der Landstraße aber führt er in einer vom Geiste der Kameradschaft getragenen praktischen Fürsorge zu Arbeit und Brot, zur Leistung für Gegenleistung, damit zurück zum geregelten Leben, zurück in die soziale Gemeinschaft der Nation.



Der Anfang der Gemeinschaft ist die Ordnung.
Pflichten und Rechte sind in der Hausordnung verankert.

Das Tischleindeckdich.
An die Stelle der bitter schmeckenden Bettelsuppe vor der Türe ist die gemeinschaftliche Mahlzeit am sauberen Tisch getreten.



Der letzte Schliff.
Zur Hebung der Selbstachtung tritt die Pflege der eigenen Person.

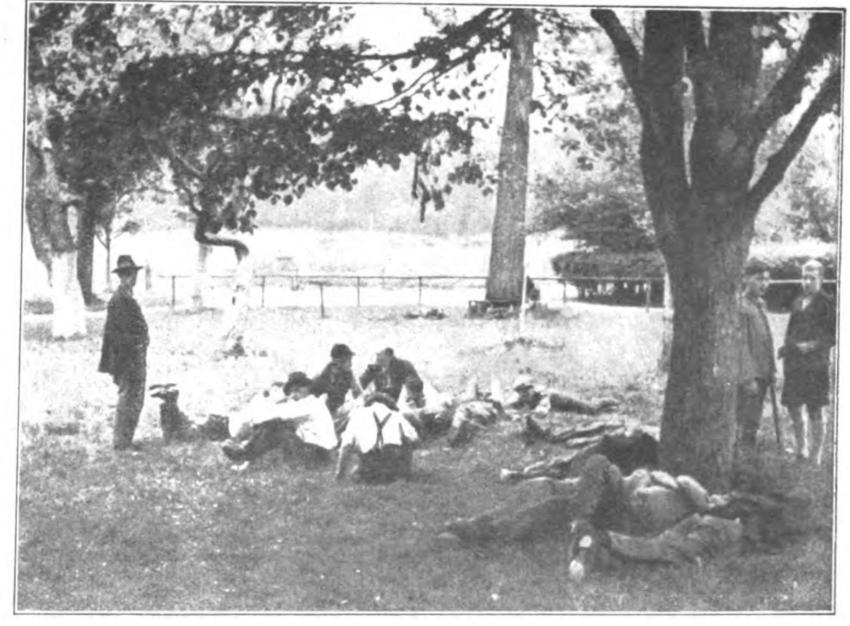
Aufnahmen:
Fritz Boegner.



Wie neugeboren!
Baden — frische Wäsche — sich wieder als Mensch fühlen! — es erfüllt das Herz mit Freude, und man sieht dem jungen Manne an, daß er darauf brennt, seine Kraft an eine Arbeit, an ein werteschaffendes Werk für seine Volksgenossen einzusetzen.



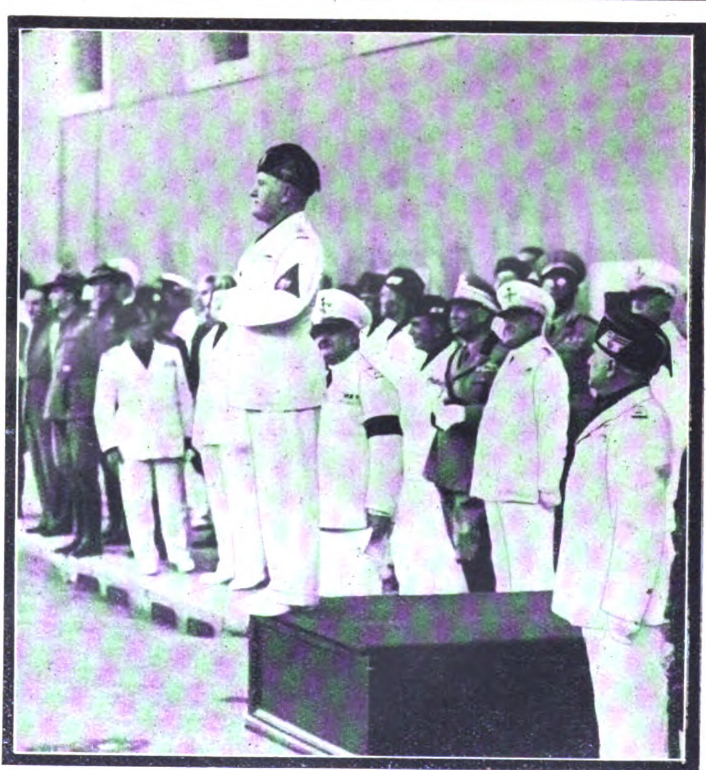
Glück im Winkel.
In den Handwerksstuben entsteht in friedlicher Arbeit unter fleißigen und geübten Händen der gesamte Bekleidungsbedarf der „fahrenden Gesellen".



O du schöne Welt!
Draußen im weiten Garten, unter den Bäumen im Grase, erholen sich Leib und Seele am Herzen der Natur.

Der durch die oben geschilderten Verhältnisse mit in Verruf gekommene einstige „Handwerksbursche" ist in dem von der Deutschen Arbeitsfront neu geschaffenen und betreuten „Gesellenwandern" wieder erstanden, und nun hat auch das einstige Heer der obdach- und arbeitslos Herumirrenden eine Marschrichtung erhalten, eine Losung und eine Führung, die bisher hoffnungslos sozialem Untergang überantwortete Menschen, die guten Willens sind, wieder zu wertvollen, achtbaren Gliedern der Gemeinschaft des Volkes macht. Sozialismus der Tat im nationalsozialistischen Staat. So einfach im Gedanken, so großartig in der Durchführung und bewundernswert im Erfolg. H. E.

Heimkehr nach Rom aus den Schlachten in Ostafrika.
Schwarzhemden-Bataillone treffen auf der Piazza Venezia ein, von der Bevölkerung umjubelt, vom Duce besichtigt und empfangen.
Rechts der Palazzo Venezia, im Hintergrund das Nationaldenkmal.
Aufnahmen: Weltbild.



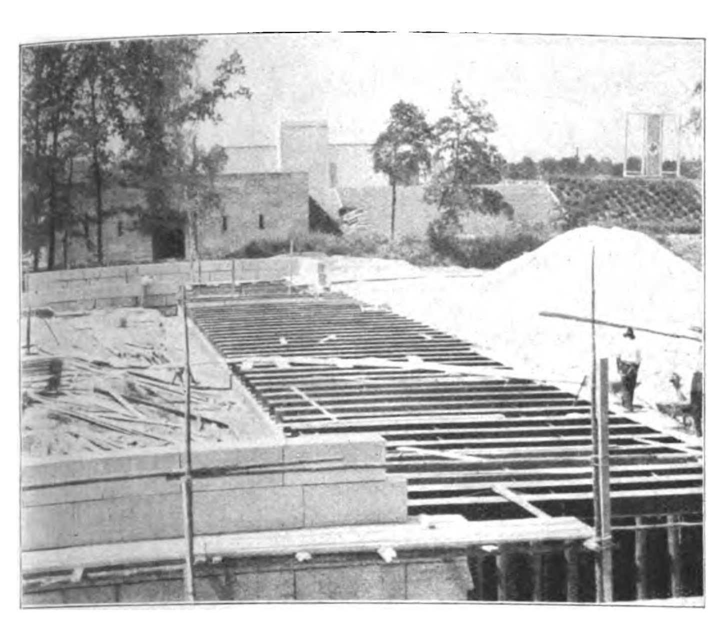
Der italienische Staatschef Mussolini beim Empfang der heimkehrenden Sieger aus Ostafrika vor dem Palazzo Venezia.



Angehörige von italienischen Studentenbataillonen werden in Rom von Studentinnen und Verwandten mit Blumen empfangen.

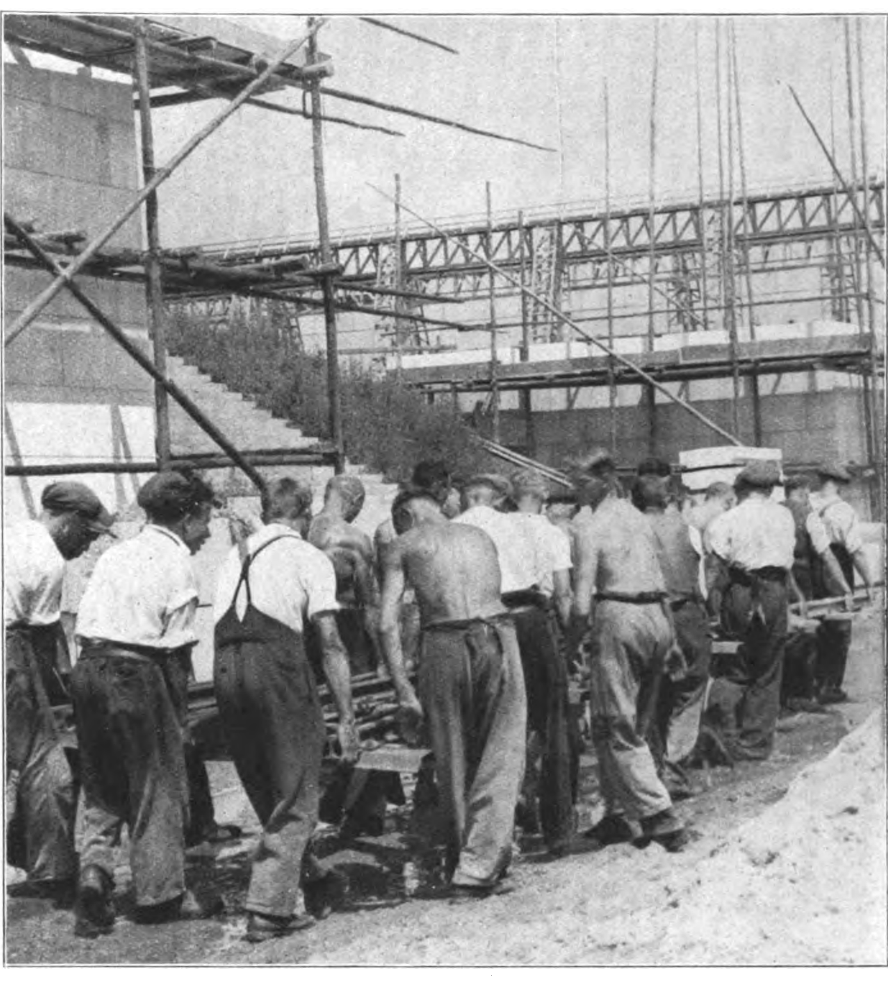
Italiens siegreiche Truppen kehren heim





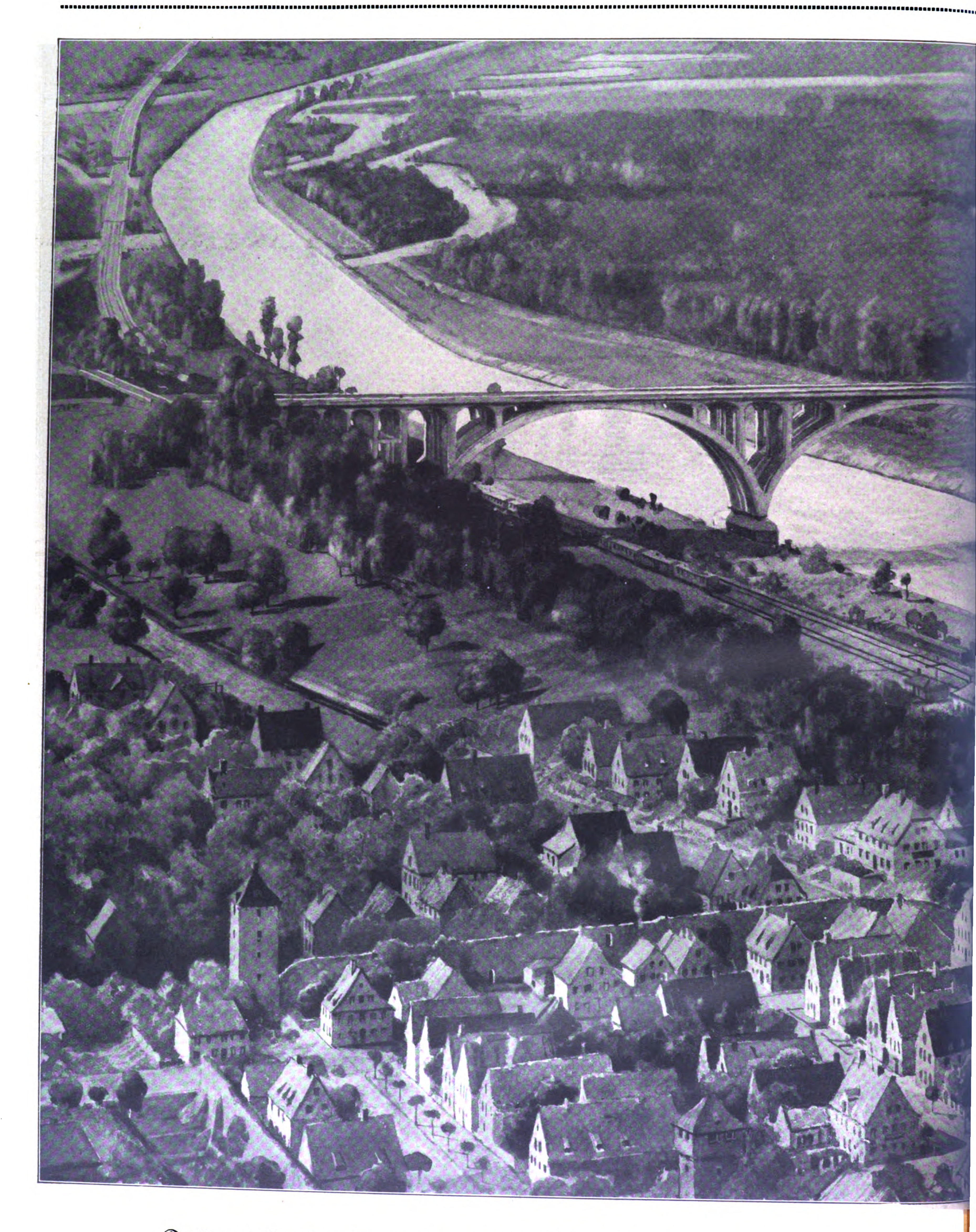
Vom Märzenfeld zur Luitpoldarena wird eine 2 Kilometer lange und schnurgerade Aufmarschstraße gebaut.
Das Bild zeigt die große Aufmarschstraße, an der kurz vor der Luitpoldarena eine Unterführung für Fußgänger errichtet wird.

Das Reichsparteitagsgelände zu Nürnberg: Einer der gewaltigsten Bauplätze Deutschlands



Der Bau der riesigen Tribünen, die links und rechts des Zeppelinfeldes entstehen.
Aufnahmen: Henkel.

Fieberhaft wird an den Riesenbauten zum kommenden Reichsparteitag gearbeitet.
Der Haupttribünenbau auf dem Zeppelinfeld.

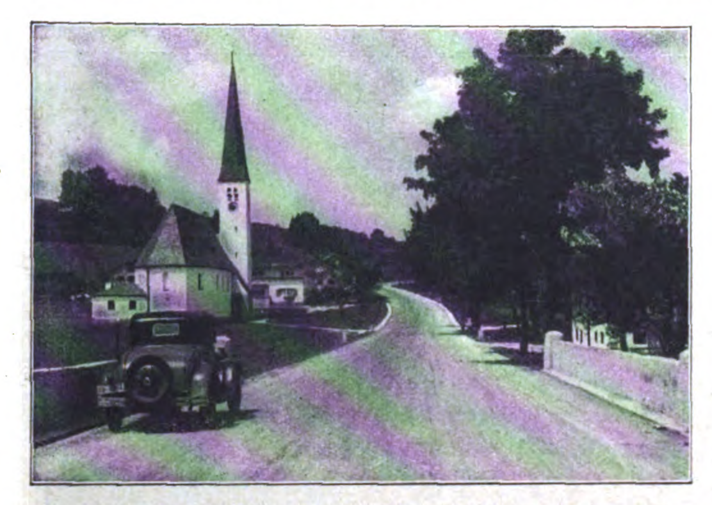


Das neueste Wunderwerk deutscher Brückenbaukunst im Entstehen.



Die alte und die neue Zeit.

Die Zeichnung unseres Mitarbeiters Prof. Zeno Diemer zeigt im Vordergrund das alte Städtchen Leipheim in der Nähe von Ulm mit seinen altersschwachen Stadtmauern, und dahinter in kühner Konstruktion die im Bau befindliche große Donaubrücke der Reichsautobahn Augsburg—Ulm, wie sie nach ihrer Vollendung im Landschaftsbild stehen wird.



Ein Teil der Alpenstraße im südöstlichen Bayern ist fertiggestellt. Blick auf einen besonders malerischen Streckenabschnitt bei Siegsdorf.

Aufnahmen: Hans Henkel.



Die Straßenwalze verläßt nach der Fertigstellung eines Teil-Abschnittes ihre bisherige Baustelle und trägt vorne ein Schild zwischen Tannengrün: „Teilstrecke Fertigstellung Mauthäusl—Schneizlreuth 2½ Jahre Arbeit und Brot 2½ Jahre Aufbau verdanken wir unserem Führer!"

Bilder vom Bau der deutschen Alpenstraße, die zum Teil als fertiggestellt bezeichnet werden kann

Links:

An einer Kurve der ideal an den Berg gelehnten Alpenstraße. Die Straßenwindung links führt nach Bad Reichenhall, die rechte Straße über Jettenbach nach Berchtesgaden. Auch an diesem Teil der Straße, die ein Wunderwerk modernen Straßenbaues darstellt, sind nur noch geringfügige Arbeiten zu leisten





Danzigs Senatspräsident vor dem Völkerbund, nach seiner Rede von jüdischen Journalisten geschmäht und beleidigt.

Der Danziger Senatspräsident Greiser in den Wandelgängen des Völkerbundspalastes bei einer kurzen Beratung. Von links: Der Flugkapitän der Danziger Delegation, Landgerichtsdirektor Wöhler, Greiser, Dr. Großmann, Frau Greiser, Staatsrat Dr. Boetcher, der Leiter der Auswärtigen Abteilung des Senats.

Auch der polnische Außenminister Beck hat sich nach der Rede des Danziger Senatspräsidenten Greiser vor dem Völkerbund mit seinen Beratern in eine Ecke zurückgezogen, um zu den schwebenden Fragen Stellung zu nehmen.

Aufnahmen: Presse-Photo.

DER ERSTE BESUCH
DES REICHSKRIEGSMINISTERS IM SAARLAND

Generalfeldmarschall von Blomberg stattete dem Saargebiet auf einer Besichtigungsreise seinen ersten Besuch ab. Er wurde schon bei seiner Landung in Mannheim von Gauleiter Bürckel abgeholt. Die Fahrt ging im Kraftwagen über Ludwigshafen, Landau, Pirmasens, Zweibrücken nach Saarbrücken, und von dort nach Völklingen. Hier wurde das Röchlingsche Hüttenwerk besichtigt. In Neustadt an der Haardt hatte Gauleiter Bürckel zu einem großen Abend zu Ehren der Wehrmacht eingeladen.

Am nächsten Tage zeigte der Gauleiter dem Reichskriegsminister die schöne „Weinstraße". In Bergzabern wurde dem Reichskriegsminister eine Kostprobe des nur hier in Deutschland wachsenden Burgunderweines geboten.

Tief beeindruckt von der stolzen Freude des treuen Saarvolkes über die wiedererreichte Wehrfreiheit und die Wiederbelebung ihres Gebietes mit Truppenteilen, verließ der Reichskriegsminister am Mittag dieses Tages das schöne Saargebiet.

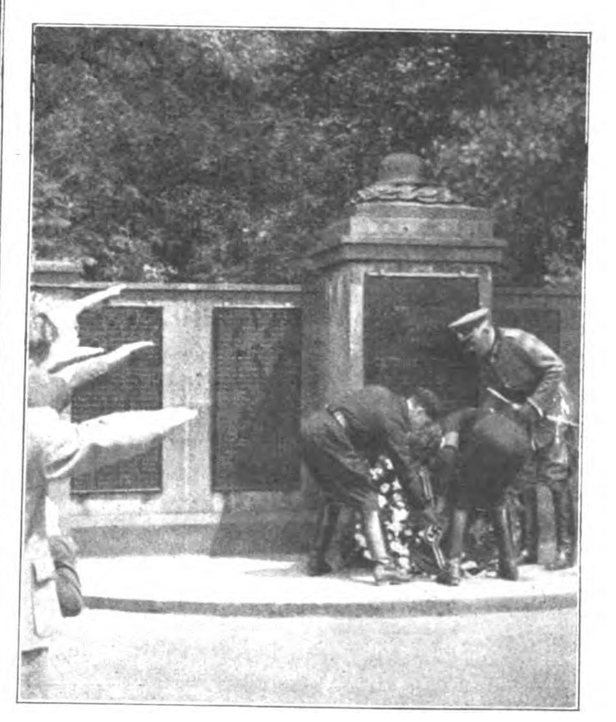


Der Reichskriegsminister begrüßt Arbeiter des Röchlingschen Hüttenwerkes. Neben ihm Geheimrat Röchling.



Feierlicher Empfang in Bergzabern.
Der Bürgermeister bietet dem Generalfeldmarschall als Willkomm Burgunder.

Aufnahmen: Friedeburg.



Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg ehrt die in ihrer Treue zum Reich gefallenen Arbeiter.

DER WELTKONGRESS FÜR FREIZEIT UND ERHOLUNG in Hamburg wird vorbereitet

Vom 23. bis zum 30 Juli 1936 findet in Hamburg der Weltkongreß für Freizeit und Erholung statt. Die Erkenntnis, daß Freizeit als schöpferische Pause innere Sammlung und die Aufspeicherung neuer Kraft bedeutet, hat den Gedanken, die Freizeit der Arbeitenden neu zu gestalten, reifen lassen. Deutschland wird bei diesem Kongreß den Vertretern der ganzen Welt zeigen, daß es mit seinem Friedenswerk „Kraft durch Freude" an der Spitze marschiert.

In der Ausstellungshalle „Freizeit und Erholung für alle" in Hamburg entstehen große Wandgemälde, die symbolisch den Gedanken der Freizeitidee darstellen. Drei Gestalten werden die Merkmale der fälischen, nordischen und dinarischen Rasse zeigen.



Organisation!
Am „Rechenschieber" des Quartieramtes. An ihm werden täglich die fortlaufenden Besetzungen der Quartiere in den einzelnen Stadtteilen registriert. Für 70 000 Mann werden in Hamburg Quartiere beschafft.



Massenandrang der Quatiermelder beim Quartieramt in Hamburg

Ein Weltkongreß wird organisiert.
Eine Besprechung des gesamten Mitarbeiterstabes der Organisationsleitung in der Hamburger Detaillisten-Kammer.



Die Fahnen der Nationen werden genäht.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



HANS BOROWIK:

Olympia-Mobilmachung in fünf Erdteilen

III. Europa

Deutschland die stärkste Sportnation in Europa? — Finnische Sorgen — Englische Olympiasiege in den Mittelstrecken — Achtet auf die Baltischen Randstaaten!

Bei Erscheinen unserer heutigen Nummer trennen uns nur noch 14 Tage von dem großen Eröffnungsakt der Olympischen Spiele. Diese 14 Tage sind sozusagen die Ruhe vor dem Sturm, in der sich die Mannschaftsführer der einzelnen Sportnationen noch einmal zu überlegen haben, welche Taktik sie in den einzelnen Sportarten anzuwenden gedenken.

Wie immer man über die Ereignisse der letzten Ausscheidungskämpfe urteilen mag, so ist doch das eine gewiß: Deutschland geht wohlgerüstet in den großen Kampf, und wenn uns das Glück nur einigermaßen hold ist, dann werden wir nach den Schlappen von 1932 in Los Angeles wieder dort anknüpfen, wo wir 1928 in Amsterdam aufhörten, als wir im Gesamtklassement der Nationen hinter Amerika den zweiten Platz belegten.

Dieser Wunsch darf in dieser Form ruhig ausgesprochen werden; denn ohne Selbstvertrauen lassen sich keine olympischen Siege erringen.

Wichtig ist überhaupt alles in Verbindung mit den Olympischen Spielen; denn es sind oft Zufälligkeiten und Kleinigkeiten, von denen der olympische Erfolg abhängt. Und weil „Kleinigkeiten" im olympischen Anfang unendlich viel bedeuten, unterschätze man den Anfang nicht.

Wie das mit dem „Anfang" gemeint ist, dafür waren die Amsterdamer Spiele des Jahres 1928 ein beredtes Beispiel. Hätte Hirschfeld vor acht Jahren am ersten Tage der Wettkämpfe — die Voraussetzungen hierfür waren gegeben — das Kugelstoßen gewonnen, dann wären durch diesen die Spiele einleitenden Sieg auch die übrigen Mitglieder der deutschen Nationalmannschaft beeindruckt worden, und manch einer wäre, durch Hirschfelds Beispiel angespornt, über sich hinausgewachsen. Es wäre ein Funke auf die Mannschaft gesprungen, ein Funke, der so gezündet hätte, daß selbst die Lauwarmen, die im gewöhnlichen Leben zu keiner Begeisterung fähig sind, mitgerissen worden wären. Auf diesen Anfang kommt es an, und je nach seinem Ausgang steht oder fällt das Stimmungsbarometer für die nächsten Tage.

Vor einem Jahre schien bei der Beurteilung der Gesamtlage ein deutscher Leichtathletiksieg ganz sicher zu sein, nämlich der von Hans Heinz Sievert im Zehnkampf. Diese Hoffnung ist nach der letzten Entwicklung der Dinge im Schwinden begriffen, und so müssen wir uns anders orientieren, d. h. wir müssen dort unsere Chancen suchen, wo die anderen zum mindesten nicht besser als wir, sondern höchstens gleichstark sind. Eine solche Neuorientierung bietet ein Blick in das Lager der Wurfathleten. Wenn unsere Diskuswerfer Lampert und Willy Schröder im Wettstreit der Nationen dieselben Leistungen vollbringen wie bei den meist unter Ausschluß der Öffentlichkeit ausgetragenen Olympia-Ausscheidungskämpfe, dann dürfen wir ganz stark „hoffen". Noch zuverlässiger als diese beiden ist in der Gesamtform der Berliner Polizist Hans Woellke. Wer seinen Aufstieg genau verfolgt hat, und wer ferner weiß, mit welchem Fleiß Woellke in letzter Zeit dem Training oblag, der wird dem Polizisten sein ganzes Vertrauen schenken. Ja, wer die Leistungen seiner Gegner kennt, ganz gleich, aus welchem Lande sie auch immer kommen mögen, dem dünkt der vorstehende Satz noch immer zu zahm, und da ein Sportjournalist gelegentlich die Aufgabe hat, auch etwas zu wagen, so wage ich die Behauptung, daß der riesenhafte Amerikaner Torrance, trotz der Tatsache, daß er zur Zeit den Weltrekord hält, von Woellke geschlagen werden könnte.

Schade, daß wir das grenzenlose Vertrauen, das wir zu Woellke haben, nicht auch auf unsere Läufer anwenden können. Aber man soll nicht prophezeien, vielleicht kommt doch alles anders als man der[illegible] Vielleicht sind unsere Kurzstreckenläufer, von denen man behauptet, daß sie längst nicht die Klasse der früheren „Kanonen" wie Houben, Körnig, Corts, Lammers und Jonath darstellen, doch weit besser, als man allgemein anzunehmen gewillt ist. Vielleicht erleben wir sogar in der Staffel — es wäre kaum auszudenken — eine Überraschung, und zwar eine solche, bei der das ganze Stadion Kopf steht. Es wäre nicht das erste Mal, daß eine





Zehnkämpfer Hans Heinz Sievert beim Kugelstoßen, beim Weitsprung. (Phot.: Schirner.)



Zehnkämpfer Gerhard Stöck im Hochsprung.

nicht-amerikanische Mannschaft als Sieger das Ziel passierte.

In den Sprüngen sind, wenn auch nicht auf Sieg, so doch Aussichten auf eine Silber- oder Bronzemedaille vorhanden. Beispielsweise sind Long und Leichum im Weitsprung kaum schlechter als die besten Amerikaner, und auch Weinkötz im Hochsprung wird keine schlechte Figur abgeben.

Über die Aussichten unserer Marathonläufer und Geher sind die Ansichten geteilt.

Es liegt eine gewisse Tragik in der Tatsache, daß Deutschland seit Bestehen der Olympischen Spiele nicht einen einzigen Sieg in der Leichtathletik zu verzeichnen hat, es sei denn, daß man sich auf den 800-Meter-Sieg von Frau Radke-Batschauer bei den Spielen 1928 in Amsterdam beruft. Immer haben wir uns im Laufe von 40 Jahren mit Plätzen begnügen müssen, immer war es so, daß unsere Gegner das bessere Ende erwischten, und dies manchmal in Situationen, in denen ein deutscher Sieg zum Greifen nahe war, wobei ganz besonders an das merkwürdige Drum und Dran der Stockholmer Staffel erinnert sei.

Nun ist er fällig: der erste deutsche Leichtathletiksieg im Rahmen der Olympischen Spiele. Wer immer der Glückliche sei, er wird, das darf schon heute gesagt werden, in der Sport-Geschichte einen Ehrenplatz einnehmen, der bleiben wird, solange es Olympische Spiele gibt.

Im Schwimmen ist Deutschlands stärkste Säule der Bremer Helmuth Fischer, der im 100-Meter-Freistilschwimmen mit 56,8 Sek. nach dem Amerikaner Peter Fick die zweitbeste Zeit geschwommen ist, und auch von unseren Wasserballspielern darf man erwarten, daß sie sich in Ehren schlagen werden.

Günstiger noch als im Schwimmen dürfen die Aussichten unserer Ringer und Gewichtheber beurteilt werden. Die „starken Männer" haben, das sei zu ihrem Ruhme gesagt, auf allen Olympischen Spielen besser abgeschnitten als unsere oft vom Pech verfolgten Leichtathleten. Ihr gutes Gesamtabschneiden ist schon beinahe eine Selbstverständlichkeit geworden, über die man nicht erst viele Worte macht.

Wer die Geschichte der Olympischen Spiele kennt, weiß, daß es keine sicheren Tips gibt; denn nirgends hängen die Lorbeeren so hoch, wie gerade hier, und deshalb lehnt auch der Artikelschreiber jede Voraussage ab, mit einer Ausnahme allerdings, und diese Ausnahme erstreckt sich auf das mutmaßliche Abschneiden unserer Frauen.

Hier hat der Journalist das Recht, einmal kühn zu sein. Er muß es sogar sein, wenn er die Leistungen unserer Sportfrauen mit denen ihrer Gegnerinnen vergleicht. Diese Erkenntnis, die auf Tatsachenmaterial aufgebaut ist, soll uns indes nicht zum Übermut verleiten, aber der Teufel müßte schon seine Hand im Spiele haben, wenn nicht Frl. Gisela Mauermeyer das Diskuswerfen gewänne. Das ist der einzige sichere Tip, dessen Erfüllung — und hierauf kommt es an — auch dann gewährleistet ist, wenn sie einmal ihren schlechten Tag hat; denn selbst in diesem Falle würden ihre Würfe noch um einige Meter besser sein als die ihrer Gegnerinnen.

*

Deutschlands stärkster Gegner in Europa ist, soweit die Leichtathletik in Frage kommt, das kleine Finnland, das seinen Ruf als Sportnation erstmalig bei den Stockholmer Spielen 1912 begründete, als der Langstreckenläufer Hannes Kolehmainen drei Siege herausholte. Er richtete förmlich eine Revolution an, die das Kampfgericht mehr als einmal in Verwirrung brachte, weil nämlich keine finnische Flagge zur Stelle war. Vielleicht deswegen nicht, weil man nicht recht wußte, ob Finnland, das damals noch unter russischer Oberhoheit stand, als selbständige Nation zu betrachten sei. Noch heller erstrahlte Finnlands Sportruhm, als Paavo Nurmi, das größte Laufgenie aller Zeiten, die Kampfarena betrat. Seine Ruhmestaten stehen im Buch der Sportgeschichte mit goldenen Lettern verzeichnet, und auch heute, wo dieser große Läufer nicht als aktiver Kämpfer, sondern Besucher und Betreuer seiner Mannschaft in Berlin weilt, klingen diese Taten in der Erinnerung noch nach.

Auch bei den diesjährigen Spielen sind die Langstreckenläufer die Stärke der finnischen Leichtathletik, aber so hoch man auch das Können eines Salminen, Iso-Hollo, Höckert, Askola oder Mäki einschätzt, es befindet sich weder ein Kolehmainen, noch ein Nurmi unter ihnen. Wer schärfer sieht, muß sogar zu der Auffassung neigen, daß zum ersten Male seit vielen Jahren Finnlands Thron bedroht ist. Die Finnen wissen das, und darum sind sie um ihre Monopolstellung sehr besorgt. Schon in Los Angeles verübte der bis dahin wenig bekannte Amerikaner Ralph Hill, der über 5000 Meter in fast totem Rennen mit Lehtinen endete, einen Einbruch in die Front der finnischen Langstreckenläufer, und über 10 000 Meter gab der inzwischen vom Schauplatz abgetretene Kusoczinski seinen finnischen Konkurrenten das Nachsehen.

Diesmal sind es noch weit mehr Gegner, die an dem Thron der finnischen Langstreckenläufer zu rütteln suchen. Da ist der Amerikaner Lash, da ist der immer besser werdende Engländer Eaton, da ist der spurtschnelle Italiener Cerati da ist der Pole Nosi, von denen der eine oder der andere den Finnen den Weg zum Siege verlegen könnte.

Es sind also dunkle Wolken, die am Himmel heraufziehen, und die finnische Sportpresse, die noch vor einiger Zeit sehr optimistisch war, ist plötzlich ob der Gefahrenherde, die Suomis Langstreckenhegemonie bedrohen, sehr ernst gestimmt.

Man darf hierbei nicht übersehen, daß die Finnen den längeren Laufstrecken eine größere Bedeutung einräumen als dies deutscherseits geschieht. Mit ihrer Geschichte ist Finnlands Landesstolz verknüpft. Da ist es nur allzu natürlich, daß die Finnen in dieser Beziehung eine gewisse Empfindlichkeit zur Schau tragen, und so verfolgen sie die Leistungskurven ihrer Gegner mit gespannter Aufmerksamkeit.

Merkwürdig übrigens die Tatsache, daß die Finnen niemals einen Kurzstreckenläufer herausgebracht haben, der auch nur die mittlere Linie erreicht hätte. Auch diesmal sind die Finnen arg dran, weil hiervon die Lösung der Frage abhängt, ob es überhaupt möglich ist, die Staffeln zu beschicken. Einen neuen „Larva" (Larva war der 1500-Meter-Sieger der Olympischen Spiele in Amsterdam) glaubt man in Teileri entdeckt zu haben. Ob er aber auch wirklich berufen ist, in die Fußtapfen seines großen Vorgängers zu treten, hat er noch zu beweisen.

Teilerfolge glaubt man durch Suomela im Dreisprung, durch Kotkas im Diskuswerfen und durch Bärlund im Kugelstoßen zu erringen, und doch kommt eine Übung, die jeden Finnen mit Stolz erfüllt: das Speerwerfen. In Los Angeles hing dreimal die finnische Flagge am Siegesmast des Stadions, und auch diesmal sind die Voraussetzungen für eine ähnliche Wiederholung keine ungünstigen Weltmeister Matti Järvinen ist inzwischen bei 77 Meter angelangt, so daß die Frage berechtigt, ob es ihm in Berlin gelingen wird, die 80-Meter-Grenze, deren Erreichen noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten wurde, zu überschreiten. „Mattis" Sekundant ist der erst 19jährige Nikkanen, der sich in letzter Zeit prächtig herausgemacht hat. Wenn auch der dritte Mann ein wenig unsicher ist, einen Doppelsieg wird es auf alle Fälle geben — kalkulieren die Finnen.

Und noch in einer anderen Übung glaubt man eine der drei ausgesetzten Medaillen zu erringen, im Hammerwerfen, für das man einen interessanten Kämpfer in Bereitschaft hat. Diese interessante Figur ist Ville Pörhölä. Er ist mit seinen 40 Jahren einer der ältesten Olympiakämpfer überhaupt. Aber noch in einer anderen Beziehung ist sein Beispiel nahezu unerreicht. Pörhölä bestreitet nämlich in Berlin sein viertes Olympia. Hut ab vor diesem Mann! Er ist, um auf die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen anzuspielen, der typische „finnische Bär", aber im Wettkampf ist er eisern, da ist er nicht 40 Jahre alt, sondern 40 Jahre „jung". Seine Laufbahn ist hochinteressant. Bei den Spielen 1920 in Antwerpen gewann er das Kugelstoßen, an dem er auch 1924 in Paris teilnahm, damals allerdings ohne Erfolg, worauf ihm ein Trainer sagte: „Du bist zu alt". Da ließ Pörhölä von dieser Übung ab und wandte sich dem Hammerwerfen zu, und, was in Anbetracht seines Alters niemand für möglich hielt, Pörhölä wurde besser und besser und stellte noch im reifen Alter Landesrekorde auf. Sein bester Wurf liegt bei 53,77 Meter.

*

Mit einer sehr großen Streitmacht erscheint diesmal England auf dem Plan. Das war nicht immer der Fall, denn bei früheren Spielen hat Groß-Britannien den Standpunkt vertreten, nur solche Kämpfer zu melden, die auch eine gewisse Aussicht haben. Von diesem Prinzip scheint man diesmal abgewichen zu sein; denn wenn man das Material einer genauen Betrachtung unterzieht, kann man die Feststellung machen, daß hier und dort Leute dabei sind, die auf den ersten Blick keinerlei Chancen haben. Sie sollen in Berlin „lernen", und dieses Prinzip wird um so verständlicher, je mehr man sich in das Leistungsniveau der englischen Sportvereine und Universitäten vertieft. Die Dinge liegen nämlich so, daß England einerseits läuferisch sehr stark, andererseits aber gerade in den technischen Übungen so auffallend schwach ist, daß es hier von Sportnationen zweiten und dritten Grades geschlagen wird. Seit Jahren ist es nicht geglückt, diese Lücke auszufüllen. Man hat allerdings hierfür auch nicht viel getan. Da ist es nun zu verstehen, daß man diesmal auch Leute meldet, die lediglich den Zweck haben, ihren Gegnern etwas „abzugucken" und die gesammelten Erfahrungen später in England systematisch auszuwerten.

Typisch englisch ist auch folgendes Beispiel: man ist in Verbindung mit den Olympiavorbereitungen sehr zurückhaltend, man macht auch nicht viel Wesen um die Leistungen. Es war das Merkmal aller Olympischen Spiele, daß man wenige Wochen vor ihrem Stattfinden von den Engländern recht wenig sah, und sich bei der Erörterung der Aussichten irreführen ließ. Aber bei den Spielen selbst waren sie immer in jedem Moment da, wenn sie gebraucht wurden. Wer denkt da nicht an die Beispiele der beiden großen Mittelstreckenläufer Lowe und Hampson?

Auch diesmal wird es kaum anders sein. Auch diesmal dürfte man gut tun, sich auf englische Überraschungen einzustellen, und damit diese nicht gar zu überraschend kommen, wollen wir unsere Leser mit einigen Namen bekannt machen, die möglicherweise als Olympiasieger wiederkehren könnten. Da hält sich in Schottland ein Läufer namens Stothard verborgen, der niemals schneller läuft, als er von seinen Gegnern getrieben wird. Im vergangenen Jahre hat Stothard jedes Rennen über mittlere Strecken gewonnen, aber es ist ihm niemals eingefallen, auf die Zeit zu drücken. Er war nur immer auf den Sieg eingestellt. Die Zeit kümmerte ihn nicht. Da darf man gespannt sein, was er kann, wenn er in Berlin von seinen Gegnern „gepreßt" wird.

Da ist noch ein anderer Mittelstreckenläufer, dessen Gefährlichkeit noch nicht erkannt worden ist. Er heißt Wooderson und besitzt gleich Stothard die Angewohnheit, nicht schneller zu laufen, als er unbedingt muß. Wooderson bringt eine gute Visitenkarte mit, denn er hat zweimal einen so großen Läufer wie Lovelock schlagen können.

Große Dinge erwartet England von Roberts und A. G. K. Brown, die beide ausgezeichnete Spezialisten für die 400 Meter sind.

*

Im Gegensatz zu England ist Frankreich in der Leichtathletik völlig chancenlos. Die Franzosen werden aber bemüht sein, durch Erfolge in anderen Sportarten — sie sind besonders im Radfahren und Fechten stark — einen Ausgleich herbeizuführen.

Anders Italien. Hier haben wir es mit einer Nation zu tun, die in den letzten Jahren Baustein an Baustein gereiht hat und in einem immer schärferen Tempo mit anderen Nationen um die Spitze ringt. Italiens große Olympiahoffnung heißt Beccali, von dem man glaubt, daß er seinen vor vier Jahren in Los Angeles errungenen Olympiasieg über 1500 Meter mit Erfolg verteidigt. In Lanzi hat es einen anderen Mittelstreckenläufer von Weltformat, und auch der auf den deutschen Namen hörende Oberweger wird als Wurfathlet keine schlechte Rolle spielen. In Los Angeles wurde Italien im Gesamtklassement der Nationen Zweiter hinter Amerika. Nicht unmöglich, daß Mussolini in den nächsten Tagen die Parole ausgibt: Italiener! Nach dem zweiten Platz von Los Angeles müßt ihr diesmal siegen!

Kampfstarke Länder sind auch Ungarn und Schweden. Ungarns Stärke liegt in den Wurfkonkurrenzen und in den beiden Hürdenläufen, wo man von Kovacs Wunderdinge erwartet. Die Schweden vertrauen auf ihre Langstreckenläufer, aber noch größere Aussichten räumt man Harald Andersson, dem früheren Weltrekordmann im Diskuswerfen, ein.

Viel zu wenig sind in letzter Zeit die Baltischen Randstaaten beachtet worden. Hier hat man in aller Stille ein Material zusammengezogen, das weitaus stärker ist, als allgemein angenommen wird. Da sind die lettischen Marathonläufer Mottmüller und Maleiko, die sich mehrere Male beim internationalen Straßenlauf „Quer durch Berlin" ausgezeichnet haben, da sind die estnischen Wurfathleten Viiding und Eule, von denen der eine ein großer Kugelstoßer und der andere ein großer Speerwerfer ist.

Holland beruft sich auf seinen großen Kurzstreckenläufer Osendarp und die Schweiz auf einen so schnellen Läufer wie Hänni.

Es ist unmöglich, alle Namen aufzuzählen, die für die Weltspiele in Frage kommen. Dazu ist das Material zu umfangreich. Zweck dieser Aufsatzreihe war, den Lesern des „I. B." nur einen Ausschnitt zu geben von Namen, über die man sprechen muß, weil sie siegen — könnten.



Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(6. Fortsetzung.)

In der Taxe legte Jan den Arm um Charlotts Schulter. „Sie sind ein reizendes Mädel, Charlott", sagte er, „wollen wir Freunde sein?"

Charlott erschrak ein wenig. Sie nickte.

„Gib mir'n Kuß", bat er. Sie sah im Dunkeln sein weißes Gebiß schimmern und fühlte seinen Griff an der Schulter.

„Seit wann sagen wir uns denn ‚du'?" fragte sie lächelnd und blickte auf seinen Mund.

„Seit eben", erwiderte er und küßte sie.

Sie fuhren durch die Leipziger Straße. Charlott stemmte ihre Hand gegen seinen Mantel und befreite sich lachend, ihre Augen glänzten. „Sie", sagte sie vergnügt und drohte mit dem Zeigefinger.

„Du", verbesserte er.

„Nein, Sie."

„Eigensinniges Kind", lachte er kopfschüttelnd.

„Also gut. Du ...", sagte sie und blickte ihn aus den Augwinkeln an. Er drückte sie an sich. Sie lachte fröhlich vor sich hin.

„Kleiner Frosch", sagte er.

Charlott wischte über die Scheiben und drückte die Nase gegen das Glas: „Wo sind wir denn?"

„Gleich in der Burgstraße." Er räusperte sich auffällig.

Charlott begriff sofort. Sie lachte auf. „Wohn' ich ja gar nicht, das habe ich nur so gesagt."

„Weiß ich", schmunzelte er.

„Wieso wissen Sie —"

„Du, bitte sehr."

„— weißt du, daß ich nicht in der Burgstraße wohne?"

„Weil du auf der Rohrpostkarte im Hotel neulich Kabiner Straße geschrieben hast."

„Wie schlau", sagte sie spottend, „wissen Sie — weißt du denn überhaupt, wo die Kabiner Straße ist?"

„Doch. An der Frankfurter."

„Allerhand, wie so ein Holländer hier Bescheid weiß."

„Ich kenne Berlin besser als so mancher Berliner. Ich habe es erforscht."

„Na — ich glaube, du hast mehr die Berlinerinnen erforscht."

„Auch. Alles habe ich erforscht." Er lachte. „Ist aber nur halb so schlimm. In Wirklichkeit bin ich gar nicht so."

„Wie — so?"

„Ich meine — ich bin gar nicht so ein Draufgänger."

„Gott sei Dank", sagte sie drohend.

„Warum? So schlechte Erfahrungen gemacht?"

„Nöh, das nicht. Aber ich mag sogenannte Draufgänger nicht. Schon das Wort Draufgänger finde ich scheußlich. Das ist so ein Typ Männer — die alle Frauen anlächeln und glauben, sie brauchen nur mit dem Finger zu winken, und die gesamte Frauenwelt liegt ihnen zu Füßen."

„Aber gerade diese Männer haben den größten Erfolg bei Frauen."

„Na, bei mir nicht", Charlott rümpfte verächtlich die Nase.

Jan lächelte. „Leicht gesagt, wenn man so jung ist. Da sieht alles sehr einfach aus. Hast du mal gelesen, was Jean Paul über die Frauen schreibt?"

„Nöh."

„Eine nie auf die Probe gestellte Frau denkt immer von sich zu gut und vom Siege zu leicht."

„Möglich", sagte sie ausweichend.

„Du mußt Jean Paul lesen. Ich finde ihn wunderbar."

„Ich kann nicht so gut Französisch."

„Jean Paul ist doch kein Franzose, Kind. Ein Deutscher namens Richter."

„Ach, natürlich", verbesserte sich Charlott schnell. „Richter."

Jan neigte sich vor und schob das Fenster zum Schofför auf: „Fahren Sie durch — Frankfurter Allee, Ecke Kabiner." Man sah das Profil des Schofförs, er hatte einen buschigen Schnurrbart; er nickte, und Jan schob das Fenster wieder zu. „Liest du viel?" fragte er und lehnte sich zurück.

„Es geht", sagte Charlott.

„Was liest du denn?"

„Alles Mögliche, aber man kommt ja nicht dazu. Zum Lesen braucht man Zeit. Jetzt lese ich ein Buch über China."

„Von wem?"

„Von — ich hab's vergessen. Ist aber sehr schön, das Buch."

„Du bist ja noch jung", sagte er nach einer Weile, „ich werde dir, wenn du willst, ein paar gute Bücher leihen."

„Gerne."

„Wann sehn wir uns denn wieder?"

Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht Sonnabend?"

Er runzelte die Stirn. „Heute ist — was haben wir denn heute, Dienstag. Lange Zeit bis Sonnabend, nicht?"

Sie lachte. „Na, vielleicht geht's auch Donnerstag."

„Das ist ein Wort", sagte er, „und Sonnabends dann wieder, ja?"

„Das", sagte sie gedehnt und zog die Brauen hoch, „weiß ich noch nicht."

Er spielte mit ihrer Hand. „Ich denke, wir sind jetzt gute Freunde?" sagte er, als wäre er gekränkt.

„Das schon", erwiderte sie, „aber soo gut —?"

Er lachte. „Kleiner Frechdachs." Er sah ihre lachenden schmalen Augen, er zog sie an sich und küßte sie.

*

„Du mußt jetzt gehen", bat Muschi flüsternd, „alle sind schon schlafen gegangen."

Karl saß im Korbstuhl und regte sich nicht; wenn der Stuhl krachte, konnte man denken, es sei im ganzen Hause zu hören. „Ach wenn schon", sagte er leise, „die hören doch nichts. Pst — hör mal: der Alte schnarcht. Hörst du's? Ganz deutlich."

„Trotzdem — ich mag das nicht. Geh."

„Laß doch ... Die schlafen ja längst alle."

„Du mußt auch früh aufstehen, und überhaupt —"

„Was denn, überhaupt?"

„Überhaupt", sagte sie flüsternd, „du sollst doch nicht zu mir hier 'reinkommen."

„Was denn — warum nicht?"

„Weil ich es nicht will."

„Das ist doch kein Grund. Ich meine —"

Sie verzog das Gesicht: „Wenn ich doch sage, daß ich es nicht will", sie sah seinen verstörten Blick: „Sieh mal", fuhr sie fort, „mir ist das peinlich. Ich mag keine Geheimnistuerei, ich bin kein kleiner Backfisch mehr. Ich habe es nicht nötig, vor deiner Mutter Komödie zu spielen und so zu tun, als ob wir uns weiter nicht kennen, und wenn wir uns treffen, muß alles geheimnisvoll sein, damit keiner was merkt — das paßt mir nicht, das widerstrebt mir. Kannst du das nicht verstehen?"

„Magst du mich denn nicht mehr, Muschi?" fragte er hastig.

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf: „Laß doch das aus dem Spiel, um das handelt es sich doch nicht. Natürlich mag ich dich. Aber was so drum und dran hängt, das mag ich nicht."

„Du weißt aber doch, daß es nicht anders geht."

Sie wollte etwas erwidern. Aber sie schwieg, da sie seinem Blick begegnete. Sie wollte ihn nicht verletzen und zuckte nur die Achseln.

„Auf die Umstände kommt es nicht an", sagte er flüsternd, „die Hauptsache ist doch, Muschi, daß wir eben zusammen sind. Für mich wenigstens."

Er blickte sie fragend an, und sie schwieg. „Für dich ja nicht", setzte er trotzig hinzu.

„Ach, Karl, sei doch nicht kindisch", bat sie sanft, „du mußt das doch verstehen. Ich bin kein kleines Mädchen, das auf Abenteuer ausgeht. Bei mir muß alles offen und klar sein, ich habe nichts zu verbergen, und ich will nichts verbergen. Wenn ich mit dir gehe, so habe ich das vor niemand zu verantworten. Ich tue immer nur das, was mein freier Wille ist. Das einzige, was ich besitze, ist meine Freiheit, und die geb' ich nicht auf, unter keinen Umständen. Das mußt du verstehn."

„Nein", er schüttelte den Kopf, „das verstehe ich nicht. Im umgekehrten Fall — ich wüßte nicht, was ich nicht alles für dich täte, Muschi, du könntest die verrücktesten Dinge verlangen. Aber was du sagst, das sind doch wirklich nur Nebensächlichkeiten, über so was setzt man sich doch hinweg, und wenn man das nicht kann, dann ist das eben nur ein Zeichen dafür, daß man nicht wirklich liebt — ich weiß, von Liebe darf man dir nichts erzählen, aber, Muschi, irgendwelche Gefühle mußt du doch auch empfinden, schließlich ist es ja dann gleich,





Frohe Erntearbeit.
Aufnahme: H. Nordhoff.

wie du sie nennst, wenn sie nur vorhanden sind. Aber sie sind eben bei dir nicht vorhanden"

Sie lächelte. „Schrecklich, diese jungen Leute. Jedes Wort wird einem im Munde verdreht und zergliedert. Und zum Schluß heißt's dann regelmäßig: du liebst mich eben nicht."

„Du brauchst mich nicht mit irgendwelchen jungen Leuten zu vergleichen", sagte er böse.

„Tu ich ja nicht, Karl. Ich weiß, daß du ein gescheiter und gebildeter Mensch bist. Aber gerade darum wundert es mich, daß du, wo du doch so viel gelesen und so viel weißt, über manche Dinge so komisch denkst."

„Wieso komisch?"

„So weltfremd, ich weiß nicht —. Du gehst immer gleich aufs Ganze und tust so, als wäre ich dein Eigentum. Das geht so nicht, Karl. Wir müssen jeder unsre Freiheit behalten."

„Ich will keine Freiheit", stieß er leise und heftig hervor, „das sind Ausreden. Ich habe dich, und ich will niemand anders als dich, und ich brauche keine Freiheit. Entweder — oder. Für Halbheiten bin ich nicht."

Sie blickte ihn lächelnd an. „Du liebst mich also?" fragte sie.

„Laß doch das, Muschi, du brauchst mich nicht zu verspotten."

„Tu ich ja gar nicht. Ich finde es nur komisch. Wenn du älter wärst, wüßtest du, daß ich keine Frau bin, die man lieben kann."

„Ach — alles nur Worte. Das sagst du immer wieder. Wahrscheinlich ist das nur eine fixe Idee von dir und nichts weiter."

„Wie dem auch sei, Karl. Du weißt, daß ich dich mag und daß wir Freunde bleiben wollen. Ich will aber nicht, daß du in unsere Freundschaft etwas hineinphantasierst, was nicht vorhanden ist. Du sollst klar und vernünftig darüber denken."

„Kann ich nicht, was hat Vernunft mit Gefühlen zu tun. Ich liebe dich, Muschi, und wenn du tausendmal darüber spottest, das ist mir egal, ich liebe dich ..."

„Komm her", sagte sie lächelnd, „gib mir einen Kuß."

Er sprang auf.

„Pst ..", sagte sie, „nicht so'n Krach machen."

5.

Das geht immer fröhlich so weiter.

Die Mutter bezog eine abwartende Stellung, ihre kleinen flinken Äuglein prüften tastend Charlottes Gesicht und versuchten, es zu erforschen. In diesen Monaten sprach sie wenig mit Charlotte und vermied es sorgsam, auf ihren Lebenswandel zu sprechen zu kommen. Sie war nun davon überzeugt, daß Charlott einen Lebenswandel führte. Das war schlimm, aber sie unternahm nichts dagegen, warum soll ich denn immerzu bloß Krach machen, hilft ja doch nischt, und dann heißt es obendrein noch, Mutti schikaniert das arme Kind, soll er man sehn, wo er mit seinen Erziehungsmethoden bleibt, warum soll ich immer nur der Ruhestörer im Hause sein, wir werden ja sehn, wo das hinführt.

Zunächst führte es dazu, daß Charlott nur zwei oder dreimal in der Woche abends zu Hause war. Sie verbrachte diese Abende damit, Strümpfe zu waschen, Fingernägel zu maniküren, Kleider zu bügeln. Manchmal spielte sie mit dem Vater und Karl Rommé; Mutti spielte nicht mit, weil sie Kartenspielen überhaupt nicht mochte. Charlott war viel fröhlicher als früher, raste singend den Korridor entlang und erzählte ab und zu Witze beim Kartenspielen. Kubowski lächelte und freute sich über seine Tochter; er brachte ihr große Körbe voll Äpfel, die sie in Unmengen verzehrte; er rasierte ihr den Nacken, was er sorgfältiger und hilfsbereiter besorgte als der mürrische Karl, und er fand, alles in allem, daß sie ein ganz flottes und imponierendes Mädel geworden war.

Charlott war kein Mädchen, das viel für sich behalten konnte. Wenn Kubowski behaglich in der Sofaecke saß, die kurzen dicken Finger überm Bauch verschlungen, seinen klaren hellen Blick auf Charlott richtete und gemütlich fragte: „Na, Mädel, wo hast du dir wieder 'rumgetrieben, erzähl doch mal", dann begann sie sofort, sie hatte ein besonderes Talent, Geschichten zu erzählen. Sie beschrieb genau die Einrichtung des siebenten Himmels, die Farbe der Tapete, die Art der Beleuchtung, sie schilderte den Kellner Bonzo und den Wirt Otto mit der schönen Frau, die nirgends allein hingehen durfte. Oft kam es anschließend zu einer Diskussion, beispielsweise, wenn Charlott von Herrn Neuhauser und der Theorie der schreitenden Menschen erzählte. Kubowski ließ sich das ganz genau beschreiben und dachte darüber nach, er war so ein Mensch, der sich für alles interessierte und alles möglichst genau wissen mußte. „So'n Quatsch", meinte Karl sofort.

Kubowski überlegte: „Warum nicht, kann schon stimmen. Aber bevor nicht alle damit anfangen, hat's keinen Sinn."

Mutti blickte immer nur scheu auf Charlott; sie glaubte ihr kein einziges Wort. Nur als Charlott von dem Holländer erzählte, horchte sie auf. „Wie sieht er denn aus?" fragte sie.

„Na, wie kann 'n Holländer schon aussehen", sagte Karl, „groß, blond und dick."

„Wenn du bloß nicht in alles 'reinreden wolltest", fuhr ihn Charlott an, „zufällig sieht er ganz anders aus. Hat pechschwarzes Haar und ist schlank. Und braune Augen hat er und dunklen Teint."

„Dann ist er kein Holländer", sagte Karl hartnäckig, „Holländer sind blond und blauäugig."

„Himmel —", Charlott verdrehte die Augen, „seht euch doch dieses Monstrum an. Der weiß immer alles besser. Wenn ich sage: er ist Holländer, dann ist er Holländer."

„Streit' ich ja nicht ab", sagte Karl, „aber dann hatte er wahrscheinlich französische oder belgische Vorfahren!"

„Wie gescheit du bist", spottete Charlott, „zufällig war aber seine Mutter eine Spanierin, damit du's genau weißt."

„Siehste." Karl war befriedigt.

„Bring doch mal 'n Bild von ihm mit", bat Mutti.

„Oder lad' ihn ein. Mal am Sonntagnachmittag", sagte Kubowski.

Charlott schüttelte den Kopf: „Unsinn."

„Warum denn Unsinn", fragte Mutti mißtrauisch, „kann doch mal am Sonntag kommen zum Kaffee."

„Nein", lehnte Charlott kurz ab.

„Ist wohl zu fein, der Herr", spottete Karl, „der kommt nicht zu solche Leute wie unsereins."

„Quatsch doch nicht so albern", Charlott erregte sich, „was hat denn das damit zu tun. Wenn ich ihn einlade, dann kommt er. Aber ich mag ihn nicht einladen, wie sieht das denn aus. Der glaubt dann vielleicht noch, ich will ihn ernsthaft angeln."

„Was dir natürlich vollkommen fernliegt", stellte Karl grinsend fest.

„Jawohl", rief Charlott.

„Was ist denn das für ein Mensch", fragte Mutti zweifelnd.

„Ein sehr netter Mensch", behauptete Charlott bestimmt, „hochanständig und kultiviert."

„Hat er Geld?" fragte Karl.

„Weiß ich nicht", erwiderte Charlott kurz, „interessiert mich auch gar nicht. Ich geh' nicht mit Leuten, nur weil sie Geld haben. Das läßt mich kalt."

„Na, wovon lebt er denn", fragte Mutti, „hat er 'ne Stellung?"

„Er ist Vertreter von der Firma seines Vaters, die haben in Holland 'ne Schiffswerft. Er hat hier immer zu verhandeln mit Banken, Versicherungsgesellschaften und so."

„Dann muß er aber doch anständig verdienen", meinte Karl.

„Eine große Werft?" fragte Kubowski, „ich meine, bauen die richtige große Schiffe, die auf'm Meer fahren? Oder nur so Lastkähne wie auf'm Rhein und der Elbe?"

„Nee, nee, die bauen große Ozeandampfer", sagte Charlott nicht ohne Stolz.

„Interessant", nickte Kubowski, „möcht' ich mir gern mal ansehen, so was."

„Kommt alles noch", spottete Karl, „Herr Schwiegersohn wird dich schon noch einladen. Nur Geduld."

„Idiot", sagte Charlott verächtlich.

„Warum", warf die Mutter ein, „das kann man doch nicht wissen. Schließlich —"





Schwere Flößerarbeit der Bergbauern: Am Königssee.
Aufnahme: Walter Schnackenberg.

„Hör! doch auf mit so'm Quatsch, „rief Charlott, „wer denkt denn gleich an sowas, man kann doch auch mal so mit einem Menschen gehen. Das ist 'n guter Bekannter, weiter nichts."

Das stimmte Mutti nachdenklich und ihr Mißtrauen verstärkte sich. Sie glaubte nicht an die Existenz dieses Holländers und war nach wie vor davon überzeugt, daß Charlott einen Lebenswandel führe. Sie grübelte besorgt und erwog einen Plan, um Charlott ihrer Missetaten zu überführen, aber sie erkannte die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens, solange Kubowikis Vertrauen zu seiner Tochter unerschüttert war, denn ohne ihn ließen sich keinerlei Erziehungsmaßnahmen durchsetzen. Allein fühlte Mutti sich unsicher und schwach. Man muß ihm die Augen öffnen; wenn erst mal Papa die Sache in die Hand nimmt, dann kommt alles in Ordnung, man muß wieder mal mit ihm reden, es ist höchste Zeit.

*

Muschi stand in der Küche über einen Stuhl gebeugt und wusch Strümpfe in einer Emailleschüssel. Als Charlott aus dem Geschäft nach Hause kam, steckte sie den Kopf durch die Türe. „Ach", sagte sie, „guten Tag. Ist meine Mutter nicht hier?"

„Nee", meldete Muschi, „die ist fort. Essen steht auf'm Herd, glaube ich."

Charlott zog den Mantel aus, hängte ihn im Korridor auf den Haken und kam in die Küche.

„Puh", stöhnte sie und ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Jetzt bin ich aber fertig."

„Haben Sie so viel gearbeitet?" fragte Muschi.

„Ach — auch das. Aber so anstrengend ist die Arbeit gar nicht. Ich versteh' nicht, daß mir immer so elend ist."

„Sie müssen mehr schlafen", riet Muschi. Der Seifenschaum lag wie weiße Bänder um ihre Handgelenke. „Das ist doch klar, ein junges Mädchen wie Sie braucht viel Schlaf. Besonders ein Mädchen von Ihrem Typ."

„Wieso von meinem Typ?"

„Manche Menschen brauchen viel Schlaf, manche wenig. Das ist ganz verschieden, je nach dem Temperament. Ich zum Beispiel schlafe seit Jahren nie mehr als höchstens fünf, sechs Stunden. Das genügt mir."

„Auch wenn Sie gebummelt haben?"

„Auch. Ich vertrage Alkohol sehr gut. Ich habe fast nie einen Kater."

„Beneidenswert", meinte Charlott. „Ich vertrage überhaupt nichts. Wenn ich spät nach Hause komme, ist mir am Morgen immer so, als müßte ich sterben. Das ist schrecklich, ich muß doch so früh raus. Und alles tut mir weh, der Kopf scheint zu platzen, und der Magen schmerzt und die Beine sind wie Blei. Fürchterlich ist das."

„Das ist dann immer die richtige Verfassung für gute Vorsätze, was?"

Charlott lachte. „Ach — tausendmal habe ich mir vorgenommen, jetzt ist aber Schluß, jetzt wird solide gelebt, aber komisch ist das, wenn es dann Abend wird, so nach dem Abendbrot, wenn man sich zurechtgemacht und umgezogen hat, dann fühlt man sich wieder wie neugeboren, und es kann wieder von vorne losgehen. So kommt man nie dazu, solide zu werden."

„Früher sind Sie aber nicht so viel ausgegangen", sagte Muschi, „Sie waren doch fast jeden Abend zu Hause."

„Ja, früher", lachte Charlott, „früher war so manches anders. Ich bin überhaupt nicht ausgegangen, früher. Höchstens mal ins Kino."

„Und jetzt mit einmal — ?"

„Tja, das kommt eben so. Ich weiß selber nicht wie." Charlott zuckte die Achseln. „Schuld daran ist —"

„Ein Mann, natürlich."

„Stimmt", sagte Charlott lachend, „mein Freund hat nämlich ein Stammlokal, und da muß ich immer mit, und dann wird's so spät. Vielleicht kennen Sie das Lokal, es heißt Siebenter Himmel."

„Nee", sagte Muschi, „kenne ich nicht."

„Es ist sehr nett, so 'n Mittelding zwischen Bar und Kneipe. Mein Freund hat sehr viel Bekannte da und verkehrt in dem Lokal schon seit Jahren."

„Also einen Freund haben Sie auch schon?" Muschi lächelte über die Schulter.

„Na hören Sie mal", versetzte Charlott gekränkt, „warum soll ich denn keinen haben. Ich bin doch kein Backfisch mehr."

„Ich habe ja nur Spaß gemacht. Ist er nett?"

„Doch, ja. Ganz nett", sagte Charlott.

„Nur ganz nett? Warum nicht sehr nett?"

Charlott lachte. „Na schön, sagen wir sehr nett. Ist ja auch egal."

Muschi drohte mit ihrem Finger, an dem Seifenschaum hing: „Na, na, kleines Fräulein, so egal ist das ja nun wieder nicht. Ich meine, die wahre Liebe —"

„O Gott", rief Charlott, „die wahre Liebe!"

„Lachen Sie doch nicht", sagte Muschi mit gespielter Strenge. „Es könnte doch sein."

„Nein, das hat nichts damit zu tun. Ich habe ausdrücklich gesagt: mein Freund. Das heißt, rein freundschaftlich."

„Ohne wahre Liebe?"

Charlott lachte. „Ohne wahre Liebe."

„Also dann steht sie Ihnen noch bevor. Es entgeht ihr niemand. Verlassen Sie sich darauf. Auch Sie müssen mal dran glauben."

„Bezweifle ich."

„Abwarten, kleines Fräulein."

*

Es war erst kurz nach acht, eben war das Lokal geöffnet worden. Robert band sich die Frackkrawatte vor dem Spiegel, da kam eine junge Dame zögernd herein, blickte sich im leeren Lokal um und setzte sich an einen Tisch. Sie war einfach gekleidet und nicht zurechtgemacht, als käme sie gerade aus dem Büro. Ihr Blick flackerte unruhig.

Robert trat an ihren Tisch und verbeugte sich: „Guten Abend, gnä' Frau."

Sie bestellte ein Glas Kognak.

Dann saß sie da und rauchte nervös. Robert stand in einer Ecke und las Zeitung. Nach einer Weile rief sie. Robert legte die Zeitung weg.

„Hören Sie mal, Herr Ober", sagte sie zögernd, „kennen Sie einen gewissen Herrn Neuhauser —"

„Selbstverständlich", erwiderte Robert, „der verkehrt hier täglich."

„Sie kennen ihn — gut?"

Robert lächelte. „Sehr gut."

Sie blickte ihn an, als forschte sie in seinem Gesicht und plötzlich sagte sie: „Was halten Sie von ihm?"

Robert hob erstaunt die Schultern: „Gott — was soll



No 4711 Echt Kölnisch Wasser

ich da sagen? Ich bin Kellner. Ich habe keine Privatmeinung?"

„Ja natürlich", gab sie zu, „das seh' ich schon ein — aber —" sie hielt inne und blickte nervös umher, „meinen Sie, daß er heute kommt?"

„Bestimmt, er ist täglich hier. Aber erst später, vielleicht gegen elf."

„Ach —" sie senkte den Kopf und blickte starr auf das Tischtuch", es hat ja doch keinen Zweck."

Sie schwieg und bewegte sich nicht. Robert blickte von oben auf ihren Hut. Plötzlich sah er Tränen auf das Tischtuch fallen. Er erschrak. „Aber, gnä' Frau", stotterte er besorgt.

Sie hob den Kopf, ihr Blick klammerte sich verzweifelt an ihn: „Wenn mir doch bloß jemand helfen würde — ich habe niemand — es ist zum Verrücktwerden, ach, Sie können sich ja nicht vorstellen, was das für ein Mensch ist —"

„Neuhauser?"

„Dieser Schuft —"

„Beruhigen Sie sich doch", bat Robert, „nehmen Sie einen Schluck Kognak, es hat ja keinen Sinn, sich aufzuregen Leute wie Neuhauser sind es nicht wert, daß man sich ihretwegen Kummer bereitet. Glauben Sie mir, ich kenne ihn."

„Ach", sie schob geringschätzig die Unterlippe vor, „deswegen — darüber mache ich mir schon lange keinen Kummer. So ein Mensch, der redet allen dasselbe vor — jetzt hat er'n Zigarettenmädel aus'm Café Adria —"

„Nein", sagte Robert erstaunt, „die kenn' ich ja. So 'ne kleine, schwarze. Sie war früher im Café Wien."

„Ja, mit der geht er jetzt. Aber das ist mir doch egal, glauben Sie nicht, daß ich mir daraus etwas mache — aber es ist viel schlimmer. Wissen Sie, was Neuhauser ist? Soll ich es Ihnen sagen?"

Er blickte sie groß an.

„Ein Betrüger ist er, ein ganz gemeiner Betrüger — der geht nur auf Geld, ich schwöre Ihnen, es ist wahr, der lockt einem Geld heraus, und dann macht er sich aus dem Staub. Mein Gott —" sie riß sich zusammen, „was jammere ich Ihnen hier vor. Das kann Sie ja gar nicht interessieren. Ein hysterisches Frauenzimmer, werden Sie denken."

„Aber nicht doch", beruhigte Robert, „ich möchte Ihnen gerne helfen, wenn ich könnte."

„Ich danke Ihnen, aber das können Sie nicht, das kann niemand."

„Ich meine", fuhr Robert fort, „wenn es sich um Geldsachen handelt, zeigen Sie ihn doch an!"

Sie senkte den Kopf und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch: „Das — bring' ich nicht über mich. Sie können darüber lachen, aber wenn ich daran denke, vor Gericht dies alles, diesen Schmutz — nein, ich kann nicht Ich kann nicht."

„Ist — ist es viel?"

„Ungefähr dreitausend Mark."

„Allerhand. Aber Sie werden es nie wiederbekommen Er besitzt ja nichts. Nichts wie Schulden."

„Doch, er soll ein Grundstück irgendwo draußen haben — aber dem Kerl kommt man ja nicht hinter seine Kniffe verlassen Sie sich darauf."

Robert runzelte die Stirn: „Ein Grundstück? Das ist mir neu." Er zog ein Notizbuch. „Wissen Sie wo?"

„Ich glaube, in der Nähe von Papenberge — aber was nützt mir das alles, ich — also ich weiß nicht. Ich bin am Ende."

„Sagen Sie das nicht, gnä' Frau. Nie soll man das sagen Sie müssen versuchen, einen klaren Kopf zu bekommen. Vor allem reden Sie nicht mehr mit ihm darüber, das hat keinen Zweck. Er weiß, daß Sie ihn nicht anzeigen wollen, und darum fühlt er sich sicher."

„Aber was soll ich denn tun?"

„Tun Sie folgendes: Schreiben Sie ihm einen klaren, energischen Brief. Schreiben Sie, daß Sie ihm eine Frist geben von — sagen wir — vierzehn Tagen Wenn er bis dahin seine Schuld nicht zurückzahlt, wird der Rechtsanwalt Soundso die Strafanzeige gegen ihn erstatten Ich meine — natürlich vorausgesetzt, daß er Sie tatsächlich betrogen hat, was ich ja nicht beurteilen kann"

„Natürlich hat er das — ich habe ja Beweise."

„Um so besser Dann schreiben Sie ihm, diese Beweise sind bereits in Händen des Rechtsanwalts und werden sofort dem Staatsanwalt übergeben wenn er nicht innerhalb der gestellten Frist zahlt. Natürlich müssen Sie tatsächlich zu einem Rechtsanwalt gehen das ist ja klar."

„Aber dann wird ja doch wieder eine große Sache daraus, und gerade das will ich doch nicht. Meine Eltern und alles — das geht nicht."

„Kann ich verstehen, aber andererseits wieder — Sie müssen doch zu Ihrem Recht kommen. Was meinen Sie, wieviel Lumpen und Gauner frei herumlaufen, nur weil manche Leute so eine Angst haben, zu Gericht zu gehen. Aber das ist kindisch. Sicherlich ist es nicht erfreulich, aber andererseits ist es doch auch wieder nicht so schlimm. Diese bittere Pille muß man eben herunterschlucken."

Sie seufzte. „Vielleicht haben Sie recht —"

„Bestimmt. Ich rate Ihnen gut"

Sie stand auf und reichte ihm die Hand: „Ich werde es mir überlegen. Jedenfalls danke ich Ihnen. Mein Name ist Therese Roller — vielleicht hören Sie noch von mir."

Robert verbeugte sich, er hielt das Notizbuch noch immer in der Hand.

*

Noch vor einigen Wochen wäre Charlott nicht zu bewegen gewesen, allein ein Lokal zu betreten. Nun saß sie im „Siebenten Himmel" und rauchte Zigaretten und wartete auf Jan. Sie fühlte sich sehr wohl und war vergnügt. Im „Siebenten Himmel" bewegte sie sich bereits, als wäre sie da zu Hause. Hin und wieder, wenn Jan aus Hamburg oder Bremen kam, trafen sie sich im „Siebenten Himmel". Jan fuhr direkt vom Bahnhof hin. Inzwischen saß Charlott allein an einem Tisch und trank Sherry Brandy. Nun kannte sie schon alle Stammgäste, den eifersüchtigen Besitzer Otto und seine Frau, die Musiker, die Kellner. Wenn sie allein saß, kam hin und wieder jemand an den Tisch und unterhielt sich mit ihr. Charlott fand dies alles sehr gemütlich. Sie hatte ein glattes, schwarzes, sehr eng genähtes Abendkleid und ging gerne öfters durch das Lokal; sie war schmal und schlank und fühlte alle Blicke auf sich. „Das k. u. k.-Mädchen" nannte Neuhauser sie, weil ihr Haar einen gelblichen Schimmer hatte und zusammen mit dem schwarzen Kleid an die Farben der versunkenen Monarchie erinnerte. Frau Otto setzte sich öfter zu ihr, sie war eine hochblonde Frau zwischen dreißig und vierzig, sie bewunderte Charlotts Schlankheit und sagte jedesmal: „Sie sind ja schon wieder dünner geworden", worüber Charlott sich freute. Frau Otto ließ sich täglich massieren und turnte jeden Morgen, aber sie wog um dreizehn Kilo mehr als Charlott, obwohl sie kaum größer war.

Da war auch ein Herr, den man den ehrenwerten Dempsey nannte. Sein Blick wurde glasig, wenn er Charlott betrachtete, wie sie durch den Mittelgang ging in ihrem engen Kleid. Er hatte einen Kopf, der an einen Fisch erinnerte. „Es ist nicht zu glauben", sagte er ihr, „daß in Ihrem ehrenwerten Körper alle Organe richtig vorhanden sind. Dazu ist ja gar kein Platz. Wo zum Beispiel haben Sie Ihre ehrenwerte Leber? Ganz ausgeschlossen, daß Sie eine Leber besitzen." Charlott amüsierte sich. Sie mochte den ehrenwerten Dempsey lieber als Neuhauser, er war gutartig wie ein Baby, obwohl er meistens nur vom Boxen erzählte, was sie nicht interessierte. „Nehmen Sie Carnera", sagte er, „was ist Carnera?" Charlott wußte es nicht. „Carnera ist nichts weiter als ein ehrenwerter Bluff. Zugegeben, daß er in den letzten Jahren viel zugelernt hat und bei weitem nicht so schlecht ist, wie manche ehrenwerte Kritiker behaupten. Der Bluff ist ein ganz anderer. Sie müssen das richtig verstehen: Carnera war bisher immer nur das Werkzeug in den Händen gewissenloser Manager, er war ein Schauobjekt, das herumgezeigt wurde in ehrenwerten Kämpfen, die von vornherein von den Managern abgekartet waren. Erinnern Sie sich an den Kampf gegen Stribbling in London?" Charlott schüttelte den Kopf und blickte an Dempseys Kopf vorbei zur Tür, durch die eben Neuhauser hereinkam, in einem abgeschabten blauen Wintermantel, mit hochgestelltem Kragen, eine Zigarette im Mund, an der er kaute „Das war ein ganz toller Kampf", fuhr Dempsey fort, „Stribbling ließ sich nämlich auf keine Machenschaften ein, und der ehrenwerte Leon Sée, der Manager Carneras, wußte genau, daß Carnera turmhoch zusammengeschlagen wird, sobald tatsächlich — 'n Abend, Neuhauser — sobald tatsächlich ehrlich gekämpft würde — stör' uns jetzt nicht, Neuhauser, wir haben was zu besprechen." Neuhauser nahm den Hut ab und die Zigarette aus dem Mund, küßte Charlott die Hand und setzte sich im Mantel an den Tisch

„I geh glei wieder", sagte er und grinste Charlott an „Na? Wie geht's, Freil'n Charlott?"

„Danke Und Ihnen?"

„Glänzend, wie immer"

„Ich denke, du wolltest gleich wieder gehen", knurrte Dempsey ungeduldig.

Neuhauser verdrehte die Augen: „I muaß Ihna bewundern, Freil'n Charlott, wie geduldig Sie dös blöde G'red von dem über sich ergehen lassen. Daß S' no net eing'schlaf'n san dabei, dös wundert mi."

„Du Affe", sagte Dempsey gekränkt, „deine schreitende Menschheit ist vielleicht interessanter, ja? Darüber lacht ja schon die ehrenwerte Klosettfrau Abgesehen davon, daß allein schon dein Kauderwelsch einem gebildeten Menschen auf die Nerven geht"

„Alsdann sagen S' selber, Freil'n Charlott: Interessiert Ihna dös Geschwafel über die Boxerei oder net? Sagen S' die Wahrheit, aber ganz ehrlich"

Dempsey warf ein: „Natürlich interessiert es sie. Jedenfalls mehr als deine schreitende Menschheit."

Charlott lachte: „Mich interessiert alles."

„Bravo", sagte Neuhauser, „sehr diplomatisch." Er zog aus der Manteltasche ein Fünfmarkstück hervor und legte es auf den Tisch. „I muaß glei wieder gehn. Wer bedient denn heute hier?"

„Der ehrenwerte Robert." Dempsey trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tischtuch, er wollte die Geschichte von Carnera und Stribbling weitererzählen.

„Hallo, Robert", rief Neuhauser und winkte, „an Whisky, aber schnell, i muaß glei wieder gehn."

„Das verspricht er jetzt zum dritten Male", sagte Dempsey. „Sitzt aber immer noch da"

„Wo müssen Sie denn so eilig hin?" fragte Charlott.

„I muaß an Herrn abhol'n vom Bahnhof Zoo", Neuhauser fuhr sich mit der Hand über sein faltiges Gesicht, „der kommt aus Köln, i verhandel mit ihm wegen an G'schäft."

„Geschäfte machst du also auch", sagte Dempsey, „ist ja allerhand."

„Mei Liaber", lachte Neuhauser, „da wirst no staunen. Wann dös klappt, dös G'schäft, was i mit dem Herrn aus Köln vorhab, dann bin i a reicher Mann, dann kann i mir den ganzen Laden hier kaufen, wann i grad will"

„Was ist denn das für ein Geschäft?" fragte Charlott.

„Grundstücke", sagte Neuhauser bedeutungsvoll.

„Ach", Charlott zog die Brauen hoch, „in Köln?"

Neuhauser schüttelte den Kopf: „Naa, naa, hier in Berlin, der Herr aus Köln soll dös finanzieren. I hab ja scho korrespondiert mit ihm darüber, der will sich dös nur noch amol anschaun."

Robert stellte den Whisky auf den Tisch und Neuhauser trank das Glas in einem Zug leer. „I zahl glei, Robert", sagte er und schob das Fünfmarkstück über das Tischtuch.

Dann stand er auf und verabschiedete sich. „V'leicht komm i nacha noch amal auf an Sprung rein", er küßte Charlotts Finger und winkte Dempsey lässig zu, „alsdann auf Wiederschaun."

Dempsey neigte sich über den Tisch: „Ja, also der ehrenwerte Carnera wußte von nichts, er hatte keine Ahnung davon, daß sein Manager hinter seinem Rücken mit den Gegnern verhandelte, er dachte immer, daß seine Siege ehrlich erkämpft wären inzwischen aber ließen sich die Gegner alle k.o. schlagen und waren es in Wirklichkeit gar nicht Und jetzt, in London also, klappte es mit einem Male nicht, Stribbling wollte sich auf nichts einlassen Das war für den ehrenwerten Leon Sée eine verzwickte Sache, denn Carnera mußte gewinnen, weil man in Paris dann noch einen Kampf veranstalten wollte Und da kam er nun auf folgende Idee: also einmal gewinnt Carnera, ohne daß Stribbling dadurch miesgemacht wird, und das andere Mal gewinnt Stribbling, ohne daß wieder Carneras Ruf dadurch leidet Verstehen Sie, das war eine glänzende Lösung, und der ehrenwerte Stribbling war damit einverstanden und alles klappte vorzüglich Das Publikum hatte keine Ahnung und nahm alles für echt und in Wirklichkeit war es nichts weiter als eine Komödie. Phantastisch, ja?"

Charlott lachte zerstreut „Daß sowas erlaubt ist", sagte sie und blickte zu den Musikern hinüber. Die spielten einen Walzer

„Selbstverständlich ist das nicht erlaubt", dozierte Dempsey, „ist doch klar Bei uns wäre das auch gar nicht möglich Unser Boxsport, das kann man wohl sagen, ist der anständigste von der ganzen Welt. Draußen hat sich's ja inzwischen auch schon etwas gebessert. Wohin würde das auch führen nicht wahr?"

Charlott griff nach ihrer Handtasche „Augenblick mal", sagte sie und stand auf.

(Fortsetzung folgt)




MARKE SALAMANDER
Zu jeder Reise der gute Schuh
SALAMANDER





Rudolf v. Elmayer-Vestenbrugg:

Das Geheimnis

Im Stillen Ozean, 3600 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt, liegt als letzter Ausläufer der polynesischen Welt eine kleine, einsame Insel, die kaum 120 Quadratkilometer an Fläche mißt. Sie ist aus vulkanischen Ergußgesteinen und deren Tuffen aufgebaut, trägt erloschene Vulkane bis zu 600 Meter Höhe und bildet im Innern eine leicht gewellte, grasige Ebene. Es ist die vielgenannte geheimnisvolle Osterinsel, auch Rapa-nui genannt, die im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen entdeckt wurde und heute nur mehr an die dreihundert, der polynesischen Rasse angehörige Einwohner zählt.



Steinbildnis von der Osterinsel.
(Aus Hanns Fischer: „Weltwenden.")

H. Unger erinnert in seiner Schrift: „Wunder und Geheimnis" daran, daß diese weltferne Insel auch in der deutschen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt habe. Am 12. Oktober 1914 ankerte vor der Insel das Geschwader des Admirals Spee, das sich mit den kleinen Kreuzern „Dresden" und „Leipzig" treffen und außerdem seine Fleischvorräte ergänzen wollte. Auf der Osterinsel trieb nämlich ein Pächter Großviehzucht, und das Eiland war frei vom Feinde wenn man von einer gelehrten englischen Expedition absah, die dort gerade ethnographische Studien pflegte. Am Abend nach der Ankunft des deutschen Geschwaders flammten aber plötzlich auf der Insel vier mächtige Feuer auf, die weit über den Ozean hinausstrahlten. Admiral Spee dachte sogleich an Verrat: vier Feuersäulen — vier deutsche Kriegsschiffe! Der Pächter war Engländer: vielleicht hatte er schon vom Ausbruch des Krieges gehört und wollte mit den Feuerzeichen die englischen Verfolger auf die richtige Spur bringen. Auch wurden in den Funkräumen der deutschen Schiffe undeutliche und unverständliche Zeichen wahrgenommen, die auf eine Verständigung mit dem Feind schließen ließen. So wurde also vorzeitig der Befehl zum Ankerlichten gegeben, und bald darauf stellte sich der Sieger von Coronel dem weitüberlegenen Feinde vor den Falklandsinseln zur offenen Seeschlacht, in der das deutsche Geschwader nach heldenhaftem Kampfe mit wehender Flagge unterging. Kurze Zeit nachher nahmen nochmals deutsche Seeleute ihre Zuflucht auf der Osterinsel. Die „Seeadler"-Mannschaft des Grafen Luckner hatte auf der Fahrt von der Insel Mopelia den französischen Segler „Lutèce" gekapert und ihm den Namen „Fortuna" gegeben. Auf ihrer abenteuerlichen Fahrt kamen sie auch in den Hafen von Rapa-nui. Leider brachte ihnen dort der verheißungsvolle neue Namen des Schiffes nicht das erwartete Glück, denn nach Verlassen des Hafens fuhr dieses auf ein in der Seekarte nicht verzeichnetes Riff und zerschellte. Graf Luckner berichtet von dem heiteren, bescheidenen und ungebunden lebenden Osterinsel-Völkchen: Es erhält alljährlich nur einmal von der chilenischen Regierung alte, abgetragene Lumpen als Kleider zugesendet und nahm daher mit um so freudigerem Danke all die Herrlichkeiten entgegen, die es von den schiffbrüchigen Deutschen bekam. Die „Seeadler"-Mannschaft genoß übrigens auf Rapa-nui jede denkbare Freiheit Der gastfreundliche Gouverneur der Insel ließ sie später an Bord des chilenischen Schoners „Falcon" nach Chile fahren, wo man die deutschen Seehelden mit größter Begeisterung feierte.

Während des Weltkrieges und später hörte man wenig von der kleinen Osterinsel und ihren rätselhaften Altertümern, bis einmal eine Sensationsnachricht mitteilte, daß sie am 16. November 1923 nach einem Seebeben untergegangen sei. Glücklicherweise bestätigte sich diese Schreckensnachricht nicht, und so umwebt dieses weltferne Eiland noch heute der gleiche wunderbare Zauber wie ehedem.

Schon die ersten Europäer waren über die seltsamen und geheimnisvollen Bauwerke des einsamen Rapa-nui aufs höchste überrascht. Über die ganze Insel verstreut trifft man nämlich Hunderte von mächtigen Steinstatuen in allen möglichen Größen, die meist 8 bis 10 Meter aus dem Boden ragen und ebenso tief drinnen stecken. Sie sind aus schwarzem Tuff gemeißelt und waren früher mit je einem breiten, tellerförmigen Stein aus rotem Tuff als Hut bekleidet. Zu Dutzenden liegen diese Riesenbildnisse in Trümmern auf gewaltigen, halbverfallenen Terrassen, stehen einsam an öden Plätzen, auf Strand und Hügel, oder starren in ganzen Scharen an den Abhängen, ja, selbst an den inneren Kraterwänden eines erloschenen Vulkans. Die Figuren, die fast alle nach demselben Typus ausgestaltet sind, zeigen eine merkwürdig drohende Wucht des Ausdrucks. Keine Kunde erzählt von

der Osterinsel

der Herkunft dieser oft grauenhaft lebendigen Menschenbildnisse von ungeheurer Monumentalität, die wie turmhohe, zu Felsen erstarrte Riesen gegen Himmel ragen.

In den uralten unterirdischen Steinhäusern der Insel fand man neben eigentümlichen Malereien und Schnitzarbeiten auch zahlreiche mit Obsidian ausgelegte Herrscherstäbe, die auf ebenso zahlreiche, vielleicht zehntausende Jahre zurückreichende Königsgenerationen schließen lassen. Die denkwürdigsten Funde bilden aber jene kostbaren Holztafeln, die über und über mit rätselhaften Zeichen bedeckt sind. Diese Bilderschrift hat man bisher gerade so wenig enträtseln können wie die ihr ähnlichen, auf Pfosten, Geräten und Felsen angebrachten Schriftzeichen. Sie stellen Menschen, Tiere und andere Dinge in einer Weise dar, wie sie von den Hieroglyphen her bekannt ist. Die Holztafelschrift weist aber dazu noch die merkwürdige Eigenart auf, daß jede Zeile gegen die vorhergehende verkehrt geschrieben ist, was man auch auf der beigegebenen Abbildung deutlich wahrnehmen kann Wenn man also die Schriftzeichen entziffern könnte, müßte man die Holztafeln beim Lesen immer wieder — Zeile für Zeile — umwenden, das heißt, das Oberste zu unterst kehren! Auf der heutigen Insel kann diese geheimnisvolle Bilderschrift, die ungemein sauber in die Holztafeln eingeschnitten ist, nicht entstanden sein: sie verwendet nämlich unter anderem auch Schlangen, die aber auf dem Eiland vollständig fehlen.

Ein Volk, das eine dermaßen ausgebildete Schrift besaß, das so gewaltige Bauten aufführte und solch übermächtige Riesendenkmäler schuf, bedurfte sicher einer Jahrtausende, vielleicht Jahrzehntausende währenden Entwicklung, die in ihrer Ausdehnungsmöglichkeit und ihrem Verkehr nicht behindert war. Man schloß daher mit Recht darauf, daß das Inselchen mit seiner so geringen Bodenfläche, weltverloren im weiten Meer, nicht das Ursprungsland einer so hoch entwickelten Kultur gewesen sein kann. Aber von allen möglichen Vermutungen, die man darüber anstellte, blieb schließlich nur die einzige, wenn auch kühne Annahme bestehen, daß einst eine Landbrücke zwischen der Osterinsel und Australien bestanden haben müsse, die gelegentlich eines Erd- oder Seebebens vernichtet und von den Wellen des Ozeans verschlungen wurde.

F. Maizier schreibt in seinem Werk über die „Osterinsel": „Überhaupt ist nicht nur das auf dem Samoa-Archipel, sondern auch das zu Tahiti gesprochene Idiom dem der Osterinsel recht ähnlich; schon Cook fiel es auf, daß seine tahitischen Begleiter sich mühelos mit den Osterinsulanern verständigen konnten. Wir hätten demnach eine durch mancherlei Spuren bezeichnete, deutlich erkennbare Weglinie, die von Neuseeland aus über Samoa, Tahiti, Mangareva und über die ebenfalls mit einigen Steindenkmälern geschmückte Pitcair-Insel hinüber zur Osterinsel führt. Das Geheimnis der Osterinsel wird nicht auf Rapa-nui seine letztmögliche Aufhellung erfahren, sondern im Zusammenhange der gesamten Südseeforschung."

Auch florisch-faunische Gründe sprechen für einen ehemaligen pazifischen Kontinent zwischen Australien und Mittel- bzw. Südamerika. So hat zum Beispiel der in Australien heimische Beutelmarder einzig nur in Südamerika Verwandte; fossil wie aus neuerer Zeit kommen diese Beutler nur in jenen beiden Gebieten vor.

E. Georg weist wieder in seinem Werke „Verschollene Kulturen" nach, daß auf fast allen größeren Südseeinseln Trümmer gewaltiger Bauten, also Reste einer vor unbekannten Zeiten blühenden, längst untergegangenen Kultur liegen. Die heutigen braunen Mikronesier und die hellhäutigen Polynesier, welchen der Gebrauch der Schrift ebenso fehlt wie die Kenntnisse der Metallverarbeitung, Keramik oder Webekunst, sind die degenerierten Enkel eines verschollenen mächtigen Kulturreiches, an das nur mehr wundervolle Kosmogonien, Mythologien, Sagen und Überlieferungen der Insulaner erinnern. Überall, im Osten wie im Westen des ozeanweiten Archipels, meilenfern von menschlichen Siedlungen, stößt man auf urwaldüberwucherte, aber noch deutlich erkennbare Reste eines auf erstaunlicher Höhe stehenden menschlichen Schaffens — auf Steinmonumente und verlassene Ringwälle, auf Trümmer von Burgen und uralten Siedlungen, ja sogar auf Reste von Kanälen, Uferbauten und Straßen: heute aber hausen die Südseeinsulaner in einfachen Holzhütten! Auf den Karolinen ist manchmal Mauerwerk aus gigantischen, 8 Meter langen und 4 Meter breiten Quadern aufgetürmt; auf anderen Südsee-Inseln sind noch Überbleibsel gewaltiger Stufenpyramiden erhalten, und auf der Koralleninsel Ponape sieht man zwei 12 Meter hohe Steinblöcke in den Boden eingerammt, die von einer riesigen Steinplatte überdacht sind. Vergeblich fragt man sich, auf welche Weise solch schwere Steinlasten auf diese Eilande geschafft worden sind, denn heute verfügen die Eingeborenen nur noch über leichte Auslegerboote oder Kanus.

Ebensowenig weiß man, welcher Technik die kolossalen Steinbildnisse auf Rapa-nui ihre Entstehung verdanken. Offenbar wurden sie in jahrzehntelanger Arbeit aus der Lavamasse eines erloschenen Vulkans herausgemeißelt und unter Anwendung uns unbekannter Hilfsmittel über die ganze Insel hinweg zu ihren Aufstellungsplätzen, selbst zu jenen auf den

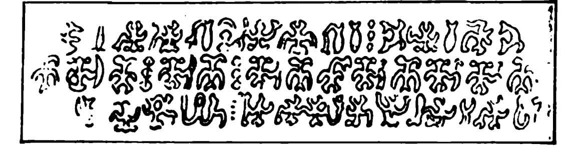


Riesensteinbilder auf der Osterinsel.
(Aus Hanns Fischer: „Weltwenden.")

Abhängen ferngelegener Berge geschleppt. Nun vermochte die heutige Insel seit jeher nur wenige hundert Einwohner zu ernähren, jedenfalls nicht annähernd soviele, wie sie zur Herstellung und zum Transport dieser Gigantenwerke notwendig gewesen wären. Irgendwelche Hilfskräfte konnten von der kleinen Insel auch nicht herangezogen werden, denn das chilenische Festland ist von ihr 3600 Kilometer, die nächste Insel gar 7500 Kilometer entfernt. Es bleibt eben nur die Annahme, daß einmal ein großes Osterinselreich, das jetzt versunkene Reich Rapa-nui, bestand, von welchem heute nur mehr seine einstigen höchsten Gipfel mit einer Art Landesheiligtum auf der winzigen Osterinsel übriggeblieben sind.

Schon längst hatten Forscher und Gelehrte, wie Brenner, Posnansky und andere, in dem Zustand der Kunstwerke auf Rapa-nui und ebenso bei den Inka-Bauten am Titicaca-See in Mittelamerika deutliche Hinweise gefunden, daß die Arbeiten ganz plötzlich abgebrochen sein mußten, und schlossen auf ein unerwartet hereingebrochenes Verhängnis. Aber erst Hanns Hörbiger konnte in seiner Welteislehre die ungeheuerlichen Umwälzungen begründen, die zur Vernichtung des ehemaligen Riesenreiches führten: vor rund 13 500 Jahren hat Rapa-nui mit all seiner blühenden Frühkultur durch das Eingreifen unerhört gewaltiger kosmischer Kräfte sein jähes Ende gefunden.

Hörbiger stellte vor allem fest, daß selbst die gewaltigsten Seebeben — deren Entstehen er übrigens auch auf kosmische Ursachen zurückführt — nicht annähernd hingereicht hätten, um so riesige Landgebiete, wie Rapa-nui und mit ihm zugleich die beiden anderen Landbrücken Atlantis und Lemurien, untergehen zu lassen. Solche Beben sind sozusagen nur kosmisch bedingte Nadelstiche, die wohl örtlich begrenzte Gebiete, nicht aber ganze Kontinente zu zerstören imstande sind. Hier können einzig nur kosmische Kräfte von unvorstellbarer Gewalt das furchtbare Vernichtungswerk verrichtet haben. Die Welteislehre weist nun auf Grund dieser Überlegungen im einzelnen nach, daß vor zirka 13 500 Jahren — dieser Zeitpunkt stimmt auch mit den Ergebnissen des Inka- und Maja-Forschers Posnansky völlig überein — unser heutiger Mond, der früher als selbständiger Planet um die Sonne kreiste, von der Erde „eingefangen" wurde und bei dieser Gelegenheit riesige Wassermassen von den Polen her äquatorwärts zusammenzog. Diesem Ereignis fielen nicht nur die polynesische Landbrücke Rapa-nui, sondern auch das sagenhafte Land Atlantis zwischen Europa und Amerika



Teil einer Schrifttafel von der Osterinsel.
(Nach W. Thomsen.)

und die afrikanisch-indische Landbrücke Lemurien zum Opfer. Es läßt sich leicht nachweisen, daß vor dem Mondeinfang, also in der Zeit der „Proselenen", der Vormondmenschen, der Meeresspiegel in den Polgegenden um über 1000 Meter höher und in den Äquatorgegenden um ebensoviel niedriger gewesen sein muß. Jene Zeit war auch die Blütezeit der atlantisch-nordischen Kultur, die von Atlantis aus über die einstigen Landbrücken nach allen Teilen der Welt hin ausstrahlte. Auch Alfred Rosenberg geht in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" bei Erörterung der „Rasse und Rassenseele" von einem atlantisch-nordischen Kulturzentrum aus, dessen Annahme er für wahrscheinlich hält; Hörbiger aber hat die Existenz der Atlantis, des Ursprungslandes aller menschlichen Kultur, in seiner Welteislehre zur Gewißheit gewandelt. Die Azoren, St. Paul und andere kleine Eilande sind ebenso Überbleibsel von Atlantis, wie die ferne Osterinsel einen der letzten Reste des Reiches Rapa-nui darstellt.

Rapa-nui war, wie Hanns Fischer in seinen Werken „Weltwenden" und „In mondloser Zeit" auseinandersetzt, ein ebenso gesegnetes Land wie Atlantis. Noch heute hat die Osterinsel ein Klima, das dem von Madeira gleicht. Und dieses Reich wird sich über Hawai, Samoa und Neuseeland bis gegen Australien erstreckt haben, entweder geschlossen oder in nahe gelegenen Inselgebieten. Nur so, in Verbindung mit größeren Landstrecken, war es möglich, daß hier eine Kultur von solcher Eigenart entstehen konnte.

Die Forschungen jüngster Zeit deuten nach E. Georg darauf hin, daß alle diese Frühkulturen wahrscheinlich nicht Anfänge, sondern nur Ausläufer und abgesprengte Splitter verschollener hoher Kulturen waren, die in viel früheren, vielleicht unfaßbar fernen Zeitperioden blühten. Es war dies vermutlich in einer Welt, in welcher Land und Wasser anders verteilt lagen, die Sahara zum Beispiel noch fruchtbares Land und Indien eine Insel war, und in Zentralasien ein gewaltiges Meer flutete; eine Welt, in welcher aber sicher kontinentgroße, seither längst zertrümmerte Landbrücken Nordamerika mit Europa, Asien mit Australien und dieses mit Südamerika verbanden. Es steht zu erwarten, daß eines Tages genügendes Material vorliegen wird, um den atlantisch-nordischen Urgrund aller gegenwärtigen Menschheitskultur auch gegen den letzten noch auftauchenden Zweifel nachweisen zu können.

Langsam und schwer lernen wir die Runentafeln der Völker und Zeiten begreifen, die nach ewigen, unumstößlichen Gesetzen kommen und vergehen. Aber nichts ist ohne Anfang, und nichts ohne Begründung, was aus der Stimme und Gewalt des Blutes heraus zu uns noch heute spricht.

Hans Beilhack:

Spiel mit dem Tode

Von fälschlich Totgesagten

Der Tod ist durchaus nicht immer eine so ernste und endgültige Sache, wie er es wohl auch sonst im üblichen darstellt.. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von historischen Personen, in deren Leben mit dieser letzten Realität bewußt oder unbewußt Schabernack gespielt wurde. Die weitverbreitete Furcht vor dem Tode scheint also nicht alle Menschen zu ergreifen, sondern im Gegenteil manche sogar zu Spaß und Unfug zu reizen. Das sind vor allem jene Fälle, wo jemand absichtlich oder versehentlich für verstorben ausgegeben wird, während er sich jedoch in Wirklichkeit noch frisch und munter seines Lebens erfreut. Freilich sind diese Fälle im allgemeinen selten, aber unter den Wunderlichkeiten des Lebens tauchen sie immer wieder von Zeit zu Zeit auf.

So brachte die „Stralsunder Zeitung" im September 1858 die Nachricht, Fritz Reuter, der berühmte Dichter, sei in den letzten Tagen gestorben. Fritz Reuter, der durch Freunde bald von der Meldung Kunde erhielt, war wohl zuerst etwas erstaunt, daß er schon gestorben sei, ohne davon etwas zu wissen, setzte sich aber dann schnell hin und sandte dem falsch informierten Redakteur die folgende Berichtigung:

„Da ich einen leichtbegreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus der Nr. 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen."

Der „Stettiner Zeitung", die die falsche Nachricht weiter verbreitet hatte, schickte Reuter die folgende „Berichtigung":

„I wans — dod? — Ick denk nich dran
Dat föllt mi gor nich in,
Ne, ne! So lang ick leben kann,
Will ick nicht begraben sin."

Einige Jahre vorher ging durch die damalige Presse die Nachricht, der beliebte österreichische Dichter Johann Gabriel Seidl sei am 21. Januar 1840 verstorben. Eine Reihe von Gedenkartikeln erschien, elegische Gedichte auf des Dichters Heimgang folgten, Reden wurden gehalten — da meldete sich eines Tages der Dichter und machte mit dem Beweise seiner Existenz dem ganzen Spuk ein Ende. Es ist niemals ermittelt worden, woher die Nachricht kam. Gewiß aber ist es, daß die verfrühte Todesnachricht mit seinen weiteren Geschicken in Verbindung steht. Denn man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Nekrologe erst recht auf den in der Provinzstadt Cilli lebenden und dort schier vergessenen Dichter aufmerksam machten und dadurch seine Berufung nach Wien zuwege brachten.

Noch ein dritter Schriftsteller wurde von voreiligen Neuigkeitsjägern zu früh totgesprochen, nämlich der amerikanische Humorist Mark Twain. Während seines Aufenthaltes in Europa erfuhr er, daß die amerikanischen Zeitungen die Meldung seines Ablebens brachten. Auf die besorgte telegraphische Anfrage eines amerikanischen Freundes an seine Frau, ob das Gerücht von seinem Tode wahr sei, drahtete Mark Twain zurück: „Nachrichten von meinem Tode stark übertrieben. Mark Twain."

Hier sei auch jenes ungewöhnlichen Scherzes gedacht, den sich der bekannte Berliner Komiker Helmerding mit seinem Kollegen Fritz Beckmann leistete. An einem Stammtisch in einem Berliner Lokal, an dem die beiden auch verkehrten, erschien eines Tages Helmerding in größter Aufregung. Mit verstörter Miene und schmerzbewegter Stimme sagte er matt: „Denkt euch nur, Beckmann ist tot — ganz unerwartet — Herzschlag!" — Alles ist ganz niedergeschlagen und ergriffen von der unerwarteten Nachricht. Man spricht leise von dem Entschlafenen und erwähnt seine Verdienste und Qualitäten. Da geht die Tür auf und herein tritt, gesund und munter wie immer, der Totgesagte. Wie Helmerding ihn erblickt, flüstert er den andern mit der ernstesten Miene der Welt zu: „Um Gottes willen, Kinder, laßt ihn nichts merken! Er weiß es noch nicht!"

Daß jemand ohne sein Wissen für tot ausgegeben wird, ist noch einigermaßen verständlich. Irrtum, Leichtfertigkeit oder auch bloßer Ulk können hierzu die Gründe sein. Viel merkwürdiger und seltener aber ist es, wenn einer sich selbst für verstorben erklärt, die üblichen Leichenfeierlichkeiten über sich ergehen läßt und dann eines Tages plötzlich wieder erscheint und sich mit lachendem Gesicht über die gutgläubig Hereingefallenen erfreut.

Einen solchen Streich spielte sich und seinen zahlreichen Verehrern eines Tages der große Kompenist Karl Maria von Weber. Die Sache hing so zusammen: Obgleich noch jung, stand Weber doch bereits hoch unter den Künstlern seines Vaterlandes und seiner Zeit. Sein Name war außerordentlich populär, und seine Werke hatten ihm die Bewunderung aller ausgezeichneten Musikkenner und Kritiker in Europa erworben. Nur einer dieser gewaltigen Helden der galligen Feder wollte nicht an ihn glauben; es war dies ein gewisser Müller, der die Theaterkritik in der „Leipziger Zeitung" schrieb. Die Urteile dieses Müller hatten bedeutendes Ansehen nicht nur unter den Kunstfreunden, sondern auch in der Künstlerwelt selbst. In mehrfacher Hinsicht verdienten sie auch diesen Erfolg, denn der Kritiker unterschied sich durch sein ausgezeichnetes Schriftstellertalent sowie seines großen Verständnisses für die Musik sehr vorteilhaft von der Mehrzahl seiner Kollegen. Aber neben diesen Vorzügen fand sich ein arger Mangel, der den Glanz jener Eigenschaften wieder verdunkelte. Müller trieb seine Strenge mitunter bis zur Ungerechtigkeit; beißend und dabei oft verletzend, fand er ein Vergnügen daran, manch-

(Schluß auf Seite 1158)

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben be bi dan de de bi do dy e e en en er er gi i in ki le le li man ment mi ne ni o o o on ra re rer ri ri ri sau si sig so tas to ton tri u us us sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, einen Spruch von Hegel ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1 Langobardenkönig, 2. spanische Urbevölkerung, 3. Geliebter der griech. Mondgöttin, 4. Musikinstrument, 5. german. Stamm, 6. Stadt in Japan, 7. italienischer Dichter (1544—1595), 8 Frauenname, 9 Kreishalbmesser, 10. symbolhafte Zeichen, 11. ausgestorbenes Tier 12. Tonstück, 13. französischer Revolutionär, 14. chemischer Grundstoff, 15. Berg in der Schweiz.

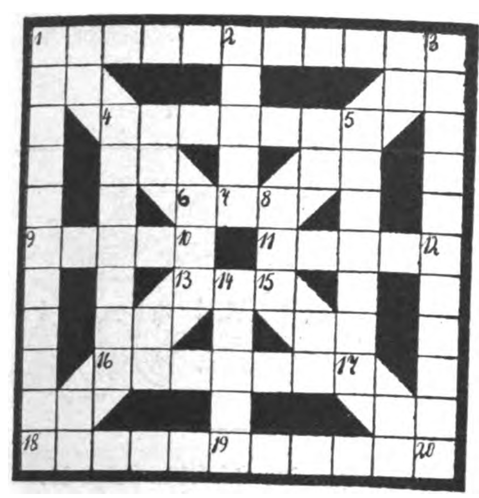
1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Zahlenrätsel

8 18 6 17 5	= Körperteil
5 2 5 15	= Haustier
9 11 14 5 15 1 17 9 19	= grammatikal Begriff
12 5 15 13	= römischer Kaiser
15 13 16 5 12 2 5 15 7	= nat.-soz Reichsleiter
9 11 14 5 15 9 1 10	= alte russ Goldmünze
3 8 5 11 9 5	= Wissenschaft
4 5 20 5 11 2 5 15	= Monat

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Königs (ch = ein Buchstabe.)

Mühlenbretträtsel



1—3 deutscher Dichter, 1—6 Gattin Wotans, 1—18 bekannter Dirigent, 2—7 Nebenfluß der Donau, 3—8 nordischer Frauenname, 3—20 dänische Stadt, 4—5 europäisches Reich, 4—16 eingeschlossenes Gebiet, 5—17 Wohnsitz, 5—8 Papageienart, 6—13 germanische Gottheit, 8—15 griechische Göttin, 9—10 griechischer Gott, 12—11 Seefisch, 13—15 Lebensgemeinschaft, 16 — 17 Männername, 18—13 Märchengestalt, 18—20 Erneuerungsbestreben, 10—14 Berg in der Schweiz, 20—15 Figur Wilhelm Buschs.

Verschmelzungsrätsel

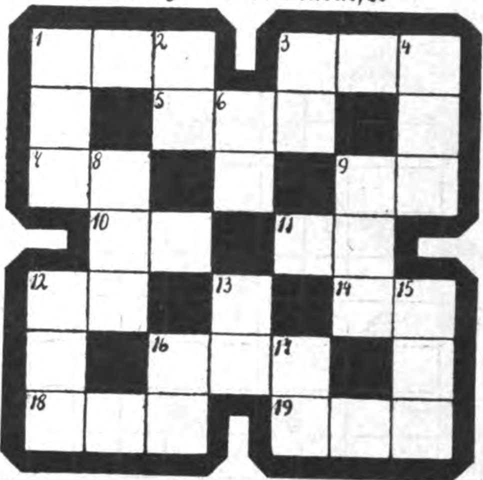
Die nachstehenden Wörter sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen deutschen Philosophen.

Hymne — Sipo = musikalisches Werk, Siam — Ochs = deutscher Dichter, Gram — Hub = deutsche Hansastadt, Motte — Noa = Möbelstück, Lee — Noppe = griechische Frauengestalt, Kaste — Abe = Pfahlwerk, Tino — Tara = Behörde, Lore — Hund = Zierpflanze, Mais — Bora = Götterspeise, Ruhm — Rache = Handwerker, Leim — Ei = weiblicher Vorname, Spurt — Ani = Zarengünstling.

Silbenaussuchrätsel

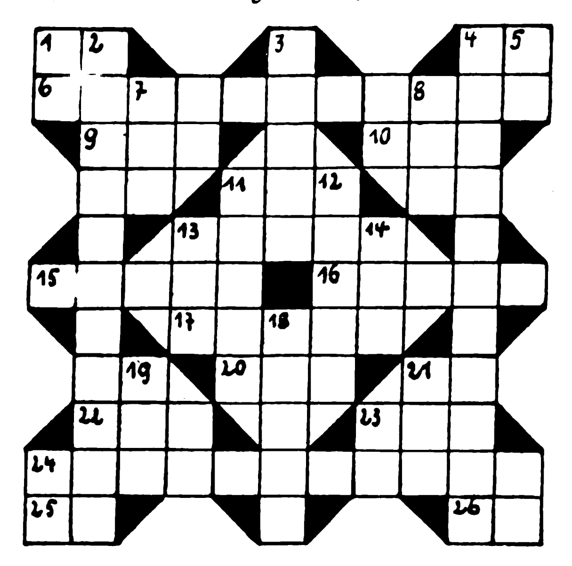
Radieschen, Deutschland, Menschenrecht, spontan, Anilin, Optiker, wird, einstens, Dasein, Alltäglichkeit, Berlin, Aachen, gelbrot, Fürstlichkeit, Unstrut, Mundschenk, Vernunft, Rosenberg, Ehrenbreitstein, Kindheit, vermodern, Rechenschaft, Fentsch. Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe, unabhängig von den gegebenen, zu entnehmen, die hintereinander gelesen, einen prophetischen Ausspruch des Führers auf dem ersten Parteitag in Weimar ergeben.

Kreuzwort-Silbenrätsel



Waagerecht: 1. griechische Göttin, 3. altrömische Münzen, 5. spiritistische Mittelsperson, 7. Weinpresse, 9. Gebirge in Kleinasien, 10. römische Schutzgeister, 11. Tragbrett, 12. Walzerkomponist, 14. römischer Kaiser, 16. musikalisches Werk, 18. württembergisches Dorf, 19. Gefäß. — Senkrecht: 1. Zusammenbruch, 2. Grenzstein, 3. lat.: Gott, 4. Blume, 6. Bühnengröße, 8. Weißweinsorte, 9. Frauenname, 12 Gefährt, 13. Possensänger, 15. Verzierung, 16. Stadt in Baden, 17. Organ.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Strom in Sibirien, 4. Parteigliederung, 6. Brennmaterial, 9. Gattungsbegriff, 10 rumänische Münze, 11. einfältiger Mensch, 13. Heerführer im Weltkrieg, 15. französischer Fluß, 16. Düngemittel, 17. deutsche Stadt, 20. Hausflur, 22. einfarbig (franz.), 23 griechischer Buchstabe, 24. Bärlapp, 25. kaufmännische Abkürzung, 26. Zeichen für Tellur — Senkrecht: 1. Abkürzung für Opus, 2. deutsche Stadt, 3 Stadt im Staate Ohio, 4 Nelkengewächs, 5. Vorsilbe, 7 physikalische Krafteinheit, 8. Wappentier, 11. Lebewesen, 12. Niederschlag, 13 Vorsilbe, 14 Nebenfluß der Drau, 18. Frauenname, 19 afrikanisches Wild, 21. Südseeinsel.

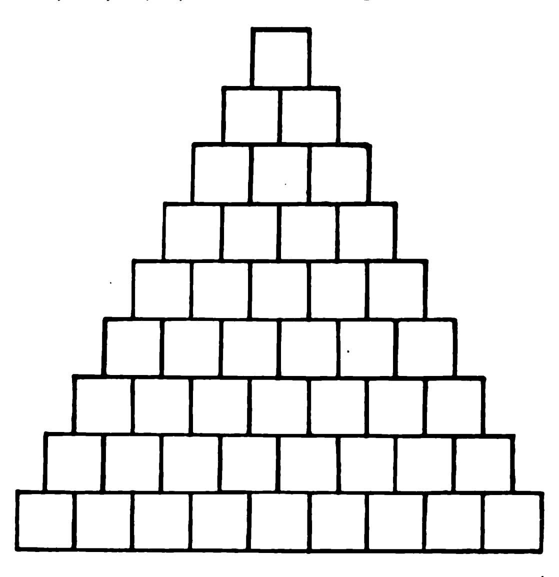
Kettenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß sich wie eine geschlossene Kette Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1—5 philosophischer Begriff, 3—6 nordisches Tier, 4—8 deutscher Dichter, 6—10 Stadt in Brandenburg, 9—12 Schwimmvogel, 11—15 Singstimme, 13—16 Himmelsrichtung, 13—19 geographischer Punkt, 17—21 europäisches Land, 19—22 Fluß in Sibirien, 21—24 Teil des Rades, 22—25 biblische Gestalt, 24—28 See in Rußland, 26—28 Erdart, 26—30 großes Gefäß, 29—32 Edelgas, 31—35 Verwandter, 33—37 Maurerwerkzeug, 34—37 Längenmaß, 36—38 Männername, 38—40 schwedische Münze, 39—1 Liebesgott, 40—2 Blume.

Pyramidenrätsel

1. Selbstlaut, 2. Verhältniswort, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Teil des Rades, 5. Körperstelle, 6 scherzendes Ringen, 7 Gegenteil von zweifeln, 8 europäisches Volk, 9. herbstliche Naturerscheinung



Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Luthers ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Großfürst, Gemeinde, Rhonedamm, Geldbeutel, Wäscherei, Götzenbild, Metternich Hagebutte, Eleonore, Nihilist, Wannenbad, Wilderer, Männlichkeit, Radieschen, Kanonendonner.

Bilderrätsel



Lösungen der Rätsel in Folge 28:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Colorado, 5. Ahr, 6. Cham, 8. Mut, 10. er, 11. Bozen, 15. ha, 16. Ananas, 18. Nadir, 20. Po, 21 Halata, 22. be, 23. Torte, 25. Ur, 27. Skt, 28. Lupe, 29. Rif, 30. Amazonas. — Senkrecht: 1. Chur, 2. la, 3. Ohio, 4. Ohr, 7. Missouri, 8. Weichsel, 9. Sent, 11. Banat, 12. Zodar 13. Narbe 14. Kap, 17. Pau, 19. Atom, 24 Trio, 25. Utas, 26. Spa. ✱ **Kryptogramm.** Komma, Kiewis, Maske, Somme, Totenmahl, Magda, Kiesel, Stunde, Tondern, Kenner, Tauern, Wachdienst, Furcht, Rohde, Rhönrad, geruhsam, Tenne, Mittag. „Komme, was kommen mag, die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag." ✱ **Magisches Quadrat:** 1 Hapag, 2. Adele, 3. Pelle, 4. alles, 5. Geest. ✱ **Rösselsprung:** Wenn du von außen ausgestattet bist, so wird sich alles zu dir drängen; ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist, der mag sich auf der Stelle hängen. Goethe. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Washington, 2 Erzherzog, 3. Irawadi, 4. Mahagoni, 5. Amazonas, 6. Rendite. „Weimar." ✱ **Silbenkreuz:** Gage, Garage, Gabe, Gera, Gene, Rage, Rabe, Rasen, Besen, Senge, Senne. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Madeira 7. Robbe, 11. Ohren, 14. apart, 16. Natal, 18. Gold, 19. Mori, 20. Arles, 22. Sudan, 23. Niger, 25. Mur, 26. Doris, 27. Monteur. — Senkrecht: 2. Ar, 3. Docht, 4. Eber, 5. Ibsen, 6. re, 8 Tragant, 9. Salinen, 10. Sport, 11. Orden, 12. Namur, 13. Karat 15. All, 17. Tod, 21. Simon, 22 Serie, 24. Gart. ✱ **Zahlenrätsel:** Dogge, Eden, rar, Gladiole, Eiger, Matterhorn, Eiweiß, Ideal, Neisse, Not, Usedom, Emmental, Tapete, Zoologie, irrsinnig. Der Gemeinnuetzige ragt weit empor. ✱ **Silbentreppe:** 1 Fulda, 2. Dakapo, 3. Podagra, 4. Granada, 5. Dapolin, 6. Linse. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wieland, 2. Eiland, 3. Ratibor, 4. Makulatur, 5. Idol, 6. Tomate, 7. Damast, 8. Ettlingen, 9. Mandoline, 10. Leitha, 11. Elentier, 12. Bazillus, 13. Ecuador, 14 Narzisse, 15. Siedler, 16. Pechpflaster, 17. Iltis. Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht.

H U M O R



Rechtsanwalt: „Eine freudige Botschaft! — In dieser Schublade habe ich die Papiere, die Ihre Unschuld an dem Einbruch beweisen — aber leider habe ich den Schlüssel nicht bei mir."

„Kleinigkeit! — Ich habe Dietriche und Brecheisen bei mir!"

*

„Fritz! Ich sag' dir's jetzt zum letztenmal: Du sollst nicht mit diesem Jungen da spielen!"

„Ja, Mutter. Aber — darf ich ihn dann wenigstens verhauen?"

*

„Na, Männe, wie schmeckt dir heute das Mittagessen? Ich habe es auch selbst gekocht!"

„Soweit ja ganz gut, aber man schmeckt die Druckfehler deines Kochbuches ganz deutlich heraus!"

*

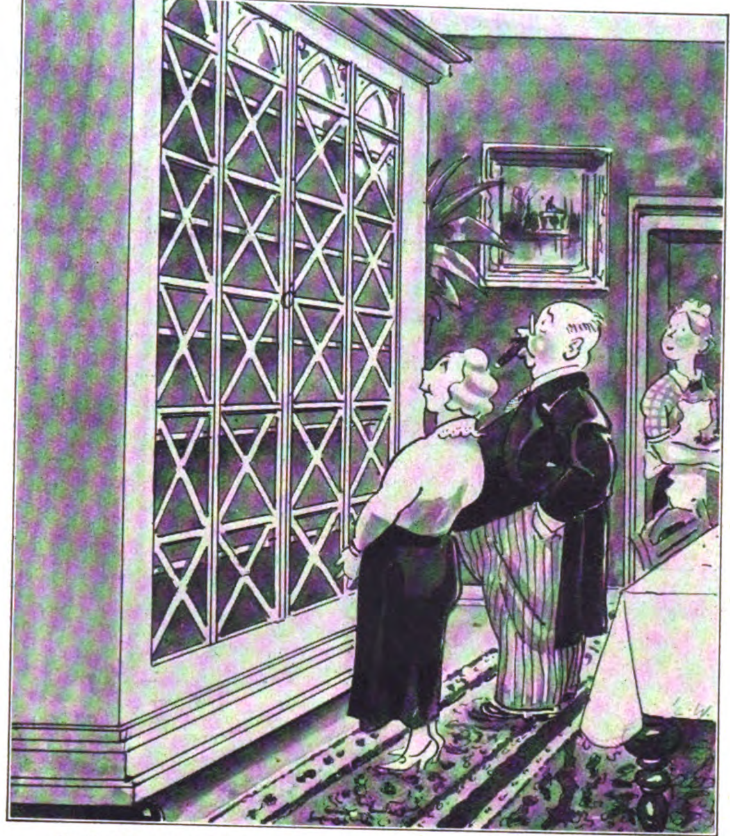
„Herr Glucker, wie hat Ihnen denn eigentlich mein Wein geschmeckt?"

„Es geht! Wenn ich jetzt daran denke, läuft mir noch das Wasser im Munde zusammen."

*

„Georg, hast du es deiner Klientin schon gesagt, daß sie von ihrem Onkel, dem Bankier Distelfink, als Universalerbin eingesetzt sei?"

„Nein, bis jetzt noch nicht, das tue ich erst, wenn sie meinen Heiratsantrag angenommen hat, denn ich möchte nicht in den Ruf eines Mitgiftjägers kommen."



„Natürlich war es furchtbar nett von deiner Tante, uns diesen Schrank zu vermachen, Johanna! Aber du bist dir hoffentlich darüber klar, daß er für uns immerhin die Anschaffung von einem oder zwei Büchern bedeutet!"
Zeichnung: Erich Wilke †.

„Sie waren also in Italien, Herr Doske? — Waren Sie auch in Venedig?"

„Na, und ob! — Klar war ich in Venedig!"

„Da haben Sie dann auch den Löwen von San Marco gesehen?"

„Bloß gesehen? — Ich hab' ihn sogar gefüttert!"

*

Sie: „Du Taugenichts, du kommst ja schon wieder betrunken nach Hause! Wie du aussiehst, du solltest dich in die Erde verkriechen!"

Er: „Gut, ich werde gleich wieder in den Ratskeller gehen!"

*

Fräulein Drusel ging an den Schalter für postlagernde Sendungen und fragte:

„Ist vielleicht ein Brief mit dem Kennwort: ‚H. 100' hier?"

„Nein", antwortete der Schalterbeamte, „ich habe nur einen, der an ‚H. H. 100' gerichtet ist!"

„Das wird er schon sein, mein Freund stottert nämlich ein wenig!"

*

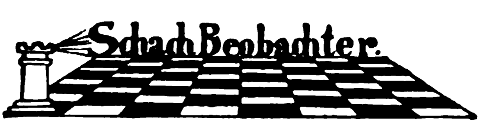
Der Buchhändler Kaltschatten hat eine Menge zurückgesetzter Bücher ins Schaufenster gelegt.

Unter ihnen prangt auch eines mit dem Titel:

„Was sind wir unseren Ahnen schuldig?"

Darunter ist ein Zettel befestigt, auf dem zu lesen steht:

„Früher 3.20 RM., jetzt nur noch 1.40 RM."



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein unerwartetes Turm-Opfer!

Damenbauernspiel, gespielt in der 9. Runde im internationalen Schachturnier zu Dresden

Weiß: Helling — Schwarz: Keres

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	16.	f2—f3	Se4—d6
2.	Sg1—f3	Sg8—f6	17.	d4×c5	Db6×c5†
3.	Lc1—f4[1]	e7—e6	18.	Kg1—h1	f5—f4
4.	e2—e3	Lf8—d6	19.	Dd1—a4	Ta8—b8
5.	Sb1—d2	0—0	20.	Ta1—b1	Dc5—c7
6.	Lf1—d3	c7—c5	21.	Tf1—e1	Tb8—b6
7.	Sf3—e5[2]	Sb8—e6	22.	Te1—e2	Sd6—b7
8.	c2—c3	Dd8—c7	23.	Da4—c2	g7—g6
9.	Sd2—f3	Sf6—e4	24.	b2—b4	Sb7—d6
10.	Lf4—g3	f7—f5[3]	25.	a2—a4	Sd6—f5
11.	Se5×c6	b7×c6	26.	Ld3×f5	Tf8×f5
12.	Lg3×d6	Dc7×d6	27.	Tb1—e1	Lc8—d7
13.	Sf3—e5	c5×d4	28.	Se5—g4	Kg8—g7
14.	e3×d4	c6—c5	29.	Dc2—d2	Dc7—c4[4]
15.	0—0	Dd6—b6	30.	Te1—e4!	d5×e4[5]
31.	Dd2×d7†	Kg7—g8	35.	De7×f8†	Kh6—g5
32.	Dd7—e8†	Tf5—f8	36.	h2—h4†	Kg5×h4
33.	Sg4—h6†	Kg8—g7	37.	Df8—h6†	
34.	De8—e7†	Kg7×h6		Schwarz gibt auf![6]	

[1] Damit hat Helling in der letzten Zeit manche schöne Angriffspartie gewonnen!

[2] An dieser Stelle Se5 ist wegen des auf f4 etwas in der Luft hängenden Läufers sehr riskant! Aber Helling liegen solche zweischneidige Sachen!

[3] Schwarz wagt es nicht, auf g3 zu schlagen, wahrscheinlich wegen L:h7! K:h7; 12. Sg5†, Kg8; 13. h:g3, g6; (es drohte Th8! nebst Dh5!); 14. Dg4, Kg7; 15. Dh4, S:e5; 16. Dh6†, Kf6; 17 Sh7† usw.

[4] Schwarz möchte sich natürlich „liebevoll" der weißen Schwäche c3 annehmen, erlebt aber nun eine grausige Überraschung!

[5] Schwarz muß das Opfer annehmen, wegen 31. Dd5! nebst Sh6 mit der Drohung Dh8† und Sg8†! Nach der Annahme allerdings wird Schwarz bald mattgesetzt!

[6] So holte Helling im letzten Augenblick Keres noch ein und sicherte sich die bei einem derartig stark besetzten Turnier sehr guten 40 Prozent! E. J. D.

Aufgabelösung aus Folge 24

Ein Zwei- und ein Dreizüger auf einem Diagramm von Kurt Renner, Haynau (Schlesien).

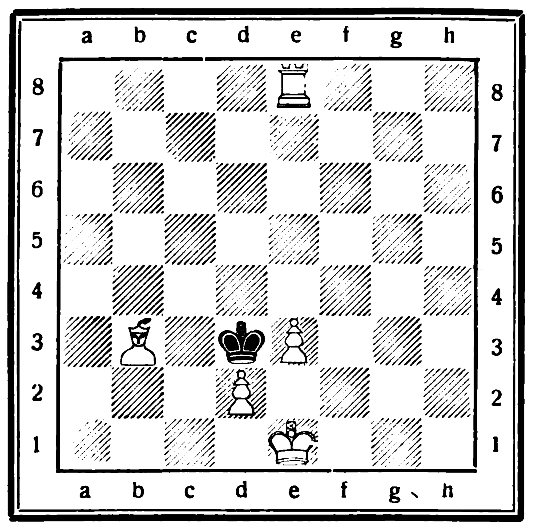
Schlüsselzug des Zweizügers b2—b4! Zum 3‡ wünscht der Komponist einen schwarzen Bauern auf e5 hinzugefügt. Der Schlüsselzug ist Tf5!

Es gingen so viele Lösungen ein, daß wir wegen Platzmangels nicht in der Lage sind, die Namen der Löser zu bringen.

Aufgabe (Urdruck)

Von Prof. Dr. E. Witte, Blankenburg (Harz)

Schwarz: Kd3 (1)



Weiß: Ke1, Te8, Lb3, Bd2, e3 (5)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

ANEKDOTEN

Merkwürdige Sitte.

Zwei Kammerherren des Papstes, die sich für einige Zeit in Berlin aufhielten, suchten durch einen General um eine Audienz bei Friedrich dem Großen nach. Der König bewilligte die Audienz und gab die Zeit an, wann sich die beiden Herren im Potsdamer Stadtschloß einfinden sollten. Einen Wagen schickte er ihnen nicht, aber der General hatte auf eigene Faust veranlaßt, daß ihnen eine Karosse zur Verfügung gestellt wurde. Unglücklicherweise schickte der Vertreter des gerade erkrankten Stallmeisters einen besonders kostbaren Wagen mit einer Bespannung von sechs Pferden. Die Italiener waren bezaubert und fuhren in einem wahren Hochgefühl nach Potsdam und vor das königliche Schloß.

Zufällig stand der König bei ihrer Ankunft am Fenster.

Als Feind alles pomphaften Auftretens war er entrüstet. Er schickte sofort einen Diener hinunter, mit dem Auftrag, die kostbare Kutsche durch eine der einfachsten mit zwei Pferden zu ersetzen. Dann empfing er die Kammerherren des Papstes, und zwar nicht gerade mit Begeisterung.

Als die beiden Männer sich verabschiedet hatten und unten vor das Portal traten, sahen sie zu ihrem Erstaunen die einfache Kalesche. Sie fragten den Diener, was das zu bedeuten habe.

„Die Etikette des preußischen Hofes verlangt es", erwiderte der Bediente, der sich geschickt in der Lage zurecht fand, „daß die Kammerherren des Papstes in einer besonders kostbaren Equipoge zur Audienz gefahren werden, aber in einer besonders einfachen wieder nach Hause."

Der Spion.

Während des ersten Schlesischen Krieges wurde im preußischen Lager ein verkleideter Spion abgefaßt und vor den König geführt. Auf Friedrichs Fragen antwortete der Mann offen, daß er den Auftrag habe, die Zahl und Stärke der preußischen Regimenter auszukundschaften. Der König ließ ihn auf ein Pferd setzen, von zwei Husaren in die Mitte nehmen und so das ganze Lager abreiten, wobei ihm immer die Namen der Regimenter genannt wurden, durch die man kam. Endlich brachte man ihn zum König zurück, und der Mann erwartete nun voll Angst, daß er gehängt oder erschossen würde. Er erlebte die freudigste Überraschung seines Lebens, denn der König entließ ihn mit den Worten:

„Nun gehe wieder hinüber und melde was du gesehen hast."

Vom Wunder.

Der Abt Bastiani saß eines Abends bei der Hoftafel neben dem König. Dieser sah, wie sich der Konditor Mühe gab, einen künstlichen Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser, den er aufgebaut hatte, in Tätigkeit zu versetzen, leider ohne Erfolg. Da der König das Unnütze der Bemühungen erkannte, sprach er zum Konditor:

„Lasse Er nur, Er hat kein Glück mit dem Ding."

Man plauderte und dachte nicht weiter an den Springbrunnen, aber plötzlich, als man es am wenigsten erwartete, fing er lustig zu sprudeln an.

Friedrich wendete sich lächelnd an Bastiani:

„Wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, nicht wahr, so würde man sagen, es war ein Wunder?"

Der Abt sah den König von der Seite an und sagte: „Aber nicht in Gegenwart von Euer Majestät."

Hans Bethge

(Schluß von Seite 1151)

mal der allgemein üblichen Meinung seiner Zeitgenossen zu widersprechen. Eines dieser Opfer war nun auch Karl Maria von Weber, und bei jeder Gelegenheit bekam dieser die schmerzenden Giftpfeile jenes Kritikers zu spüren.

Gequält und gereizt durch diesen unermüdlichen Bekämpfer seiner Berühmtheit, wußte Weber kein Mittel, sich vor ihm zu schützen. Einen Federkrieg mit ihm zu führen, war aussichtslos, dem wütenden Cerberus etwas in den Rachen zu werfen, unausführbar, da Müller für unbestechlich galt. In seiner Verlegenheit fand Weber eine originelle Idee. Während er sich in einem kleinen Dorfe in der Nähe Münchens aufhielt, sandte er den wichtigsten deutschen Zeitungen einen genauen Bericht über seinen Tod. Niemand zweifelte an der Nachricht, die Tagesblätter nahmen die Notiz auf und fügten ihr eine ausführliche Lebensbeschreibung Webers hinzu. Unter allen Blättern aber zeichnete sich keines durch seine Begeisterung für Weber mehr aus als die Leipziger Zeitung. Der betreffende Artikel war von Müller selbst geschrieben und unterzeichnet, der, durch das frühe Hinsterben des Meisters entwaffnet, endlich dem ausgezeichneten Künstler, den er den „Fürsten der deutschen Komponisten" nannte, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wenige Tage darauf ließ Weber das Gerücht von seinem Tode widerrufen und kam selbst nach Leipzig, um allen Zweifeln ein Ende zu machen. Wie sehr sich Müller durch diese Totenauferstehung getäuscht sah, kann man sich denken. Er konnte sein Lob über Weber nicht wieder zurücknehmen und auch an der klar ausgedrückten Meinung unmöglich etwas ändern. Es blieb ihm also nichts übrig als umzulernen. Müller unterließ denn auch in Zukunft seine bissigen Bemerkungen und gehörte bei der Aufführung des „Freischütz" zu den eifrigsten Bewunderern dieses Meisterwerkes.

Eine noch tollere Sensation mit seinem Tode machte aber der Pariser Straßenhändler Mangin, den der berühmte amerikanische Zirkusmann Barnum in seinen Erinnerungen erwähnt. Mangin war in den fünfziger Jahren in Paris ein stadtbekanntes Original und machte durch groteske Aufzüge und Verkleidungen viel von sich reden, aber auch ein riesiges Geschäft. Eines Tages brachten die Zeitungen die Nachricht von Mangins plötzlichem Tode. Mangin, so hieß es darin, habe 200 000 Franken hinterlassen, die er testamentarisch für wohltätige Zwecke bestimmt habe. Die Nachricht ging durch alle europäischen Blätter, denn der exzentrische Mangin war durch seine Wunderlichkeiten ein berühmter Mann geworden. Als aber sechs Monate vergangen waren, da tauchte Monsieur Mangin in dem gleichen Aufzuge wie früher in den Pariser Straßen wieder auf. Das ganze war nur ein Reklametrick gewesen, und die Pariser feierten begeistert die Wiederauferstehung ihres beliebten Originals, das nun natürlich noch bessere Geschäfte machte als früher. „Wenn man gut leben will, muß man erst sechs Monate gestorben sein", sagte der witzige Mangin, und der vierfach gesteigerte Umsatz seines Handels nach seinem „Tode" gab ihm unbedingt recht.

Fiaker und Kaiser

Kaiser Josef II. pflegte oft unerkannt mit einem einfachen Fiaker durch Wien zu fahren. Gewöhnlich nahm er den ersten Wagen, der an der Spitze der Droschken auf dem Michaelsplatz vor der Hofburg hielt. Da der Kaiser auch kaiserlich zahlte, so riß sich jeder Fiaker um den hohen Gast, und ein jeder wollte am Morgen der erste auf dem Halteplatz sein. Ein junger Kutscher, der den Kaiser von Angesicht nicht kannte, aber für sein Leben gern den leutseligen Herrscher einmal gefahren hätte, fand sich daher schon vor Tagesanbruch auf dem Platz ein, so daß er wirklich der erste wurde. Er hatte Glück, denn es dauerte nicht lange, da trat der Kaiser im einfachen grauen Zivilmantel an den Wagenschlag. Der Kutscher, der sich den Kaiser wohl anders vorgestellt hatte, hielt den fremden Herrn für einen Bürger und weigerte sich, ihn zu fahren. „I wart' auf den Koaser", sagte er stolz.

„Was zahlt denn der Kaiser?" erkundigte sich Josef.

„An Dukaten", erwiderte der Fiaker bestimmt. Der Kaiser zog seine Börse. „Hier sind zwei Dukaten. Dafür fährst du mich doch?"

„Woas? Zwoa Dukaten!" rief der Kutscher erfreut und öffnete diensteifrig den Schlag. „Da steigen Euer Gnaden nur ein. Für zwaa Dukaten kann mi der Koaser sanftwas . . !"

Gar bald aber erkannte der schlagfertige Fiaker an dem ehrfurchtsvollen Grüßen des Publikums, daß sein Gast in der Tat kein anderer als der von ihm so respektlos behandelte Kaiser Josef war . . .

Wrangel und die Ehrenjungfrauen

Feldmarschall Graf Wrangel, neben Ziethen und Blücher eine der volkstümlichsten Gestalten des preußischen Heeres, war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, dem er bei jeder Gelegenheit in seiner burschikosen Art seine Huldigung darbrachte. Jedes hübsche Mädchen, das ihm begegnete, konnte sicher sein, von dem berühmten Soldaten freundlich gegrüßt zu werden. Einst wurde ihm beim Besuch einer Provinzstadt ein festlicher Empfang bereitet, bei dem natürlich auch die üblichen Ehrenjungfrauen nicht fehlten. Sie waren diesmal so zahlreich vertreten, daß sie sich in zwei Gliedern aufstellen mußten. In der ersten Reihe hatte der Festordner die schönsten Mädchen placiert, während die minder hübschen im zweiten Glied standen. Der Feldmarschall traf ein, wurde jubelnd begrüßt, und vor Freude ließ er es sich nicht nehmen, jede Ehrenjungfrau mit einem herzhaften Kuß zu beglücken. Als er mit dem ersten Glied fertig war, sagte er leise zu seinem Adjutanten Graf Eulenburg: „Eule, küsse man weiter!" Und so mußten die häßlichen Mädchen sich mit dem Kuß des Adjutanten begnügen.

Die Ahnengalerie

Wrangel beauftragte den Porträtmaler Most, die öden Wandflächen seines Speisesaals mit den Bildern der Wrangelschen Ahnen zu schmücken. „Exzellenz, dazu brauche ich aber Bilder und Beschreibungen Ihrer Vorfahren", erwiderte der Künstler.

„Ist nicht nötig, lieber Freund", erklärte der Marschall. „Geben Sie ihnen nur man en bisken Ähnlichkeit mit mich und ziehn Se se recht proper an — jekannt hat se ja doch keener!"



Londoner „Slums“:
Nicht weit von der Bondstreet, auf der luxuriöses Leben herrscht, liegen die Bettler nachts auf dem Embankment, den Uferanlagen der Themse. Sie legen Zeitungspapier auf die Steine und schlafen dort.

Luxus und ELEND-
-Nachbarn in der Grossstadt.

STREIFLICHTER AUS LONDON

Aufnahmen: Mauritius.



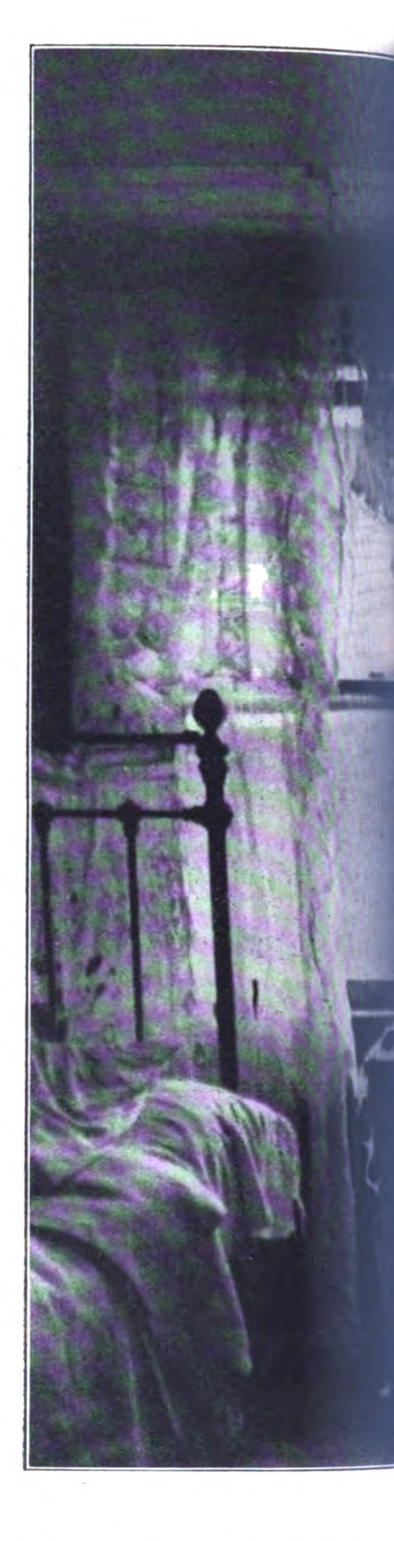


Links: Kabarett im Grosvenorhotel: Menschen, die im Überfluß leben, wissen kaum, wie wenige Straßenzüge weiter...

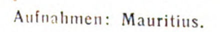
... die Not aus allen Ecken schaut. Die typische „Slums“-Wohnung. Zwei Zimmer sind von 14 Personen bewohnt. Eine englische Arbeiterfamilie, die sich der unerschwinglichen Wohnungspreise wegen keine andere Wohnung leisten kann.



In den Stadtvierteln Londons, in denen Luxus herrscht. Eine Lady, versunken im Anblick von Parfüm.



Londoner „Slums“: Old Gravel Lane im Londoner Ostend, eine Straße, die von Dickens in „Klein Dorrit“ genannt wird. Wie vor hundert Jahren ist sie auch heute noch ein grauer, düsterer Spielplatz für Kinder.



Aufnahmen: Mauritius.

Vor hundert Jahren war England das größte Industrieland der Welt. Englische Maschinen und Textilien beherrschten den Weltmarkt, die Industriestädte London, Manchester, Leeds, Birmingham, Sheffield und andere wuchsen mit erstaunlicher Schnelligkeit. Der Liberalismus in seiner krassesten Prägung, der sogen. Manchestertheorie, widersetzte sich jeglicher Linderung der Auswüchse des Frühkapitalismus. Es war schon ein großer Erfolg, als das Gesetz vom Jahre 1844 die Arbeitszeit für Jugendliche auf 12 Stunden täglich beschränkte, betrug doch damals die Arbeitszeit durchschnittlich 15 bis 18 Stunden!

Die Aufdeckung dieser Mißstände geschah durch Dickens, der sie scharf geißelte. Die Armenviertel der großen Industriestädte, jene berüchtigten „Slums“ blieben bestehen, ein trauriges Erbe der „industriellen Revolution“ der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Jeder Versuch, diese gesundheitsschädlichen und zumeist auch baufälligen Stadtviertel durch moderne hygienische und bequeme Bauten zu ersetzen, scheiterte an den gewaltigen Ausmaßen dieser Aufgabe. Die sozialistische Regierung, die von 1924 bis 1929 in England am Ruder war, tat keinen Schritt, um die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter zu bessern. Erst die gegenwärtige Regierung hat sich entschlossen, die „Slums“ zu beseitigen und neuzeitliche Wohnstätten an ihrer Stelle zu schaffen.



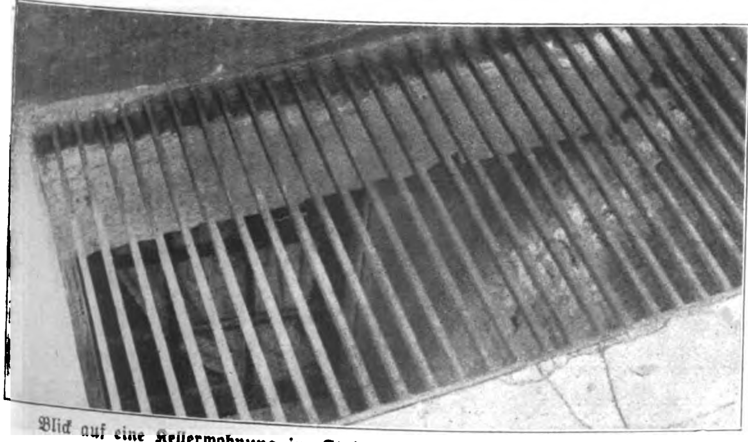
Blick aus dem Fenster einer Elendswohnung in der Straße Old Gravel Lane in London. In Fetzen fallen die Tapeten von den Wänden in diesen zum größten Teil baufälligen Häusern.



Kinderspiele in einer „Slum"-Straße. Diese armen kleinen Menschen kennen nichts als diese trostlosen grauen Mauern, die von einer Schicht aus Ruß und Schmutz bedeckt sind.



Für 1 Penny (5 Pfg.) werden diese unappetitlichen Kleidungsstücke im Osten Londons noch weiterverkauft. Wie viel Elend hat jeder dieser zerrissenen Gegenstände gesehen!



Blick auf eine Kellerwohnung im Stadtteil Bermondsey im Osten Londons.

Aufnahmen: Mauritius



„Slum"-Bewohner, endlich nach einer Gartenstadt im Süden Londons verpflanzt. Solche Bestrebungen können nur allmählich in die Tat umgesetzt werden.

Das „Lynch Castle" in der irischen Stadt Galway,
in dem der strenge Bürgermeister James Lynch Fitzstephen vor 443 Jahren neben vielen anderen sogar seinen eigenen Sohn verurteilt und hingerichtet hat.



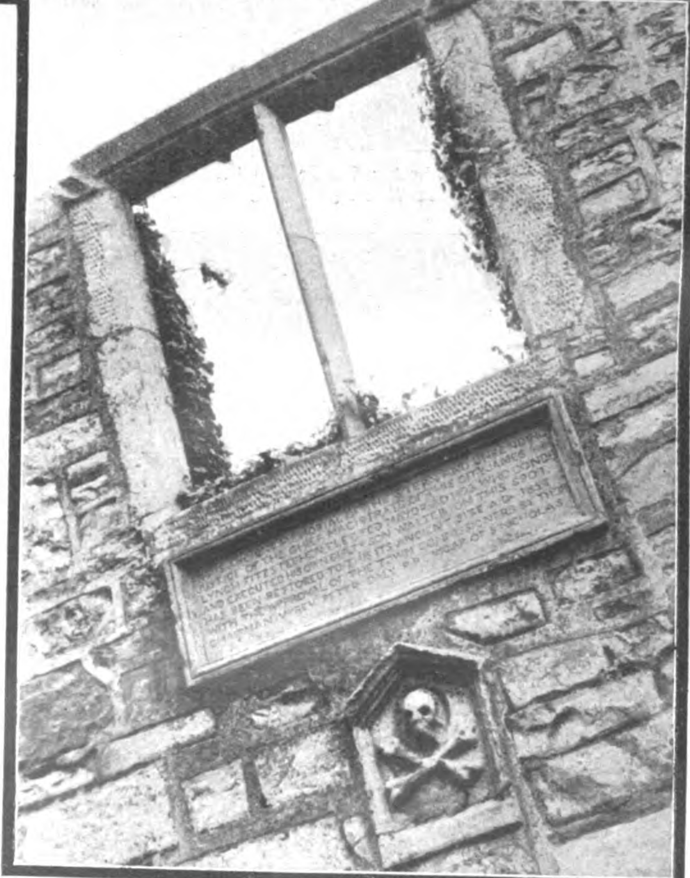
Der Meister des Startschusses,
Franz Miller,
der 1928 in Amsterdam, 1932 in Los Angeles bei den Olympischen Spielen die Leichtathleten starten ließ und 1936 in Berlin als Weltstarter die Kämpfer auf die Bahn schicken wird.

Phot. Alice Heß.

Woher das Wort „lynchen" stammt:

Das Wort „lynchen" ist rund 440 Jahre alt. 1493 wurde in der Stadt Galway an der Westküste Irlands ein Mann Namens James Lynch Fitzstephen zum Bürgermeister gewählt. Dieser oberste Beamte der Stadt führte ein so strenges und unduldsames Regiment, daß sein Name sich für die Bezeichnung einer schnellen und oft grausamen Justiz erhalten hat.

In Galway ist eine Ruine, das „Lynch Castle", zu sehen, unter deren einem Fensterrahmen eine Tafel eingelassen ist, auf der zu lesen steht: „Diese Gedenktafel ist als Erinnerung an die strenge und unbeugsame Justiz des Obermagistratsrats dieser Stadt, James Lynch Fitzstephen, im Jahre 1493 zum Bürgermeister gewählt, der seinen eigenen schuldigen Sohn Walter an dieser Stelle verurteilt und hingerichtet hat, errichtet worden."



Der Fensterrahmen am Haus des Bürgermeisters Lynch in Galway.

Hieran hat Lynch seinen eigenen schuldigen Sohn aufgehängt. Das Wort „lynchen" stammt von diesem strengen, unbeugsamen Mann und seiner schnellen Justiz und ist also rund 440 Jahre alt.

Aufnahmen: Presse-Photo





Allein schon das Plänemachen gibt einen Vorgeschmack von kommender Erholung . . .

Aufnahmen: Erich Bauer, Karlsruhe.

Urlaub im Sommer

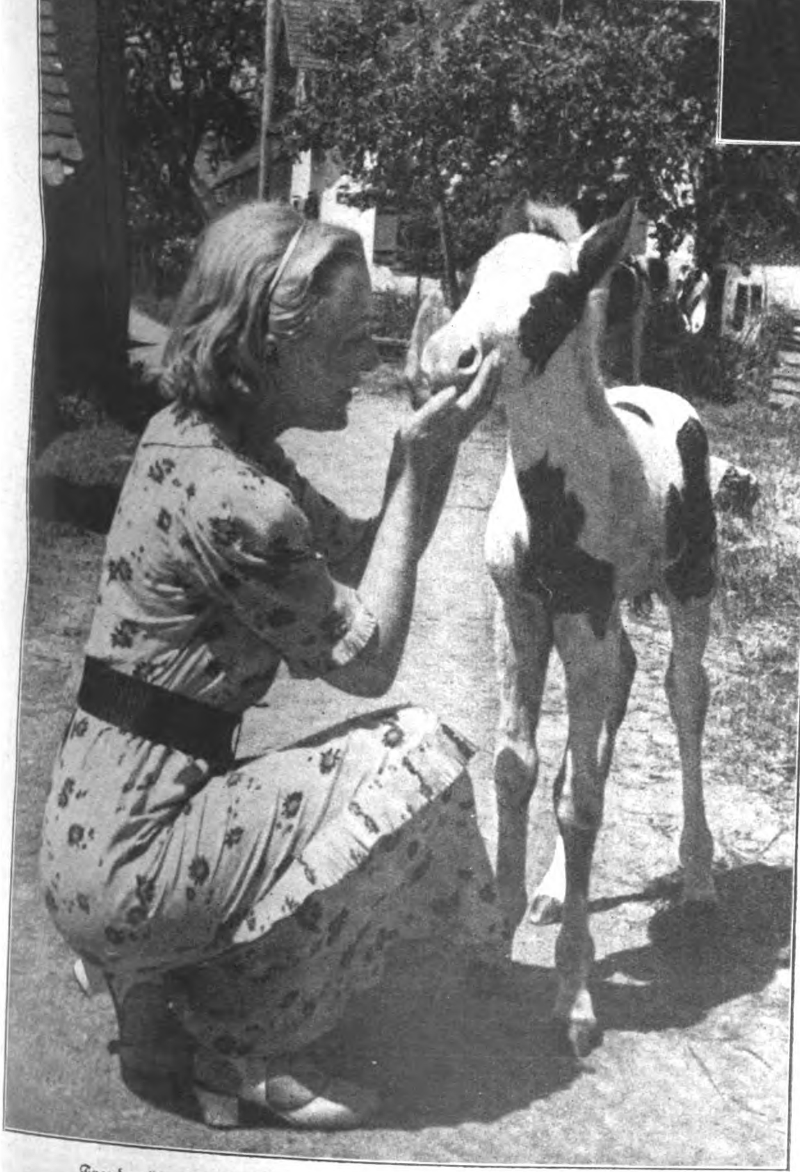
Einmal frei von allen Sorgen und Mühen des Alltags



. man sieht sich träumend an Bord eines Bootes.



Und dann eines schönen Morgens steht man wirklich am Fenster des Ausflugsquartiers; fern aller werktäglichen Mühe, dankbar, daß dieser Augenblick gekommen ist.



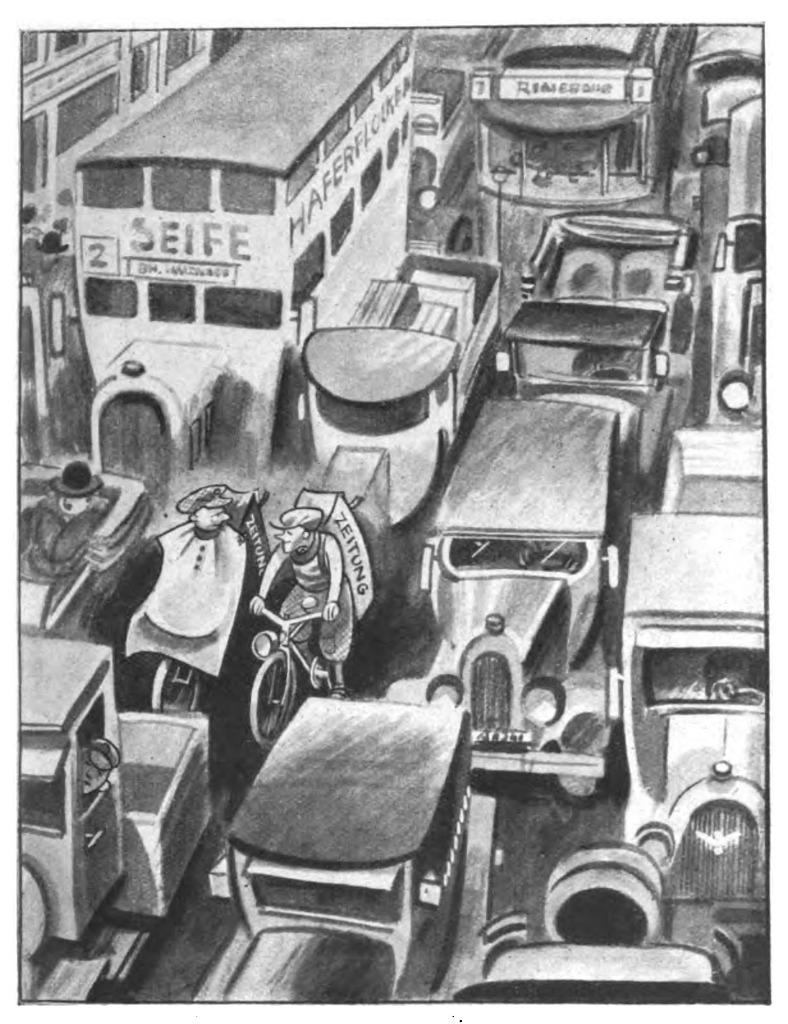
Freude über alles, was das Leben draußen auf dem Lande bietet, macht glücklich, . . .



. . . so glücklich, daß nach ein paar Tagen die reinste Lebenslust durchbricht und man ein anderer Mensch geworden ist.

Es wiehert das Stahlroß

Von Hans Kossatz.



Die Meister der Straße

„Bist du in Form, Erwin, wirst du am Sonntag das Straßenrennen gewinnen?"
„Klar! Wenn ich nicht wieder aus alter Gewohnheit an jedem Zeitungsstand haltmache!"

Ein Bekannter von mir strampelt auf der Landstraße im Vierzigertempo hinter einem Auto her, das von einer Dame gesteuert wird. Unterwegs schließt sich ein zweiter Radfahrer an. Einer von denen, die acht Stunden am Tage mit dem Zeitungssack auf dem Buckel durch die Straßen kurbeln und dann noch nach Feierabend ihre achtzig Kilometer im Renntempo herunterschnurren. Die beiden schnaufen schweigend eine Zeitlang hinterher, dann dreht die Dame auf und sie drohen abzufallen.

„Mensch", sagt der Neuhinzugekommene, „laß die Olle sausen!"

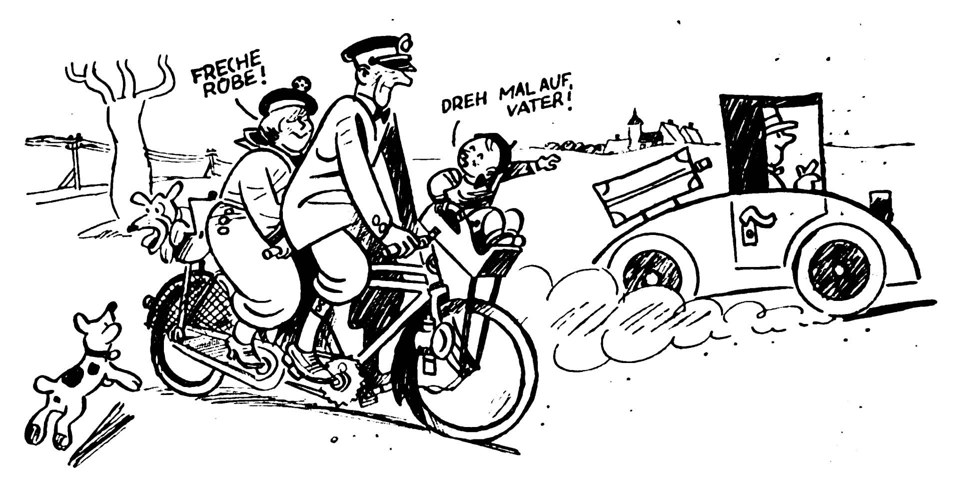
Der aber ruft: „Luise, fahr ein bißchen langsamer!"

„Nanu?"

„Ja, das ist nämlich meine Frau, und das Auto, das sie steuert, gehört mir!"



„Ach, Herr Schönhaar, ich hätte gar nicht geglaubt, daß schon das Lernen so viel Spaß macht!"

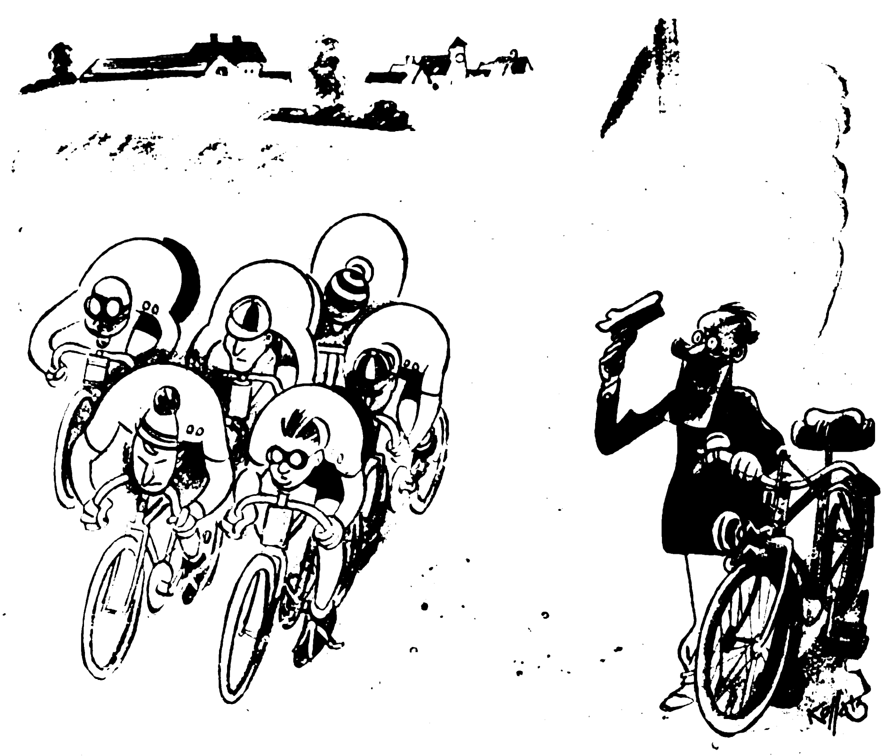


„Nun mal Tritt gefaßt, Mutter, und dann zeigt mal, was Ihr könnt. Ihr werdet Euch doch nicht von dieser Stullenbüchse abhängen lassen!"



So lernt die Jugend radfahren.

„. . . aber sieh dir vor uff die Maschine, sonst knallste glattweg mit'n Nappkuchen uff'n Asphalt, det die Rosinen rauskrümeln!"



„Ach bitte, würde wohl einer der Herren mir für fünf Minuten seine Luftpumpe leihen?"

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680000 Stück. Anzeigenpreis laut ausliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]



Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 30 / DONNERSTAG, 23. JULI 1936

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Stabschef der SA.
Viktor Lutze mit seinem Ersten Adjutanten, Brigadeführer Reimann (stehend).
Zu unserem SA.-Bildbericht „Die Führer der SA.-Gruppen" in dieser Folge.

Aufnahme: Hermann Hill.

DAS HAUS DER DEUTSCHEN ERZIEHUNG

wird zur Reichstagung des NSLB. in Bayreuth feierlich eingeweiht

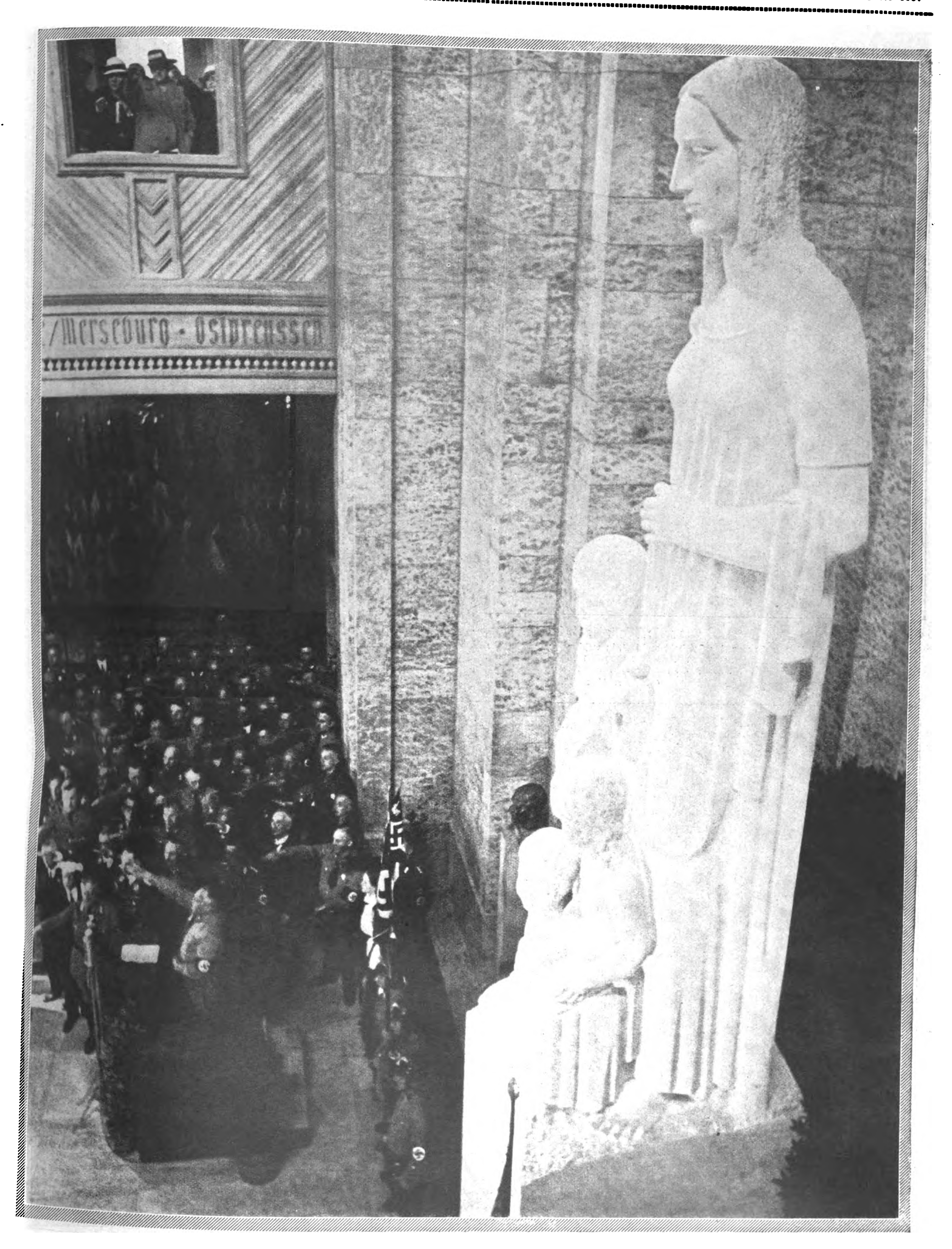
Die Reichstagung des NSLB in Bayreuth vom 11. bis 13. Juli 1936 versammelte 30 000 deutsche Erzieher in der Richard-Wagner-Stadt, in welcher auch der Geist Hans Schemms lebt, des Gründers der größten Lehrerorganisation der Welt. Mit der Einweihung des Hauses der Deutschen Erziehung ist ein neuer Markstein in der Geschichte des NSLB errichtet. Sein Reichswalter, Gauleiter Wächtler, hat mit der Einberufung dieser Reichstagung gezeigt, daß der Marschtritt der alte ist, gipfelnd in dem Bekenntnis: Alles für Deutschland und seinen Führer!

Aufnahmen:
Leo Bauer (2), Alice Heß (1)

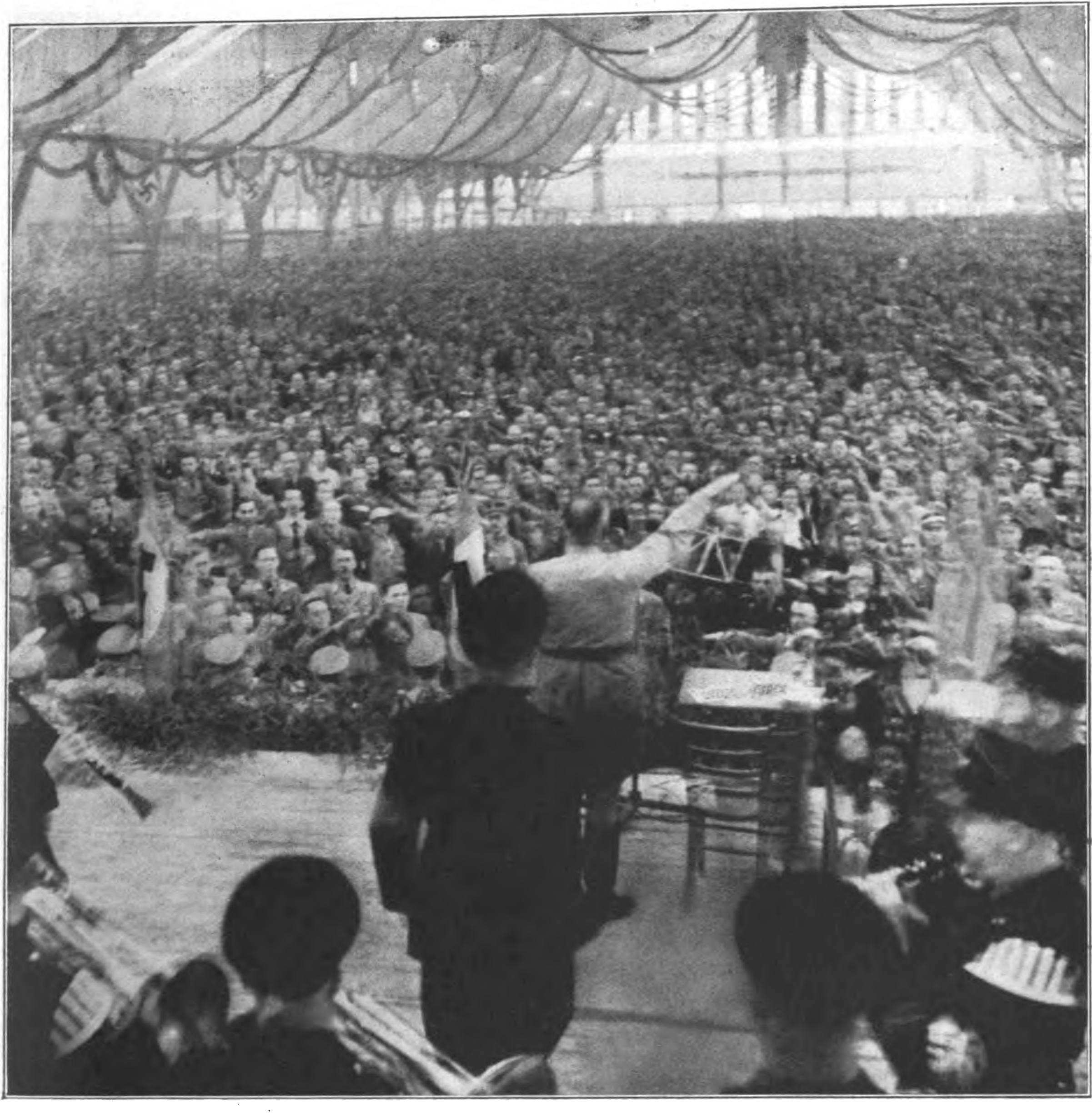
Die Weihefeier des Hauses der Deutschen Erziehung.
Der im Rahmen der Reichstagung des NS.-Lehrerbundes vorgenommene Weiheakt wurde für die 30 000 Gäste in Bayreuth durch Lautsprecher übertragen.



Während der Weihefeier.
Neben dem Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler (Eckfitz), Pgn. Roß, die Witwe des im nationalsozialistischen Freiheitskampf gefallenen Studienassessors Dr. Günther Roß.



Im stillen Gedenken für die Toten der Bewegung.
In der Weihehalle des Hauses der Deutschen Erziehung erhebt sich das monumentale Standbild der deutschen Mutter.



Das große Festzelt für die Tagung.

Außerhalb Bayreuths war eine Zeltstadt errichtet, in welcher für 10 000 Gäste Wohngelegenheit geboten war. Neben den Ausstellungszelten stand dort auch das Riesen-Festzelt mit über 15 000 qm Fläche, der Mittelpunkt für die öffentlichen Massenkundgebungen.

Aufnahme: Alice Heß.



Nach der Weihefeier.

Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, nimmt auf dem alten Schloßplatz in Bayreuth den Vorbeimarsch ab.

Aufnahme: Alice Heß.

Einmarsch von Tagungsteilnehmern in die große Zeltstadt.

Unaufhörlich trafen Omnibuskolonnen und Züge aus allen Gegenden des Reiches mit den Gästen ein, die mit klingendem Spiel in Bayreuth einzogen.

Aufnahme: Leo Bauer.

Die Gliederung der SA. umfaßt 21 Gruppen sowie die größere Einheit Hilfswerk Nord-West. Von diesen 22 größten Einheiten sind zur Zeit 2 Gruppen in der Führung unbesetzt, und zwar die Gruppen Schlesien und Westmark, die von Vertretern geführt werden.

„Die SA. ist die Geburtsstätte der deutschen Volksgemeinschaft. Die neue deutsche Gesellschaftsordnung, die auf der Verneinung der kapitalistischen und auf der Bejahung der blutsmäßig gebundenen völkischen Weltanschauung beruht, findet ihren sichtbarsten Niederschlag in der SA." Mit diesen knappen Sätzen hat der Stabschef des Führers das Wesen und zugleich die Aufgaben der Sturmabteilungen umrissen.

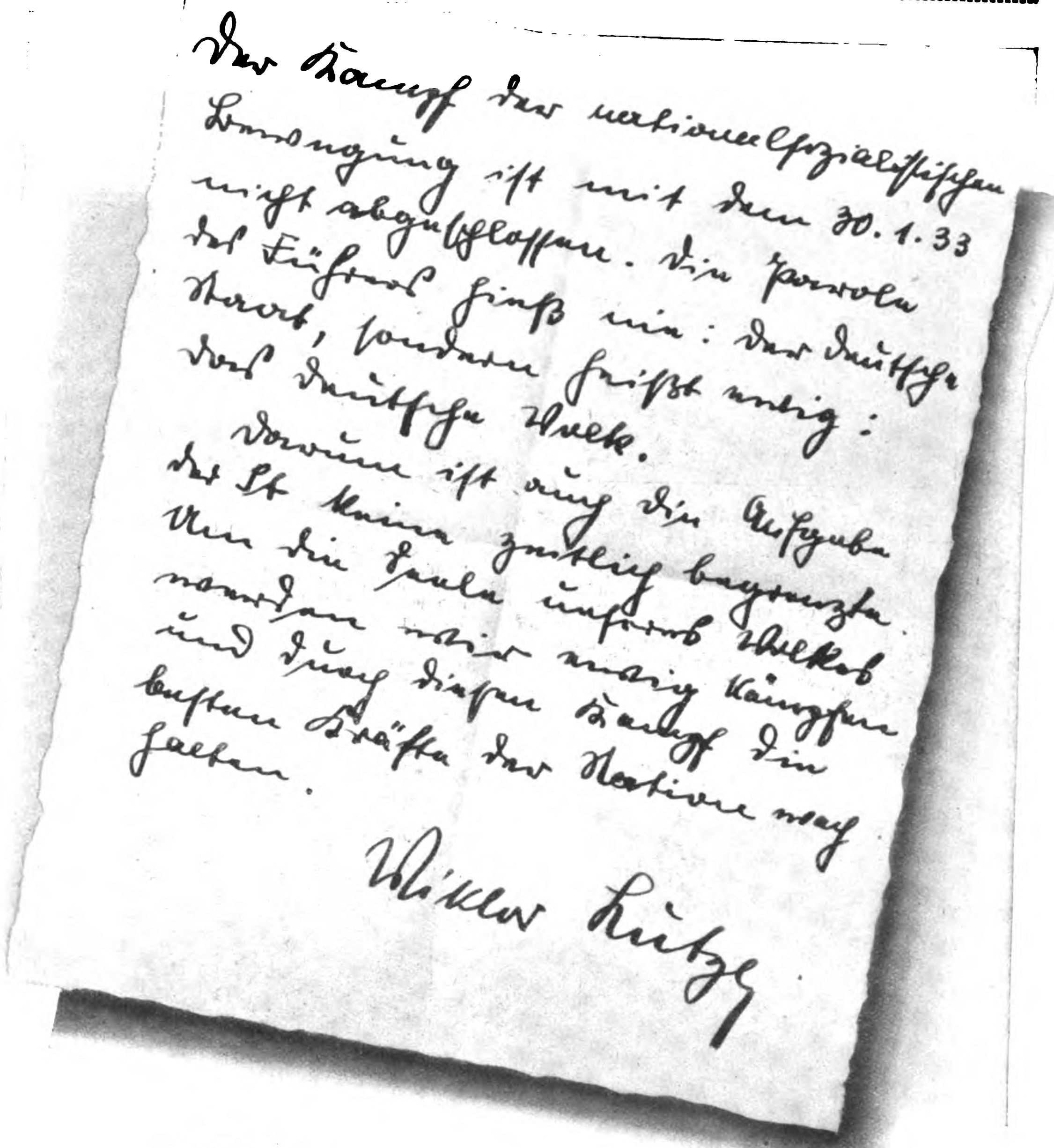
Den letzten deutschen Menschen zum Nationalsozialisten des Herzens und der Tat zu formen und damit zum lebendigen Träger einer erlebnishaften und praktischen Gemeinschaft des ganzen Volkes zu machen — das ist das Hochziel der SA.

Und dabei wissen wir eines: Eine solche Zielsetzung ist nicht auf Zeit, sondern auf Ewigkeit berechnet.

Wenn der Satz „Wie der Einheitsführer so die ganze Mannschaft" als richtig erkannt ist, dann wird man die Bedeutung des Führerkorps einer Organisation zu ermessen vermögen. Immer wird der Geist der Führung auch der Geist der Mannschaft, immer der Glaube, das Wollen und die Stärke der Führerschaft die der Gefolgschaft sein.

Wenn auf diesen Seiten die Führer der SA.-Gruppen, also der größten Einheiten der Sturmabteilungen, im Bild und kurzen Worten vorgestellt werden, so geschieht dies nicht zur Befriedigung persönlicher Eitelkeiten oder gar, weil es diese Männer nötig hätten, nach amerikanischem Muster für sich und ihre Sache Reklame zu machen.

Wir wollen, daß jeder Volksgenosse weiß, wer die verantwortlichen Männer sind, die mit dem Stabschef Lutze zusammen als treue Palladine des Führers die Millionenarmee der Braunhemden führen, erziehen und mit jenem Geist erfüllen, der der Geist Adolf Hitlers ist und einst der Geist des ganzen deutschen Volkes sein wird.


Der Kampf der nationalsozialistischen Bewegung ist mit dem 30. 1. 33 nicht abgeschlossen. Die Parole des Führers hieß nie: der deutsche Staat, sondern heißt ewig: das deutsche Volk.

Darum ist auch die Aufgabe der SA keine zeitlich begrenzte. Um die Seele unseres Volkes werden wir ewig kämpfen und durch diesen Kampf die besten Kräfte der Nation wach halten.

Viktor Lutze

Die Führer der SA.-Gruppen


Gruppenführer Arthur Rakobrandt

Führer der SA.-Gruppe Bayerische Ostmark seit 25. März 1933. Geb am 19. Juni 1878 in Berlin-Steglitz. Frontkämpfer, verabschiedet als Major im Jahre 1921. SA.-Mann im Sturm 16 (Inntal) und Ortsgruppenleiter von Kiefersfelden (Oberbayern) 1929. M. d. R. seit 1933

Phot. Conrad Ramme.


Obergruppenführer v Jagcw

Führer der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg seit dem 27. Juli 1934. Geb. am 29 Februar 1892 in Frankfurt a. d. O. Frontkämpfer und U-Bootsoffizier Organisator der württembergischen SA und 1931 Gruppenführer der Gruppe Süd-West. M d R., Preuß. Staatsrat, Miglied des Volksgerichtshofs, Ratsherr der Stadt Berlin und Provinzialrat der Provinz Brandenburg.

Phot. Dähn.



Gruppenführer Hanns-Günther v. Obernitz

Führer der SA.-Gruppe Franken. Geb. am 5. Mai 1899 in Düsseldorf. Als Sechzehnjähriger während des Krieges an die Front. Nach dem Kriege Teilnehmer an den Kämpfen gegen die Spartakisten in Berlin und Studium der Landwirtschaft. Seit 1923 in der SA. Übernahm am 24. März 1933 als Oberführer die damalige Untergruppe Mittelfranken, aus welcher sich die Gruppe Franken formte.

Phot. Harren.



Gruppenführer Fust

Führer der SA.-Gruppe Hansa seit September 1933. Geb. am 1. Juni 1899 in Langenfelde (Vorpommern). Frontkämpfer und Teilnehmer an den Kämpfen im Baltikum. Studierte Landwirtschaft und bewirtschaftet den väterlichen Gutshof. Seit 1930 in SA. und Partei. M. d. R. seit 1933. Hamburger Staatsrat.

Phot. Dransfeld.



Gruppenführer Adolf Heinz Beckerle

Führer der SA.-Gruppe Hessen. Geboren am 4. Februar 1902 in Frankfurt a. M. Als Diplom-Volkswirt in Übersee tätig gewesen, später im deutschen Polizeidienst. Seit 1922 Mitglied der NSDAP., M. d. R., Polizeipräsident der Stadt Frankfurt a. M. und Beauftragter des Reichssportführers für den Gau XIII.

Phot. Müller.



Gruppenführer Wilhelm Helfer

Führer der SA.-Gruppe Hochland seit Juli 1934. Geb. am 26. Dez. 1886 in Kaiserslautern (Rheinpfalz). Frontkämpfer, war als Diamantminen-Beamter in Afrika tätig und nahm als Angehöriger der Kaiserl. Schutztruppe an den Kämpfen in Deutsch-Südwestafrika teil. Rückkehr nach Deutschland 1922 und seit dieser Zeit Angehöriger der Partei und SA. M. d. R.

Phot. Heinrich Hoffmann.



Gruppenführer Luyken

Führer der SA.-Gruppe Kurpfalz seit Juli 1934. Geb. 16. Oktober 1885 in Wesel. Frontkämpfer und ehemaliger Generalstabsoffizier. Seit 1930 Mitglied der NSDAP. und SA.-Angehöriger, führte den SA.-Gausturm, spätere Untergruppe Essen, übernahm dann die neuaufgestellte Gruppe Niederrhein.

Phot. O. Tillmann-Matter.



Gruppenführer Adolf Kob

Führer der SA.-Gruppe Mitte seit Juli 1934. Geb. am 7. Juni 1885 in Prag. Frontkämpfer und ehemaliger Generalstabsoffizier, nach dem Kriege Polizeioffizier. Seit 1930 Mitglied der NSDAP., war zuerst in der politischen Organisation tätig. In der SA. seit 1931.

Phot. Röhr.



Gruppenführer Heinz Knickmann

Führer der SA.-Gruppe Niederrhein. Kriegsteilnehmer und Freikorpskämpfer. Geboren am 25. 9. 1894. Eintritt in die NSDAP 1922, Angehöriger der SA seit 1923. Von 1927–1930 Offizier in der Reichswehr. Polizeipräsident von Duisburg-Hamborn.

Phot. Gertrud Hesse.



Gruppenführer Siegfried Kasche

Führer der SA.-Gruppe Niedersachsen seit Juli 1933. Geb. am 18. Juni 1903 in Strausberg bei Berlin. Baltikumkämpfer. Seit 1926 in der NSDAP., seit 1925 in der SA. 1928–1931 stellv. Gauleiter im Gau Ostmark. M. d. R. seit 1930. Seit 1935 Provinzialrat in Hannover.

Phot. Carl Wolf.



Gruppenführer Joachim Meyer-Quade

Führer der SA.-Gruppe Nordmark. Geb. am 22. November 1897 in Düsseldorf. Frontkämpfer, als landwirtschaftl. Beamter tätig gewesen. Mitglied der NSDAP. seit 1925, in der SA. seit 1927.

Phot. Urbahns.





Gruppenführer Johann Heinrich Böhmker

Führer der SA.-Gruppe Nordsee seit Juli 1934. Geb. am 22. Juli 1896 in Braak bei Eutin. Frontkämpfer, nach dem Krieg Rechtsanwalt und 1932 Regierungspräsident in seiner Heimatstadt. In der NSDAP. seit 1925.

Phot. Büsing.



Obergruppenführer Heinrich Schoene

Führer der Gruppe Ostland. Geb. am 25. November 1889 in Berlin. Frontkämpfer, zweimal verwundet. Seit 1925 Mitglied der NSDAP., Ortsgruppenleiter, HJ.-Führer, Kreisleiter. 1928 Organisator der SA. Nordmark. Polizeipräsident von Königsberg (Pr.). M. d. R.

Phot. Kühlewindt.



Gruppenführer Arno Manthey

Führer der Gruppe Ostmark seit Juli 1934. Geb. 1888 in Schubin. Frontkämpfer, viermal verwundet. 1930 Ortsgruppenleiter der NSDAP. und Gründer des ersten SA.-Trupps in Gurien, Kreis Flatow. Im Jahre 1920 trat er der völkischen Freiheitsbewegung bei.

Phot. Nakonz.



Gruppenführer Friedrich

Führer der Gruppe Pommern seit Juli 1934 Geb. am 9. November 1886 in St. Wendel. Steuermannslaufbahn in der Kaiserlichen Marine. Kommandos in der Südsee und in den Kolonien. Im Krieg U-Bootsoffizier, Freikorpskämpfer. In der NSDAP. seit 1930. M. d. R.

Phot. Schimmelpfennig.



Gruppenführer Wilhelm Schepmann

Führer der SA.-Gruppe Sachsen seit Juli 1934. Geb. im Jahre 1894. Frontkämpfer, dreimal verwundet. Seit 1922 in der NSDAP. Organisator der Wahlschlacht in Lippe. 1934 Polizeipräsident von Dortmund. Seit März 1936 Kreishauptmann zu Dresden-Bautzen.

Phot. Bähr.



Gruppenführer Ludin

Führer der SA.-Gruppe Südwest seit März 1933. Geb. 10. Juni 1905 in Freiburg (Breisgau). 1924—1930 Artillerieoffizier in der Reichswehr. 1930—1931 Festungshaft (Reichswehr-Prozeß). Anschließend SA.-Führer.

Phot. Martin.



Gruppenführer Kurt Günther

Führer der SA.-Gruppe Thüringen seit März 1935. Geb. am 31. Oktober 1896 in Gera. Frontkämpfer, nach dem Kriege Vermessungsbeamter. In der NSDAP. seit 1922, Angehöriger der SA. seit 1926. Thüringischer Staatsrat. M. d. R.

Phot. Held.



Gruppenführer Otto Schramme

Führer der SA.-Gruppe Westfalen. Geb. am 1. Oktober 1898 in Berlin. Frontkämpfer, schwer verwundet. Seit 1919 in der völkischen Bewegung. 1924 Mitglied der NSDAP. Seit 1934 Polizeipräsident von Dortmund.

Phot Angenendt



Obergruppenführer Hermann Reschny

Führer des Hilfswerk Nord-West seit 15. Juli 1935. Geb. am 16. Juni 1898 in Stammersdorf b. Wien. Frontkämpfer, übte den Beruf des Lehrers aus. Mitglied der NSDAP. seit 1926. Eintritt in die SA. im Jahre 1921.

Phot Hozrefe

Finnland

EIN BILDBERICHT VON LAND UND LEUTEN

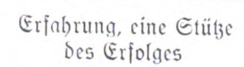


Der weibliche Schaffner.

Wacker steht die Finnin auf ihrem Posten im Arbeitsprozeß ihres Volkes. Straßenbahnerinnen sind eine gewohnte Erscheinung im Straßenleben von Helsingfors.

Nurmi — das ist der Name, der Finnland eines Tags in den Brennpunkt des Weltinteresses gerückt hatte. Gewiß ist ein Weltrekord nur eine kurze Sensation und doch bleibt der Ruhm seines Trägers haften am Namen seines Volkes. Spitzenleistungen im Sport sind heute neben den Spitzenleistungen der Technik und Kunst die erfolgreichsten friedlichen Werbemittel im Kampf einer Nation um die Achtung und Sympathie der Mitwelt, Achtung und Sympathie aber sind neben der Wehrhaftigkeit eines Volkes die stärksten Garanten seiner Freiheit und damit seines Friedens. Vom blutigen Schlachtfeld zur olympischen Kampfbahn ist eine Entwicklung, die der Kameradschaftlichkeit unter den Völkern die Wege bahnt und auch kleinste Nationen den Großmächten der Erde ehrenvoll zur Seite stellt.

Nurmi ist für die breite Masse fast aller Staaten der Begriff



Erfahrung, eine Stütze des Erfolges

Olympiakämpfer werden von Nurmi beraten, dem großen Vorbild der finnischen Jugend.

Aufnahmen: Presse-Photo.

Im Zeichen der Olympischen Spiele

Armas Valste, Trainer der finnischen Leichtathleten.



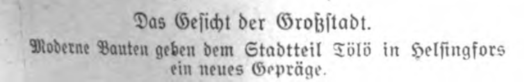
Nurmi und die Mörtelträgerin.

Das „Läuferwunder" der Welt, seines Zeichens Bauunternehmer, unterhält sich mit einer Frau aus dem Volke.

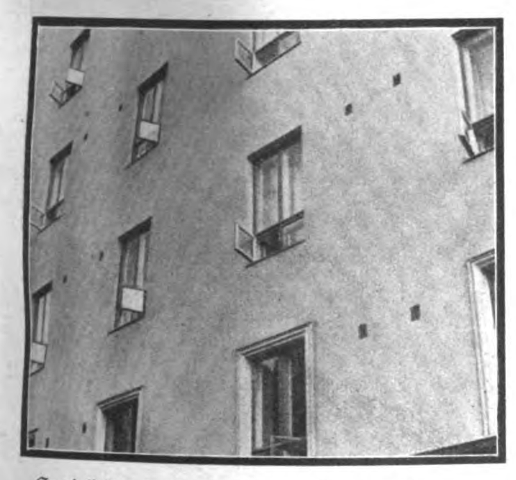
von heute

Volksleben im Bilde des Marktes.
Viele Händler bringen über die Wasserstraßen ihre Waren in Kähnen, die zugleich Verkaufsstand sind.





Das Gesicht der Großstadt.
Moderne Bauten geben dem Stadtteil Tölö in Helsingfors ein neues Gepräge.



Spezialitäten im Lande der gemäßigten Kälte — —
Jedes finnische Haus hat im normalen Sommerfenster ein kleines Winterfenster, das zur Lüftung genügt, ohne zuviel kalter Luft Einlaß zu bieten.



— — und der tausend-mal-tausend Wasser.
Die Laufbrücke, ein einfaches Mittel des finnischen Militärs zur Überschreitung von Flüssen, deren Benützung aber Übung erfordert. Sie muß auch von der Infanterie erbaut werden können.

Finnland. Millionen, die nicht wußten, wo dieses Land zu suchen ist, haben durch den Namen Nurmi eine innere Berührung gefunden mit einem ihnen zuvor gleichgültigen Gebiet der Erde und dem Schicksal seiner Bewohner. Die letzten Blätter der Geschichte Finnlands, die ein fast hundertjähriger heldenmütiger Kampf gegen russische Raub- und Machtgelüste und schließlich gegen die Armeen des Bolschewismus ist, sind geschrieben mit dem Blute deutscher Jugend, die dem bedrängten Lande zu Hilfe eilte. Denn Finnland ist nicht etwa, wie Unkenntnis einst dunkel ahnen mochte, ein von Nomadenstämmen durchzogenes Gebiet jenseits der Zivilisation, das finnische Volk ist ein Kulturvolk nordischer Prägung. Dieses weite Land gehört in der Einzigartigkeit und Einsamkeit seiner 35 000 Seen und riesigen Wälder, die sich über unzählige flachgestreckte oder

Am Kamin.
Eine willkommene Annehmlichkeit für den Reisenden ist die Unterkunft in behaglich eingerichteten Gaststätten.

sanft gerundete Hügel ziehen, zu den charakterlich ausgeprägtesten Landschaften. Wälder und Fische sind sein natürlicher Reichtum. Zu Holzwirtschaft und Fischerei gesellen sich in geringerem Maße Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie. Holzfäller und Flößer, Fischer und Bauern leben in der unendlichen Weite, in den Städten sammeln sich Handel und Gewerbe und das hochentwickelte geistige Leben, Wissenschaft und Kunst. In Helsingfors steht das steinerne Mal der deutschen Waffenkameradschaft. Deutschland wird diesem freiheitsliebenden, tapferen und hochgesinnten Volk die Freundschaft halten. Der deutsche Reisende und Wanderer, der Träumer am Herzen der Natur, Gottsucher auf allen Wegen und Träger der ewigen Sehnsucht des arischen Menschen, wird ihm ein Stück seiner Seele schenken. H. E.



Die Straße, die zum Eismeer führt.
Sie beginnt in Rovaniemi und ist 531 Kilometer lang, eine der berühmtesten Autostraßen der Welt. Wir sind an der Station Vuotso, der finnischen Zollgrenze gegen Lappland. An der Stange Renntiergeweihe, zum Bleichen aufgehängt.
Aufnahmen: Presse-Photo

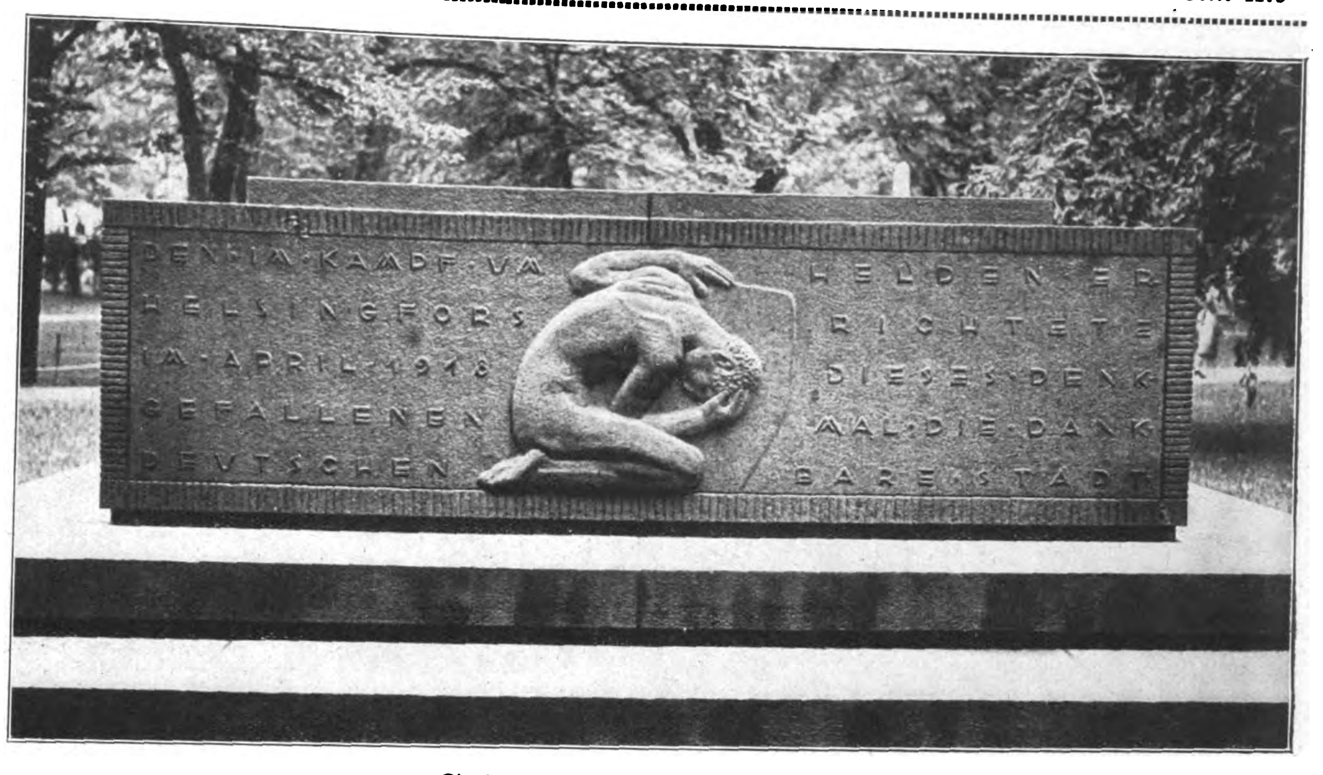

Zauber der Frau.
Doppelt reizvoll empfindet der Fremde weibliche Anmut in der Tracht des Landes.


Die deutsche Gesandtschaft in Helsingfors.
Ein Gebäude, das in seinem klassisch-ruhigen Stil ebenso schlicht wie vornehm wirkt.





Stätte des Todes.
Uralt ist der Friedhof der Lappen am Eismeerrand. Ererbte Sitte legt Axte und Schaufel, mit denen das Grab bereitet, auf den holzverkleideten Hügel.



Finnlands Dank an Deutschlands Heldensöhne.
Das Denkmal für die Gefallenen der deutschen Hilfsexpedition von der Goltz gegen den Einfall der Bolschewisten.

Das Lappendorf.
In der Einsamkeit des endlosen Nordens führen die Lappen in primitiven Wohnstätten ein karges, aber zufriedenes Leben. Das Stück Kartoffelland ist eine Errungenschaft der letzten Jahre, ermöglicht durch die Fürsorge des Roten Kreuzes.

Kameradschafts-Treffen in Saßnitz

Dr. Ley, Himmler, Rust und Admiral Schröder bei den Reichsamtsleitern auf der Schulungsburg für Werkscharen.

Aufnahmen für den „JB." von Fritz Boegner.



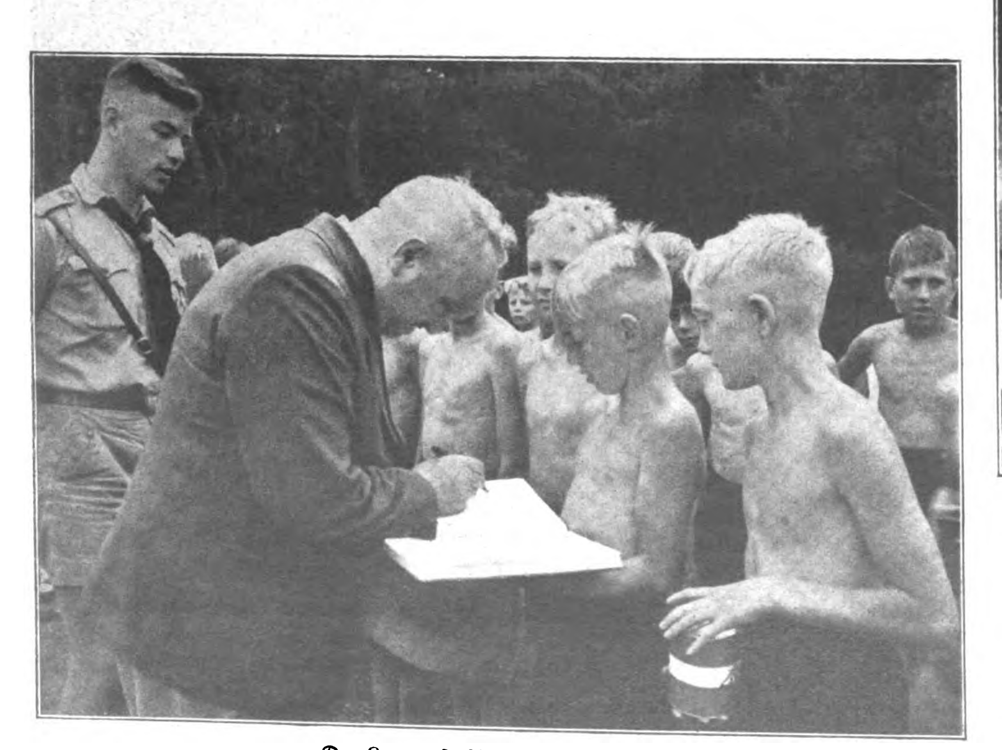
Reichsführer SS. Himmler und Reichsorganisationsleiter Dr. Ley bei ihrem Zusammentreffen in Saßnitz.







Fahrt von Saßnitz auf die Insel Rügen.
Die Teilnehmer am Kameradschaftstreffen machten die Fahrt auf einem Torpedoboot. Links: Dr. Ley geht an Bord.



Dr. Ley muß Autogramme geben.
Auf der Fahrt zum KdF.-Ostseebad Binz stieß die Wagenkolonne unvermutet auf ein HJ.-Lager, dessen Jungen die Vertreter der NSDAP. sofort umringten und herzlich begrüßten.

Saßnitz — der Ort der Reichsschulungsstätte der Deutschen Arbeitsfront. Hier fand ein Kameradschaftstreffen der Männer von der Reichsorganisationsleitung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und von den Ämtern der Deutschen Arbeitsfront mit Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley statt. Reichsführer SS. Heinrich Himmler, der auf der Schulungsburg als Gast von



Auf der Terrasse der Schulungsburg Saßnitz vor der Abfahrt des Reichsführers SS.

Von links: Konteradmiral Schröder, Dr. Ley, Himmler, Brigadeführer und Adjutant des Reichsführers SS., Wolff, und Oberführer Frey, Treuhänder der Arbeit in München.

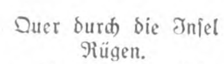
Dr. Ley einen Vortrag über das Problem der politischen Schulung der SS hielt, Reichsminister Rust, sowie Konteradmiral Schröder und Staatssekretär Körner nahmen am Treffen teil. Die Fahrt der Teilnehmer am Kameradschaftstreffen führte sie auch zum KdF.-Ostseebad Binz. Am Weg befand sich ein Lager der Hitler-Jugend. In wenigen Augenblicken waren die Wagen von den Jungen umringt, die die Vertreter der NSDAP. aufs



Reichsführer SS., Heinrich Himmler, der als Gast von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley auf der Schulungsburg Saßnitz weilte, bei seiner Ansprache über das Schulungsproblem der SS.

In der ersten Reihe links: Hauptamtsleiter Tittmann und Dr. Ley, rechts: Reichsminister Rust und Konteradmiral Schröder.

herzlichste und erfreuteste begrüßten. Streifzüge mit dem Wagen kreuz und quer durch die Insel Rügen zeigten den Teilnehmern die Schönheit dieser Landschaft, ebenso den herrlichen Badestrand, der für das Kraft-durch-Freude-Bad errichtet wird. Das Zusammensein stand unter dem Zeichen der aufrichtigen Kameradschaft, in welcher der gemeinsame Aufbauwille am großen Werk unseres Führers Adolf Hitler besonders treffend zum Ausdruck kommt.



Quer durch die Insel Rügen.

Die Wagenkolonne mit den Teilnehmern des Kameradschaftstreffens auf Seitenwegen unterwegs.

Eine Weltkriegserinnerung: Vorjagende Munitionskolonne im schweren Feuer.

Dankbarkeit für die treuen Dienste, die das Pferd als Kamerad im Weltkrieg leistete, ließen den Gedanken, ihm einen Ehrentag zu weihen, zur Tat werden. Deutschland hatte einen durchschnittlichen Bestand von 1 236 000 Pferden, wovon im Feuer der Weltkriegsschlachten 405 000 fielen und 558 540 vor Erschöpfung und an Krankheiten starben.

Zeichnung für den „J. B." von J. Lazarus.

DAS PFERD ALS KAMERAD IM WELTKRIEG

Zum Ehrentag des Kriegspferdes am 22. Juli 1936.



Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(7. Fortsetzung.)

Sie ging durch den Mittelgang auf die Garderobe zu und stieß mit dem Fuß eine Türe auf.

In dem schmalen Gang saß an einem weißgedeckten Tischchen Frau Kröger mit einer Handarbeit.

„Na, wie geht's", sagte Charlott, „was arbeiten Sie da?" Sie öffnete ihre Handtasche und zog ein Tiegelchen mit Rouge hervor, einen Augenbrauenstift und die Puderdose. Sie legte das alles auf das Tischchen und blickte prüfend in den Spiegel.

„Das wird 'n Sofakissen", sagte Frau Kröger und breitete die Handarbeit auf ihrem Schoß aus, „gefällt's Ihnen?"

Charlott neigte sich etwas herab und betrachtete die Handarbeit. „Doch, Sie machen das fein. Aber viel Arbeit, was?"

„Ach", lachte Frau Kröger, „das ist gar nicht so schlimm. Ich hab' ja auch Zeit."

„Vielleicht 'n bißchen zu viel Rot drin, meinen Sie nicht?"

„Nee, nee, das muß so sein. Das paßt nämlich zur Tapete, das ist für eine Freundin von meiner Tochter zum Geburtstag, die haben 'ne rote Tapete, und das paßt dann gerade. Meine Tochter nämlich, wissen Sie, die kriegt sowas gar nicht fertig, das ist so 'ne echte Bürodame, von Haushalt keine Ahnung."

Charlott fuhr mit dem kleinen Finger in das Tiegelchen Rouge, hielt das Gesicht nah an den Spiegel und schnitt eine Grimasse, um das Rouge aufzutragen.

„Nachher sagt sie aber natürlich, daß s i e das Kissen gemacht hat, die geniert sich nämlich dafür, daß sie das nicht kann", fuhr Frau Kröger fort, „natürlich 'n einfaches Muster wird sie schon zuwege bringen, das lernt man ja in der Schule, aber so feinere Sachen, das kann sie nicht."

Charlott wischte ihren roten Finger am Taschentuch ab.

„Aber Frollein", mahnte Frau Kröger, „doch nicht ins Taschentuch."

Charlott zog die Brauen nach. „Och, das schad't nichts."

Frau Kröger schüttelte den Kopf. „Wissen Sie was, Frollein, ich werde Ihnen so kleine Tücher zurechtschneiden, für die Schminke, die können Sie nachher dann gleich wegwerfen. Aus alten Handtüchern werde ich das machen, das ist 'ne gute Idee. Dann brauchen Sie sich nicht immer Ihre Taschentücher zu ruinieren."

„Fein", dankte Charlott, „das ist wirklich 'ne Idee."

„Nicht wahr? Wir haben ja ganze Berge alte Handtücher. So kann man sie wenigstens noch zu was verwenden."

Charlott puderte sich mit einer großen Quaste. Frau Kröger stand auf und bürstete um den Halsausschnitt von Charlotts Kleid herum unsichtbare Puderstäubchen hinweg. Charlott kramte mit spitzen Fingern in ihrem kleinen Geldtäschchen und legte zwei Groschen auf den Tisch. „Danke schön, Frollein", Frau Kröger blickte prüfend auf Charlotts Schuhe, „mal überwischen?"

„Nee, danke, sind Wildleder." Sie nickte ihr lächelnd zu: „Also — auf Wiedersehen."

Charlott ging langsam zu ihrem Tisch zurück, setzte sich und schlug die Beine übereinander. Sie legte ihre weißen schmalen Hände mit den blitzenden Fingernägeln lässig auf das Tischtuch und blickte in das Lokal, mit etwas zurückgeworfenem Kopf und gesenkten Lidern; sah ein wenig hochmütig aus, das kleine Fräulein, und sie achtete auf jede ihrer Bewegungen; es machte Spaß, hier allein zu sitzen, im Licht, in der Musik, im Gewebe kreuzender Blicke.

Mitunter kamen Leute von der Straße herein, Uneingeweihte, die nicht zum Publikum des „Siebenten Himmels" gehörten. Es gefiel ihnen hier aber nicht, und sie gingen meist bald wieder fort; sie wollten sich lärmend amüsieren und mit fröhlichen Mädchen tanzen, aber es gab keine solchen Mädchen im „Siebenten Himmel".

Ein dicker Herr kam herein, mit einem runden roten Gesicht, sein Mantel stand offen, und er blickte mit seinen muntren kleinen Äuglein allen Leuten ins Gesicht. Als er Charlott erblickte, nahm er den Hut ab; er hatte eine spiegelnde Glatze, zog den Mantel schnaubend aus und setzte sich an den Tisch nebenan. Er bestellte eine Flasche Wein, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und drehte den Kopf zu Charlott herum. Er versuchte, ihren Blick einzufangen und sie anzulächeln. Er war ein freundlicher dicker Herr, und er besaß Ausdauer, Charlott blickte in alle möglichen Richtungen, um ihm auszuweichen, aber schließlich warf sie doch einen prüfenden Blick auf ihn, und in diesem Augenblick hob er sein Glas und prostete ihr schmunzelnd zu: „Auf Ihr Wohl, Gnädigste."

Charlott sah sich eingefangen, sie dankte lächelnd und fühlte sich etwas verwirrt. Links neben ihrem Tisch lehnte Robert an der Wand, mit seinem unbeweglichen Gesicht, in dem tief und ruhig die grauen Augen standen, und Charlott war etwas verlegen vor Robert.

Sie griff nach ihrem Glas, in dem noch ein roter Tropfen hing, und ließ den Tropfen zwischen ihre Lippen rollen.

Der freundliche Herr mit dem runden Gesicht blickte auf ihr Glas: „Ach", sagte er bedauernd, „nichts mehr zu trinken, Gnädigste. Darf ich Ihnen vielleicht —" Er hob die Hand und wollte mit dem Ring gegen sein Glas klopfen.

„O nein, danke", lehnte Charlott schnell ab.

Robert nahm die Serviette untern Arm und ging in die Ecke an der Bar. Charlott fühlte sich erleichtert.

„Warum denn", fragte der dicke Herr bedauernd. „Oder darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu einem Glas Wein einzuladen?"

„Auch nicht, danke", sie lächelte, „ich habe schon zwei Stamperln getrunken."

„Gnädigste sind aus Wien?" fragte er, nach einem Gesprächsstoff greifend.

Charlott warf einen schnellen Blick auf Robert, er war außer Hörweite. Sie nickte ernsthaft: „Ja, aus Wien."

„Ah, aus Wien. Ich war früher auch in Wien. Von neunzehnhundertfünf bis sieben habe ich dort gewohnt, in der Dreihufeisengasse. Aber damals waren Sie sicher noch gar nicht auf der Welt."

Charlott runzelte die Stirn und dachte nach. „Doch", log sie, „sechs bin ich geboren."

„Was", er riß die Augen auf. „Sie meinen sechzehn."

„Nein", sagte Charlott, „neunzehnhundertsechs."

„Dann wären Sie also — dann wären Sie ja dreißig Jahre alt." Er lachte ungläubig auf. „Das ist doch nicht möglich."

„Ist aber so", behauptete Charlott mit Festigkeit, „ich bin dreißig Jahre alt. Noch nicht ganz. Im Oktober."

„Unglaublich", sagte er kopfschüttelnd und starrte ihr ins Gesicht, „Sie sehen aus wie achtzehn."

„Danke", sagte sie lächelnd.

Er blickte immer noch zweifelnd. Plötzlich gab er sich einen Ruck: „Und doch kann es nicht sein, ich habe einen Blick für sowas. Ich irre mich nie, höchstens um ein oder zwei Jahre. Aber das kann nicht sein, Gnädigste, Sie sind höchstens — also allerhöchstens sind Sie zweiundzwanzig."

Charlott lachte auf. „Na hören Sie, warum sollte ich mich denn älter machen? Das wäre doch kindisch. Ich bin wirklich dreißig. Oder haben Sie schon jemals eine Frau gesehen, die sich freiwillig älter macht? Doch immer nur jünger, nicht wahr."

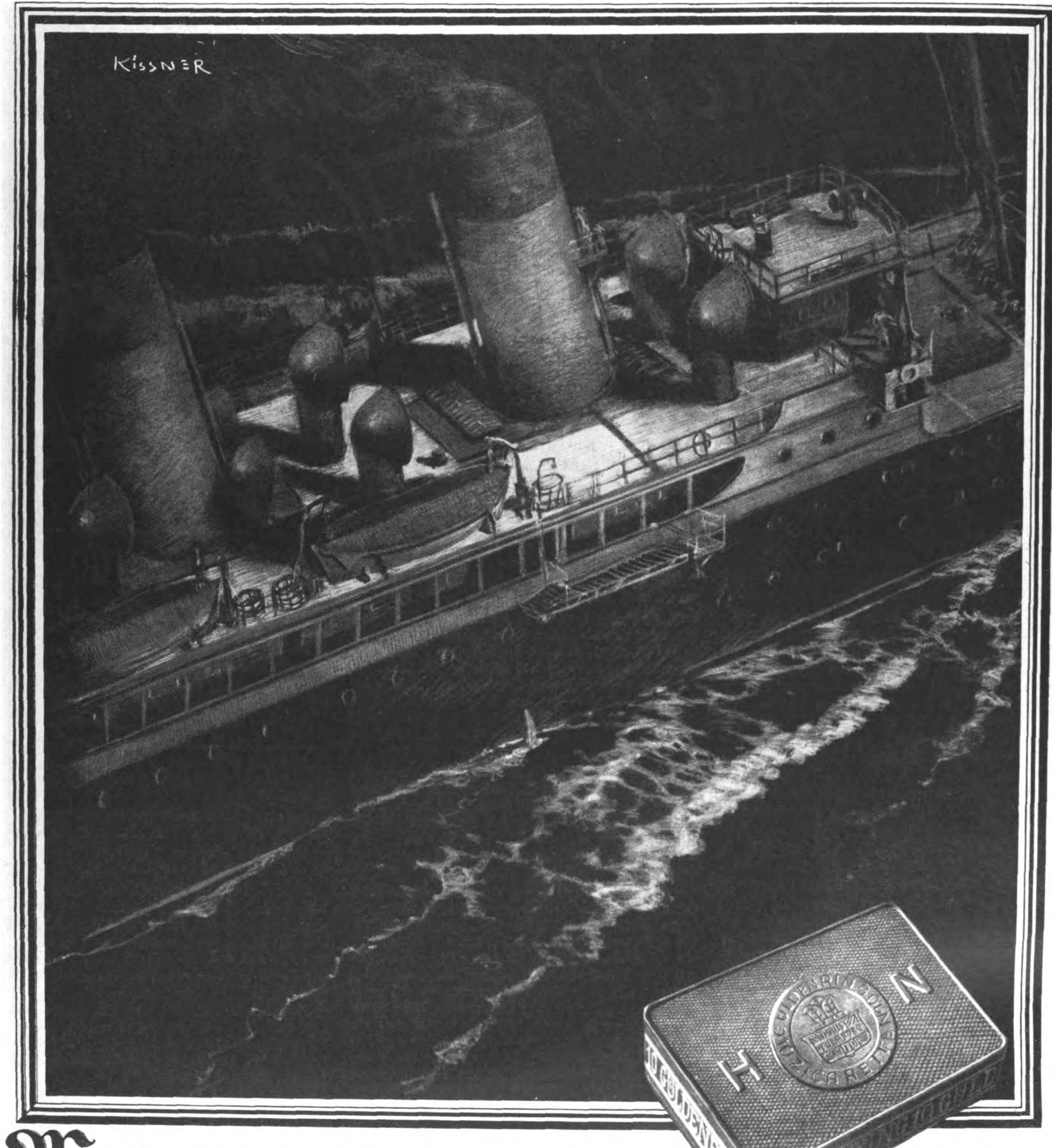
Er schüttelte den Kopf wie jemand, der ein ungelöstes Problem zu den Akten legt. „Allerdings", gab er zu, „die Logik ist richtig." Er trank einen Schluck Wein, machte eine kauende Mundbewegung, fuhr sich blitzschnell mit seiner roten Zunge über die Lippen und zog ein silbernes Zigarettenetui hervor. Er rückte seinen Stuhl etwas weiter vom Tisch zurück und neigte sich zu Charlott. „Eine Zigarette, Gnädigste?"

„Sehr freundlich, danke." Sie neigte sich ebenfalls aus ihrem Sessel heraus, und in der Mitte zwischen den beiden Tischen zog sie eine Zigarette unter dem gelben Gummibändchen hervor. Sie blickte kurz auf die Marke der Zigarette und steckte sie zwischen die Lippen.

In diesem Augenblick war Robert mit ein paar Schritten neben ihr und reichte ihr Feuer. Sie blickte zu ihm auf. „Danke", sagte sie.

Er blies das Streichholz aus und legte es in den Aschenbecher. Seine langen gepflegten Hände bewegten sich knapp und gewandt. „Bitte sehr", sagte er und trat zurück. Nun stellte er sich wieder an die Wand, neben Charlotts Tisch, und sie hatte das Gefühl, daß er ihr Gespräch mit dem fremden dicken Herrn mitanhörte. Das war ihr ein wenig peinlich, sie erzählte gerne fremden Leuten Geschichtchen, die nicht wahr waren, das machte ihr Spaß, aber vor Robert hatte sie eine Art Respekt und wollte sich vor ihm nicht lächerlich machen.

„In welchem Bezirk haben Sie denn gewohnt?" fragte der freundliche Dicke.



Wie günstig sich die neuartige Frischhaltung auf Jhren Zigaretten-Vorrat auswirkt, das werden Sie besonders auf Reisen empfinden. Denn die *Tropen*-Packung von HAUS NEUERBURG hält nicht allein Aroma und Frische des Tabaks gefangen. Sie schützt ihn besonders auch vor dem feuchten See-Klima, das der besten Zigarette gefährlich werden kann.

GÜLDENRING

Mit Goldmundstück ★ 4 Pfg

Charlott verstand nicht. „Wie meinen Sie?“ fragte sie und neigte sich etwas zur Seite.

„In welchem Bezirk Sie gewohnt haben“, wiederholte der Dicke verbindlich, „ich meine in Wien, in welchem Bezirk.“

Charlott hatte ein eisiges Gefühl, sie zog hastig an ihrer Zigarette; sie verstand wohl, der wollte wissen, wo sie in Wien gewohnt habe, aber es fiel ihr überhaupt keine Straße in Wien ein, es fiel ihr nur ein: Im Prater blüh'n wieder die Bäume, damit verknüpfte sie immer schon die nicht ganz deutliche Vorstellung, der Prater sei ungefähr so wie der Tiergarten in Berlin.

Sie sagte: „Wir haben im Prater gewohnt, damals.“

„Ach, im Prater.“ Er wollte gerne zeigen, daß er in Wien gut Bescheid wußte, und setzte hinzu: „Das ist doch der siebzehnte Bezirk, nicht wahr?“

Charlott nickte: „Ja, der siebzehnte.“

„Aber nein doch“, besann sich der dicke Herr, „siebzehnter Bezirk ist doch Hernals. Oder — Favoriten?“ Er rieb an seinem Ohr. „Nein, Favoriten ist zehnter Bezirk.“ Er lächelte entschuldigend: „Das ist schon so viele Jahre her. Diese komplizierte Einteilung in Bezirke, das vergißt man leicht. Aber Hernals — nein, das müßte man doch eigentlich noch wissen.“

„Fällt mir auch nicht mehr ein“, sagte Charlott, „ich konnte mir das nie merken, diese Einteilung in Bezirke. Wir sind ja auch schon lange von Wien fort.“

„Das gute alte Wien“, der dicke Herr wurde rührselig. „Das waren noch Zeiten damals. Wenn man so mit dem Gummiradler in den Prater gefahren ist.“

„Ja, ja“, sagte Charlott, „das ist heute alles anders.“

„Gummiradler gibt's wohl auch nicht mehr.“

„Wenig“, lächelte Charlott, „zumindest nicht so viel wie in Berlin.“

„In Berlin? Tatsächlich, gibt's noch? Ich bin nämlich nicht aus Berlin, ich bin aus Bremen. Ich habe aber noch niemals einen gesehen. Ich finde, die Taxis verdrängen die ganze schöne alte Romantik.“

Charlott nickte gelassen und revidierte sofort ihre Auffassung, daß Gummiradler einfach Radfahrer wären, denn die mußte der Dicke doch schon häufig genug in Berlin gesehen haben; aber was es wirklich war, wußte sie nicht und hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Verzeihen Sie die Frage“, sagte der dicke Herr, „erwarten Sie jemand?“

Charlott blickte nach der Tür. „Doch, ich erwarte einen Bekannten.“

„Schade.“ Er kippte die Flasche und ließ die letzten Tropfen in sein Glas fallen. „Ich hab' eine Schwäche für Wienerinnen“, lachte er, „Gegensätze zieh'n sich bekanntlich an. Wir behäbigen Norddeutschen, wir lieben das lustige Völkchen von der Donau. Das macht der Gegensatz.“

„Natürlich“, tat Charlott sachverständig, „das ist gerade so wie bei uns. Wir haben wiederum für die Norddeutschen etwas übrig.“

„Na — das kann man wiederum nicht sagen, finde ich. Vielleicht vereinzelt, aber im großen und ganzen muß man wohl sagen, daß die Süddeutschen sich überhaupt nicht viel aus uns machen. Das ist ja dasselbe wie mit den Bayern, die machen sich auch gern lustig über uns.“

„Och“, sagte Charlott großzügig, „was sich liebt, das neckt sich.“

Der Dicke lachte. „Richtig“, sagte er. Er war gutmütig und gemütlich und blickte aus fröhlichen Äuglein zu Charlott herüber. „Schade“, wiederholte er bedauernd. „Sie erwarten wirklich jemand, ja?“

„Gewiß“, lachte sie, „er muß jeden Augenblick kommen.“

„Pech. Vielleicht ein andermal, Gnädigste, ich bin häufig in Berlin, vielleicht kann ich Sie wieder mal sehen, wenn Sie keine Verabredung haben?“

Charlott lächelte bedauernd. „Kaum, ich habe immer Verabredungen.“

„Vielleicht geht's aber doch mal“, bat er eindringlich.

Sie hob die Schultern und zog tief Luft ein. „Kann ich mir nicht denken.“

„Kann man Sie telephonisch erreichen?“

Charlott lächelte. „Sie können es ja versuchen, aber ich glaube nicht, daß es gehen wird. Meine Zeit ist sehr genau eingeteilt.“

„Immerhin. Man kann es probieren.“ Er zog ein Notizbuch hervor. Plötzlich stand er auf und verbeugte sich; das Notizbuch hielt er in der Hand. „Gestatten Sie, Gnädigste, mein Name ist Barke.“

Sie streckte lässig die Hand aus, die er drückte.

„Wenn Sie erlauben“, sagte er und klappte das Notizbuch auf, „ich möchte mir Ihre Nummer aufschreiben.“

„Ich schreibe es Ihnen auf“, sagte Charlott und streckte die Hand nach dem Notizbuch aus.

„O bitte“, sagte er und blätterte eine unbeschriebene Seite auf. Charlott legte das Notizbuch auf den Tisch und neigte sich so darüber, daß Robert, der immer noch neben dem Tisch stand, nicht sehen konnte, was sie schrieb. Anita Schlosser, schrieb sie ohne zu zögern, J. 23 390, eine Nummer, die ihr gerade einfiel.

Sie klappte das Notizbuch rasch zu und reichte es ihm.

Sie kalkulierte aber falsch. Er blätterte es wieder auf und las, was sie geschrieben hatte. „Vielen Dank, Fräulein Schlosser“, sagte er.

Charlott trommelte ein wenig mit den Fingern auf dem Tischtuch; natürlich wußte Robert, daß sie Charlott Kubowski hieß, das wußte nun schon jeder Eingeweihte im „Siebenten Himmel“.

„Zahlen“, rief der Dicke und zog die Brieftasche.

Robert stand gleich neben ihm. „Fünf Mark fünfzig, wenn ich bitten darf.“

Der Dicke gab ihm sechs Mark. „Schon gut!“, sagte er, als Robert herausgeben wollte. Er trat dicht vor Robert hin und faßte mit zwei Fingern den Revers von Roberts Frack. „Sagen Sie mal, Herr Ober“, fragte er leise, „tatsächlich nichts anzufangen mit der Kleinen?“ Er zeigte verstohlen mit dem Daumen auf Charlott.

Robert zog die Brauen hoch. „Tabu“, sagte er sachlich.

Der dicke Herr Barke aus Bremen hob den Kopf und blickte Robert an, sowohl der Ausdruck wie der Tonfall überraschten ihn. Robert lächelte ein wenig und half dem Dicken in den Mantel. Der verbeugte sich vor Charlott und reichte ihr die Hand, und an der Türe drehte er sich noch einmal um und winkte lachend.

Robert räumte den Tisch des dicken Herrn ab, fegte mit der Serviette übers Tischtuch, stellte die Vase in die Mitte, dann kam er zurück und lehnte sich wieder an die Wand, links von Charlott.

Charlott summte leise einen Tango mit, den die Kapelle spielte. Nach einer Weile drehte sie den Kopf und blickte Robert an.

„Bitte sehr?“ Er trat sofort an ihren Tisch.

„Nichts, nichts“, sagte sie, „ich habe nur so geguckt.“

„Verzeihung. Ein Mißverständnis.“

„Sagen Sie mal, Herr Robert“, sie blickte schräg zu ihm auf, „hat der Sie was gefragt über mich?“ Sie zeigte mit dem Kopf nach dem Nebentisch.

„Durchaus nicht, Fräulein Charlott“, erwiderte Robert höflich.

„Sie schwindeln“, lachte Charlott, „er hat doch irgend etwas geflüstert. Ich hab's deutlich gehört.“

Er lächelte. „Nein, wirklich nicht. Sie haben sich getäuscht.“ Robert hatte dichte lange Wimpern, durch die hindurch er auf Charlott herabblickte.

„Na, dann ist gut“, sagte Charlott befriedigt. „Wissen Sie“, fuhr sie lebhaft fort, „ich habe ihm gesagt, daß ich Anita Schlosser heiße. Haben Sie gehört, ja?“

„Nein. Haben Sie ihm das gesagt?“

Charlott blickte ihn mißtrauisch lächelnd an „Sie haben nichts gehört? Sie standen doch hier neben mir.“

„Trotzdem. Ich habe nicht hingehört.“

Sie lachte. „Sie sind ein Gauner, Herr Robert. Schwindeln mir hier dauernd was vor.“

„Aber nein, Sie tun mir unrecht. Warum sollte ich Ihnen was vorschwindeln.“

„Na, na — aus Ihnen wird man nie recht schlau. Sie sind ein komischer Mensch, Herr Robert.“

„Komisch? Wieso?“

„Komisch ist nicht der richtige Ausdruck, sagen wir — seltsam. Ein seltsamer Mensch sind Sie.“

Er zog fragend die Brauen hoch. „Nicht daß ich wüßte, Fräulein Charlott. Warum glauben Sie denn das?“

„Och — ich weiß nicht, Sie sind so schweigsam und reserviert, immer gucken Sie nur still herum mit Ihren Augen und denken sich Ihr Teil, und man kennt sich nicht recht aus bei Ihnen. Sicher wissen Sie 'ne ganze Menge von den Leuten hier. Sie sagen bloß nie was.“

„Das bringt der Beruf mit sich, Fräulein Charlott. Denken Sie doch, wo das hinführt, wenn ein Kellner nicht den Mund halten kann. Es gibt solche. Aber in einem Lokal wie hier geht das nicht, wo einer den anderen kennt. Ein Kellner darf nicht klatschen, sonst ist er erledigt.“

„Stimmt schon“, gab Charlott zu, „aber — fällt es Ihnen nicht schwer?“

Er neigte sich etwas herab: „Wie meinen —?“

Sie lachte. „Ich meine, das muß doch schlimm sein, wenn man nie reden darf. Es macht ja dann gar keinen Spaß, etwas über die Leute zu wissen.“

Er mußte lächeln.

„Lachen Sie nicht über mich“, Charlott blickte streng auf seine Hemdbrust, in der zwei Perlen staken.

„Aber Fräulein Charlott, wie kann ich mir erlauben, über Sie zu lachen.“

„Hören Sie mal, Herr Robert“, — sie zwinkerte ihm zu, näherzukommen, „sagen Sie, ist es wahr, daß Frau Otto“ — sie dämpfte ihre Stimme — „ich weiß ja nicht, mir erscheint das ziemlich blöd, aber jemand hat mir's erzählt — sie soll angeblich ein Zimmer in ihrer Wohnung mit Sand bestreut haben, und dann zieht sie sich aus und rollt sich in dem Sand, das soll angeblich für die Haut gesund sein. Stimmt das?“

„Weiß ich nicht, Fräulein Charlott.“

„Ach nee, Sie wissen nicht“, machte sie ihm nach. „Sagen Sie doch, ob es wahr ist, ich werde es niemand weitererzählen. Wirklich nicht.“

Er hob lächelnd die Schultern: „Sie fragen mich zuviel, Fräulein Charlott, ich weiß es wirklich nicht. Ich war noch nie in der Wohnung vom Chef. Aber möglich ist es.“

„Nicht wahr? Ich glaube auch. Ich finde es ja etwas übertrieben, ehrlich gesagt, was sie alles tut für ihre Schönheit. Sie nicht?“

„Ach, in dem Alter, Fräulein Charlott, ist es zu verstehen. Sie sind noch jung und haben es nicht nötig. Aber in zwanzig Jahren werden Sie es nicht mehr übertrieben finden.“

„Möglich. Man kann es sich ja nicht vorstellen, daß man auch mal vierzig sein wird, daß man Falten im Gesicht haben wird und keine Treppen mehr steigen kann und womöglich Rheumatismus in den Knochen hat. Ich meine, natürlich weiß man, daß man mal alt wird, aber trotzdem, man kann es sich nicht vorstellen. Oder können Sie sich denken, wie Sie in zwanzig Jahren aussehen werden?“

„Doch. Alt und klapprig, zahnlos, kahlköpfig, schwerhörig, triefäugig —“

„Hören Sie auf“, rief sie lachend und betrachtete sein gesundes, männliches Gesicht, das hager und hart geschnitten war, „so werden Sie nie aussehen. Sie sind ein bestimmter Typ, Sie werden ein famoser alter Herr sein, mit schönem, weißem Haar und einem rötlichen Teint, Sie werden auch nie dick werden. Sagen Sie mal, Herr Robert, wieso sehen Sie eigentlich so gut aus, ich meine, Sie führen doch sicher schon seit Jahren ein ausgesprochenes Nachtleben, warum sieht man Ihnen das nicht an?“

Er lachte. „Das ist sehr einfach. Erstens trinke ich nicht, zweitens treibe ich Sport.“

„Haben Sie denn Zeit dazu?“

„Doch. Ich bin meistens um vier Uhr zu Hause, dann schlafe ich bis zwölf, und nachmittags bin ich im Stadion, fast täglich. Es gehört allerdings ein bißchen Energie dazu. Viele machen den Fehler, daß sie nach Schluß nicht nach Hause gehen, sondern in Frühbetrieben herumsitzen bis in den Morgen hinein und trinken. Dann sind sie kaputt und schlafen den ganzen Tag und müssen abends wieder arbeiten, und das geht so tagein, tagaus. Bonzo ist so einer, er hat zwar eine gute Konstitution und verträgt schon was, aber gesund ist er auch nicht. Ich habe ihn 'n paarmal mitgenommen in den Klub, damit er 'n bißchen turnt und so, aber er hatte es bald wieder über. Und dann jammert er über alle möglichen Schmerzen. Die Leute sind aber immer selber schuld daran.“

„Stimmt schon. Man lebt eigentlich ziemlich unvernünftig. Man müßte ganz anders leben.“

„Sie sollten auch Sport treiben, Fräulein Charlott.“

Sie hob den Kopf: „Warum, bin ich zu dick —?“

Er lachte. „Gerade umgekehrt, Sie sind zu dünn, Fräulein Charlott.“

„Das gibt es nicht. Es gibt nur zu dick“, sagte sie etwas schnippisch, „Sie scheinen einen veralteten Geschmack zu haben, Herr Robert.“

„Im Gegenteil. Sie müssen mich richtig verstehen: schön ist für mich nur dann eine Frau, wenn sie gesund und kräftig ist. Es kann eine ja auch zart und zierlich sein, aber kräftig —“

„Schrecklich“, Charlott tat beleidigt, „diese muskelstrotzenden Mannweiber. Eine Frau muß doch fraulich sein.“

„Natürlich. Aber gesund und kräftig. Sehn Sie sich

doch mal diese Großstadtmädchen an, die in den Lokalen sitzen, wie seh'n die denn alle aus bei Tage, wenn sie erst mal die Schminke abkratzen. Die sind ja alle nur Haut und Knochen, und weht mal 'n bißchen Wind um die Ecke, sind sie erledigt. Ist ja auch klar. Die meisten schlafen erstens zu wenig, und zweitens machen sie keine Bewegung und essen nicht anständig. Das Gespenst der sogenannten schlanken Linie richtet mehr Unheil an, als man auf den ersten Blick glauben würde."

„Erzählen Sie doch keine Romane, Herr Robert. Wir leben heute im Zeitalter des Sports. Die Menschen sind viel gesünder als früher. Heute betreibt doch schon fast jeder irgendeinen Sport."

„Warum dann Sie nicht. Fräulein Charlott?"

„Ich? Hab ich doch nicht nötig. Sie sagen doch selber, daß ich dünn genug bin."

„Sehen Sie, das ist es eben. Frauen meinen immer, Sport ist nur zum Schlankwerden da. Das ist aber falsch. Sport ist Selbstzweck, egal, ob man dabei dünn oder dick wird."

„Sie finden also", sagte Charlott zusammenfassend, „daß ich ein Großstadtmädchen bin, das aus Haut und Knochen besteht, von jedem x-beliebigen Wind umgeschmissen wird und bei Tageslicht — wenn ich nur erst mal die Schminke abgekratzt habe! — wie ein Gespenst aussieht, ja!? Das ist ein sehr liebenswürdiges Kompliment, Herr Robert."

Er lächelte. „Nicht doch, Fräulein Charlott, so habe ich das nicht gemeint. Sie sind jung und frisch und sehen bestimmt gesund aus — aber glauben Sie eigentlich, daß das in zwei Jahren immer noch der Fall sein wird? Vorausgesetzt, daß Sie so weiter leben wie jetzt."

„Na, hören Sie mal, wie lebe ich denn? Ich bin doch ganz solide."

„Solide — das ist so 'ne Sache, was nennen Sie solide? Ich finde nur, Sie sind mindestens viermal in der Woche hier zu sehen und kommen bestimmt nicht vor drei oder halbvier ins Bett. Morgens müssen Sie wahrscheinlich um achte aufstehen —."

„So sehn Sie aus. Um sieben, Herr."

„— um so schlimmer, dann schlafen Sie knapp vier Stunden. Rechnen Sie sich mal aus, Fräulein Charlott, wie lange ein an sich zarter Körper das aushält."

„Ach Gott ja", gab Charlott zu, „Sie haben schon irgendwo recht. Aber es macht doch Spaß, ich habe lange genug zu Hause gesessen. Man will doch auch was vom Leben haben."

„Finden Sie denn, daß es einen besonderen Spaß macht, in Lokalen zu sitzen?"

„Doch. Sie nicht?"

„Ich kann da nicht mitreden. Für mich ist das Arbeit und nicht Erholung. Jedenfalls gehe ich niemals in Lokale, wenn ich frei habe."

„Komisch, anstatt daß Sie Kundschaft anlocken, vergraulen Sie sie", sagte Charlott, „Sie möchten wohl gerne, daß ich hier nicht mehr herkomme, was?" Sie blickte herausfordernd zu ihm auf.

„Gar nicht, ich fände es sogar schade, wenn Sie nicht mehr kämen. Das ist nur meine private Meinung. Wenn Sie beispielsweise meine Schwester wären, würde ich so zu Ihnen sprechen. Vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, sozusagen."

„Ach — man kann doch nicht nur immer nach 'm gesunden Menschenverstand leben, oder womöglich nach einem genauen Programm, das ist doch langweilig. Dann lebe ich lieber so, wie es Spaß macht, und etwas kürzer, ist ja schließlich egal, ob man siebzig wird oder fünfundsiebzig."

„Um das handelt es sich aber gar nicht, Fräulein Charlott, Sie begehen einen Denkfehler. Es handelt sich darum, ob man die Hälfte seines Lebens schwach und kränklich verbringen soll oder nicht. Die meisten Krankheiten werden hervorgerufen durch ein früheres ungesundes Leben."

Charlott fuhr ungeduldig mit der Hand durch die Luft: „Sie reden wie ein Professor. Halten Sie Ihrer Braut auch immer solche medizinische Vorträge?"

Er lächelte. „Ich habe keine Braut."

„Also, wenn Sie mit Mädchen ausgehen, erzählen Sie dann auch nur von den Folgen eines unsoliden Lebens?"

„Es ist meistens nicht nötig."

„Ach so. Ich vergaß Ihren muskulösen Geschmack. Sie gehen wohl nur mit Sportsmädchen, ja?"

„Wenn überhaupt, dann allerdings am liebsten, ja."

„In Lokale gehn Sie dann natürlich nicht, höchstens in den Grunewald, nicht wahr. Mit kurzen Hosen und genagelten Schuhen womöglich. Sicher können Sie auch alle Sterne am Himmel erklären und wissen viel über den Mond zu erzählen. Und im Rucksack haben Sie Limonade in einer Thermosflasche. Stimmt's?"

Er stand unbeweglich und blickte lächelnd auf ihre Lippen. „Haargenau", sagte er amüsiert, „woher Sie das bloß wissen, Fräulein Charlott."

„Ich denke es mir. So sehen Sie nämlich aus."

„Das freut mich —"

„Das heißt, Sie sehen eigentlich nicht so aus. Wenn man Sie betrachtet, ich meine, näher betrachtet, könnte man Sie für einen durchaus zivilisierten, modernen Menschen halten — aber der Schein trügt bekanntlich. In Wirklichkeit sind Sie ein Weißbart", — sie lachte auf —, „so eine Art Nieselpriem, wissen Sie, der an allen Leuten etwas auszusetzen hat und alles besser weiß."

Er schüttelte den Kopf. „Warum beschimpfen Sie mich eigentlich, Fräulein Charlott? Ich habe doch nichts gesagt."

„So? Ich finde, Sie haben gerade genug gesagt. Daß ich unsolide bin und häßlich und keinen gesunden Menschenverstand besitze — haben Sie das gesagt oder nicht?"

„Nein. Ich sprach nur allgemein."

Charlott warf den Kopf zurück. „Es geht Sie aber nichts an, Herr Robert, was ich für ein Leben führe. Das ist meine Privatsache. Ich sehe aus, wie ich will, und lebe, wie ich will. Oder geht Sie das vielleicht etwas an?"

Robert hob die Hand und blickte kurz auf seine Fingernägel. „Nein, Fräulein Charlott, es geht mich gar nichts an. Entschuldigen Sie bitte." Er trat zurück und verbeugte sich leicht. Dann ging er durch den Mittelgang, die Serviette unterm Arm, rückte ein paar Stühle zurecht und blieb vor der Türe zur Küche stehen. Er verschränkte die Arme auf dem Rücken, wippte etwas auf den Fußspitzen und blickte im Lokal umher wie immer. Nach einer Weile gesellte sich Bonzo zu ihm. Es waren wenig Gäste an diesem Tage im „Siebenten Himmel". Am Bartisch war es etwas geräuschvoll, man hörte den Würfelbecher aufknallen und Zahlen rufen. Die Musik spielte eine spanische Melodie.

Charlott hüllte sich in Rauchwolken ein, Frechheit von dem Kerl, was der sich herausnimmt, schließlich bin ich 'ne Dame, und er ist Kellner. Wie er dort steht, wie arrogant; ich guck' ja nicht hin, mit dem rede ich nie wieder ein Wort, mit solchen Leuten darf man sich nicht anbiedern, die werden immer gleich frech. Kommt an den Tisch 'ran und will einem Vorschriften machen, wie man zu leben hat, bildet sich wohl 'n bißchen viel ein, der Herr Ober; der glaubt wohl, er hat's mit einem von seinen Grunewaldmädchen zu tun, denen kann er ja was erzählen. Mir aber nicht, ich bin doch nicht Haut und Knochen —

Charlott streckte die Beine unter dem Tisch aus, spannte die Beinmuskeln und schlug sich mit der Faust prüfend auf die Oberschenkel; ganz hart, was der bloß will, der will nur reden, nischt weiter. Natürlich sind vier Stunden Schlaf zu wenig, weiß ich auch alleine, dazu brauche ich Herrn Robert nicht. Nu ist er beleidigt, was habe ich denn gesagt, ich habe doch nichts gesagt, was geht Sie das an, kann man doch sagen. Läuft gleich weg und ist beleidigt, wie 'ne Mimose; geht ihn ja auch wirklich nichts an, soll sich doch um seine eigenen Mädchen kümmern. Man kann doch mal was sagen, darum braucht er doch nicht gleich wegzulaufen; was es für komische Menschen gibt. Charlott steckte eine Zigarette in den Mund und zog den Aschenbecher heran, aber es waren keine Streichhölzer mehr in der aufgestülpten Schachtel. Nun saß sie da mit der Zigarette im Mund; wollen mal sehen, ob der Herr Kellner sich vielleicht dazu bequemen wird, einer Dame Feuer zu geben; unerhört so was, kümmert sich nicht die Bohne um seine Gäste, 'ne feine Bedienung ist das hier —

Gegenüber saß ein junger Mensch mit einer hohen Stirn und einem grünlichen Gesicht; er griff in die Tasche und rief: „Zahlen."

Robert kam durch den Mittelgang, hoch und hager, mit eckigen Schultern. Der junge Mensch zahlte, stand auf, er hatte faltige weite Hosen und ging zur Garderobe. Robert räumte den Tisch ab, dabei warf er einen Blick zu Charlott hinüber.

— wenn er jetzt herkommt, schnauz' ich ihn an, aber ordentlich; der kommt sich vor wie'n Graf, solche Leute muß man —

Er hielt ein leeres Likörglas in der Hand; er stellte es wieder hin, griff in die hintere Fracktasche und zog sein Feuerzeug hervor. „Bitte sehr", sagte er und reichte Charlott Feuer. Sein Gesicht war gelassen wie immer, höflich und reserviert.

„Danke", sagte Charlott und blies den Zigarettenrauch zwischen den Zähnen hervor, „hören Sie mal, Herr Robert —"

Er blieb stehen. „Bitte?" fragte er verbindlich.

Charlott war ein wenig verwirrt. „Sagen Sie mal, Herr Robert — Sie — eh — sind doch nicht etwa beleidigt —?" Sie blickte zu ihm auf und sah in seine grauen, ruhigen Augen.

„Aber Fräulein Charlott", sagte er mit einem fernen, unpersönlichen Lächeln.

„Nein, sagen Sie wirklich — ich meine, ich möchte das klarstellen."

„Es ist weiter nichts klarzustellen, Fräulein Charlott, Sie sind Gast, und ich habe Sie zu bedienen."

„Sie sind also doch beleidigt, Herr Robert. Warum sind Sie so empfindlich, ich meine, man kann sich doch unterhalten."

„Der Gast mit dem Kellner, Fräulein Charlott, aber nicht umgekehrt."

„Wissen Sie — ich sage manchmal etwas, was ich nicht so meine. Darum brauchen Sie nicht gleich wegzulaufen. Übrigens — falls ich Sie wirklich beleidigt haben sollte —" sie betonte das letzte Wort und lächelte — „dann nehme ich hiermit alles feierlich wieder zurück. Sind Sie jetzt zufrieden?"

In ihren Augen glänzten die Lichter, und die Lippen, etwas aufgeworfen, waren rot wie Erdbeeren. Robert blickte auf ihr helles weiches Haar herab, das hinter den Ohren und im Nacken in flockige Löckchen gedreht war.

„Es ist doch wirklich nicht der Rede wert, Fräulein Charlott", sagte er; sie spürte einen Hauch von Wärme in seiner Stimme.

„Hören Sie mal", fuhr sie lebhaft und sprunghaft fort, „ich habe darüber nachgedacht, ich finde, ich müßte auch Sport treiben. Können Sie mir etwas Bestimmtes empfehlen?"

„Inwiefern?" fragte er interessiert, „Sie meinen eine bestimmte Sportart — oder was?"

„Auch, ja. Aber ich meine, ob Sie mir ein Institut oder einen Verein oder etwas empfehlen können. Vielleicht Neuhausers Gymnastik —?"

„Um Gottes willen, bloß das nicht."

„Warum nicht?"

„Sie brauchen sich bloß Herrn Neuhauser anzusehen, das genügt. Das ist kein Mann für eine Sportschule, das sieht man auf den ersten Blick. Da empfehle ich Ihnen schon lieber einen Klub."

„Sie sind auch in einem Klub, ja? Sind auch Damen da?"

„Natürlich —"

„Aber ich kann noch nichts, die werden mich sicher alle auslachen."

„Da sind viele, die noch nichts können, mal muß ja jeder anfangen. Ich würde Ihnen ja nicht nur Leichtathletik anraten, sondern auch Turnen, ich meine, richtiges Geräteturnen."

„Warum?"

„Weil — wir sind jetzt genau wieder da, wo wir vorhin schon waren. Gleich werden Sie wieder zu schimpfen anfangen, Fräulein Charlott."

Sie lachte. „Nein, wirklich nicht. Ich bin jetzt ganz sachlich."

„Sie sind sehr schlank, Fräulein Charlott", begann er vorsichtig, „und ich finde, Sie müßten erst mal Muskeln ansetzen — Sie brauchen keine Angst zu haben, Sie bekommen schon keine unförmige Ringkämpferfigur, nur ein wenig mehr Muskeln brauchen Sie, und darum empfehle ich Ihnen zu turnen."

„Na, wir werden ja sehen. Ich habe aber nur abends Zeit. Ab sechs. Geht das?"

„Selbstverständlich."

„Wann sind Sie denn mal abends da, Herr Robert, ich möchte nicht allein hingehen zum ersten Male. Es ist besser, wenn man da einen Bekannten hat."

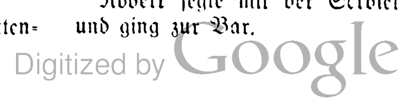
„Sie brauchen nur zu sagen, wann Sie kommen wollen, Fräulein Charlott. Dann werde ich eben da sein."

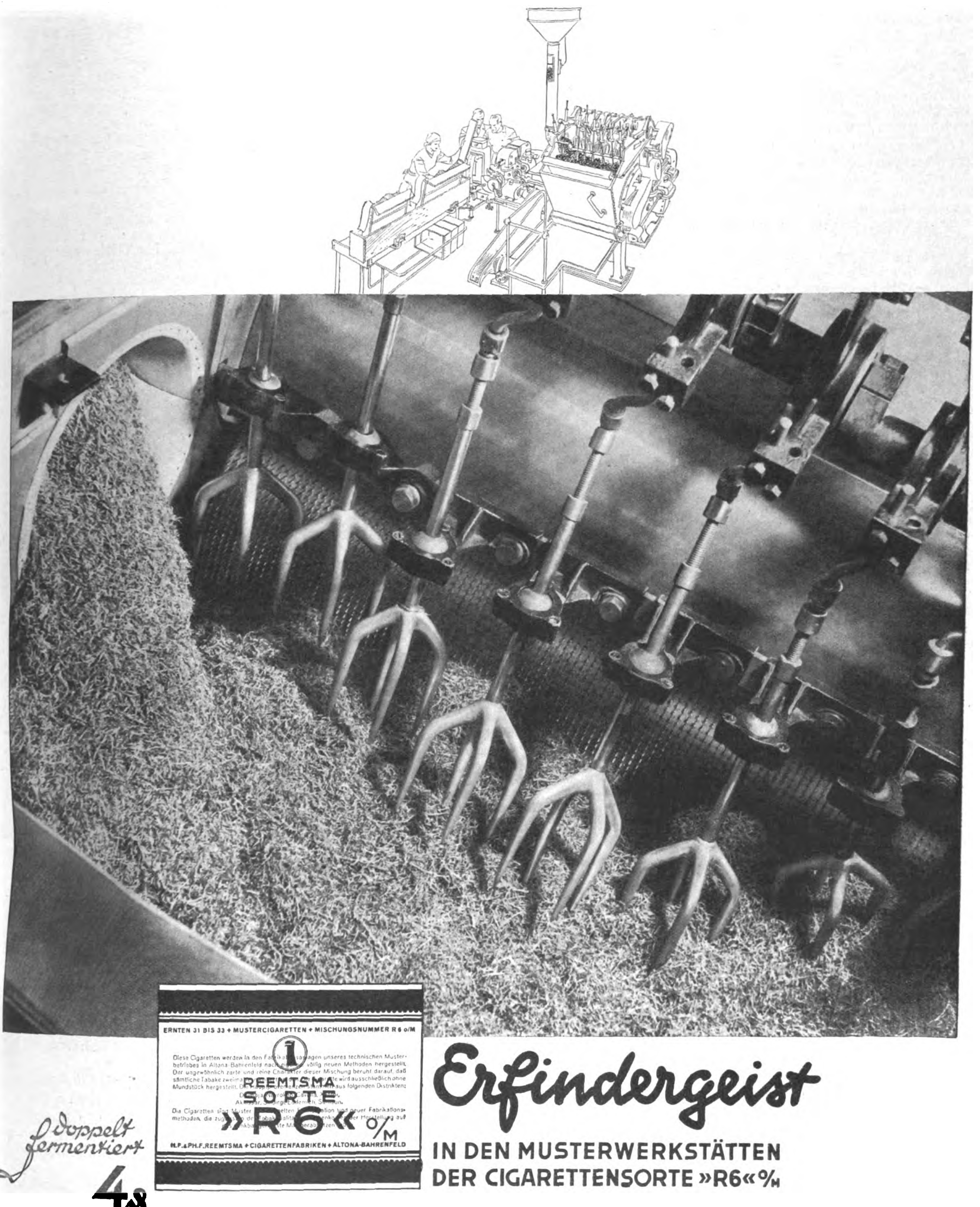
„Na, sagen wir — morgen nicht, morgen will ich mich ausschlafen, sagen wir übermorgen, ja?"

„Gut. Ich erwarte Sie um sechs am U-Bahnhof Stadion. Ist Ihnen das recht? Sie können sich ja den Betrieb zunächst mal ansehen, Fräulein Charlott, wenn es Ihnen nicht gefällt, dann können Sie ja immer noch —" sein Blick fiel auf die Tür, durch die Jan eben hereinkam.

„Also, es bleibt dabei", sagte Charlott schnell, „übermorgen um sechs."

Robert fegte mit der Serviette über das Tischtuch und ging zur Bar.





Seit ihrer Erfindung um die Jahrhundertwende wurde die Cigarettenmaschine ständig vervollkommnet. 1932 wurde als wichtige Verbesserung eine Gruppe von mechanischen Greifern eingebaut, die den Schnittabak gleichmäßig ausbreiten und auflockern, wodurch eine außerordentlich ebenmäßige Füllung der Cigaretten vorbereitet wird.

Jan schob den Hut in den Nacken und rieb sich die kalten Hände; er sah groß und mächtig aus in dem dicken Pelz. „Tag, kleiner Frosch", lachte er, „spät geworden heute, was?" Er reichte ihr die Hand, dann ging er zur Garderobe, und Frau Kröger half ihm geschäftig aus dem Pelz. Er blickte kurz und stirnrunzelnd in den Spiegel, fuhr sich übers Haar und rückte die Krawatte zurecht. Dann setzte er sich neben Charlott.

„Fein siehst du aus", sagte er und sah sie lächelnd an, „du wirst von Tag zu Tag schöner. Hallo, Robert, komm mal her, alter Junge." Jan roch nach frischer Winterluft, sah gepflegt und gut erzogen aus und hatte die überlegenen Gebärden wohlhabender Männer. „Hunger wie ein Löwe, Robert", sagte er. Er griff nach der Speisenkarte.

Robert stand am Tisch, die Hände auf der Lehne eines Stuhles. Jan hob plötzlich den Kopf von der Speisenkarte und blickte Charlott nah ins Gesicht: „Neues Parfüm?" fragte er lächelnd.

Charlott nickte: „Schön?"

„Doch. Erinnert irgendwie an Orangen." Er blickte wieder in die Speisenkarte. „Also, paß mal auf, Robert, erst mal einen Johnny Walker für den Blutkreislauf und dann — sagen wir ein Talleyrand-Filet. Willst du was essen, Charlott?" Sie schüttelte entschieden den Kopf. „Also dann los, Robert, mit größter Beschleunigung."

Robert steckte die Speisenkarte ein und ging in die Küche, dann holte er den Whisky von der Bar und stellte ihn vor Jan auf den Tisch.

„Was gibt's Neues?" fragte Charlott, „wie war's in Hamburg?"

„Nichts als Ärger gehabt."

„Wieso?"

„Ach — das interessiert dich nicht, Kind."

„Doch interessiert es mich. Du sollst mir immer alles erzählen."

„Ein Fünftausend-Tonner wurde mir angeboten", ein ganz neuer norwegischer Kahn, liegt im Hamburger Hafen. Wir könnten ihn ganz billig haben, aber mein Alter will nicht, ich habe mit ihm telephoniert von Hamburg aus, er ist so schrecklich konservativ. Ich würde ihn eventuell auf eigene Kappe kaufen, aber diese Geldgeschichten sind zu verwickelt."

„Du, Jan, was sagst du dazu: ich werde jetzt Sport treiben", sagte Charlott und blickte ihn herausfordernd an.

„Wie kommst du plötzlich darauf?" fragte er erstaunt.

„Fällt mir eben so ein. Ich wollt' es dir nur sagen. Und wie war das nun weiter, mit dem Schiff in Hamburg? Also dein Vater wollte nicht, nein?"

Er lächelte. „Lassen wir doch die alten Schiffe, reden wir lieber von dir, das ist interessanter. Was für einen Sport willst du denn treiben?"

„Ich geh' in einen Sportklub, ich finde, man muß etwas tun für den Körper. Ich werde turnen."

„Turnen? Geh doch lieber Tennis spielen."

„Nein, ich will turnen, das ist besser für die Muskeln. Ich habe eine Kollegin, die ist in einem Sportklub und versteht sehr viel davon, die meint, ich sollte turnen, um Muskeln zu bekommen. Übermorgen gehe ich mit ihr hin, erst mal ansehen. Wie findest du die Idee?"

„Ausgezeichnet. Übrigens fällt mir ein, übermorgen wollten wir ins Theater gehen."

„Ach Gott ja — hast du schon die Billetts?"

„Nein. Aber wenn du willst, können wir auch ein andermal gehen."

„Ja, das ist mir auch lieber, weißt du, ich habe es ihr nun einmal versprochen, und sie fährt extra meinetwegen mit mir raus."

„Nettes Mädchen?"

„Sehr."

„Wie sieht sie denn aus?"

„Ach Gott, wie sieht sie aus — groß, schlank, schwarze Haare mit einem Scheitel in der Mitte. Kann sehr gut turnen."

„Ich finde, du hast eigentlich keine Freundinnen. Wie heißt sie denn, deine Turnerin?"

„Anita Schlosser heißt sie."

„Bring sie doch mal mit, wir können doch mal zusammen ausgehen."

Charlott runzelte die Stirn und kniff ein Auge zu: „Das könnte dir wohl so passen, was?"

Er lachte. „Na, hör mal. Da ist doch wirklich nichts dabei."

„Na, na, euch Männern ist nicht über den Weg zu trauen. Ihr braucht nur irgendwo was von einem netten Mädchen zu hören, und schon wollt ihr sie kennenlernen und mit ihr ausgehen. Nee, nee, mein Lieber, von mir wirst du keine netten Mädchen vorgestellt bekommen."

„Ich habe dir doch auch nette Männer vorgestellt", sagte er amüsiert.

„Ach" — sie schob verächtlich die Unterlippe vor und blickte nach der Bar — „die Schießbudenfiguren vielleicht?"

„Warum, der ehrenwerte Dempsey zum Beispiel ist sehr beliebt bei Damen."

Sie rümpfte die Nase. „Dieser Schellfisch."

Er lachte. „Sehr verdächtig, du. Wenn eine Frau schimpft, ist das immer verdächtig. Ich glaube, du hast ein Auge auf den ehrenwerten Dempsey geworfen."

Sie schrak zusammen und blickte ihn entsetzt an: „Ja, ich gesteh' es. Ich bin zerknirscht. Kannst du mir verzeih'n?"

„Diesmal noch", sagte er großzügig, „aber es darf nicht wieder vorkommen."

„Nein, Herr."

„Immer schön artig sein und keine Augen auf fremde Männer werfen."

„Nein, Herr."

„Wie sich's gehört für ein braves Mädchen."

„Ja, Herr."

„Na, dann ist's gut, dann will ich dich in Gnaden wieder aufnehmen."

„Alter Affe", sagte Charlott und schnitt ein Gesicht.

6.

Liebe, was ist eigentlich Liebe?

Es war halb zwei Uhr nachts. Grau und feucht und neblig lag die Frankfurter Allee da. Ein paar leere Taxen fuhren vorbei. In einigen Lokalen war noch Licht. Es schneite, der Schnee fiel auf das Pflaster und zerrann sofort. Die Straßenlaternen hatten Lichthöfe. Karl stand im Hausflur gegenüber der Schultheiß-Quelle, in der Muschi Brandt Serviermädchen war. Sie wußte nicht, daß er hier stand, er sollte heute Nachtschicht haben, war aber früher freigekommen, nun wollte er sie abholen.

Sie mußte jeden Augenblick erscheinen. Um eins war Schluß. Die letzten Gäste kamen aus der Kneipe heraus. Es brannte nur noch ein einziges trübes Licht über der Theke. Man konnte durch die Fenster den dicken Emil sehen, in Hemdsärmeln. Einige Männer standen vor dem Lokal und lärmten. Dann gingen sie auseinander. Karl stellte sich auf die Fußspitzen und versuchte, tiefer ins Lokal hineinzusehen, aber er konnte Muschi nicht erblicken. Wahrscheinlich zieht sie sich schon um, nun muß sie ja gleich kommen.

Er trat von einem Fuß auf den anderen und zog den Kopf zwischen die Schultern; so 'n Sauwetter, wenn es schon bloß Sommer wäre, im Sommer werden wir baden gehen; muß gut aussehen im Badeanzug, die Muschi.

Nun kam ein Mann heraus, stellte den Kragen vom Rock hoch und ging pfeifend an der Wand entlang davon.

Und jetzt kamen noch zwei Männer und Muschi; sie sprachen laut und lachten. Muschi zog ihre Handschuhe an, und man konnte ihr Lachen hören; nu, mach schon, was stehste denn noch da mit den Kerls. Na, endlich, sie verabschiedeten sich; der eine Mann ging links ab, Muschi und der andere rechts. Jäh spürte Karl sein Herz wild schlagen. Muschi ging nicht nach Hause, sie ging entgegengesetzt, und zwar mit einem Mann. In ihm brach die Hölle los, er starrte hinüber; da ging Muschi in ihrem weißen Regenmantel, der Mann legte den Arm um ihre Schulter, und Muschi lachte laut auf; das schnürte ihm die Kehle zu, dieses Lachen, und sie gingen fröhlich weiter in Richtung Alex.

Das Herz, das Herz, es schlug durch den ganzen Körper, und das Blut jagte durch die Pulse und brauste in den Ohren; da geht Muschi mit einem fremden Kerl. — Bist 'n netter Junge, Karl, gib mir 'n Kuß. — Lüge, Lüge, Lüge —

Wie im Kriminalfilm, nu schleich ich hinterher, das ist kein Spaß, das ist blutiger Ernst, warum mir, warum gerade mir. So 'n Kerl, der soll die Hand von ihr runternehmen oder ich — sei man ruhig, erst mal sehen, wo die hinwollen, immer weiter auf 'n Alex zu, die solln mich nicht sehn, ran an die Wand —

— Schluß, na klar ist Schluß wer weiß wo die sich immer rumtreibt in den Nächten, und ich — und ich Dussel, Mensch, wie 'n doofer kleener Junge, backpfeifen könnt man sich, gib mir 'n Kuß, Karl, das soll nu alles nicht wahr sein, alles gelogen —

— die gehn in 'ne Kneipe, die gehn was trinken, die sind fröhlich; der doofe Kerl, denkt sie, der hat ja Nachtschicht, aber nu platzt die Bombe, das gibt Stunk, das gibt Stunk, mir egal. Da soll keiner glauben, der Karl is 'n Waschlappen, mit dem kann man so 'ne Sachen machen, der fährt dazwischen, egal was kommt, nu platzt die Bombe.

Er lugt durch die Vorhänge; aus dem Lokal kommt Musik, „Chikago" heißt die Kneipe, gelbe Vorhänge und Lampions, die wollen sich amüsieren —

Er beißt die Zähne aufeinander und vergräbt die Fäuste in den Manteltaschen. Schmal und weiß steht sein Gesicht zwischen den aufgeklappten Ecken des Mantelkragens, die Muskeln am Kiefer treten hervor. Er öffnet die Tür, schlägt den Plüschvorhang beiseite und tritt ein. Er bleibt stehen und blickt umher.

In dunklen Nischen nisten kichernde Paare. Da tanzen welche. An der Theke grölen pomadige Jünglinge. Wo stecken die beiden denn die haben sich in 'ne dunkle Ecke verzogen. Er geht langsam, mit schweren Schritten, tiefer ins Lokal hinein, den Kopf vorgeschoben, und seine Blicke durchstechen das Halbdunkel.

„Hallo, Karl!" ruft Muschi. Er fährt zusammen, da sitzt sie auf dem speckigen Lederkissen, neben ihr der Kerl; das Blut schießt ihm mächtig in den Kopf, und das Herz schlägt laut und wild. Er tritt an den Tisch heran, nimmt den Hut nicht ab, die Fäuste in den Taschen, schweigt, starrt Muschi an.

„Wo kommst du denn her, Karl?" fragt Muschi. Als ob nichts wäre. Er sieht rot aus und beißt die Zähne immer fester aufeinander.

„Darf ich vorstellen", sagt Muschi, „Herr Kubowski, Herr Schneider."

Der streckt ihm die Hand hin; Mensch, hast du Worte, der streckt mir seine schmierige Pfote unter die Nase.

Karl rührt sich nicht. Unschlüssig schwebt die Hand des Mannes über dem Tisch.

„Karl", sagt Muschi beunruhigt, „was ist los, Karl?"

Karl rührt sich nicht. Herr Schneider zieht seine Hand zurück. „Wohl betrunken, der Jüngling", sagt er zu Muschi. Er ist ein kleiner untersetzter Mann mit einem runden, roten Gesicht.

Muschi steht auf. „Karl", sagt sie, und legt die Hand auf seine Schulter. Er stößt sie zurück, Herr Schneider springt auf.

„Bist du verrückt", ruft Muschi, „was ist denn mit dir los!"

„Mit mir?" schreit Karl plötzlich, „mit mir ist nischt los, mit dir aber um so mehr, du ziehst los mit fremden Kerls hinter meinem Rücken, du entpuppst dich ja mit einmal, 'ne ganz gewöhnliche, gemeine Pflanze bist du, 'n Miststück, 'n gemeines —"

„Nu ist aber genug", sagt Herr Schneider und schnellt hinter dem Tisch hervor.

„Nischt", ruft Muschi und hält seinen Arm fest.

Herr Schneider bleibt stehen, sein Gesicht ist feuerrot. „Was will denn der Kerl", schreit er, „kommt hier rein und macht Stunk, hau ab, Mensch, hau ab, sag ich —"

Karl reißt seinen Mantel herunter. „Ich soll abhaun, ich ich?" schreit er und schlägt sich mit der Faust gegen die Brust „Wer hat denn hier abzuhaun? Von so 'nem Lausekerl lasse ich mich doch nicht verdrängen, von dem noch nicht!"

„Hauste nu ab oder nicht", faucht Herr Schneider

„Sei doch vernünftig, Mensch", schreit Muschi.

Im gleichen Augenblick schlägt Karl seine Faust in das rote, fleischige Gesicht; Herr Schneider taumelt zurück, dann wirft er sich auf Karl. Muschi schreit gellend auf.

An den Tischen springen die Menschen auf und laufen herbei; jetzt kommen zwei aufgeregte Kellner in weißen Jacken und versuchen die beiden zu trennen. Die wälzen sich aber auf dem Boden, Arme und Beine fahren wild durch die Luft, und es kann keiner ran an sie. Frauen kreischen, polternd fallen Tische um.

„An den Beinen fassen", schreit jemand.

Ein Kellner erhält einen Faustschlag aufs Auge, und er läuft brüllend auf die Straße hinaus: „Polizei — Polizei —"

„'n Messer, er hat 'n Messer", schreit Muschi auf, „das Messer muß weg, nehmt ihm doch das Messer weg —"

Sie stehen schreiend herum, und es kann keiner ran, keiner getraut sich, fahren immer wieder alle zurück, wenn die verschlungenen, keuchenden Körper sich heranwälzen —

„Welcher hat denn das Messer —?"

„Man sieht ja nischt, macht doch mehr Licht, man sieht ja nischt —"

„Nehmt das Messer weg!" schreit Muschi.

„Brüllen Sie doch nicht, kann ja keiner ran —"

„Sind ja selber schuld, Sie!" kreischt eine Frau, „die raufen sich ja um ihr, ick seh das ja schon die janze Zeit, die raufen sich um ihr, nu schreit se, nehmt das Messer weg, erst putscht se de Männer uff und denn —"

„Halten Sie doch die Schnauze, wer hat denn geputscht, ich hab's ja auch gesehn, wie's gekommen ist —"

„An den Beinen fassen!"

„Polizei!"

Sie stieben auseinander, die blauen Pelerinen kommen hereingeweht, die glänzenden schwarzen Helme, da fahren geübte Fäuste dazwischen, Herr Schneider wird hochgerissen, sein Jackett ist zerfetzt, wirr hängt sein Haar, er keucht röchelnd.

Das Messer liegt auf dem Boden, ein kleines Taschenmesser mit hölzernem Heft. An der Klinge hängen Blutstropfen.

Sie heben Karl auf, er bewegt sich schwach, die Weste hängt in Fetzen, blutrot.

„Der hat sich selber gestochen", schreit Herr Schneider, „das ist nicht mein Messer, das ist sein eigenes Messer, der hat sich selber —"

Sie tragen Karl nach hinten in ein Zimmer. Er hängt in den Armen der Schupos, blinzelt glasig, der hat mich erledigt, das Schwein hat mich erledigt —

*

„Blechschmidt hat geschrieben", sagt Jan.

Charlott saß auf der Lehne eines Klubsessels und schlenkerte mit den langen Beinen. „Ach —" tat sie gleichmütig.

Jan ging auf dem großen weichen Teppich auf und nieder; er hatte eine Hausjacke mit seidenen Revers an und rauchte Pfeife.

„Ja, Blechschmidt läßt dich grüßen und fragt, wie's dir geht."

„Sehr nett von Herrn Blechschmidt."

Jan lächelte. „Warum so ironisch, kleiner Frosch?"

„Wieso denn, ich sage nur, sehr nett von Herrn Blechschmidt. Ist doch auch nett, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Oder vielleicht nicht?"

„Eigentlich ist es doch komisch, Charlott, daß wir monatelang nicht von ihm gesprochen haben. Das ist schon Absicht, nicht?"

„Nicht auf meiner Seite. Warum auch, ich kenne ihn doch fast nicht."

„Auf das kommt es ja weniger an. Vielleicht haben wir beide kein ganz reines Gewissen — ich meine das natürlich nur psychologisch."

„Quatsch", sagte Charlott, „psychologisch."

Jan lachte. „Wahrscheinlich warst du doch ein wenig in ihn verliebt."

Charlott sprang von dem Klubsessel herunter: „Du bist wohl — ich in Blechschmidt verliebt. Wie kann man nur so einen Unsinn sagen."

„Also doch", nickte er lächelnd, „du brauchst dich gar nicht zu entrüsten, kleiner Frosch. Ich finde es nämlich durchaus in Ordnung, es kann gar nicht anders sein. Unter den gegebenen Umständen ist es sozusagen normal."

„Es ist aber nicht so!" Charlott stampfte mit dem Absatz auf. „Was fällt dir denn plötzlich ein, so etwas zu behaupten?"

„Ich will dir etwas sagen, Charlott. Du hast dich in der letzten Zeit überraschend entwickelt. Du bist viel freier als früher, selbständiger, fast möchte ich sagen, reifer. Aber ich glaube, daß das Kind in dir, der Backfisch, wenn du willst, nur zurückgedrängt ist, gewaltsam zurückgedrängt, und in irgendeiner verborgenen Kammer deines Herzens ein fröhliches Dasein führt. Eine solche Entwicklung ist nicht unbedenklich, sie geht zu schnell. Du bist in dem Alter, wo man täglich zulernt und sich blitzschnell anpaßt. Du warst niemals verliebt — du hattest niemals eine schwärmerische Jungmädchenliebe, du warst niemals dumm und romantisch. Du kamst also sozusagen direkt aus den Kinderschuhen in eine Atmosphäre — sagen wir — in die Atmosphäre des „Siebenten Himmels". In dieser Welt fühlst du dich dem Anscheine nach wohl, aber es fehlt das Zwischenstück. Und das ist wesentlich."

Charlott rauchte eine Zigarette und blickte auf den Teppich. Der Regen klatschte gegen die Fenster, und es wurde dunkel im Zimmer.

„Und zwar ist das darum wesentlich", fuhr Jan fort, „weil man wichtige Stufen einer Entwicklung nicht überspringen darf. Man kann sie nur Schritt für Schritt überwinden und in die nächste hineinwachsen. Sonst stolpert man über sie wie über zu große Schuhe. Wir wollen mal objektiv sein. Nehmen wir an, auf dem Jupiter sitzt ein Astronom an einem Fernrohr, mit dem er bis in deine Seele zu schauen vermag. Was sieht dieser Astronom auf dem Jupiter?"

Charlott lachte auf und zuckte die Achseln. „Weiß ich doch nicht."

„Kannst du auch gar nicht wissen. Er sieht also zunächst ein Geschöpf, das äußerlich einer Dame gleicht, jung, schön, elegant. Eine junge Dame, die durchaus mit beiden Beinen auf dem Erdboden steht, einen gesunden Sinn für Realität besitzt und nicht so schnell den Kopf verliert. Ein Geschöpf also mit allen gesunden Eigenschaften des Großstädters. Das ist der erste Eindruck. Nun blickt der Astronom auf dem Jupiter aber tiefer in dich hinein. Und jetzt sieht er ein ganz anderes Bild. Er blickt in das Herz, da pocht eine Sehnsucht, da rütteln eingesperrte Wünsche, da weht ein zarter Duft nach Frühling, Wärme und Liebe. In diesem Mädchenherzen ruht unter einer dünnen Schicht von Schutt ein Märchen, ein Glanz. Und der Astronom auf dem Jupiter schüttelt den Kopf, er ist nämlich auch ein weiser Philosoph. Warum? fragt er. Warum ist in diesem Mädchenherzen alles das verschüttet? Warum bricht es nicht auf und lebt und liebt? Weil —" Jan ließ sich auf die Couch fallen und zog heftig an der Pfeife, die rot aufglühte. „Weil — das ist sehr einfach: Der Start war schlecht. Wir haben nie über derartige Dinge gesprochen, Charlott. Wir haben uns immer nur auf einer sehr oberflächlichen Ebene bewegt und sind Tiefen ausgewichen. Wenn du ganz, ganz ehrlich bist, Charlott, mußt du zugeben, daß ich dir im Grunde ziemlich fremd bin. Wir sind gute Freunde, wir sind Kameraden, aber das kann dir nicht genügen selbst wenn ich dir sage, daß ich dich liebe, genügt es nicht. Es handelt sich nämlich nicht um mich. Ich weiß, daß du in Blechschmidt verliebt warst. Als ich kam, mußtest du enttäuscht sein, da du ihn erwartet hast. Dieser erste Eindruck der Enttäuschung ist aber bleibend, wenn auch vielleicht nur im Unterbewußtsein. Wir können nie mehr als Freunde sein."

Charlott schwieg und betrachtete nachdenklich ihre Handflächen, in denen kleine Blasen vom Geräteturnen zurückgeblieben waren.

„Einmal muß man darüber sprechen", fuhr Jan fort, „obwohl nichts dabei herauskommt. Man muß nur feststellen, was ist und was nicht ist. Sicherlich hast du auch öfter über unser Verhältnis nachgedacht, aber du sagst nichts, du hast ja auch keine Veranlassung. Du denkst wahrscheinlich auch gar nicht an die Zukunft."

Charlott schüttelte langsam den Kopf. „Nein", sagte sie. Ihre Stimme war klein und belegt, sie räusperte sich.

„Es wird so kommen", sagte Jan, „daß du eines Tages einem Mann begegnen und dich verlieben wirst. Es muß so kommen. Ich hoffe, daß du dann ehrlich bist und mir reinen Wein einschenkst."

„Es kann auch umgekehrt sein", sagte Charlott nachdenklich, „vielleicht begegnet dir eine Frau, in die du dich verliebst —"

„Nein", sagte er, „das kann nicht sein, Charlott. Aus dem einfachen Grunde, weil ich —" Er sprach nicht weiter.

Charlott fragte nicht. Jan stand auf und knipste die Schreibtischlampe an. Charlott zwinkerte gegen das Licht, Jan lächelte schwach und setzte sich wieder. Charlott lehnte gegen den Schreibtisch und blickte auf ihre Füße. Sie seufzte.

„Warum bist du so still", fragte er, „es besteht durchaus kein Anlaß zu irgendwelchem Trübsinn."

„Ach — du sagst so komische Dinge, Jan. Warum? Warum läßt du nicht einfach alles so, wie es ist. Die Dinge sollen an einen herankommen, es kann ja doch niemand voraussehen, was die Zukunft bringt."

„Bis zu einem gewissen Grade schon. Aus dem Bestehenden lassen sich immer Schlüsse auf die Zukunft ziehen."

„Du zergliederst mich wie ein Seelendoktor und sagst Dinge, auf die ich nichts antworten kann. Vielleicht ist es so, wie du sagst, vielleicht aber auch nicht. Das weißt du ebenso wenig, wie ich es weiß. Wozu das alles?"

Er blickte vor sich hin und schwieg.

„Wenn ich nun so wäre wie du", fuhr Charlott lebhafter fort, „dann könnte ich ja auch analysieren."

„Ja?" fragte er lächelnd. „Und zu welchen Schlüssen würdest du dann kommen?"

„Sehr einfach", sie versuchte, einen munteren Ton anzuschlagen, „du willst mich loswerden."

„So!" sagte er, und dann schwieg er.

„Natürlich! Du suchst einen Vorwand. Da du an mir nichts aussetzen kannst, kriechst du auf den Jupiter und siehst von dort in mein Herz. Und jetzt stellst du fest, daß ich eigentlich ein romantischer Backfisch bin, und redest mir ein, mich in irgendjemand zu verlieben. Und so bist du mich dann los."

„Das ist doch nicht dein Ernst, Charlott."

„Doch, das ist mein Ernst." Sie sah sein Gesicht, das plötzlich fremd und kühl erschien, und setzte schnell hinzu: „Das ist natürlich nicht mein Ernst, Jan. Ich habe nur gescherzt."

„Fast jedes Wort, das du sprichst, ist für mich eine Bestätigung dessen, was ich vorhin gesagt habe. Deine Kaltschnäuzigkeit erreicht ein solches Ausmaß, daß sie unmöglich echt sein kann. Es ist mir nicht möglich, mit dir ernst zu reden. Einfach weil du nicht willst, daß ich ernst mit dir rede. Entweder du schweigst oder du biegst alles in einen Scherz ab, das ist bezeichnend genug."

Charlott stieß sich vom Schreibtisch ab und ging mit gesenktem Kopf langsam durchs Zimmer, sie ging einige Male auf und nieder. Plötzlich blieb sie vor ihm stehen. „Du hast recht, Jan. Ich bin nicht anständig zu dir, ich weiche dir aus und bin oberflächlich. Du hast mit jedem Wort recht. Aber — Jan, ich kann nicht anders, wir wollten Freunde sein, nur Freunde, Jan, und ich wußte nicht, — und konnte nicht wissen — daß du" — sie machte eine hilflose Geste mit der Hand — „daß du im Grunde doch anders —"

Er stand auf und legte den Arm um ihre Schulter: „Sei doch vernünftig, Kind, sieh mal, ich mache dir ja keine Vorwürfe, du darfst mich nicht falsch verstehen. Ich wollte nur einmal klarstellen, wie wir zueinander stehen. Nichts weiter. Ich sehe, wir sind nach wie vor die besten Freunde, nicht wahr, und damit ist also die Angelegenheit erledigt, und wir wollen nie wieder darüber sprechen. Einverstanden, kleiner Frosch?"

Charlott nickte. Sie war gerührt. Sie wußte mit einemmal, daß er sie immer geliebt hatte.

Von diesem Tage an küßte er sie nicht mehr. Sie drückten sich die Hände, herzlich und in Kameradschaft.

*

Es lagen noch drei mit Karl im Zimmer. Wenn der alte Kubowski kam, hoben sie die Köpfe und grinsten.

„Tach, die Herren", sagte Kubowski und schwenkte den Hut, „was macht die werte Gesundheit?"

Er setzte sich auf Karls Bettrand, blickte ihm gutmütig spöttisch in das blasse Gesicht. „Tut's weh?" fragte er.

„Mächtig", stöhnte Karl.

„Ganz gut so", Kubowski tat befriedigt, „kann gar nicht weh genug tun."

Nebenan lag ein Schofför, er hieß Fritze und hatte einen Verkehrsunfall gehabt. „Mensch, so 'n Rabenvater", sagte Fritze, „ich ließ mir ja sowas nicht gefallen, Bubi."

Bubi war Karl. Fritze gab mächtig an. Er und Kubowski hatten große Sympathie für einander.

„Sein Sie man stille, Herr", sagte Kubowski, „Sie können überhaupt von Glück reden, daß sich jemand die Mühe genommen hat, Ihre schäbigen Knochen zusammenzufegen."

Fritze lachte breit: „Immer noch besser, oller Herr, wie als Rauchsäule überm Krematorium zu schweben."

„Noch Fieber?" fragte Kubowski und blickte Karl an.

„Heute nicht mehr. Hast du Schokolade gebracht?"

„Hier." Er zog eine Tafel Schokolade aus der Tasche und legte sie auf die Bettdecke.

„Danke", sagte Karl, „kommt Mutti morgen?"

„Weiß ich nicht."

„Sie soll mir ein neues Buch mitbringen, und zwar den zweiten Band von der Geschichte Roms, ich hab den ersten schon fast ausgelesen."

„Geschichte Roms", wiederholte Kubowski, „na, sowas."

„Ja, unser Bubi", lachte Fritz, „ist 'n gelehrter Knabe."

„Sehr", sagte Kubowski, „aber nur mit 'm Mund. Dafür hat er im Kopp nischt wie Holzwolle."

„Ach Unsinn", verteidigte Fritze, „sowas kann jedem passieren. Sie waren doch auch mal jung, oller Herr."

„War ich, aber so dämlich wie der war ich nicht, das kann ich Ihnen sagen. Mit Kellnerinnen und so 'ne Sorte hab ich mir nicht eingelassen, da können Sie Gift druff nehmen, Herr."

„Sie soll doch mal kommen", sagte Fritze, „wir möchten die auch gerne mal sehen."

„Ach, die kümmert sich nicht um den Bengel, der

interessiert ihr doch weiter nicht. Ist ja auch klar. So 'ne Frau ist nicht wie die kleinen Mädchens, mit die man abends in 'n Park geht, da kann keiner verlangen, daß so 'ne Frau auf einmal 'ne keusche Jungfrau wird. Auf solche Ideen kommt nur der Herr Sprößling, der ist nämlich so gelehrt, daß er immer alles besser weiß als alle andern. Der sitzt immer auf 'm hohen Roß und hat die Weisheit mit 'm Löffel gefressen. Das sind die Richtigen, die rasseln mal ordentlich rin, und denn ist gut. Mit 'm Mal gehn ihnen denn die Augen auf. So mußte es kommen, Herr Kubowski junior; wer nicht hören will, muß fühlen."

„Nu hört doch endlich schon auf", knurrte Karl.

„Noch lange nicht, mein Sohn, kann man gar nicht oft genug wiederholen. Solchen Leuten muß man immer wieder ihre Dämlichkeit zu Bewußtsein bringen, sonst glauben die am Ende noch, sie sind gar nicht schuld."

„Was heißt denn schuld", meinte Fritze, „da kann doch Bubi nischt für, daß so 'n Kerl plötzlich mit 'm Messer auf ihn losgeht?"

„Ach nee! Wer hat aber den ganzen Stunk angefangen? Wer ist da plötzlich aufgetaucht, wo die friedlich dasitzen und nischt denken, und mit einmal kommt da so 'n Verrückter und langt ihm eine, als ob der was dafür könnte, der ist ja ganz unschuldig daran. Der wußte nicht mal, daß es einen jungen Herrn namens Kubowski überhaupt gibt. Ist ja klar, daß der sich das nicht gefallen läßt, wenn so 'n Verrückter plötzlich auf ihn losgeht. Und nu sitzt er, wegen dem Messer. Der eine sitzt, der andre liegt im Krankenhaus. Das sind die Freunde von 's Servierfräulein."

„Alle Achtung", sagte Fritze, „das Mädel ist nicht von Pappe."

„Nee, hören Sie mal", widersprach nun Kubowski seinerseits, „das Mädel ist ganz vernünftig, wirklich, die kann nischt dafür. Sie sagt ja selber, sie hat ihm immer wieder gesagt, Mensch, Karl, hat sie gesagt, laß die Finger von mir, du redest dir in was rin, was nicht ist. Die hat ihn immer gewarnt, 'n klaren Kopf zu behalten. Und er soll sich bloß nicht einbilden, hat sie gesagt, daß er irgendwelche Rechte auf ihr hat, und sie ist 'n freier Mensch und will sich an keinen binden. Das wußte er alles, hat sie ihm oft genug gesagt, und denn geht er los und haut dem eins in die Fresse, und der ist ganz unschuldig. Anstatt sich selber in die Fresse zu hauen. Aber ordentlich."

Karl lag da und schwieg; es war fürchterlich für ihn, daß alle über seine Geschichte sprachen, als wäre es eine ganz allgemeine und alltägliche Geschichte, die man in der Zeitung las. Sein tiefstes Geheimnis war aufgedeckt, und er fühlte sich beschämt und erbittert.

„Wohnt sie denn noch bei Ihnen?" fragte Fritze.

„Nee, sie ist weggezogen. Wir sind aber ganz friedlich auseinandergegangen. Sie hat mir genau erzählt, wie das alles gekommen ist, und es tut ihr sehr leid, aber ändern kann sie auch nischt daran, sie hat's ihm oft genug gesagt. Kann ich alles verstehen, die Frau hat mehr Grütze im Kopp, als der mitsamt all seine Folianten."

(Fortsetzung folgt.)

PAUL BEHLAU:

DAS BILD

August war, das empfanden wir alle, ein häßlicher Mensch Er hatte übermäßig breite Schultern, einen etwas zu langen Hals und eine klobige Stirn. Außerdem war er schwer zugänglich so daß wir nie so recht an ihn herankamen Wenn es sich trotzdem einmal fügte, daß er mittat, blieb er still und unpersönlich Seine Meinungsäußerung zu ernsten oder törichten Angelegenheiten pflegte er mit den Worten „Man könnte" oder „Man müßte" einzuleiten Nie sagte er „ich" oder „wir" Diese auffallenden Merkmale genügten uns, ihn für einen Wunderlichen zu halten, und darum nannten wir ihn einfach Augustus.

In den Jahren, da wir von einer Liebesangelegenheit in die andere fielen, schloß sich Augustus mir an. Was ihn bewogen hat, gerade mir seine Seele zu öffnen, weiß ich nicht. Genug, wir wurden Freunde, und ich fand bald, daß er so häßlich gar nicht sei, weder von draußen noch von drinnen.

Dann trug sich ein Vorfall zu, der dieses Verhältnis nicht gerade löste, aber doch empfindlich störte.

Es war im Vorsommer des Jahres 1914. Kein Mensch hatte eine Ahnung von dem Unheil, das einer ganzen Welt drohte. Man ging seiner Arbeit nach, man liebte viele Mädchen und suchte abends sein Vergnügen.

Da kam ein Wanderzirkus in unser stilles Städtchen. Natürlich gingen Augustus und ich zur Vorstellung. Wir hatten beide nur wenig Geld, und so mußten wir uns mit dem geringsten Platz begnügen Aber was tat das? Die Darbietungen packten uns an unserer empfindlichsten Stelle dem sportlichen Ehrgeiz, der damals mit der ersten großen Fußballwelle über uns gekommen war Bei Schwungübungen der Artisten schwang unser Körper mit, bei Kraftakten zuckten unsere Muskeln, als hätten wir die Leistungen zu vollbringen und nicht die Zirkuskünstler

Die Zugnummer der Vorstellung war Marguerita, ein ganz junges Mädel, das auf einem breitbesattelten herrlichen Schimmel in bestechenden Übungen die Anmut ihres Körpers entfaltete

Marguerita brachte unser Gemüt so völlig durcheinander, daß wir noch lange wortlos auf den Vorhang starrten, hinter dem sie nach Beendigung ihrer Arbeit verschwunden war. Erst mitten in der Pause fanden wir zu uns zurück, um gleichzeitig in ein leise hingetuscheltes Schwärmen zu verfallen. Nur so mochte es gekommen sein, daß wir von der unmittelbaren Nähe der angeschwärmten Zirkuskünstlerin nichts ahnten Wir waren gleichermaßen bestürzt, als sich ein schöner, brauner Arm zwischen uns schob. Marguerita stand vor uns und bot Karten zum Kauf an; ihr eigenes Bild, das sie, wie ich sofort sah, in ihrem ganzen fremdartigen Liebreiz darstellte. Ihre Brust hastete noch ein wenig von der Anstrengung.

Ich gab einen Groschen und steckte das erhaltene Bild schnell in die Brusttasche Betrachten mochte ich es vor ihren Augen nicht aber ich hatte den wunderlichen Gedanken, etwas von der Seele des Mädchens eingesteckt zu haben Mein Herz klopfte hochauf.

Dann mußte Augustus sich entscheiden: ein Bild oder nicht. Ich sah, wie nach der ersten Überraschung sein grober Mund sich eigenartig verzerrte Ich sah wie er dunkelrot anlief, wie er schnell seine Hand nach der Karte ausstreckte, sie aber wieder sinken ließ, um dann zögernd das Bildnis zu nehmen Den Groschen warf er im Bogen auf den Teller, so daß Marguerita eine geschickte Bewegung machen mußte um ihn nicht über den Rand springen zu lassen Gerade wollte ich meinem Unwillen Luft machen, da sah ich etwas, das mir einen Stich ins Herz gab Augustus zerriß, indem er eine großartige Haltung einnahm und ein verächtliches Lächeln aufsteckte, vor den Augen der kleinen Zirkuskünstlerin das Bild und warf die Fetzen hinter sich gegen die Zeltwand. Dann drehte er sich mir zu: „Man müßte den Falben mal in der Nähe besehen; ein ungewöhnliches Tier." Das war nur so eine Redensart von ihm In Wirklichkeit verstand er von Pferden gar nichts Aber in seinen gemacht ruhigen Worten war ein Zittern. Ich merkte es wohl.

Ich hätte dem Augustus eine herunterhauen sollen und der Fall wäre erledigt gewesen Doch mir fiel vor Benommenheit über sein Tun nichts ein, zumal ich noch einen Blick von Marguerita aufgefangen hatte, der mir

Tränen der Scham in die Augen trieb. Ob mußte ich denken wie viele Male sie wohl schon so oder ähnlich beleidigt worden war!

Fürs erste hatte ich nun genug von Augustus. Eine Zeitlang mieden wir einander und ich glaubte schon, er hätte sich ganz zurückgezogen Da kam er eines Tages bei mir an Er druckste herum, nahm ein Buch und legte es wieder fort Nach einer Spanne, die mehr von Gesprächspausen als von belanglosen Worten ausgefüllt war, fragte er: „Hast du wohl noch ihr Bild?"

Er sagte „ihr" und meinte Marguerita. Daraus entnahm ich, daß sie in seinem Denken schon einen sehr vertrauten Platz eingenommen hatte. Ich tat aber, als müsse ich mich erst besinnen und stellte die Gegenfrage: „Welches Bild?"

„Ach. man soll doch nicht um den Kram herumschnacken Ich muß das Bild haben!"

„Und ich möchte es behalten!"

„Hast du was mit ihr?" fuhr er mich darauf an. Er legte den Ton auf das „du"

„Wie sollt ich wohl? Sie ist ja schon seit einer Woche fort – wer weiß, wohin", sagte ich gleichmütig.

Er legte sich aufs Bitten. „Sieh mal: wenn sie doch weg ist. zu was brauchst du dann noch ihr Bild! Gib mir's, man los!" Dabei zog er seine Geldbörse hervor, mir einen Groschen zu geben.

Ich wehrte ab. Es schien mir wie ein weiterer Schimpf an Marguerita.

„Willst du ihr denn schreiben?" fragte ich

Er stutzte, als hätte ich ihn auf einen Gedanken gebracht. Doch schüttelte er nach kurzem Sinnen den Kopf. „Es hat ja alles keinen Zweck mehr, und so muß ich wohl warten." Bekümmert sah er vor sich hin

Ich war erstaunt. Augustus hatte das Wort „ich" gebraucht und damit offenbart, daß er in diesem Augenblick von seiner eigensten, innersten Angelegenheit sprach und daß er von ihr ganz aufgewühlt war. O, er stand mir jetzt näher als je. Das fühlte ich. Irgendwie mußte ich ihm bedeuten, daß er mir mehr geworden war als ein „Dammelkamerad" Ich packte ihn an der Schulter, sah ihm in die Augen und rief: „Mensch!"

Er begann zu schlucken und sprach verstört wie zu sich selbst: „Hättest du mir doch eins ans Maul gegeben oder mich vor allem Volk heruntergemacht!"

„Was ist dir nur?" Das war eigentlich eine dumme Frage Aber warum verschloß er auch das Letzte vor mir? Warum sagte er mir nicht, daß eine Schuld ihn quälte? Dann fragte ich geradezu: „Liebst du sie denn?"

„Ach was!" Er sprang auf und stellte sich ans Fenster, wandte sich jedoch gleich wieder um „Was 'n Quatsch bloß! – Wie kann ich so'n Geschöpf liebhaben? – Ich? – He! – Sieh mich doch an, du!"

Da wußte ich, daß es diesen grobschlächtigen Menschen, der sich bis dahin nie um Mädchen gekümmert hatte, richtig gepackt hielt, während es bei mir und anderen Altersgenossen doch nur eine Eintagsschwärmerei geblieben war Und der unglückliche Einfall die Karte zu zerreißen, konnte nur aus jenen Tiefen herausgebrochen sein, die dem Augustus selbst und anderen erst recht ewig verborgen bleiben

Darauf gab ich ihm schweigend das Bild Augustus hatte ein größeres Recht daran als ich

Nicht lange danach brach der Krieg mit Eisenfaust in unsere Jugend ein. Augustus und ich verloren einander aus den Augen. Nur zwei, drei Kartengrüße wechselten während der ersten Kriegsjahre hin und her

Dann fügte es sich, daß unsere Regimenter an der Somme nebeneinander zu liegen kamen Vorn tobte die Schlacht. Ein Lastwagen nach dem anderen brachte Leichtverwundete zurück, schwere Geschütze donnerten in nächster Nähe Das Getöse da vorn, der Anblick der zahllosen Verwundeten bedrückte unser Gemüt

Unter diesen Umständen traf ich wieder mit Augustus zusammen Wir hatten uns so ziemlich zu gleicher Zeit zueinander hingefragt. So standen wir nun an der Mauer des Schlosses zu Miserie. Etwa dreihundert Meter vor uns lag das Dorf, das unter schwerem Geschützfeuer lag. Wir hatten nicht viel zu erzählen. Im Grunde genommen erlebten ja alle Frontsoldaten das gleiche.

Es fiel mir bald an Augustus auf, daß er zuweilen vor sich hinsann, um darauf um so zerstreuter den Faden wieder aufzunehmen. Zuletzt, ich merkte wohl, daß er sich einen Ruck geben mußte, sagte er: „Weißt du noch, das mit dem Bild?"

„Ach" wehrte ich ab „ich hab' nie mehr daran gedacht"

„Hier ist es noch" Er deutete mit einer gewissen Feierlichkeit auf seine Brusttasche „Ich hab sie nie wieder gesehen"

„Was soll es noch? Wenn wir zurückkommen sind genug andere Mädchen da. Und wir, glaube ich werden nicht mehr die sein, die wir früher waren. Marguerita hat die Geschichte sicher längst vergessen"

„So was vergißt man nicht" antwortete Augustus und sah starr nach der Front, wo dichter Pulverrauch zog Nach einem kurzen Schweigen riß er plötzlich den Waffenrock auf Mit fliegenden Fingern entnahm er der Brusttasche einen Briefumschlag und drückte ihn mir in die Hand „Ich glaube, mir passiert was vorn", sagte er dabei Und, weiß Gott, mir war, als hätten seine Augen einen seherischen Glanz

Ich war betroffen. „Schnack doch nicht solchen Kram!" versuchte ich ihm die Ahnungen auszutreiben Aber er sagte nur mit schrecklich trauriger Stimme: „Ich fühl es; ich komme nicht zurück Nimm du das Bild!"

„Neunte Kompanie . . . .!" schrillte in dem Augenblick ein Ankündigungskommando auf, und von einer anderen Seite kam schon: „Das Gewehr über – ohne Tritt, marsch!" Augustus' Regiment marschierte nach vorn.

Er gab mir eiligst die Hand „Und wenn du sie mal sehen solltest . . .!" Das weitere verstand ich nicht mehr Es ging unter in einem Durcheinander von Kommandos und tollem Salvenfeuer unserer Geschütze

Augustus fiel, wie ich später aus der Heimat erfuhr, wenige Tage nach unserem Zusammentreffen vor Dencourt

*

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Immer, wenn ich in all der Zeit von einem Wanderzirkus hörte, habe ich unauffällig nach Marguerita geforscht. Ich wäre dem Augustus ein guter Anwalt gewesen und sie hätte dann vielleicht gelächelt und gesagt: „Ich weiß wirklich nicht mehr!"

Ob ich sie noch wiedersehe?

Ach, das Bild ist schon ganz gelb geworden

Das silberschimmernde Wunder

Ein Zufall, dem ich dankbar sein will, vermittelte mir seine Bekanntschaft . . . Er gehörte einer größeren Gesellschaft reisender Amerikaner an, die, gerade von einer Besichtigung der Zeppelinhallen heimkehrend, angeregt und erlebnisfroh durch die frühlingshaft belebten Straßen der schönen Bodenseestadt Friedrichshafen schlenderte. Schlank und hochgewachsen, doch von kantiger Breitschultrigkeit, schien er äußerlich ganz der Idealtyp eines amerikanischen Selfmademans; ich war daher anfangs auch recht überrascht, als sich herausstellte, daß ich es mit einem Landsmann — und zwar einem Hamburger — zu tun hatte, der im Jahre 1920 als einer der ersten Deutschen nach dem Kriege nach den Vereinigten Staaten ausgewandert war und jetzt zum ersten Male zu kurzem Besuch wieder in der alten Heimat weilte.

Seite an Seite in immer größer werdendem Abstand hinter den anderen herschreitend, kamen wir rasch in ein zwangloses, doch lebhaft geführtes Gespräch, das sich naturgemäß hauptsächlich um die Person des alten Grafen Zeppelin und sein zu so stolzer, weltbegeisternder Größe gediehenes Lebenswerk drehte. Bald konnte ich nicht umhin, meinem Begleiter aufrichtig meine Bewunderung über die wirklich ganz außerordentliche, sich bis auf die kleinsten Einzelheiten erstreckende Sachkenntnis auszusprechen, die er auf diesem Gebiete entwickelte, und daran die Frage zu knüpfen, ob er Ingenieur oder sonst vom Fach sei.

„Nein, ich bin kein Ingenieur, kein Techniker und auch kein Flieger. Mein Interesse für die Zeppelinluftfahrt ist ein rein platonisches und hat auch einen ganz bestimmten Grund: einfach den, daß ich dem Grafen Zeppelin — ohne ihn dabei jemals im Leben gesehen oder gar gekannt zu haben — persönlich sehr, sehr viel, oder sagen wir ruhig alles, zu verdanken habe . . . Sie begreifen nicht? Nun gut, Landsmann — wir wollen uns hier auf die Bank setzen. Ich will Ihnen gern eine Geschichte erzählen, die gewiß nicht ganz alltäglich ist . . .

Vor etwa zwölf Jahren, im Oktober 1924, saß ich bei Tagesanbruch einsam auf einer ähnlichen weißlackierten Bank wie diese hier am Bryanpark in Neuyork, mitten im Herzen Manhattans. Ich war damals, was man drüben in unserem gesegneten Dollarland „broken down" nennt: seit Monaten ohne Arbeit, keinen einzigen Cent in der Tasche, ziemlich abgerissen und halb verhungert . . . Und natürlich auch in der entsprechenden inneren Verfassung. Ich war von Newark her gekommen — zu Fuß . . . Wissen Sie übrigens, wo Newark liegt? Nun, es ist die letzte der Vorstädte im Westen Neuyorks, weit jenseits des Hudsonflusses: die Western Electric hat dort ihre Riesenfabriken stehen . . . Mein Ziel, das noch vor sieben Uhr erreicht sein mußte, war Bronx, oben im Norden von Manhattan. Irgendjemand in Newark — ich glaube, es war ein Autobusschaffner — hatte mir erzählt, daß die Heilsarmee allmorgendlich gegen sieben im Bronxer Jerome-Park tausend Frühstücksportionen an Arbeitslose verteile: vielleicht würde auch ich Glück haben und einen Platz in der Reihe erobern. Vielleicht! . . . Ja, und um dieses „vielleicht" willen, das bestenfalls einen Blechnapf dünner Haferschleimsuppe und drei altbackene Semmeln bedeuten mochte, war ich auf meinen durchlöcherten Sohlen quer durch die ganze ungeheure Steinlandschaft Neuyorks marschiert — erst durch eine Reihe schmutziger Barackensiedlungen und Vorstädte mit endlosen Bretterzäunen und Fabrikmauern und dann mitten durch das menschenwimmelnde Wolkenkratzerviertel Manhattan mit seinen Bank- und Vergnügungspalästen und den in wahnwitzigem Überfluß prunkenden Schaufenstern — marschiert wie ein Besessener, ohne zu rasten, fast ohne aufzublicken, bis das gellende lichterflammende Leben in den Straßen allmählich verstummt und erstorben war. Hunger und die Angst zu spät zu kommen, hatten mich erbarmungslos vorwärtsgetrieben, und erst gegen Morgen, als sich die Erde mit der unerbittlichen Langsamkeit eines Uhrzeigers wieder der Sonne zuzudrehen begann, hatte ich es über mich gebracht, die von Müdigkeit wie zerschlagenen Glieder auf eine der weißen Bänke unter den Hochbahnbögen des Bryanparks auszustrecken, um eine knappe Stunde zu schlafen, ehe ich weiterging.

Es war kurz nach fünf Uhr früh: gerade waren die Glockenschläge der sich wie schutzsuchend gegen die dunklen Betonmassen der Wolkenkratzer drängenden Trinitykirche in der dumpfen und völlig bewegungslosen Luft verhallt. Dann war wieder Stille, unfaßbar lautlose Kellerstille . . .

Man muß sie erlebt haben, diese eine, einzige Stunde, die Schlaf und Erwachen von Millionen trennt . . . Sie schien Manhattan in eine ungeheure steinerne Gruft verwandelt zu haben. Nirgends ein Laut, nirgends ein Hauch! Wie tiefe, von starren, zerklüfteten Felswänden eingeengte Schluchten lagen ringsum die Straßen — totenstill, nackt und leer. Düster spiegelte ihr Asphalt den aufhellenden Himmel. All die funkelnden Perlschnüre der Bogenlampen, die sie so verschwenderisch durchschwebten, waren längst erloschen. Nur über dem nahen Broadway hing noch rötlich dunstiger Schein: dort zuckte und flackerte noch ruhelos der Automatenspuk der Lichtreklamen, winkten noch unermüdliche Feuerarme, zauberten noch unsichtbare Geister-



hände buntflammige Worte an Mauern und Dächer, lockend, flehend, beschwörend — und doch sinnlos vertan wie das letzte, atemlose, von niemand gehörte Flüstern eines einsam Sterbenden . . .

Neuyork schlief. Sieben Millionen Menschen schliefen.

Nur ich allein schlief nicht. Wie gefangene Vögel in engem Käfig, so flatterten die Gedanken in meinem Hirn wild durcheinander, ohne einen Ausweg finden zu können. Fröstelnd in einem Zustand fieberiger Hellwachheit, lehnte ich mit halbgeschlossenen Augen in einer Ecke meiner Bank — armseliges, verlorenes bißchen Leben inmitten einer stummen und starren Welt von Stahl, Stein und Beton, die aus dem nebelnden Grau der Dämmerung gespenstisch aufsteilte wie ein erstarrter Schrei, wie eine steingewordene wilde Gebärde: Geld! Geld!!

Allmählich befiel mich eine furchtbare, lähmende Mutlosigkeit. Ich hörte die Turmuhr die sechste Stunde schlagen — längst hätte ich wieder unterwegs sein müssen, wollte ich noch rechtzeitig am Jerome-Park sein —, es wurde mit jeder Minute heller, Menschen eilten an mir vorbei mit laut hallenden Schritten, Autos und Autobusse hupten durch die grauen Straßen, der erste Hochbahnzug schmetterte aus Fünf-Stockwerk-Höhe seinen barbarischen Weckruf auf mich herab — doch immer noch saß ich auf meiner Bank, willenlos und gelähmt, als wären Arme und Beine plötzlich zu toten, nutzlosen Anhängseln geworden. Ich hatte den kritischen Punkt erreicht, meine seelische Widerstandskraft war gebrochen, ich konnte nicht mehr, konnte nicht — jede neue Sekunde schien es immer eindringlicher in mein Bewußtsein zu hämmern. Dazu kamen noch der unablässig bohrende und wühlende Hunger und die unmenschliche körperliche Erschöpfung — kurz, ich drohte einfach schlapp zu machen . . . Wäre ein Wasser dagewesen, ich wäre wohl ohne Besinnen hineingesprungen. Doch weit und breit war nichts als Asphalt und Stein und Beton . . . Mit flackernden Augen starrte ich um mich, mein Blick traf auf die riesigen menschenbeladenen Autobusse, die jetzt in immer rascherer Folge auf dem blanken Asphalt heranjagten . . . Und da, plötzlich, durchzuckte mich mit schonungsloser, schneidender Klarheit ein Gedanke: dort — unter die Räder mit dir! Worauf wartest du noch? Es gibt weder Gnade noch Hoffnung für dich und deinesgleichen! Mach endlich ein Ende! Vorwärts!! . . . So gebieterisch war der Zwang dieses Augenblicks und so wehrlos war ich ihm ausgeliefert, daß ich mich schwindelnd erhob und in stumpfer Betäubung der Straße zuzuschreiten begann — langsam, Schritt um Schritt, mit starr geradeaus gerichteten Augen, ruckweise und steifbeinig wie ein Automat, dessen Uhrwerk jeden Augenblick abzulaufen droht . . . Mein Hirn war leer und wie ausgebrannt, das Blut in meinen Schläfen hämmerte in rasendem Takt . . .

Schon stand ich am Rande des Fahrdammes, als mich ein seltsam fremder, niegehörter Laut plötzlich mechanisch haltmachen ließ.

Es war ein langgezogenes dunkles Singen, das sich immer deutlicher aus dem wirren Gelärm der Straße loslöste — leise erst und fern, doch dann rasch und gleichmäßig anschwellend, lauter und lauter werdend, bis es schließlich gleich einer einzigen, machtvoll dröhnenden Stimme den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde zu erfüllen schien.

Verwirrt, verständnislos noch, hob ich den Kopf, starrte empor. Und sah ein Bild, das ich niemals vergessen werde!

Wie phantastische Märchenburgen, rosig und weiß leuchtend, ragten die vielgestaltigen Türme der Wolkenkratzer mit flammenden Fenstern in den dunkelglühenden, sonnegetränkten Himmel — und darüber, dicht über ihrer zackigen Himmelslinie, zog es mit ruhiger, majestätischer Unbeirrbarkeit heran — dröhnend im Gleichklang der Motoren, schimmernd im Morgenlicht, einer silbernen Wolke gleich — das Luftschiff!

Wie gebannt stand ich, starrte und starrte . . . Es dauerte Sekunden, ehe ich begriff: es war der LZ 126, unser von Amerika in fiebernder Spannung erwarteter LZ 126, der den Ozean bezwungen hatte und nun nach Lakehurst flog! Dieses herrliche silberschimmernde Wunder war von deutschen Hirnen und Händen erschaffen worden! Deutschland lebte noch, schaffte noch — allen Fesseln und Knebeln von Versailles zum Trotz! . . . Oh, Sie dürfen es glauben, Landsmann — es tat wohl damals, unaussprechlich wohl, wieder voll Stolz empfinden zu dürfen, daß man ein Deutscher war . . . Um mich herum war alles verwandelt — Menschen hasteten aus den Häusern und säumten die Straßen, hunderte, tausende begeisterter Menschen, hüteschwenkend, winkend, rufend, Autos hielten an, selbst die großen Autobusse stoppten mit kreischenden Bremsen und entleerten ihre lebendige Fracht . . . Und plötzlich war alles vergessen, Hunger und Müdigkeit und Verzweiflung, plötzlich stand auch ich inmitten all der Vielen, Vielen auf dem Fahrdamm, schwenkte wie besessen die Mütze und winkte, rief und schrie, bis — ja, bis vor meinem Blick jählings alles zu Dunkel zerfloß und ich rückwärtstaumelnd irgendeinem Herrn in die noch rechtzeitig geöffneten Arme fiel . . . Diesmal hatte ich wirklich schlapp gemacht!

. . . Als ich die Augen aufschlug, fand ich mich auf meiner weißen Bank unter dem Hochbahnbogen wieder. Doch ich war nun nicht mehr allein — ich spürte die wohltuende Stütze eines fremden Armes und hörte eine gute, besorgte Männerstimme auf deutsch sagen: Halloh, Landsmann! Schätze, Sie sind mir gerade der richtige Mann, an dem sich zu Ehren dieses Tages ein sogenanntes gutes Werk vollbringen läßt. Hauptsache wird wohl zuerst ein tüchtiges Frühstück sein . . . Na, steigen wir ein! Zum Erzählen ist nachher immer noch genug Zeit! . . .

Einige Augenblicke später saß ich in den weichen Polstern einer kleinen Fordlimousine und schaukelte in raschem Tempo auf dem Broadway nordwärts. Und alles war noch wie im Traum . . ."

Er lachte verhalten und schwieg. Dann fuhr er aufatmend fort:

„Well — dieser Traum liegt nun bald volle zwölf Jahre zurück. Heute ist der hilfreiche Herr mit der Fordlimousine mein Teilhaber und — ich darf es mit Dankbarkeit und zugleich auch mit Stolz sagen — mein Freund. Wir haben eine Karosseriefabrik drüben in Hoboken. Kleiner Betrieb nur — für amerikanische Begriffe wenigstens, doch gottlob gut beschäftigt und heil durch alle Krisen gekommen . . . Ich bin seit mehreren Jahren glücklich verheiratet. Ein strammer, vielversprechender Junge ist auch schon da . . . Und nächstes Jahr, wenn ich wieder auf Urlaub nach Deutschland komme, soll es nicht mehr die „Bremen" sein, die mich über den großen Teich bringt, sondern der neue „LZ" 129, der den Namen unseres unvergeßlichen Hindenburg trägt . . . Das ist bereits fest beschlossen. Und so schön es auch diesmal war, ich bin sicher — es wird nächstes Jahr noch viel, viel schöner sein!"

Er erhob sich und reichte mir abschiednehmend die Hand.

„Nun kennen Sie meine Geschichte . . . Sie werden vielleicht sagen, daß auch in meinem Leben, wie so oft, ein Zufall entscheidend war. Doch für mich, damals, war es mehr als ein Zufall — es war ein silberschimmerndes Wunder, vom Himmel gesandt! Und dieses Wunder habe ich keinem anderen als dem Grafen Zeppelin zu verdanken. Das werde ich nie vergessen!"

Ich nickte stumm und mit Überzeugung. Wer hätte ihm auch widersprechen können? Lange noch blickte ich seiner rasch davonschreitenden breitschultrigen Gestalt nach, bis sie schließlich hinter der Straßenbiegung verschwunden war. H. F. Schidlowsky.

H U M O R



„Guido, jetzt bist du doch schon einige Zeit verheiratet, wie gefällt dir jetzt eigentlich deine liebe Frau?"
„Soweit ganz nett, lieber Georg, wenn ihre Verpackung nur nicht so teuer wäre."

*

„Könnten Sie mir wohl hundert Mark leihen?"
„Ach, wissen Sie, durch solche Geschichten ist schon manche Freundschaft in die Brüche gegangen!"
„Hm, na, da würde ich mich dann schließlich auch mit abfinden!"

*

„Du, Egon, hier schreibt einer: ‚Nicht viele wachen auf und sind plötzlich reich!' — Was meint er denn damit?"
„Wahrscheinlich die Berufsboxer!"

*

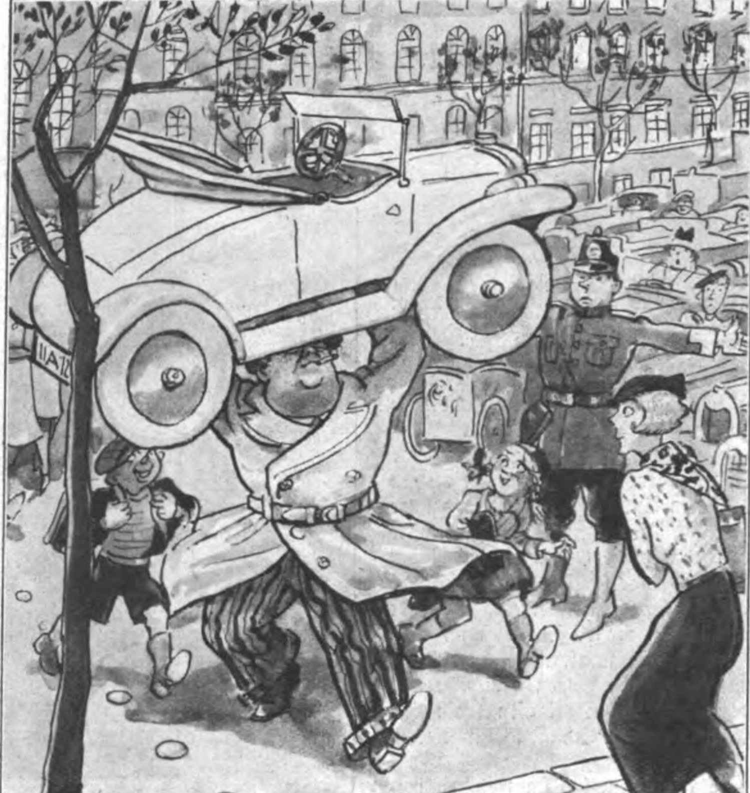
„Fräulein Minna, haben Sie auch schon einen Schatz?"
„Nein, Herr Kanthaken, nur Verehrer! Der Schatz bin ich doch selber!"

*

Plemm sagt: „Seitdem ich verheiratet bin, bin ich unter die Erfinder gegangen!"
„So? Was erfinden Sie denn?"
Seufzte Plemm: „Ausreden!"

*

Der Ausflügler hat es eilig. „Glauben Sie", fragt er den am Zaun seines Weideplatzes lehnenden Bauern, „daß ich den Zug um 7.15 Uhr noch erreiche, wenn ich den Weg über Ihre Wiese da abkürze?"
„Jo —", meint der Bauer, „wenn min Bull Sei seiht, dunn kregen Sei em sicher!"



Der Weltmeister im Stemmen hat es eilig.

Zeichnung: Erich Wilke †.

„Jetzt hat unser Freund Kruke endlich den Hasen erlegt, auf den er so oft geschossen hat."
„Tatsächlich? Dann schießt er wohl besser als früher?"
„Nein, er hat ihn mit seinem Motorrad überfahren!"

*

Der kleine Fritz wurde von einem Auto leicht angefahren.
Drohte er: „Warte nur! Wenn ich erst groß bin, werde ich Verkehrspolizist!"

*

„Man muß immer beide Seiten hören, ehe man sich entscheidet Kannst du mir ein Beispiel dafür geben Fritz?"
„Jawohl, Herr Lehrer. Wenn man eine Schallplatte kauft."

*

„Nun, Herr Rechtsanwalt, haben Sie auch ein Wartezimmer?"
„Nein, sogar zwei!"
„Donnerwetter, da scheint ja endlich Ihre Praxis zu gehen?"
„Ich wünschte, wenn es der Fall wäre, aber das eine Zimmer ist das, worin meine Klienten auf mich warten, während ich in dem andern auf Kundschaft warte!"

*

Der Lehrer erklärte: „Der Zug von Berlin nach Hamburg braucht drei Stunden, vierzig Minuten und dreißig Sekunden. Wenn der Zug um 8 Uhr von Berlin abfährt, wann ist er dann in Hamburg, Fritz?"
Fritz grübelte Dann sagte er: „Herr Lehrer, wolln wa nich lieber 'n Flugzeug nehmen?"

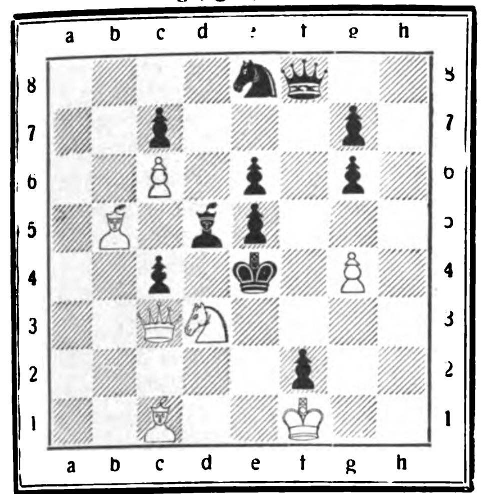


Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr 99 II

Aufgabe (Urdruck)

Von Fritz Rauch. Oehringen.

Schwarz: Ke4, Df8, Ld5, Se8, Bc4, c7, e5, e6, f2, g6, g7 (11)



Weiß: Kf1, Dc3, Lb5, Lc1, Sd3, Bc6, g4 (7)
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 25

Dreizüger von Seb. Mühltaller, München.

Weiß: Kf7, Tb1, Ld1, Sc4, Se3, Bb2 (6)

Schwarz: Kd4, Bc5, d2, d3, d7, e4 (6)

1. Tb1—a1, d7—d6; 2. Ta4, d6—d5; 3. Sf5‡.
1. . . ., d7—d5, 2. Ke6, d5×c4; 3. Sf5‡.

Richtig gelöst: J Herwig, Gotha; Dr. Münch, Bocholt; H Schmidt, Rodheim; A Lenzendorf, Berlin-Britz; H. Dühmert, Berlin NO; H. Stadtmüller, Karlsruhe; M. Templin, Friedensstadt; K. Neupert, Gera; W Brunken Oldenburg; A. Seber, Trier; W. Rodenbusch, Duisburg Meiderich; W. Grothe, Berlin NO; R. Schmelz, Burg b. Mgdbg.; C. Weinrich, Syke; Pasch, Osnabrück; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; A. Hinrichs, Naumburg; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; O. Hoffmann, Hamburg; Gaulinger-Straß, München; Cl. Bornefeld, Arnsberg; Ch. Steffen, Stuttgart; E. Schinze, Willingen; J. Diehl, Oberschmitten; O. Behncke, Cuxhaven; P. Antweiler, Köln-Merheim; Dr. K. Askitopoulos und Dr. E. Stamatis, Bln.-Charlottenbg.; G. Pohl, Strehlen (Schl.); K. Otremba, Breslau; W. Bonitz, Kühnhaide Adele Berkhan, Herzberg (Harz); S. Sichtermann, Potsdam; H. Reitzel, V. Stumpf, Groß-Zimmern; Pfr. Klein, Setzingen; K. Roß, Hamburg; E. Dräger, Lauenburg; E. Schmidt, Schivelbein; Dr. J. Krug, Dresden A.; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; W. Petri, Plittershagen; K. Poppler, Füssen; H. Fischer, Ebingen; H. Mailänder, Hamburg; Chr. Ellrich, Spangenberg; D. F. Zint, Saarbrücken.

Einige Löserurteile: „Kein Blender, aber eine streng logisch gefaßte Aufgabe" Dr. M., B.; „Folgerichtig aufgebaut" E Sch., Sch.; „Der Zugzwang des Grundstellungsbauern erschließt 2 schöne Abspiele" H. K., Bln.-N., usw.

Engels 4. Glanzpartie!

Ein Bauern-, Springer-, Turm-Opfer

Damenbauernspiel, gespielt in der 7. Runde des internationalen Schachturniers in Dresden 1936

Weiß: Helling — Schwarz: Engels

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	20.	Sd4—e2	Dd7—c6!
2.	Sb1—d2[1]	d7—d5	21.	Sb1—a3	Lb6—c7
3.	e2—e3	Lc8—g4!	22.	c2—c4	Ta8—b8
4.	f2—f3[2]	Lg4—f5	23.	Se2—c3	d5—d4![5]
5.	Lf1—d3	Lf5—g6	24.	e3×d4	c5×d4
6.	Dd1—e2	e7—e6	25.	Td1×d4	Se5×f3![6]
7.	Ld3×g6	h7×g6	26.	g2×f3	Te8—e1!
8.	De2—b5†[3]	Sb8—d7	27.	Df1×e1	Dc6×f3†
9.	Db5×b7	e6—e5	28.	Kh1—g1	Tb8—e8
10.	Sg1—e2	Lf8—e7	29.	Sc3—e4[7]	Sf6—g4!
11.	b2—b3	0—0	30.	Ta1—a2	Lc7—b6
12.	0—0	e5×d4!	31.	Lc1—e3	Lb6×d4!
13.	Se2×d4	Le7—c5	32.	Le3×d4	Te8×e4
14.	Db7—a6	Tf8—e8	33.	De1—d2	Sg4—e3![8]
15.	Sd2—b1[4]	Sd7—e5	34.	h2—h3	Df3—g3†
16.	Tf1—d1	Lc5—b6	35.	Kg1—h1	Dg3×h3†
17	Da6—f1	Dd8—d7	36.	Dd2—h2	Dh3—f1†
18.	a2—a4	a7—a6	37.	Dh2—g1	Te4—h4†
19.	Kg1—h1	c7—c5	38.	Ta2—h2	Df1—f3†[9]

[1] Helling ist „Spezialist" im „Colle-Aufbau", bald mit Lf4, bald, wie hier mit Sd2, was aber Engels sehr interessant zu widerlegen versucht!

[2] Das kann kaum gut sein! In Frage kam, trotz der Fesselung 4. Sf3 nebst 5. h3, oder auch einfach 4. Le2! Es ist nur zu gerecht, daß gerade dieser Unglücksbauer f3 schließlich Weiß das Leben kostet!

[3] Seltsam, daß selbst erfahrene Meister derartige „Damenausflüge" machen, um unschuldige Bauern, wie b2 oder hier b7 zu verspeisen! Das muß sich natürlich rächen, Weiß verliert eine Menge Zeit, allein bis er seine Dame glücklich wieder in Sicherheit zu Hause hat!

[4] Wenn man solche Winkelzüge bereits machen muß, so kann die ganze Partieanlage kaum viel taugen! Weiß kommt in der Folge überhaupt nicht zur Entwicklung seines Damenflügels, so daß wenig später sein König dem konzentrischen Angriff der schwarzen „Tanks" mit Leichtigkeit erliegt!

[5] Sichert sich nicht allein vor gelegentlichen weißen Springerausfällen, sondern denkt zweifellos bereits jetzt an die kommenden Opferwendungen!

[6] Ein Blitz aus heiterm Himmel! Niemand verstand den Sinn dieses Opfers, aber als Engels sofort noch ein Turmopfer folgen ließ, war plötzlich alles im Bilde.

[7] Die Lage des Weißen ist infolge der grotesk hilflosen Figurenanhäufung am Damenflügel so hoffnungslos, daß selbst ein Damenopfer gegen den restlichen schwarzen Turm sein Leiden nicht allzu lange mehr hinausgeschoben hätte!

[8] Daß das auch noch drin ist, hatte Weiß ganz übersehen! Er mußte daher statt 33. Dd2, 33. Df1 spielen, aber nach D×b3 fällt zunächst eine Figur und der Angriff hat sich noch lange nicht totgelaufen! Nun wird Weiß einfach mattgesetzt! Auf 34. Ld4×Se3 folgt 35. Te4—g4†!

[9] Weiß gibt auf wegen undeckbarem Matt.

Erstaunlich, daß Engels seine sämtlichen Gewinnpartien in diesem Stile gewonnen hat! Kaum ein Meister kann sich rühmen, in einem derart stark besetzten Turnier derartige glänzende Leistungen gezeigt zu haben!

Damengambit

Gespielt um die Meisterschaft von Paris, die der Führer der schwarzen Partei gewann

Weiß: Voisin — Schwarz: Monosson

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	11.	Sf3—d2	f7—f5
2.	c2—c4	e7—e6	12.	0—0	0—0
3.	Sg1—f3	c7—c5	13.	Sd2—b3[2]	Da5—d8
4.	e2—e3	d7—d5	14.	Sc3—e2	Lb4—d6
5.	Sb1—c3	c5×d4	15.	a2—a3[3]	f5—f4![4]
6.	e3×d4	Sb8—c6	16.	Le3—d2	f4—f3
7.	Lc1—e3	Lf8—b4	17	Se2—g3	Dd8—h4
8.	Dd1—c2	Dd8—a5	18.	d4—d5?[5]	e6×d5
9.	Lf1—d3	Sf6—e4	19.	c4×d5	f3×g2!
10.	Ld3×e4[1]	d5×e4	20.	Tf1—e1	Sc6—e5[6]

[1] Besser wäre Ta1—c1 gewesen.

[2] In Betracht kam a2—a3!

[3] Weiß will dem Springer c6, der nach dem Felde d3 strebt, das Übergangsfeld b4 nehmen, das Feld, das Weiß früher durch Tempogewinn bekommen hätte.

[4] Die Einleitung zu einem gefährlichen Angriff.

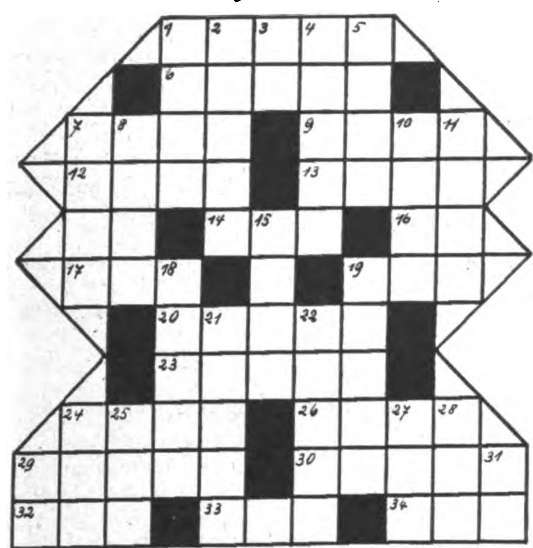
[5] Eine verfehlte Taktik, die den baldigen weißen Zusammenbruch herbeiführt. Mit 18 Tf1—e1 konnte er sich noch länger verteidigen.

[6] Weiß gab auf da die Drohungen Se5—f3 oder Se5—g4! nicht zu parieren sind.

Eine lehrreiche, von Schwarz stark gespielte Partie.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. deutscher Romanschriftsteller, 6. französische Stadt, 7. Klebstoff, 9. Holzstück, 12. Gefäß, 13. Ansprache, 14. weiblicher Vorname, 16. tierisches Erzeugnis, 17. Getränk, 19. Donauzufluß. 20. Bad in Thüringen, 23. englischer Sportplatz, 24. weiblicher Vorname, 26 männliches Tier, 29. Rassenbegriff, 30. Operettenkomponist, 32. griechische Göttin, 33. islamitischer Herrschertitel, 34. männl. Vorname (Abk.). — **Senkrecht:** 1. Ackergrenze, 2. großer Truppenkörper, 3. Flächenmaß, 4. Endpunkt der Bagdadbahn, 5. Baum, 7. was uns umgibt, 8. Planet, 10. britische Besitzung, 11. Verneinung, 15. Teil des Gedichts, 18. geometrischer Begriff, 19. Versfuß, 21. byzantinischer Statthalter, 22. Stadt am Rhein, 24. Gattung, 25. Ablehnung, 27. Bund, 28 Wagenteil, 29. Flußname, 31. japanisches Wegmaß (ch = 1 Buchstabe.)

Silbenrätsel

Aus den Silben a a a a a bar berg erom de del den den dent der der dres du ell en eu sel ser gens ha hy ig ih is is kie ko las mo na na nad naz ne ne ne nik nis pe pu re re ro sar se se se sen si so so tas te ter the to tu well wisch wor sind 26 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch des Führers ergeben. 1. mohammed. Bettelmönch, 2. niederdsch.: „der Storch". 3. deutscher Erfinder (1771—1834), 4. Nadelbaum, 5. Gewürz, 6. Hunderasse, 7. Stadt in der Türkei, 8. germ Gott, 9. Frühlingsblume, 10. Wurfschlinge, 11. Männername, 12 florent. Maler (1486—1531), 13. wissenschaftl. Behauptung, 14. Stadt in Polen, 15 Fluß in Pommern, 16. engl. Freiheitsheld, 17. Wildart, 18. ital. Dichter (1544—1595), 19. Stadt in Sachsen, 20. Zeitungslüge, 21. chem. Stoff, 22. Nymphen, 23. Muse des Gesangs, 24. niederländischer Kolonialbeamter, 25. Reichsleiter der NSDAP., 26. Zweikampf

1	14 ....
2	15 ....
3	16 ....
4	17 ....
5	18 ....
6	19 ....
7	20 ....
8	21 ....
9	22 ....
10	23 ....
11	24 ....
12	25 ....
13	26 ....

Silbenkreuz

1—2 indische Provinz, 1—4 Laubbaum, 1—6 Frucht, 3—2 Theaterstück, 3—4 engl. Seefahrer 16 Jahrh. 5—4 Postwertzeichen. 5—6 Fluß in Frankreich.

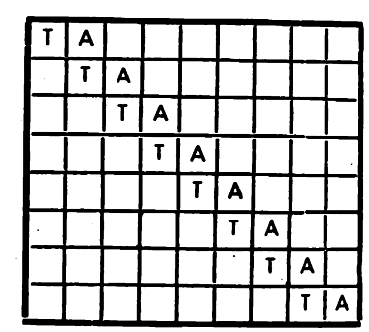
1	2
3	4
5	6

Zahlenrätsel

1 3 6 2 9 11 = Stadt in Oberitalien
2 7 3 4 12 13 5 = Spitzsäule
3 12 14 3 6 = Gefäß
4 11 1 3 9 10 3 4 = wohlriechender Strauß
5 11 12 13 3 6 = Herrschertitel
3 13 13 3 9 = deutsche Industriestadt
6 8 7 3 4 = russische Münze
7 11 15 11 15 3 = Gepäck
8 4 14 3 = Laubbaum
9 2 16 11 6 = Amtsperson
10 11 16 16 3 4 = Südfrucht

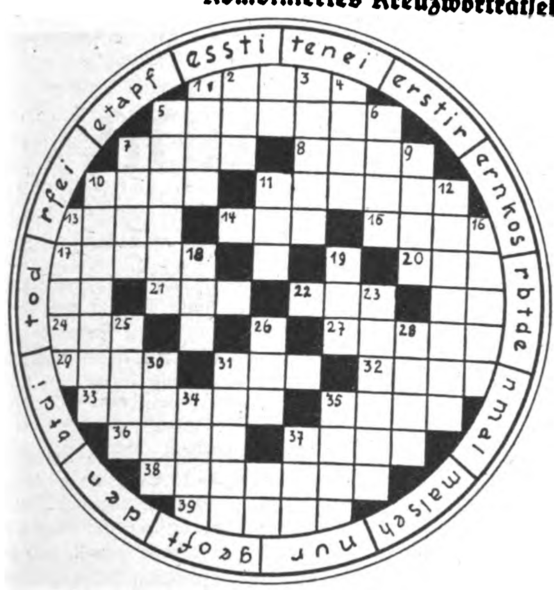
Die ersten Buchstaben, von oben gelesen, bezeichnen eine sehr reformbedürftige Einrichtung

Füllrätsel



Die Buchstaben a a a a a a b b b c d d e e e e e h i i i i k k k l l l m m m m m n n n n n n o o o r r r r s s s s s t t u u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Tropenbaum, 2. Reiterfahne, 3. Truppenkörper. 4. mittelamerikanischer Freistaat, 5. Vogel, 6. Teil des Baumes, 7. Landschaft in Zentralasien, 8. Staat der USA.

Kombiniertes Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Männername, 5. einheitliche Kleidung, 7. heiliger ägyptischer Stier, 8. Fluß in Portugal, 10. Spalt, 11. Handlungsgehilfe, 13. Oper von Verdi, 14. afrikanischer Titel, 15. europäischer Staatsangehöriger, 17. Explosionsgeräusch, 20. Hausflur, 21. Benehmen (französisch), 22. Zahlungsweise, 24. Himmelsrichtung, 27. Pflastererwerkzeug, 29. Possenreißer, 31. engster Kreis von Lebewesen, 32. Landschaft in Holland, 33. Hauptstadt in Portugiesisch-Westafrika, 35. schneefrei, 36. asiatisches Wildrind, 37. deutscher Strom, 38. Nachrichtenübermittlung bei Nacht, 39. Fluß in Abessinien. Senkrecht: 1. Gewürz, 2. Musiknote, 3. orientalische Pflanze, 4. berühmtes Polarschiff, 5. Stadt in Schweden, 6. Nachahmer, 7. wie 13. waagrecht, 9. Fluß in Frankreich, 10. unscheinbarer Wasserlauf, 11. ehem. vergletscherter Berg, 12. Landstreicher, 13. Stadt in Ohio, 16. Verwandter, 18. Teil des Auges, 19. wie 11. senkrecht, 23. Schweizer Münze, 25. Behälter, 26. Papageienart, 28. Gewässer, 30. Donauzufluß, 31. Teil des Mittelmeeres, 34. Zahl, 35. Festung in Arabien, 37. Fluß in Rußland. (i—j). Die Felder im äußeren Kreis, richtig zusammengesetzt, ergeben einen Ausspruch Lavaters.

Rösselsprung

	den	ze	
tur-	ne	harnis	auf
weg	sen	ne	span-
zeit	ver-	ge-	des
ro-	ge-	ist	ei-
ges-	zu-	und	mes-
streut	sen	sen	uns

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Flensburg, Kissen, Tristan, Fall, Gertrud, Jugend, Stunde, Weinbeere, Ginster, Weinwirt, Vorsicht, Wanda, aufdringlich, Erwin, Zelter, Umzug, Stuart, Salbei, Garten sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Friedrich dem Großen ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben al an ba be che chiem de del der der dern bi bra e el er eu gel ger gi i lan le mo na na ne nie o pe pen re re ret ri ro sa see seg sel set sti tar ter ter ti tich to um ve win sind 19 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Perikles ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

1 .... 8 .... 14 ....
2 .... 9 .... 15 ....
3 .... 10 .... 16 ....
4 .... 11 .... 17 ....
5 .... 12 .... 18 ....
6 .... 13 .... 19 ....
7 ....

1. sagenhaftes Tier, 2. italienische Insel, 3. Steirer Dichter, 4. Saiteninstrument, 5. Brücke in Venedig, 6. Blütenstrauch, 7. Spottschrift, 8. Hunderasse, 9. geographischer Begriff, 10. Bühnenfach, 11. Nebenfluß des Rheins, 12. Muse, 13. Nähwerkzeug, 14. Unterstützung, 15. bayerischer See, 16. männlicher Vorname, 17. europäischer Staat, 18. holländische Provinz, 19. Gemüsepflanze.

Leiterrätsel

Die Buchstaben a a a, b, e e e e e e e, f, g g, h, i i i i, l, m m, n, r r, s s, t, w sind so in die Leiter einzusetzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1. Stadt in Sachsen, 2. Gabelweihe, 3. Raubtier, 4. Hochwild. Die Holme nennen zwei bekannte Stätten in Bayreuth.

Lösungen der Rätsel in Folge 29:

Silbenrätsel: 1. Desiderius, 2. Iberer, 3. Endymion, 4. Mandoline, 5. Ubier, 6. Tokio, 7. Tasso, 8. Eleonore, 9. Radius, 10. Insignien, 11. Saurier, 12. Trio, 13. Danton, 14. Element, 15. Rigi. — „Die Mutter ist der Genius des Kindes." (Hegel.) ✶ **Zahlenrätsel:** Hüfte, Eber, Imperativ, Nero, Rosenberg, Imperial, Chemie, Dezember. — Heinrich der Vogler. ✶ **Mühlenbretträtsel:** 1—3 Freiligrath, 1—6 Freia, 1—18 Furtwängler, 2—7 Iller, 3—8 Hedda, 3—20 Hadersleben, 4—5 England, 4—16 Enklave, 5—17 Domizil, 6—8 Ara, 6—13 Ase, 8—15 Ate, 9—10 Aolus, 12—11 Stint, 13—15 Ehe, 16—17 Emanuel, 18—13 Riese, 18—20 Reformation, 19—14 Mönch, 20—15 Nolte. ✶ **Verschmelzungsrätsel:** Symphonie, Chamisso, Hamburg, Ottomane, Penelope, Estakade, Notariat, Holunder, Ambrosia, Uhrmacher, Emilie, Rasputin. (Schopenhauer.) ✶ **Silbenaussuchrätsel:** Die deutsche Politik wird einst das tägliche Brot für uns und unsere Kinder schaffen. ✶ **Kreuzwort-Silbenrätsel:** Waagrecht: 1. Demeter, 3. Denare, 5. Medium, 7. Keller 9. Ida, 10. Laren, 11. Bahre, 12. Lanner, 14. Nero, 16. Sinfonie, 18. Ertingen, 19. Retorte. Senkrecht: 1. Debakel, 2. Terme, 3. Deum, 4. Reseda, 6. Diwa, 8. Terlaner, 9. Irene, 12. Landauer, 13. Buffo, 15. Rosette, 16. Singen, 17. Niere. ✶ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Ob, 4. SA., 6. Preßkohlen, 9. Art, 10. Lei, 11. Tor, 13. Einem, 15 Seine, 16. Guano, 17. Trier, 20. Ern, 22. uni, 23. Ela, 24. Drudenkraut, 25. AG., 26. Te. Senkrecht: 1. op., 2. Brandenburg, 3. Akron, 4. Seifenkraut, 5. an, 7. Erg, 8. Leu, 11 Tiere, 12 Regen, 13. ent, 14. Mur, 18. Irene, 19. Gnu, 21. Ata. ✶ **Kettenrätsel:** Seele, Elen Lenau, Nauen, Ente, Tenor, Nord, Nordpol, Polen, Lena, Nabe, Abel, Elton, Ton, Tonne, Neon, Onkel, Kelle, Elle, Leo, Oer, Eros, Rose. ✶ **Pyramidenrätsel:** 1. a, 2 na, 3. Nab, 4 Nabe, 5. Nabel, 6. balgen, 7. Glauben, 8. Bulgaren, 9. Laubregen. ✶ **Kryptogramm** Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich dienen. ✶ **Bilderrätsel:** „Was ist der Körper, wenn das Haupt ihm fehlt." (Shakespeare.)

HEINZ SCHNABEL:

Das Fräulein aus der Stadtbahn

Die Leute im Abteil schwankten leise hin und her im Rasen des Zugs Das Beben der Räder lief durch ihre Körper. Manchmal schüttete sich ein Bündel Sonnenstrahlen schräg durch die Fenster und hüpfte ockergelb über den Boden.

Alex blickte in die Gesichter der ihm Gegenübersitzenden. Das Fräulein in Grau las in einem kleinen Buch, das in ihren Händen zitterte. Ihr Haar war dunkel, mit einem seidigen Schimmer Sie saß leicht zusammengesunken und lehnte sich gegen ihren Regenmantel, dessen spröder Stoff bei jedem Schaukeln des Wagens knisterte und raschelte.

Von Zeit zu Zeit schlug sie mit ihrer schmalen, hellen Hand eine Seite um und sandte einen abwesenden Blick durch das Fenster, an dem graue Hinterfronten von Mietshäusern vorbeiflogen.

Alex nahm, weil er sein Ziel bald erreicht haben mußte, die Aktenmappe aus dem Gepäcknetz und stellte sie neben sich. Dann sah er wieder das Mädchen an. Sie hatte jetzt aufgehört, zu lesen. Vielleicht wollte sie auch aussteigen. Ihr Gesicht war weder schön noch häßlich. Es war wie das kühne Bildwerk eines Künstlers, der ganz eigene Wege geht.

Langsam rollte der Zug in die Halle. Das Mädchen öffnete die Tür, noch ehe der Zug hielt, und sprang dann mit einem leichten Satz auf den Bahnsteig.

Fast alle stiegen aus. Als Alex ging, lag da ein Buch auf der leeren Bank. Ein kleines Buch in glänzendem Saffianleder. Er nahm es an sich. Auf der ersten Seite stand mit klaren und großen Buchstaben geschrieben ein Name und eine Adresse. Beim Blättern durch die starren, elfenbeinweißen Seiten schlug ihm ein feiner Duft entgegen, wie von den schimmernden Händen des Mädchens.

Alex legte das Buch zu den übrigen in seiner Mappe und ging langsam auf die Sperre zu. Unterwegs kam ihm das Mädchen entgegen. Eine schwarze Welle Haares fiel ihr schräg über die Stirn. Ihr offener Mantel flatterte. Sie wand sich mit Mühe durch die Menge und lief zum Abteil zurück. Alex hätte ihr jetzt das Buch geben können. Statt dessen kramte er die Fahrkarte aus der Tiefe seiner Tasche und stieg mit einem nachdenklichen Lächeln die Treppe zur Straße hinab.

*

In dem Buch standen wunderliche Dinge. Die steile, edige Schrift des Mädchens hatte Seite um Seite gefüllt. Manchmal liefen die Zeilen schräg über das Papier, irgendwie träumerisch ins Blaue geschrieben. Dann wieder waren die Buchstaben andächtig gemalt, und die Melodie eines kleinen, leise gesungenen Liedes ging von ihnen aus.

Zuweilen schien die Schrift auch mit schwerer Hand gekritzelt und sprang steif und ernst von der Glätte der Seiten. Alex sah das Gesicht des Mädchens. Augen von dunklem Glanz leuchteten daraus hervor und ein weich geschwungener Mund, um den es wie stille Traurigkeit war.

Das Saffianbuch enthielt nichts Alltägliches. Es war da von einer Kahnfahrt geschrieben auf einem See, der das Blau des Himmels tief in sich hineintrank. Sein Wasser war still und tief und die Luft darüber von leuchtender Klarheit. Es tropfte silbern von den Rudern, und am Bug zitterte der Spiegel in schmalen Wellenstrichen. Diese Kahnfahrt war ein Schweben im Grenzenlosen, ein Aufgehen in dem Gefühl, nichts über sich zu haben als Gott und die Unendlichkeit.

Von einer Allee war die Rede, einer einfachen, schnurgeraden Landstraße mit Bäumen, die sich emporschwangen wie Säulen eines unvollendeten Kirchenschiffes. Darüber strahlte es heller und festlicher als sonst über Wäldern und Gärten. Und der Wind bog die Kronen und orgelte in ihnen, daß es dem einsamen Wanderer unsagbar feierlich zu Mute wurde.

Solche Dinge standen in dem Buch. Sie waren absichtslos hineingeschrieben, wie es leuchtende Stunden eingaben. Nicht mit der Feder des Dichters, sondern in einer Sprache, durch die eine wunderbar reine und einfache Musik klang.

*

Am folgenden Tage suchte Alex die Wohnung des Fräuleins auf. Er trat in den Flur eines hohen Hauses mit vielen Fenstern und eisernen Balkonen, die wie Käfige an der braungrauen Fassade hingen. Im Treppenhaus roch es nach frischgescheuertem Holz.

Der Name des Fräuleins war im zweiten Stock auf einer büttenen Visitenkarte zu lesen.

Alex läutete.

Die Wirtin erschien mit gütigem Matronenantlitz. Dann kam das Mädchen aus der Stadtbahn.

Der Türrahmen umschloß ihre grazile Gestalt, und im Zwielicht des Flures schimmerte ihr Gesicht als bläßlich weißes Oval. Ihre Stimme war dunkel und weich wie damals, als sie das Abteil mit flüchtigem Gruß verließ.

„Wollten Sie zu mir?"

„Ich möchte Ihnen gern Ihr Buch wiederbringen. Sie haben es gestern in der Eile im Abteil liegen gelassen. Vielleicht erinnern Sie sich, daß wir da zusammen . . ."

Das Fräulein unterbrach ihn sichtlich erfreut. Sie öffnete eine Zimmertür, durch die von draußen helles, blendendes Sonnenlicht flutete.

„Bitte, wollen Sie nicht einen Augenblick nähertreten?"

Alex zögerte nicht. Er nahm in einem der breiten Bastsessel Platz und zog das Päckchen mit dem Buch hervor. Im Gesicht des Fräuleins war ein Lächeln, das ihn ermutigte.

Sie saß ihm gegenüber, beinahe wie im Zuge. Mit leiser Erregung entfernte sie die Hülle.

„Also, es ist wirklich fabelhaft nett von Ihnen, daß Sie sich die Mühe gemacht haben. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll Schon auf dem Bahnhof habe ich gemerkt, daß das Buch fort war. Es ist mir nämlich sehr viel wert . . ."

Sie schwieg. Scheinbar erwog sie etwas bei sich, was Alex nicht zu erraten vermochte. Aber dann meinte sie plötzlich:

„Wissen Sie, es wäre schön, wenn Sie noch eine Tasse Tee mit mir trinken. Das werden Sie doch nicht abschlagen?"

Alex sagte Ja. Er rückte näher an den runden Tisch am Fenster. Die Worte wechselten unbeschwert. Eine wunderbare Fröhlichkeit erfüllte bald den Raum.

Er sah: das Mädchen war von knabenhafter Schlankheit. Sie trug ein helles, enges Kleid. Irgendwie war sie ganz anders als die vielen, die er kannte. Er war verzaubert in ihrer Nähe.

Der herbe Duft von Astern wurde spürbar, die blau aus einer Vase blühten.

Sie goß aus einer bauchigen Kanne ein. Als sie den Teelöffel berührte, gab es ein Klingen, das fein und silbern durch das Zimmer schwang.

„Haben Sie in dem Buche gelesen?" fragte sie leise, scheinbar ohne Absicht.

„Ja . . . alles . . . bis zu Ende".

Eine fast unmerkliche Röte überkam sie. Es war, als hielte sie den Atem an.

„Und was haben Sie sich dabei gedacht, . . . ich meine bei dem, was darin stand?"

Alex sah an ihr vorbei. Das Fensterkreuz stand dunkel in der flimmernden Sonne. Am Himmel segelten weiße, vom Wind zerrissene Wolken.

„Ich habe mir gewünscht, einmal mit Ihnen allein zusammen zu sein, so wie jetzt . . und dann irgendwo hinzugehen . . . raus aus der Stadt. Glauben Sie, manchmal vergißt man hier ganz, daß es da draußen noch so etwas gibt . . . Wiesen und Felder und Seen . . ."

*

Es war an einem Sonntag, als sie auf der schnurgeraden Pappelstraße wanderten Die Landschaft dehnte sich flach bis zum Horizont. Manchmal standen Birken im Felde, und ein Schwarm von Krähen schwebte mit heiserem Schrei zu den aufgebrochenen Ackerschollen nieder.

In der Ferne lag die Stadt als graublauer Schatten Schmale Rauchsäulen stiegen aus den Schornsteinen auf und verloren sich in einem düsteren Dunststreifen.

Aber Alex fühlte, daß die Stadt in dieser Stunde unendlich weit hinter ihm war. Er dachte sogar ohne Reue daran, daß in dem großen Tanzcafé im Zentrum jetzt ein platinblondes Mädchen wartete und gelegentlich gelangweilt zur Uhr sah. Es würde nicht lange dauern, bis sie sich mit einem anderen über die guten und schlechten Eigenschaften der Kapelle und über irgendeinen modernen Film unterhielt.

Der Himmel leuchtete für ihn in einem tieferen Blau. Er atmete den schweren Duft der Erde, der von den gepflügten Äckern kam. Er hörte den Wind in haardünnen Birkenzweigen pfeifen. Die Welt um ihn war etwas Neues, Wunderbares.

Sie schritten beide, leicht vornübergeneigt, gegen den Wind, Alex und das Mädchen aus der Stadtbahn. Er sah, daß sie den Mund öffnete, als ob sie singen wollte. Ein Gefühl unerhörten Glücks war in ihm. Er hätte sie an seine Brust heben und mit ihr über die Felder rasen können, bis sie zusammen niedergesunken wären.

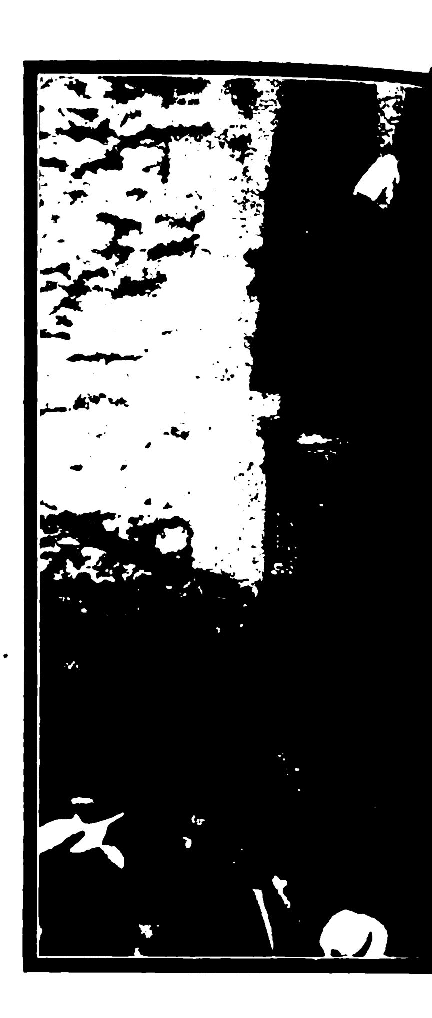
Aber es war irgend etwas, was ihn in dieser Stunde zurückhielt. Die wilden Blumen standen wie blasse Sterne am Rain. Sie schienen in diesem Augenblick zerbrechlicher als Glas Man mußte ganz leise und ganz behutsam kommen, wenn man das Klingen hören wollte. Ein reines, zauberhaftes Klingen.



Die Frontkämpfer vollziehen die Zeremonie der Feuerübertragung am Grabe des Unbekannten Soldaten unter dem Arc de Triomphe in Paris. Hohe Offiziere und als Vertreter der französischen Regierung Minister Rivière bei dem feierlichen Akt.



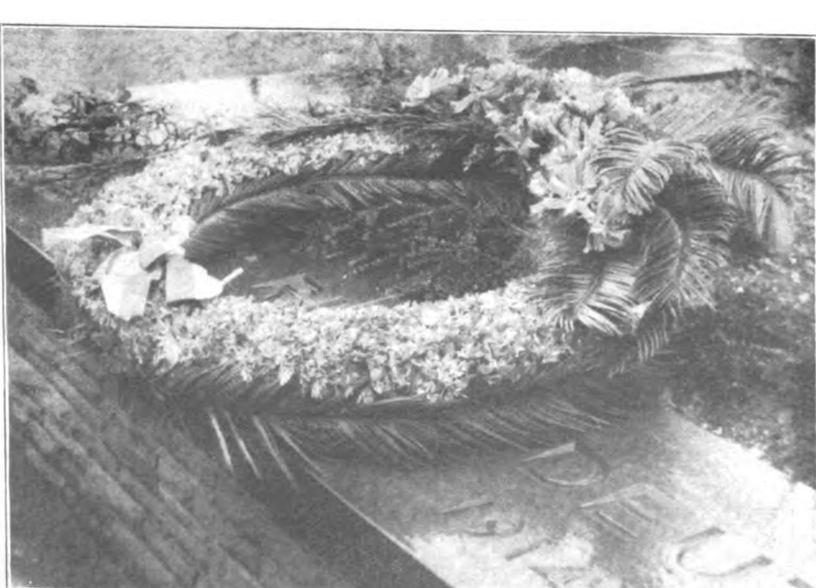
Die „Heilige Fackel" wird im Wagen von Paris zur Gefallenenehrung auf den Schlachtfeldern von Verdun gebracht.



40000 KÄMPFER



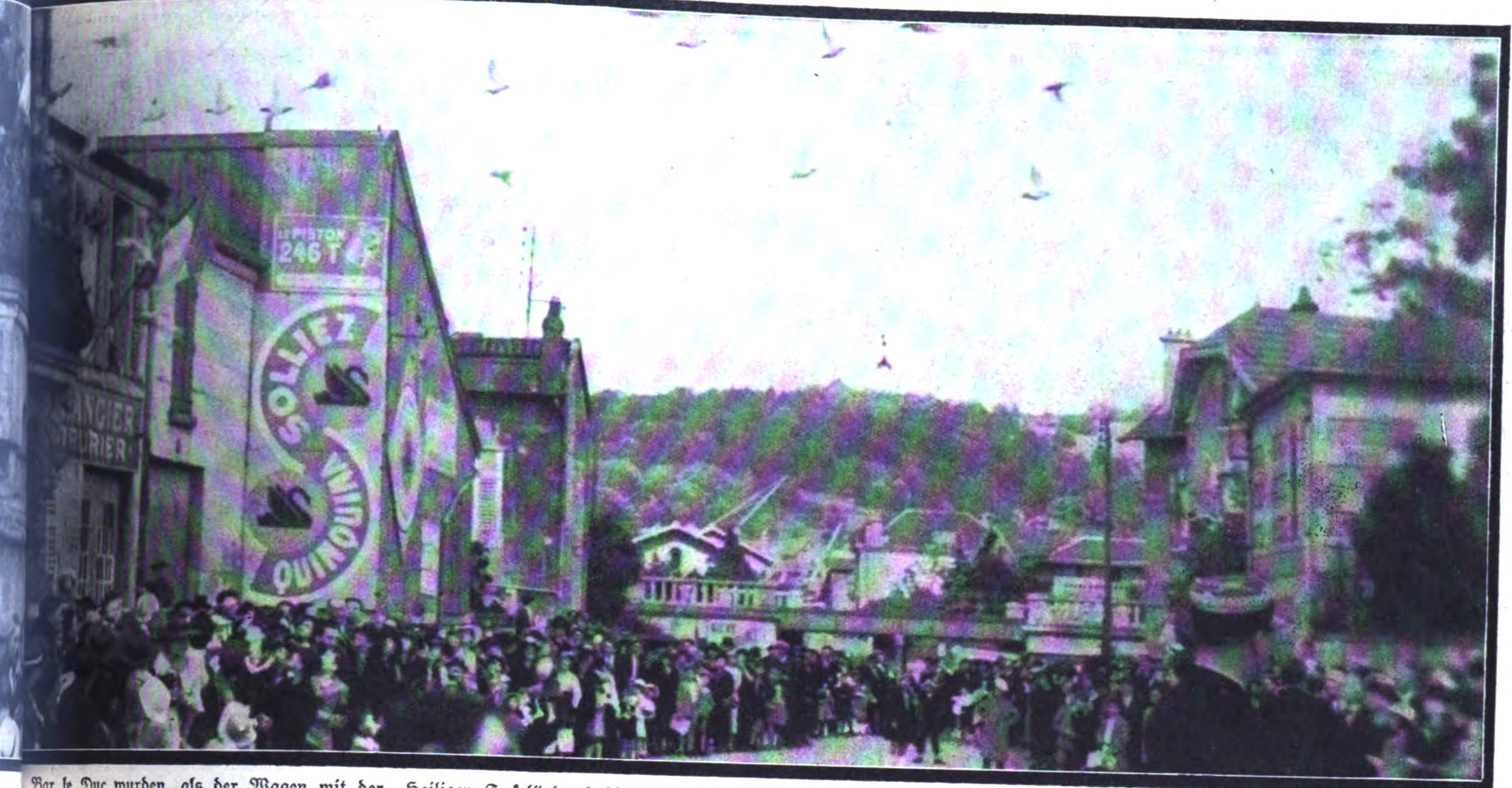
In strömendem Regen singen die versammelten Verdun-Kämpfer mit Tränen in den Augen am Grabe ihrer Kameraden das Lied: „Ich hatt' einen Kameraden ..."



Aufnahmen für den „IB." von Mauritius.

Bild links: Der Kranz der französischen Frontkämpfer am Grabe der deutschen Helden vor Douaumont.





Bar le Duc wurden, als der Wagen mit der „Heiligen Fackel" durch die Stadt fuhr, Brieftauben als Friedensboten in alle Länder verschickt.

IN DOUAUMONT

40 000 Frontkämpfer der verschiedenen Nationen, jeder vor einem Grabe stehend, leisten den Friedensschwur.

Blick auf die Stadt Wien vom Ausflugsort Kahlenberg aus.

WIEN

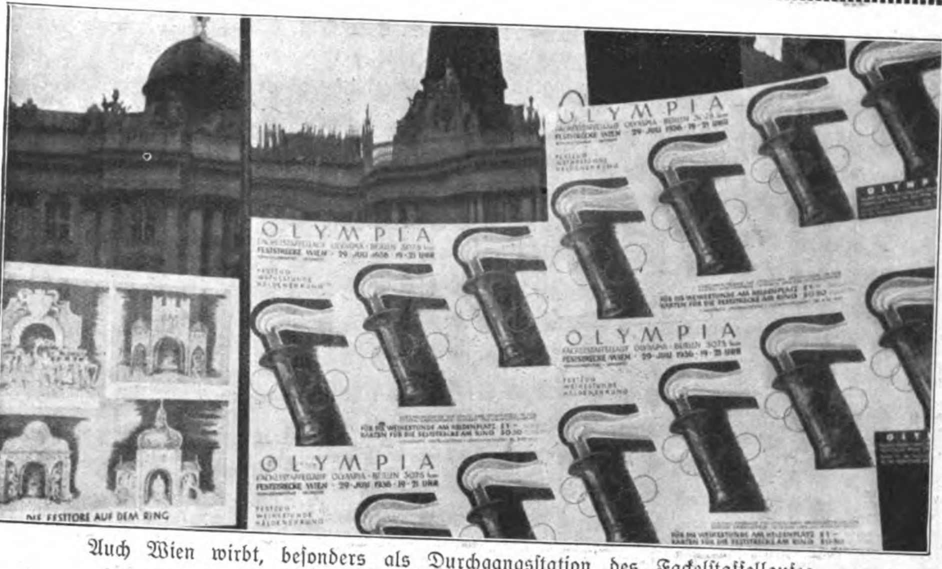


Der berühmte „Graben" in Wien.
Heute stehen dort nicht mehr die weltbekannten Wiener Fiaker. Der Platz ist heute von Autodroschken eingenommen.



Aber der Fiaker in Wien lebt noch.
Er hat seinen Standplatz gewechselt. Heute steht er am Ring, wo die Fremden ihn zu Rundfahrten suchen.





Auch Wien wirbt, besonders als Durchgangsstation des Fackelstaffellaufes, für die Olympia Berlin 1936.

Der unsterbliche Wiener in seinem unsterblichen Kaffeehaus.

Vor ihm zwei Glas Wasser, die Aufmerksamkeit des Wiener Kaffeehauswirtes, der dem Gast zum Kaffee stets neues, frisches, klares Brunnenwasser vorsetzt.

(Bild links oben.)
Der Wiener Dienstmann raucht auch heute noch seine unvermeidliche Virginier.



Aufnahmen für den „JB." von Bayer. Bildbericht-Fischer.

(Bild links.)
Der Wiener liebt die Natur

Jeden schönen Tag und jede freie Stunde nützt er aus zu einem Ausflug in die Umgebung. Unser Bild zeigt Familien auf dem Weg zum Leopoldsberg. Der Rückweg von dort führt durch das berühmte Grinzing.



Der alte Stephan, vom „Graben" aus gesehen.

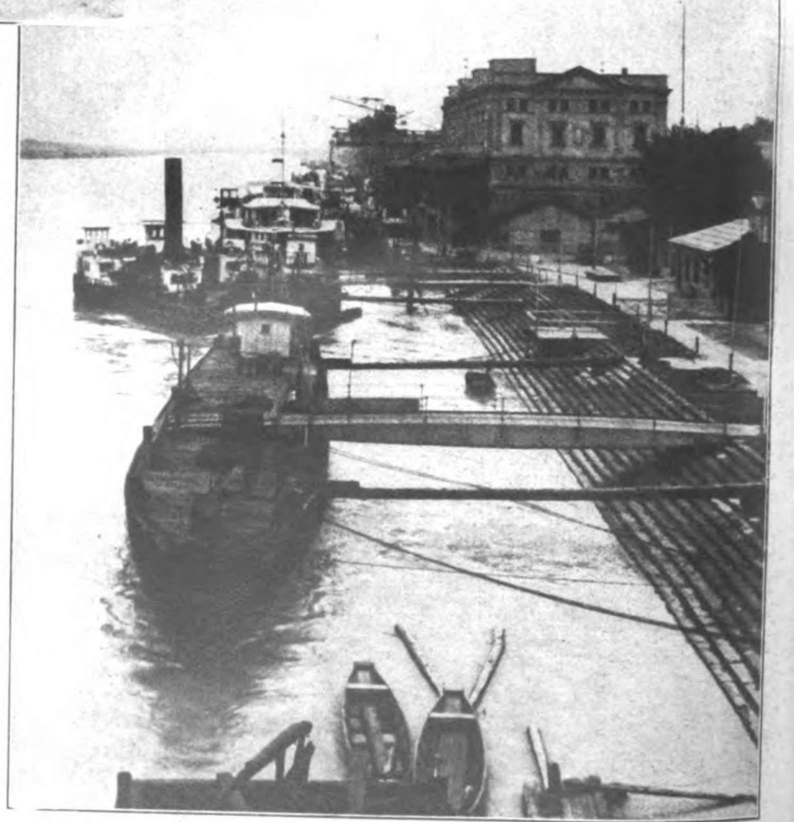
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



In Wien sind die öffentlichen Fernsprechapparate auf Zeit eingestellt. Der Pfeil auf einer Uhr deutet den Ablauf der Gesprächsdauer von $6^1/_2$ Minuten an. In dieser Zeit dürfen beliebig viele Gespräche geführt werden.



Das schöne Wien.
Blick auf den Ring, Wiens große Prachtstraße, an der die Monumentalbauten stehen.



Im Wiener Donau-Hafen
Ununterbrochen kommen und gehen hier die Flußfahrzeuge.



Mitglieder der Deutschen Arbeitsfront in Rom machen einen Ausflug nach dem kleinen Ort Fregene am Mittelländischen Meer. Der Stützpunkt der DAF. in Rom umfaßt heute 400 Mitglieder, Deutsche, die in Rom erwerbstätig sind.

DAF.-ROM fährt ans Meer

Die Deutschen in Italiens Hauptstadt haben eine Gruppe der Deutschen Arbeitsfront ins Leben gerufen. Stunden fröhlichen Beisammenseins knüpfen das Band der Kameradschaft der in Rom arbeitenden Deutschen nur noch fester.



Ankunft der ersten Teilnehmer am Ausflug in Fregene. Verhandlung mit den Zollbeamten des Ortes.



Links: Auch der deutsche Botschafter, von Hassel (×), ist häufig Gast der DAF. Rom.



Lustiges Spiel am Strand. In Rom ist es im Sommer heiß; um so mehr genießen die Ausflügler das kühlende Bad im Meer

Aufnahmen: Weltbild — Boecker

Bild links: „Frutti di mare!" Ein Fischer, der „Früchte des Meeres", also Muscheln und Seetiere zu verkaufen hat, erweckt bei den Ausflüglern der DAF Rom Appetit auf seine Ware.



Vorführung des Olympia-Films „Jugend der Welt"



Eine fröhliche Stunde bei den Philippinen, die es sich in ihrem Olympia-Heim besonders gemütlich gemacht haben.



Zwei Angehörige der indischen Olympia-Mannschaft versuchen sich an der etwas schwierigen Lektüre einer deutschen Zeitung



Ein Südafrikaner mit dem Talisman seiner Mannschaft.

Aufnahmen: Weltbild.



Japaner inmitten deutscher Teilnehmer während der Vorführung des Olympiafilms „Jugend der Welt" im Olympischen Dorf.



Der Kommandant des Olympischen Dorfes, Oberstleutnant von und zu Gilsa, und der Reichssportführer von Tschammer und Osten unter den Zuschauern während der Filmvorführung.



Den Peruanern gefällt die Vorführung ganz besonders. Durch lauten Beifall bekunden sie dies.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 6 47 und 22 1 31. zwischen 12—2 Uhr 22 1 34. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855; Wien 79 921; Prag 77 303; Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 190 423; Budapest 13 532; Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20 7 55 und 20 8 01. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680 000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]



Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 31 / DONNERSTAG, 30. JULI 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



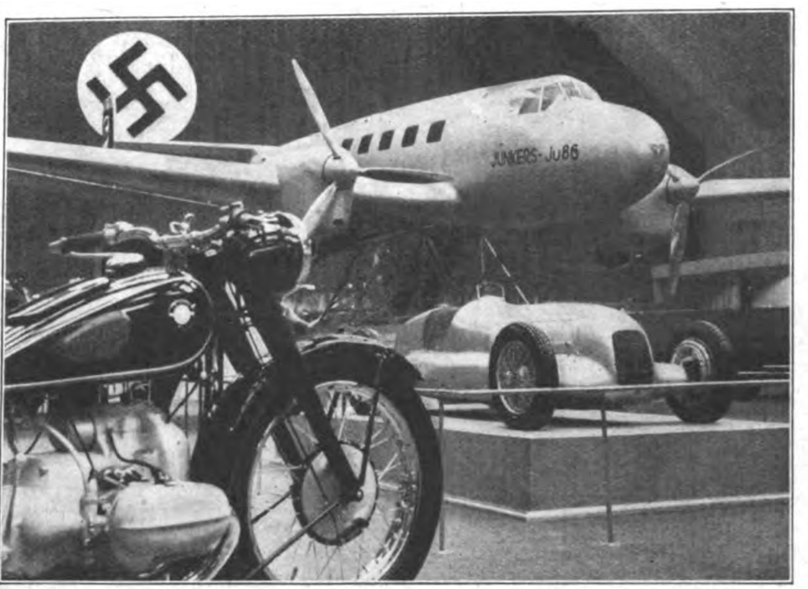
Originelles Olympiatraining auf dem Reichssportfeld.

Die beiden japanischen Leichtathletinnen Frl. Nischida und Frl. Koniya haben sich für ihre gymnastischen Übungen ein Fußballtor ausgesucht.

Presse-Bild-Zentrale.



Reichspropagandaminister Dr. Goebbels während der Eröffnung der großen „Deutschland“-Ausstellung bei der Betrachtung einer wertvollen Inkunabel (alter Wiegendruck).



Die Vertreter der Motorisierung Deutschlands.
Ein Motorrad (BMW.), ein Rennwagen (Mercedes-Benz) und ein Schnellflugzeug (Junkers) zeigen das sieghafte Fortschreiten des Motors, dem der Führer im neuen Deutschland neue Wege gebahnt hat.

DEUTSCHLAND

Die gewaltige Ausstellung über Leben und Leistung des historischen und des heutigen Deutschlands wurde am 18. Juli am Kaiserdamm zu Berlin aus Anlaß der Olympischen Spiele 1936 von Reichspropagandaminister Dr. Goebbels eröffnet.

Die Ehrenhalle in der großen Deutschlandschau am Kaiserdamm zu Berlin. enthält als Geleitwort einen markanten Satz Adolf Hitlers.

Die Straßen Adolf Hitlers, ein Wahrzeichen des Dritten Reiches, in der Abteilung Reichsautobahn
Im Vordergrund eine Reliefdarstellung einer Autobahnstrecke mit Brücken und Viadukten.



Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (4), Weltbild (1).

Links: Eine Darstellung „Partei — Volk — Reich — alles in einer Hand!"

Die Tafel links besagt: „Das Reich ist ein Führerstaat. Partei, Volk und Reich werden nach dem Führergrundsatz geleitet und verwaltet. Der Nationalsozialismus hat den Primat des Volkes aufgestellt. Die Gemeinschaft des Volkes ist der Inbegriff des politischen und völkischen Lebens." Auf der Tafel rechts heißt es: „Die politische Lenkerin und weltanschauliche Gestalterin des einheitlichen Volkes und Reiches ist die Partei. Sie gibt dem Reich den Führer. Führer und Volksgemeinschaft sind die beiden Angelpunkte, um die das gesamte völkisch-staatliche Leben kreist."

Die Tafeln im engeren Rahmen um das Bild des Führers enthalten die Bezeichnungen der ihm als Reichskanzler unterstehenden Reichsministerien. Die Tafeln des weiteren Rahmens bezeichnen die Gliederungen der Bewegung und politischen Organisationen, welche ihm ebenfalls sämtlich untergeordnet sind.

Jahrtausende reichen sich die Hände: Olympia



Zwölf junge Griechinnen schreiten zum Hohlspiegel, in dem die Sonne Griechenlands den Ölzweig zur Entzündung brachte, der der Olympischen Fackel sein Feuer gab.



Im Kreis: Die brennende Fackel wird über die Stätten der antiken Kampfbahn in Olympia zum Altar gebracht.



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (4), Weltbild (2).

Bild links: Die feierliche Entzündung des Heiligen Feuers durch die jungen Griechinnen am Altar zu Olympia.

Der Fackellauf mit dem Olympischen Feuer von der Stätte der antiken Olympischen Spiele bis nach Berlin, zum Olympia 1936, nimmt seinen Anfang. Der erste Läufer, Konstantin Kondylis, ein Neffe des griechischen Generals Kondylis, entzündet auf dem Altar zu Olympia die erste Fackel.





Das Olympische Feuer erreicht im Staffellauf die Akropolis von Athen.

Links: Zwischen den Fahnen der Nationen kommt der Läufer zur Akropolis gelaufen. Rechts: Ein Priester schreitet in Begleitung von griechischen Jungfrauen mit dem Heiligen Feuer zum Altar auf der Akropolis, um dort mit der Olympischen Fackel ein Feuer zu entfachen.

Im Olympischen Dorf: 40 Küchen

bereiten die Nationalspeisen der Länder und behüten Gesundheit und Training der Olympia-Kämpfer



Das ist Kapitän Ewald Pütz vom Norddeutschen Lloyd, der Vater des ganzen Dorfes, was die Verpflegung der Olympiateilnehmer anlangt.

Die Verpflegung der Teilnehmer an den Olympischen Spielen 1936 hat der Norddeutsche Lloyd übernommen. Unsere Bilderfolge gibt einen Einblick in die wunderbare Organisation, mit der Deutschland seine Sportgäste in einem noch nicht dagewesenen Stil versorgt.

Rechts: Die „Bastion" im Olympischen Dorf, eine alkoholfreie Bar auf der Promenade. Hier bekommen die Olympiakämpfer aller Nationen die besten Erfrischungsgetränke, aber — wie es sich im Olympischen Dorf gehört — ohne Alkohol.



Aufnahmen unseres Sonderberichterstatters Fritz Boegner.

Bild unten: Ein 5-Uhr-Flipp an der alkoholfreien Bar. Ein südländischer Olympiateilnehmer freut sich auf das kühlende Getränk.





Das ist Obersteward Junghanns, ebenfalls vom Norddeutschen Lloyd; er hat die gesamte Bedienung im Olympischen Dorf unter sich.

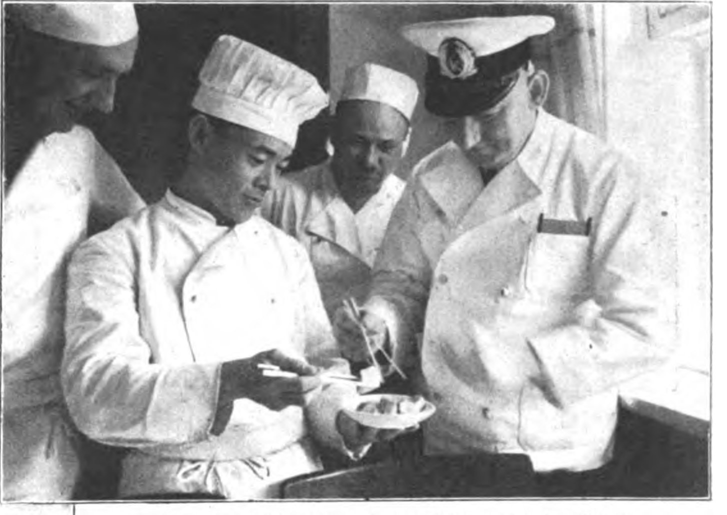


Das ist Herr Enchelmayer, der Chef aller Küchen. Er steht zusammen mit einem Mann in der neuen Uniform der Boten des Olympischen Dorfes.

Die Köche der verschiedenen Nationen unterhalten sich mit ihren deutschen Kollegen angeregt über Küchenfragen. Sie stehen vor dem großen Küchenhaus im Olympischen Dorf. Hinter den sichtbaren Fensterreihen befinden sich die Küchen

Das Olympische Dorf in der Nähe des Reichssportfeldes ist in diesen wenigen Tagen, die uns noch vom Beginn der Olympischen Spiele trennen, von ganz besonderem Interesse für ganz Deutschland und die übrige sportbegeisterte Welt. Deutschland hat die Olympischen Spiele in einer Weise organisiert und aufgebaut, wie dieses völkerverbindende, größte Sportwerk noch nie

Bild unten: Eine argentinische Spezialspeise, „Empanadas à la criolla", ist bereitet worden und wird vom argentinischen Koch begeistert gepriesen.



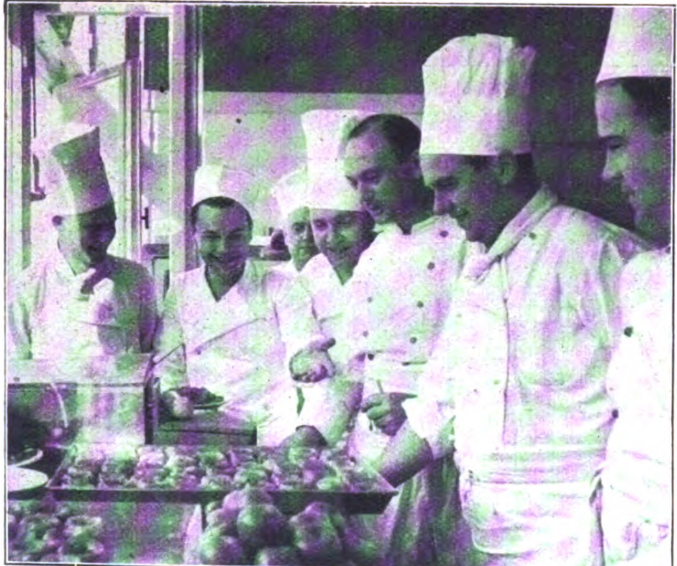
Japanische Köche zeigen einem Küchenmeister des Norddeutschen Lloyd die Fertigkeit der japanischen Art, mit zwei Stäbchen zu essen.



In etwa 150 solchen massiv gebauten Steinhäusern, inmitten grüner Matten idyllisch gelegen, wohnen die Kämpfer im Olympischen Dorf.

Aufnahmen für den „I. B." von Fritz Boegner.

Betreuung und Verpflegung der Kämpfer im Olympischen Dorf: Ägypter werden vom Koch ihres Landes gefragt, ob ihnen die Zubereitung der Speisen zugesagt hat.



Gefüllte Tomaten, wie sie die Olympiakämpfer Italiens in großen Mengen zu verzehren lieben.



Im Oval: Ein Olympioteilnehmer von der Mannschaft Indiens vor dem Kasten der Deutschen Reichspost, dessen Inhalt mit dem Olympia-Sonderpoststempel versehen wird.



Bild links:
Blick in eine der luftigen, mit allen Bequemlichkeiten und praktischen Neuerungen ausgestatteten Küchen im Olympischen Dorf.
Auch diese Küchenbetriebe unterstehen, wie der gesamte Verpflegungsapparat, dem Norddeutschen Lloyd.

in Szene gesetzt worden ist Der „I. B." wird während der Olympischen Spiele in seinen Berichten noch oft Gelegenheit haben, einen Blick in das Olympische Dorf tun zu lassen Der heutige Bericht zeigt einen Ausschnitt aus der Wunderorganisation der Verpflegung.

Der elektrische Olympia-Richter:

Das Loebner-Zeitmeßgerät

Die Forderungen nach absoluter Genauigkeit sind mit der Steigerung der Höchstleistungen auf allen Gebieten des Sports immer höhere geworden. Die Messungen, die in früheren Zeiten durch menschliche Sinne vorgenommen wurden, waren selbstverständlich in vieler Beziehung zu ungenau und den modernen Forderungen nicht mehr gerecht. Die heutigen Messungen werden auf elektrischem Wege durchgeführt und erreichen eine Präzision bis zur Genauigkeit von 1/1000 Sekunde.

Aufnahmen: H. H. Hartmann.





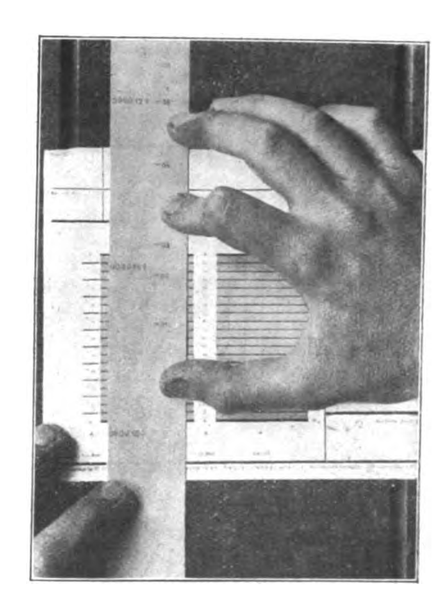
Das Löbner-Zeitmeßgerät wird durch das Zielband ausgelöst und druckt auf einem Papierstreifen Zehntel- und Hundertstelsekunden ab. Gleichzeitig wird der Augenblick im Film festgehalten.

Die obere Aufnahme unseres Photographen würde den falschen als Sieger erkennen lassen, während das untere Bild, ein Filmstreifen aus dem Meßgerät, den richtigen Sachverhalt am Zielband einwandfrei festhält.



Bild links:
Das Zeitmeßgerät ist denkbar einfach zu handhaben.

Der Bedienende muß lediglich die Zeit ablesen, nachdem die Läufer das Zielband passiert haben, im Zweifelsfalle muß das Filmband zu Rate gezogen werden.



Zur Feststellung der ganz präzisen Zeit wird eine Tabelle zu Hilfe genommen, auf die der bedruckte Streifen aus dem Zeitmeßgerät aufgelegt wird. Dadurch läßt sich die Zeit sogar auf 1/1000 Sekunden ablesen.



Eine Abteilung antimarxistischer spanischer Truppen aus Marokko wird an der Küste bei Cordoba ausgeschifft.



General Franco, der Führer der spanisch-nationalen Militärgruppe.



Rechts:

Ein Soldat zerstört ein Straßenschild.

Die Straßen vieler spanischer Städte trugen Namen marxistischer Politiker. Ein Soldat der Gegenrevolution vernichtet unter dem Beifall der Menge die Aufschrift eines Schildes.

Aufnahmen: Presse-Photo (3).

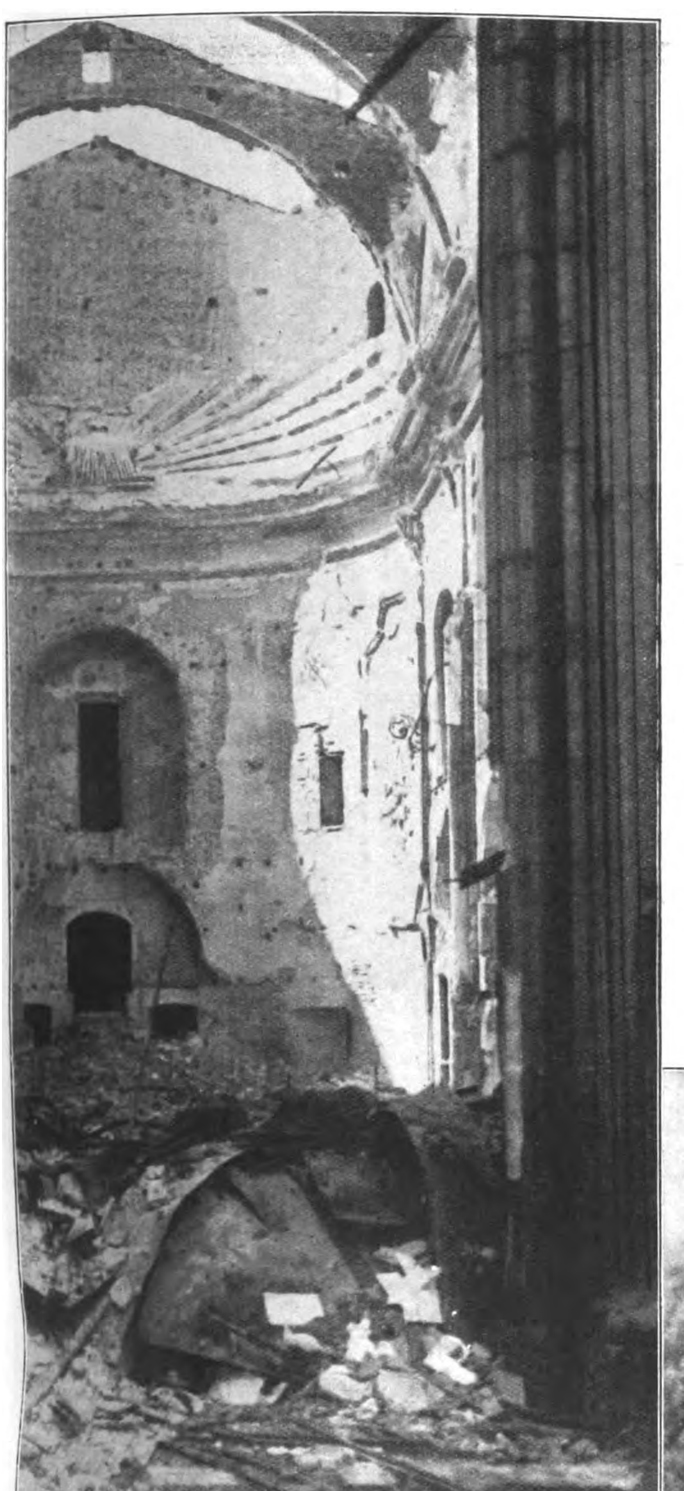
Bürgerkrieg in Spanien



Links: Angehörige der marxistischen Volksfronttruppen mit einem Maschinengewehr.



Bei den Straßenkämpfen dienten aufgetürmte Pferdeleichen als Barrikaden.





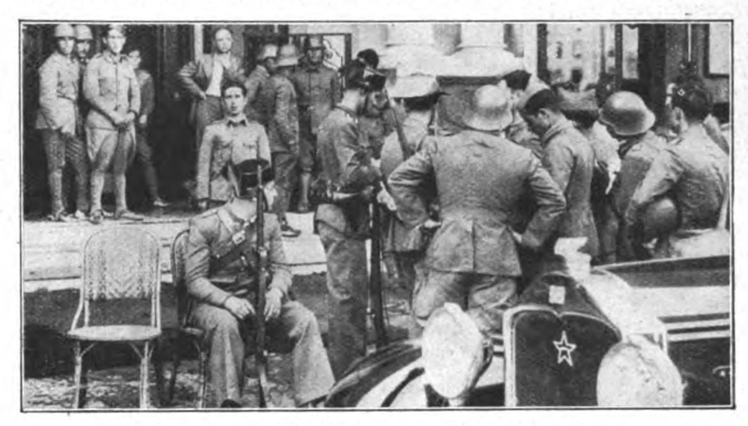
Eine zerstörte und ausgebrannte Kirche.

Ein typisches Bild für die gegenwärtigen Zustände in Spanien. Seit sich dort der Marxismus unter der Führung Moskaus ausgebreitet hat, gehen Kirchen und Klöster in Flammen auf. Mit Beginn der Erhebung der nationalspanischen Militärgruppe bestanden die ersten „Repressalien" der Volksfront in neuen Plünderungen und Zerstörungen zahlreicher Kirchen.

Aufnahmen: Weltbild (6).



Straßenbild aus den spanischen Bürgerkriegstagen.
Ein toter Guardia de asalto (Polizist) auf der Plaza Catalana in Madrid.



Gefangene spanische Soldaten vor dem Hotel Colon in der spanischen Hauptstadt.



Rechts: Bild aus den Kampftagen in Barcelona.

Zahlreiche Pferdeleichen verbreiteten in den Straßen einen pestilenzartigen Geruch und wurden daher an Ort und Stelle verbrannt.

Der Weltkongreß für Freizeit und Erholung wurde in der vorigen Woche durch eine große Festkundgebung in der Musikhalle in Hamburg eröffnet. Die Musikhalle und der Karl-Muck-Platz wiesen prächtigen Flaggenschmuck auf. Vor der Halle flatterten an hohen Fahnenmasten die Flaggen aller teilnehmenden Nationen. Eine tausendköpfige Menschenmenge beobachtete die Anfahrt der Teilnehmer. Besonders freudig begrüßt wurde der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, der die Schirmherrschaft des Kongresses übernommen hat. Die Musikhalle war wunderbar mit unzähligen Blumen ausgeschmückt. An der Stirnwand des Saales war das Symbol des Kongresses, die zur Sonne hinauffliegende Friedenstaube, angebracht. Auf dem Podium nahmen bei den Fahnen der 46 Nationen die Mitglieder des Internationalen Beratungskomitees mit Mr. Town Kirby, USA., Platz. Alle Mitglieder des Komitees sind hervorragende Vertreter ihres Landes, und so saß ein Gremium zusammen, wie man es sich interessanter nicht vorstellen kann. Als der Stellvertreter des Führers im Kongreßsaal erschien, wurde er von sämtlichen Teilnehmern stehend mit erhobenem Arm begrüßt. Die Festsitzung wurde dann eröffnet mit der Euryanthe-Ouvertüre von Karl Maria von Weber, vorgetragen durch das große Orchester des Reichssenders Hamburg. Als die Töne verklungen waren, eröffnete der Präsident des deutschen Organisationsausschusses Rentmeister den Kongreß. Als der Redner seine Worte beendet hatte, bestieg der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, das Rednerpult. Minutenlang erdröhnte das Haus von der jubelnden Begrüßung, die ihm zuteil wurde. Auf die Worte des Reichsministers Heß folgte wieder außerordentlich starker Beifall. Dann ergriff als nächster Redner der Präsident des Internationalen Beratungskomitees Mr. Town Kirby das Wort. Auf Vorschlag von Mister Kirby wurde zum Präsidenten der Tagung der Schöpfer der Organisation „Kraft durch Freude", Dr. Robert Ley, ernannt.

Die Eröffnungsfeier des Kongresses für Freizeit und Erholung.
Ansprache des Grafen Baillet-Latour, des Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees.
Presse-Bild-Zentrale.

Der Weltkongreß für Freizeit und Erholung hat in Hamburg zu tagen begonnen.



Eine italienische Abordnung während der feierlichen Eröffnungssitzung des Kongresses.
Weltbild.

Der Gestalter unserer Großkundgebungen:

Architekt Albert Speer

Zum Reichsparteitag dieses Jahres wird das Zeppelinfeld in seiner entgültigen baulichen Gestaltung fertiggestellt sein. In jedem Jahre wird zu dem Festtage der Partei ein neuer großer Abschnitt des Gesamtplanes fertig sein und in den immer weiter sich spannenden Rahmen eingefügt werden. Seit 1933 hat der Architekt Speer die bauliche und künstlerische Gestaltung der Reichsparteitage zusammen mit der Stadt Nürnberg durchgeführt. Es ist bekannt, daß der Führer aus seiner lebendigen inneren Einstellung zum Bauen heraus auf die Pläne und die Durchführung einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Er verfolgt nicht nur stetig die Planung und die Durchführung der Einzelheiten, sondern gibt Anregungen und macht Skizzen, er ist als Bauherr zugleich ein schwungvoll mitreißender Baumeister. Wie Albert Speer gerne bekennt, gründen sich seine Arbeiten in Stil und Geist auf die Leistungen des verstorbenen Professors Troost, dessen Entwürfe und Bauten dem neuen München eine besondere Prägung geben. Es ist ein umfangreiches Arbeitsgebiet, das Albert Speer zu betreuen hat. Von der Reichspropagandaleitung der Partei ist ihm die künstlerische Leitung aller Großkundgebungen übertragen, und seit 1933 hat er allen größeren Veranstaltungen und Feiern Deutschlands das Gesicht gegeben.



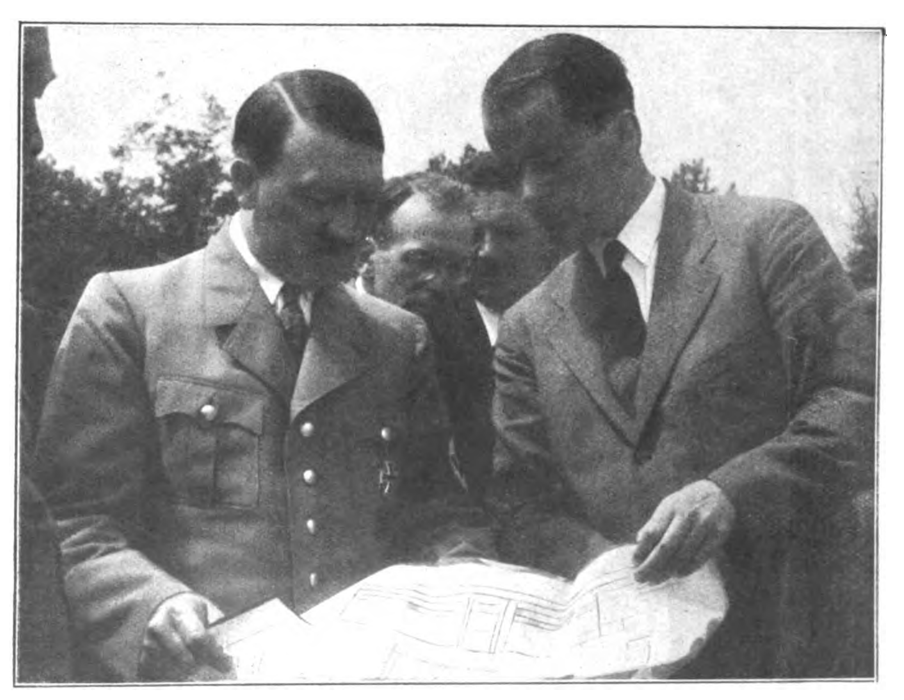
Albert Speer, der Architekt der Reichsparteitage zu Nürnberg, Leiter des Amtes „Schönheit der Arbeit" in der Deutschen Arbeitsfront, bei der Arbeit an seinem Zeichentisch.



Der Führer bespricht mit Pg. Albert Speer die Ausschmückung der Luitpoldhalle.



Der Führer und der Leiter des „Zweckverbandes Reichsparteitag", Reichsminister Kerrl, besichtigen mit dem Architekten Albert Speer das Nürnberger Reichsparteitaggelände.



Adolf Hitler und Architekt Speer bei einer Besprechung auf dem Reichsparteitaggelände in Nürnberg.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Die Bayreuther Festspiele 1936 wurden in Gegenwart des Führers feierlich eröffnet.

Die Aufnahme zeigt den Führer auf dem Weg zum Festspielhaus. Hinter ihm Obergruppenführer Brückner und Brigadeführer Schaub.

Aufnahmen für den „JB." von Heinrich Hoffmann und Weltbild.



Links:

Bayreuther Jugend drängt sich, einen Augenblick lang ihren Führer zu sehen.

Zu den großen Bayreuther Tagen, die im Hinblick auf den Beginn der Olympischen Spiele einen ganz besonders starken Besuch auch aus dem gesamten Ausland zu verzeichnen haben, erschienen die führenden Persönlichkeiten von Partei und Staat und des deutschen Kunst- und Kulturlebens.



Der Reichspropagandaminister und Frau Goebbels im Gespräch mit Frau Winifred Wagner, der Schwiegertochter des großen Meisters von Bayreuth.



Ehrengäste zur Eröffnung der Festspiele: Ministerpräsident Generaloberst Göring und Frau vor dem Betreten des Festspielhauses.

Bayreuth 1936

Die ganze Welt hörte durch Rundfunkübertragung den „Lohengrin" Richard Wagners aus Bayreuth. Die Festspiele nahmen in einem glänzenden Auftakt in Gegenwart des Führers ihren Anfang



Umjubelt von Tausenden, wie überall, wo sich der Führer zeigt, betritt Adolf Hitler den Garten des Festspielhauses von Bayreuth.



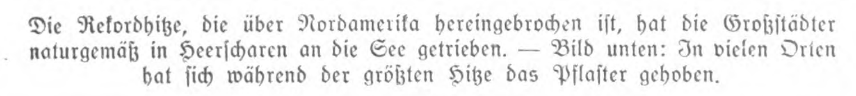
„Wir — wollen — unseren — Führer — sehen!"
Wie eine Mauer stehen Volksgenossen vor dem Festspielhaus und warten auf den Augenblick, in dem der Führer an einem der Fenster des Gebäudes sichtbar wird.

Aufnahme: Leo Bauer.

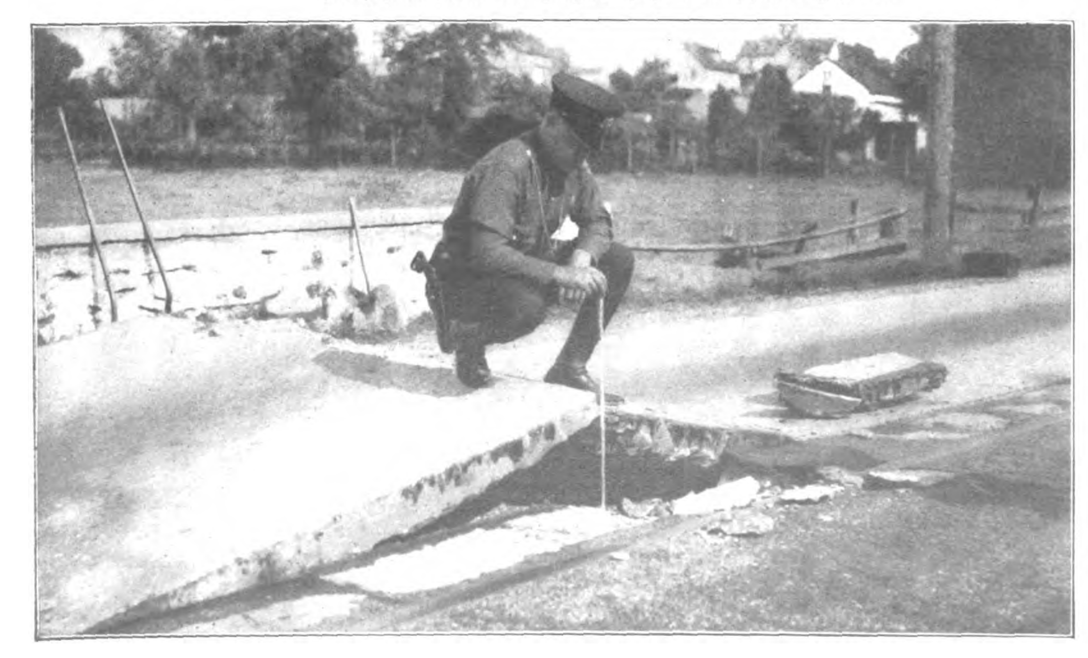
Rekordhitze in Amerika

Aufnahmen: Presse-Photo.

In den großen Springbrunnenanlagen in der Nähe des Kapitols in Washington badeten während der unerträglich heißen Nächte die Einwohner.



Die Rekordhitze, die über Nordamerika hereingebrochen ist, hat die Großstädter naturgemäß in Heerscharen an die See getrieben. — Bild unten: In vielen Orten hat sich während der größten Hitze das Pflaster gehoben.





Zu den verheerenden Wirkungen der Dürre kam die Heuschreckenplage.
Ein Farmer hinter dem Fliegengitter, das die Häuser notdürftig gegen das Ungeziefer schützte.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(8. Fortsetzung)

„Aber daß sie ihn nicht mal besuchen kommt", meinte Fritze.

Kubowski zuckte die Achseln. „Wozu denn? Die hat gerade genug von der Sache."

Karl blickte starr auf die Decke. Niemals erfuhr er, daß sein Vater der Muschi das Versprechen abgenommen hatte, ihn weder zu besuchen noch jemals wieder ein Wort mit ihm zu sprechen. Es sollte und mußte aus sein. Das sah auch Muschi ein.

7.

Man muß etwas dagegen tun

Die Mutter sah riesenhafte schwarze Gespenster, sie sah drohendes Unheil lauern in allen Ecken. Täglich lief sie klein, hurtig und ängstlich besorgt in das Krankenhaus, sie brachte Bücher und Bananen und Kuchen, saß auf dem Bettrand und verhätschelte Karl. Sie sah in ihm das unschuldige Opfer böser Gewalten, von einem gewissenlosen Weibe verführt und in den Abgrund gestoßen. Indes hat ein wohlwollendes Geschick im letzten Augenblick die rettende Hand nach ihm ausgestreckt und ihn vor dem ärgsten bewahrt.

Größeres Unheil stand bevor: Charlott . . .

Mutti sammelte alle ihre Energien zum entscheidenden Vorstoß. An einem Abend, die erste Erregung über den Fall Karl hatte sich gelegt, sagte sie: „Hör mal, Albert, ich muß mit dir reden."

Kubowski raschelte mit der Zeitung und tat, als hätte er nicht geschlafen. Muttis Tonfall machte ihn stutzig, und er war sofort wach. „Was gibt's denn?" fragte er erstaunt.

„Hör mal, Albert, so geht das nicht weiter. Du mußt endlich aufhören, mit verbundenen Augen rumzulaufen und nischt zu hören und nischt zu sehen. Du hast nu deutlich gesehen, wo deine Erziehungsmethoden hinführen, weil du immer sagst, soll jeder machen, was ihm paßt, und schiebst alle Schuld auf Karl 'n, und wenn's mal mit Charlott genau so kommt, oder vielleicht noch schlimmer, denn gehen dir vielleicht endlich die Augen auf, aber denn ist es zu spät"

„Was denn", Kubowski war unangenehm berührt, „was willst du eigentlich, was soll ich tun, was paßt dir denn nicht?"

„Was mir nicht paßt, das will ich dir sagen. Mir paßt nicht, daß meine Tochter sich rumtreibt, das ist doch kein Lebenswandel für 'n junges Mädchen, keine Nacht ist die vor zwei oder drei im Bette, wo soll denn das hinführen? Und weißt du denn, wo die sich in Wirklichkeit rumtreibt? Was ist das denn für 'n Lokal, wo sie angeblich immer sitzt, hast du schon mal von so 'm Lokal gehört? Ich nicht. Alles Märchen, sage ich dir."

Kubowski seufzte. „Angenommen, es ist so. Was soll denn also nach deiner Meinung geschehen?"

„Du mußt handeln, Du mußt dir auf die Beene machen und richtig mal feststellen, wo die sich rumtreibt."

Kubowski runzelte die Stirn und verhielt sich ablehnend, aber er vermochte nach dem Vorfall mit Karl nicht mehr die ganze Frage in Bausch und Bogen abzutun, und am nächsten Abend betrat er im neuen blauen Anzug, eine falsche Perle in der kunstseidenen Krawatte, den Siebenten Himmel.

*

Es hatte sehr den Anschein, als wäre Herr Neuhauser zu Geld gekommen. Robert und Bonzo warfen sich Blicke zu, man mußte handeln.

Herr Neuhauser hatte einen elganten Pelzmantel, der noch etwas nach Lager roch, er besaß eine goldene Uhr und hatte einen Ring mit einem ganz anständigen Brillanten am Finger.

„Mensch," sagte Dempsey kopfschüttelnd, „was mit dir bloß los ist? Hast du mit dem ehrenwerten Satan ein Bündnis geschlossen?"

Neuhauser lachte geschmeichelt und ließ den Brillanten blitzen. „Ja siehst, i hab's euch immer g'sagt, aus dem Neuhauser wird no amal was."

„Nu sag mal im Ernst: wo kommt der plötzliche Mammon her?"

Neuhauser lächelte: „Geschäfte", sagte er geheimnisvoll.

„Geschäfte! Jetzt weiß ich's, glaubst du?"

„Grundstücke," sagte Neuhauser.

„Der Herr aus Köln, ja?"

Neuhauser fuhr herum: „Wieso weißt denn das?"

„Na hör mal. Du hast es ja neulich selber gesagt, als wir mit Charlott saßen. Du gingst zum Bahnhof, um den ehrenwerten Herrn aus Köln abzuholen."

„Ach ja", sagte Neuhauser zerstreut, „dös hab i ganz vergessen. Hab i denn sonst no was g'sagt?"

„Daß du viel Geld verdienen willst."

„Ja, ja", sagte Neuhauser nachdenklich, „leicht is es ja net, dös elende Geldverdienen." Er stieg von seinem Stuhl herab. „I geh den Schani begrüßen", sagte er, „schaut's euch nur die Charlott an, wie knusprig die heut wieder is."

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und ging schlenkernd durch das Lokal.

„Verzeihung, Herr Neuhauser", sagte der Robert.

Neuhauser blieb stehen. Er blickte in Roberts Gesicht, es war ruhig und undurchdringlich wie immer. „Was gibt's denn?" fragte er und zog etwas die Augenbrauen hoch.

„Kann ich Sie mal einen Augenblick sprechen, Herr Neuhauser?"

„Jetzt, ausgerechnet jetzt? Hat dös net Zeit für später?" fragte er ungehalten.

„Ich meine, die Gelegenheit ist günstig, Herr Neuhauser."

Neuhauser zog eine Hand aus der Tasche und knackte nervös mit den Fingern, sein unruhiger verschwommener Blick glitt zur Seite. „Na ja", sagte er schließlich, „kommen S'."

Sie gingen zusammen hinaus und blieben im Korridor stehen; aus der Küche klang Tellergeklapper, und es roch nach Speisen. Plötzlich war auch Bonzo da. Er lächelte höflich.

„Alsdann — ich will euch mal was sagen", Neuhauser runzelte die Stirn und schlug einen forschen Ton an, „ihr glaubt's wohl, i bin über Nacht a Millionär g'worden. I hab euch tausendmal scho g'sagt, i bezahl mei Schulden, und dabei bleibt's. Ihr braucht's ka Angst net habn. Aber drängeln laß i mi net, dös sag i euch glei! Euer Geld kriagt's, aber net auf aamol. So viel hab i net."

„Verstehen Sie uns nicht falsch, Herr Neuhauser", sagte Bonzo, „wir wollen durchaus nicht drängeln, es ist bloß —"

„I gib euch jedem fuffzig Mark", sagte Neuhauser großzügig, „dös übersteigt scho eh meine Verhältnisse." Er griff in die Seitentasche seines Jacketts.

Bonzo warf einen fragenden Blick auf Robert.

Robert legte den Kopf auf die Seite. „Das ist wenig, Herr Neuhauser", sagte er. „Mit fünfzig Mark ist uns wirklich nicht geholfen."

„Geholfen, geholfen", sagte Neuhauser und fuhr mit der flachen Hand durch die Luft, „ihr wollt's mir do net weismachen, daß ihr dös Geld dringend brauchts. Besonders Sie, Herr Robert, von Ihna weiß do a jeder, daß Sie mehr Geld habn als wir alle zusammen. Sie könntens Ihna schon längst a Hotel kaufen, wann S' nur wollten"

„Das hat ja damit nichts zu tun, Herr Neuhauser", sagte Robert, „darum müssen Sie ja doch Ihre Schulden bezahlen. Besonders, wo Sie doch jetzt so viel verdienen."

„Is ja net wahr, dös bilds ihr euch nur ein Den Ring da —" er hob die Hand — „den hab i scho vor zwanzig Jahrn g'habt, der is no aus der guten Zeit. Den hab i nur ausglöst aus 'm Leihhaus."

„Aber bedenken Sie doch, Herr Neuhauser", sagte Robert scherzend, „wie die Grundstücke im Wert steigen werden."

„Was heißt Grundstücke?" fragte Neuhauser ziemlich scharf. „Was gehn Sie meine G'schäfte an."

„Entschuldigen Sie, Herr Neuhauser, ich dachte nur, wie vermögend Sie sein müssen, wenn Sie so ein großes Grundstück erwerben konnten. Ganz abgesehen davon, daß es dreimal soviel wert ist, wenn erst das Strandbad gebaut wird."

Neuhausers Hand bebte leicht, er preßte die Lippen aufeinander.

„Es ist nur ein Zufall, daß ich davon weiß", sagte Robert, „ich habe neulich das Grundbuch eingesehen."

Neuhauser war sofort auf dem Posten, er verlor nicht die Fassung. „Dös g'hört ja net mir, dös is ja nur a Transaktion."

„Solche Transaktionen sind aber sehr einträglich", sagte Robert höflich.

„Ah wo", tat Neuhauser nachlässig, „dös scheint nur so. Aber i will net länger mit euch hier rumstreiten, ihr kriagt's jeder hundert Mark und fertig."

„Gut", sagte Robert, „fürs erste genügt das. Bonzo, ja?"

Bonzo nickte heftig.

Neuhauser griff in die Tasche und zog ein paar Fünfzigmarkscheine hervor; er reichte jedem zwei.

Die beiden Kellner verbeugten sich lächelnd.

Neuhauser ging ins Lokal zurück. Er war innerlich verwirrt, und etwas bohrte drohend in ihm. Der Kerl, der Robert, war ihm unheimlich, er konnte nicht davon loskommen. Wie kam der dazu, im Grundbuch herumzuschnüffeln, das war kein Zufall, das war kein Zufall.

Neuhauser ging langsam und schlenkernd durch das Lokal und setzte sich an Jans Tisch.

Charlotts Wangen glühten, ihr Haar schimmerte wie Messing, und es stand etwas wirr.

„Du sollst nichts mehr trinken, kleiner Frosch", bat Jan.

„Ach laß doch — morgen ist Sonntag, da kann ich mich ausschlafen." Sie blickte gerade zur Türe, da kam ihr Vater herein. Sie war sofort nüchtern. „Kinder!" rief sie entsetzt, und bohrte ihre Finger ins Jans Handfläche.

Jan und Neuhauser erschraken. „Was ist denn los?" fragte Jan und blickte nach der Tür.

Kubowski nahm den Hut ab, fuhr sich behutsam mit der Hand über das Haar, um den schönen geraden Scheitel zu überprüfen, dann kam er langsam heran, forschend umherblickend

„Mein Vater —" sagte Charlott hastig. Ihr Herz klopfte wild. „Ich versteck' mich —"

Da hatte Kubowski sie schon entdeckt. Er schwenkte den Hut und kam auf den Tisch zu. Er war gut rasiert, duftete etwas nach Kölnisch Wasser und sah gesund und behäbig aus. Jan und Neuhauser standen auf.

„Da staunste, was?" sagte Kubowski und reichte Charlott die Hand, „das ist 'ne Überraschung! Tach, mein Kind!"

Charlott war fassungslos. „Sag mal, wie kommst du bloß — was — darf ich mal vorstellen: Herr Blaauw, Herr Neuhauser, mein Vater."

Sie drückten Kubowskis breite und harte Hand, dann setzten sie sich. Kubowski zog seinen Mantel aus, legte ihn über einen Stuhl, rieb sich vergnügt die Hände und setzte sich.

„'n Zufall", sagte er, „wir hatten 'ne Versammlung hier in der Nähe, und eben komm' ich hier vorbei, ganz zufällig, Donnerwetter, denk' ich, Siebenter Himmel, das ist doch das Ding, wo Charlott mal von erzählt hat, und ich denk' mir, will mal reinkucken, und siehe da — da sitzt das Fräulein Tochter und amüsiert sich. Ich störe die Herrschaften doch nicht?"

„Aber im Gegenteil!" rief Jan, „wir freuen uns ausgesprochen. Darauf müssen wir eins trinken!"

Kubowski lachte breit und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Bravo, so ist's richtig!"

Robert beugte sich zu Kubowski herab: „Der Herr, bitte?"

„Nee!" rief Jan, „wir trinken 'ne Flasche Wein zusammen, wenn Sie gestatten. 'n fröhlichen Mosel vielleicht."

„Piesporter Goldtröpfchen?" fragte Robert sachlich.

„Blendend, mein Junge! Bring' gleich zwei Flaschen, damit's auch langt", sagte Jan aufgeräumt.

„Der Schani hat die Spendierhosen an", sagte Neuhauser und blickte Kubowski an: „Möcht ma Ihnen aber net ansehn, daß Sie schon a erwachsene Tochter ham, Herr Kubowski."

Kubowski lachte geschmeichelt. „Ich hab' ja noch 'n Sohn, der um drei Jahre älter ist."

„Alle Achtung!" sagte Jan.

Charlott saß unruhig auf ihrem Stuhl, es kam ihr fremd und unglaubhaft vor, daß ihr Vater hier am Tisch saß und mit Jan sprach; sie hatte ein drückendes und unbehagliches Gefühl. Wenn das bloß gut geht!

Kubowski sah sich um und nickte beifällig. „Feiner Laden hier", sagte er und blickte wohlwollend auf Charlott. Nun waren alle Zweifel behoben, da saß leibhaftig der gewisse Holländer vor ihm, das Lokal stimmte, da war der komische Wiener, von dem Charlott erzählt hatte, der mit dem Gehen auf den Fußspitzen, und das war also ein glänzend erfochtener Sieg über Muttis dunkle Gespenster.

Kubowski fühlte sich sehr wohl und gehoben, alle waren liebenswürdig zu ihm, die jungen Herren waren patente Jungs, Neuhauser fand er ulkig, Jan war 'n feiner Kerl, und der Wein schmeckte vorzüglich.

Charlott trank nicht; sie saß auf Nadeln und wünschte, der Abend wäre recht schnell zu Ende. Schließlich stand sie auf und ging hinaus.

Im Korridor, neben dem Tischchen von Frau Kröger, stand Robert und ordnete vor dem Spiegel seine Frackkrawatte. Frau Kröger war nicht da, sie war vorn in der Garderobe beschäftigt.

Robert sah müde und abgehetzt aus. Charlott lächelte in den Spiegel.

„Heißer Tag heute!" sagte sie.

„Schlimm!" Er drehte sich um und blickte ihr in das Gesicht. „Ist Ihnen nicht gut, Fräulein Charlott?"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ach, ich fühle mich schrecklich, Robert."

„Wieso, ist Ihnen nicht gut?"

„Auch das. Aber es ist alles so blöd. Der dicke Herr ist mein Vater. Haben Sie schon gemerkt, ja?"

„Ich dachte es mir."

„Ich habe meinen Augen nicht getraut, Robert. Plötzlich geht die Tür auf, und mein Vater kommt herein. Und nun ist er eben dabei, sich mit Blaauw und Neuhauser zu verbrüdern." Sie blickte verdrossen nach der Tür zum Lokal.

„Warum nicht?" sagte Robert achselzuckend.

„Na, wissen Sie", versetzte Charlott ablehnend.

Aus dem Lokal kam Lärm und Gepolter. „Sie stehen nicht gut mit Ihrem Vater?" fragte Robert.

„Im Gegenteil, wir stehen blendend. Aber — ich weiß nicht, es ist mir nicht angenehm, daß er hierher kommt und so angibt."

„Ach, warum nicht? Lassen Sie ihn doch vergnügt sein."

„Ich laß ihn ja. Aber ich finde, es paßt sich nicht für einen älteren Herrn, so anzugeben. Besonders wenn's der eigene Vater ist, berührt es einen irgendwie komisch. Ich finde, es gehört sich, daß er zu Hause in der Sofa-Ecke sitzt und Zeitung liest."

Robert lächelte. Er blickte auf seine Armbanduhr: „Es ist zwei durch. Ich muß jetzt gehen."

„Auf Wiedersehen, Robert," sie reichte ihm die Hand, „also Dienstag wieder um sechs. U-Bahn-Station."

Er hielt ihre schmalen Finger: „Macht es Ihnen Spaß?"

„Enorm. Mir tun zwar alle Knochen weh, aber ich finde es herrlich."

Er lachte. „Das freut mich."

„Also auf Wiedersehen, Robert."

„Auf Wiedersehen." Aber er ließ ihre Hand nicht los. Sie blickte ihn mit weiten Augen an, er trat dicht vor sie hin und legte plötzlich einen Arm um ihre Taille. Charlott erschrak, sie stemmte sich mit ihrer kleinen Faust gegen seine weiße Hemdbrust und warf den Kopf zurück: „Nicht doch," stieß sie leise hervor. Er legte seine Hand in ihren Nacken und hob ihren Kopf. Charlott schloß die Augen. Er küßte sie, sie ließ die Arme fallen . . .

In der Tür drehte er sich noch einmal um und lächelte. Sie winkte ihm mit der Hand.

Dann ging sie ins Lokal zurück und setzte sich an den Tisch.

Jan blickte zu ihr auf: „Na, kleiner Frosch?" sagte er, „du bist ja heute so still." Er legte den Arm um ihre Schulter.

„Nicht doch," sagte sie und bog sich von ihm weg.

„Was denn?" fragte er, „was hast du?"

„Nichts," erwiderte sie.

Er lachte unsicher und wandte sich von ihr ab. Kubowski sang und zupfte vorbeitanzende Männer an den Jacketts, und wenn sie sich umdrehten, blickte er fort. Neuhauser lachte blökend. Sie amüsierten sich sehr.

Das Lokal leerte sich langsam, und dann brachen endlich auch sie auf.

Die Frühlingsluft schlug ihnen feucht und lau entgegen. Sie gingen ein Stück zusammen.

„Schon nach Hause," grollte Kubowski, „können wir denn nicht noch wo hingehen?"

„Was fällt dir denn ein," sagte Charlott, „es ist drei Uhr."

„Na wenn schon," sagte er und fuhr mit der Hand durch die Luft, „ist ja egal, wir wollen noch wo hingehen, Kinder."

„Ist schon alles zu," sagte Jan. Er war jetzt klarer und bemerkte Charlotts Verstimmung.

Kubowski blieb unter einer Laterne stehen. Er schwankte ein wenig. Der Kragen seines Mantels stand im Nacken etwas ab, und sein Hut war um eine Nummer zu klein. „Macht doch keen Quatsch, Jungs," sagte er, „ist doch noch früh am Abend. Wir wollen noch wo hingehen."

„Aber Papa," sagte Charlott, „es ist doch alles schon zu."

„Ist ja schon dreie," sagte Jan.

„Ihr könnts zu mir kommen, wann Ihr wollts," sagte Neuhauser müde, „i hab' noch an Schnaps z'haus —"

„Quatsch," rief Charlott, „wir gehn nach Hause."

„Laß doch, Kind," widersetzte sich Kubowski, „wenn er uns doch einlädt."

„An Kümmel könnts kriegen, wann Ihr wollts," wiederholte Neuhauser teilnahmslos.

„Nein!" Charlott stampfte auf.

„Lassen wir's doch für'n andermal," sagte Jan.

„Das meine ich auch," sagte Charlott entschieden. Sie streckte ihm die Hand hin: „Also auf Wiedersehen, Jan."

Jan nahm den Hut ab und drückte ihre Hand.

Kubowski murrte, aber er sagte nichts mehr. Er nahm auch den Hut ab und reichte den Herren die Hand: „Hat mich sehr gefreut," sagte er feierlich, „hoffentlich sehen wir uns bald wieder."

*

Karl kam nur langsam weiter in der Geschichte Roms, denn so oft er auf interessante Tatsachen stieß, ließ er das Buch sinken und blickte zu seinem Bettnachbarn Fritze hinüber: „Du, Fritze, denk mal an, der Caligula hat sein Pferd zu einem Gott erklären lassen. Was sagste dazu?"

Fritze war zu sehr von seiner eigenen Lektüre gefesselt, er wandte nur etwas den Kopf und brummte: „Is ja doll," ohne die Augen von seinen Nick-Carter-Heften zu lösen.

Karl blickte mißbilligend. „Wie kann bloß 'n erwachsener Mensch Nick Carter lesen. So 'n Quatsch."

„Laß doch, Mensch, macht doch Spaß."

Karl lachte kurz auf. „Na meinswegen."

Wenn die Besuchszeit herannahte, kämmten sie sich und blickten in den Spiegel und ordneten die Betten. Zu Fritze kam täglich eine sehr schöne vornehme Dame. Zuerst dachte Karl, der Fritze sei bei ihr Schofför gewesen, aber die Sache schien viel romantischer. Jedenfalls brachte die vornehme junge Dame große Mengen Obst und Konfekt und Zigaretten, und Fritze war sehr freigebig.

Dem Karl tat es leid, daß ihn nicht auch schöne junge Damen besuchen kamen. Mutti kam alle zwei, drei Tage mal, sonst kam niemand.

Sein Erstaunen war groß, als eines Tages sein Arbeitskollege Walter Friede auftauchte in Begleitung eines schöngewachsenen rothaarigen Mädchens mit großen und glänzenden schwarzen Augen

„Du mußt schon entschuldigen," sagte Walter, „das ist meine Schwester Anni, ich wollte sie nicht draußen warten lassen, wenigstens lernst du sie mal kennen"

Karl war verwirrt und reichte ihr die Hand. Sie setzte sich auf den Stuhl, und Walter nahm auf dem Bettrand Platz. Karl konnte sich nicht denken, was dieser Besuch zu bedeuten hatte. Walter Friede war ein Kollege aus der Setzerei, und sie standen ganz gut miteinander, aber es war dennoch merkwürdig, daß er ihn besuchen kam.

Walter war ein rotbackiger junger Mann mit hellen Augen und sah ganz anders aus als seine Schwester. Er erkundigte sich nach Karls Befinden, offenbar wußten sie es schon alle in der Setzerei, daß er eine Messerstecherei gehabt hatte. Aber Walter fragte nicht weiter danach, sie sprachen ganz allgemein.

„Wann kommste denn hier raus?" erkundigte sich Walter.

„In zehn Tagen", sagte Karl und warf einen Blick auf das rothaarige Mädchen. Sie hatte ein schmales Gesicht und knallrote Lippen, und ihre Wimpern stachen wie schwarze Nadeln aus dem Profil hervor. Sie saß schweigend und blickte auf ihren Bruder.

„Paß mal auf, Karl", Walter flocht die Finger seiner großen Hände ineinander, „ich wollte dich nämlich was fragen. Ich hab' dir mal erzählt von meinem Onkel Albert, der die kleine Druckerei in der Schönhauser Allee hat?"

Karl schüttelte den Kopf: „Nee"

„Also paß mal auf. Der Onkel ist nämlich gestorben, und nu will die Tante die Druckerei verkaufen —"

„Akzidenz?"

„Ja, 'ne Akzidenzdruckerei, tadellos eingerichtet, der Onkel hat erst voriges Jahr 'ne ganze Menge neue Schriften gekauft — für wieviel, Anni, du hast die Rechnungen doch auch gesehn?"

„Fünfzehnhundert Mark, nicht?" sagte Anni.

„Ja, für fünfzehnhundert Mark, alles tadellos. Also paß mal auf. Die Tante will die Druckerei verkaufen für fünftausend Mark. Zweitausend sofort, und in den nächsten drei Jahren je tausend. Das ist so gut wie geschenkt. Zu überlegen gibt's da nischt, so 'ne Gelegenheit, sich selbständig zu machen, kommt nicht wieder. Nu hat die Sache aber einen Haken." Er blickte auf seine Hände, dann hob er wieder den Kopf: „Ich habe nämlich das Geld nicht, und daran würde die ganze Sache scheitern. Nu habe ich mir aber folgendes gedacht: ich geh mit 'n Kollegen zusammen, der mir vorläufig das Geld pumpt. Natürlich gehört ihm so lange mein Anteil, bis ich abgezahlt habe, das wird alles im Vertrag genau festgesetzt. Und darum wollte ich dir mal fragen

Karl, ob du nicht Lust hättest, mit mir zusammen den Laden aufzuziehen. Wie denkst du darüber — ich meine, zunächst mal grundsätzlich?"

Karl zog die Stirne kraus und fuhr sich mit der Hand übers Haar: er fühlte den Blick des rothaarigen Mädchens auf sich ruhen und lehnte sich etwas zurück: „Tja", sagte er, „das ist natürlich schwer zu sagen —"

„Ich meine", fuhr Walter fort, „das Wichtigste ist natürlich, ob du in der Lage wärest, das Geld zu beschaffen."

„Also zweitausend Mark, wie?"

Walter Friede nickte: „Tausend für dich und tausend für mich als Darlehen."

Karl schob die Unterlippe vor: „Ach Gott, ich glaube, es würde schon gehen. Die Hälfte könnte ich auf jeden Fall beschaffen, aber damit wäre uns natürlich nicht gedient. Ich müßte eben mit meiner Schwester sprechen. Wir haben jeder tausend Mark von unserer Großmutter — es ist natürlich möglich, daß sie mir das Geld einstweilen pumpt, sie braucht's ja momentan nicht. Also das ginge wohl schon — aber —" er schwieg zögernd.

„Was denn — aber?" fragte Walter, „die Druckerei geht tadellos. Du kannst die Bücher einsehen, 'ne ganze Menge feste Kundschaft — überhaupt, du mußt dir das Ganze erst mal ansehen. Ich sage dir, du wirst genau so begeistert sein wie ich. Ich will dir natürlich nicht zureden, aber es wäre wirklich jammerschade, wenn man so 'ne Gelegenheit vorbeigehen ließe. Sowas ist 'ne Chance fürs ganze Leben."

„Natürlich", gab Karl zu, „das seh' ich schon ein."

„Und es macht doch auch viel mehr Spaß, wenn man für sich selbst arbeitet", sagte das Mädchen mit einer sanften Stimme.

*

Charlott wurde am Sonntag früh wach, als die Zeitung eingeworfen wurde. Sie schlief nun wieder in ihrem alten Zimmer, in dem Muschi Brandt ein paar Monate gewohnt hatte. Sie lag eine Weile wach im Bett, ihre Augen brannten. Sie horchte, es war alles still. Die Eltern schliefen noch. Schließlich ging sie ins Badezimmer und stellte sich unter die Dusche. Lauwarmes Wasser rieselte über ihren Körper, und sie bog sich zurück, um ihr Haar trocken zu halten. Sie rieb ihre Haut mit einer harten Bürste, hüllte sich in Seifenschaum, spülte ihn weg und stieg aus der Wanne. Während sie sich abtrocknete, stellte sie fest, daß sie nicht froh war, sie war nicht munter und lebendig wie an manchem anderen Morgen. Es fiel ihr nichts ein, worauf sie sich hätte freuen können. Sie wollte zu Hause bleiben und irgendwas lesen. Da fiel ihr ein, daß sie am Dienstag mit Robert verabredet war, um turnen zu gehen. Dieser Gedanke erfreute sie. Es war schön, turnen zu gehen, und als sie bei dem Gedanken verweilte, vermeinte sie den Geruch des Turnsaals zu verspüren, Gummisohlenschuhe und Leder, und die langen Reihen hellgelber Schwingkeulen rund an den Wänden, in Reih und Glied aufgehängt, rochen nach Holz und Lack, wie die senkrechten Leitern, die sie liebte, weil es ein herrlicher Spaß war, sich zwischen den Sprossen hindurchzuschlängeln, was die dicken Mädchen nicht konnten. Es war eine freundliche und beruhigende Atmosphäre im Turnsaal, man konnte sich ziemlich albern aufführen, und das war sehr lustig, nur wenn Männer mal hinzukamen und eine Weile zuguckten, mußte man sich zusammennehmen, denn die Männer konnten alles viel besser, und manche Mädchen genierten sich, weil die Männer mitunter Witze machten. Robert war einer der besten Turner im Verein, von frühester Jugend an trainiert. Wenn Charlott ihn am Hochreck turnen sah, erschien eine Riesenwelle nicht allzu schwierig, man konnte sich vorstellen, daß mit etwas Anstrengung und gutem Schwung es wohl gehen würde Wenn sie dann aber leichtfüßig und draufgängerisch hochsprang und sich an die kühle Eisenstange hängte, die Beine schwang und zur Stange emporblickte, fühlte sie sich wie gelähmt, sie hing an ihren Armen und konnte nur ein wenig mit den Beinen strampeln Sie sprang auf die Matratze hinunter und schämte sich. Sie bewunderte Robert sehr.

Jan wußte nicht, daß Charlott in Roberts Verein war und dort mit ihm zusammenkam. Er wußte nur, daß sie turnte, und sie sprachen selten darüber. Es interessierte ihn nicht sehr, er hielt mehr von Tennis und Rudern und wußte nicht, wie sehr Charlott von dem neuen Element in ihrem Leben gefesselt war. Die eigenartige Atmosphäre der Turnhalle war beschwingt und erregend, und wenn sie daran dachte, so durfte Robert in dem Bilde nicht fehlen, der hagere, ruhige Robert. Er stand irgendwo in einer Ecke in seinem weißen Trikothemd und den blauen Turnhosen, die Arme über der Brust verschränkt, braun und sehnig Unter seinem lächelnden Blick kam sie sich mitunter vor wie eine Schülerin vor dem Lehrer, und sie mußte diese Vorstellung gewaltsam unterdrücken, um nicht ihre Unbefangenheit und die leichte Überlegenheit zu verlieren, die sie ihm gegenüber zu besitzen meinte. Sie wußte, es wäre weniger Freude daran, wenn Robert nicht dabei wäre. Inwiefern, das wußte sie nicht. Und das wollte sie auch nicht wissen.

Sie kochte Kaffee, setzte sich in der Küche an den Tisch, trank zwei Tassen Kaffee und aß ein Butterbrot.

Sie blickte zum Fenster hinaus auf den Hof. Der Himmel war grau verhangen. Sie trug nur ihren Bademantel und hatte keine Strümpfe an und fror an den Beinen.

Um etwa neun Uhr klingelte es. Sie ging kauend an die Tür und öffnete. Es war Jan.

„Tag, kleiner Frosch", sagte er und trat ein.

Charlott blickte ihn entsetzt an. „Menschenskind", sagte sie, „du —?"

„Ja, ich", sagte er lächelnd, „du mußt schon entschuldigen. Es ist sehr eilig."

„Nanu?" fragte sie erstaunt, „was ist denn los? Komm weiter." Sie führte ihn in das Wohnzimmer. Es war nicht geheizt und roch ungelüftet. „Du darfst mich nicht ansehen, Jan, ich bin eben erst aufgestanden."

„Ach laß doch. Du — ich muß fort." Er stand da in seinem Pelz und drehte nervös den Hut in der Hand. „Ich komme mich verabschieden."

„Was! Du kommst nicht mehr wieder?" Sie riß die Augen auf. Sie war etwas blaß in dem trüben Licht, aber ihr Gesicht war zart und glatt.

„Nein", sagte er, „ich komme nicht wieder." Er blickte sie an, er sah sie zum ersten Male ungeschminkt und fand sie kindlich und schön Er senkte die Augen.

„Aber wieso denn?" fragte Charlott, „setz' dich Was ist denn plötzlich geschehen, warum kommst du nicht wieder?"

Sie setzten sich an den Tisch.

Er seufzte und zuckte resigniert die Achseln. „Na, mal komme ich natürlich wieder aber das kann auch in zwei oder drei Jahren sein, das kann ich im Augenblick nicht sagen Mein Vater hat mich heute früh aus Rotterdam angerufen. Ich muß nach Java fahren."

Hinter den Fischernetzen.
Aufnahme: Erich Bauer-Karlsruhe.

„Nach Java? Was willst du in Java, Menschenskind?“

„Dasselbe wie hier. Mein Vater ist der Meinung, daß sein Vertreter in Batavia ihn betrügt. Nun soll ich schleunigst und überraschend hin.“

Charlott konnte die neue Situation nicht sofort in ihrem ganzen Umfang erfassen. „Und das soll endgültig sein?“ fragte sie, „ich meine, in absehbarer Zeit kommst du nicht mehr zurück?“

Er schüttelte den Kopf. „Kaum.“

Er machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Charlott sah ihm aufmerksam ins Gesicht, sie betastete mit dem Blick die vertrauten Züge. Sie schwiegen beide, und langsam begann ein Gefühl in ihr zu strömen; es war ihr ziemlich weh zumute, denn es verband sie vieles mit ihm, und das war nun aus. Nun, da er ihr zum letzten Male gegenübersaß, fühlte sie, daß sie einen guten Kameraden verlor, und daß sie nun niemanden hatte. Sie fühlte sich einsam und war sehr traurig.

Er hob den Blick und sah Tränen in ihren Augen. „Nicht doch, Kind“, bat er, „wir wollen nicht sentimental sein. Es ist nun mal nichts dran zu ändern. Es trifft mich viel mehr, als du denkst.“

„Jetzt habe ich niemanden“, sagte sie tonlos.

Er blickte vor sich hin, den Hut in der Hand. „Vielleicht“, sagte er leise, „wenn alles anders gewesen wäre, Charlott —. Aber wozu darüber reden. Du wirst sicherlich bald einen Mann kennenlernen, der dir mehr sein wird als ich.“

„Ach, sprich doch nicht so“, bat sie.

Er schwieg und blickte auf die Uhr. „Ich muß gehen.“

„Schon!“ rief sie. Es wurde ihr jäh kalt.

„Tja“, er lächelte schwach. Er stand auf und knöpfte den Mantel zu.

„Du mußt mir schreiben“, bat Charlott, „aber bestimmt, Jan. Ich werde dir auch immer alles berichten, was hier geschieht. Ja?“

Er nickte. „Gut, kleiner Frosch.“ Sein Gesicht wurde ernst und straff. „Wir wollen's kurz machen. Lebwohl, Charlott.“ Er streckte ihr die Hand hin. Mit der linken hielt Charlott den Bademantel zu, sie reichte ihm die andere Hand und versuchte zu lächeln. „Also Hals- und Beinbruch, Jan. Und auf Wiedersehen.“

Er stand schon an der Tür. „Warum nicht“, sagte er, „das kann man nie wissen. Vielleicht komme ich früher zurück, als wir denken.“

Sie begleitete ihn bis auf den Flur hinaus; sie gaben sich nochmals die Hand, dann lief er die Treppe hinunter.

Charlott neigte sich über das Geländer und blickte ihm nach. Auf dem Treppenabsatz blickte er sich um. „Geh doch hinein“, rief er zu ihr hinauf, „du erkältest dich.“

Sie schüttelte den Kopf. „Vergiß nicht, mir gleich zu schreiben, du“, rief sie.

„Nein, bestimmt nicht. Auf Wiedersehen.“

Sie winkte und hörte seine eiligen Schritte auf den Steinfliesen verhallen. Dann ging sie zitternd vor Kälte hinein und legte sich wieder ins Bett.

Kapitel acht.

Vielleicht liegt's am Frühling.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so gehen wir bis Pichelsdorf“, schlug Robert vor. „Das ist ein hübscher Spaziergang.“

„Um Gotteswillen“, rief Charlott entsetzt, „jetzt in der Nacht?“

„Es ist sieben Uhr. Um acht sind wir in Pichelsdorf. Dann fahren wir mit der Straßenbahn zurück.“

„Ich bin aber so schrecklich müde“, jammerte Charlott, „meine Beine sind wie Gummi. Wir haben heute so blödsinnige Übungen gemacht.“

„Keine Ausreden“, lächelte er, „die Grunewaldluft wird Ihnen gut tun.“

„Na, schön, aber auf Ihre Verantwortung. Wenn ich zusammenbreche, müssen Sie mich auf'n Buckel nehmen und nach Hause tragen.“

„Gemacht. Geben Sie mir Ihr Köfferchen.“

„Das kann ich auch allein tragen, werter Herr.“

„Um so besser.“

Sie gingen durch den Wald. Der Boden war trocken. Über den Wipfeln der Bäume wölbte sich dunkel wie Tinte der Abendhimmel. Die Luft war rein und mild, von weither kamen Geräusche.

„Es scheint tatsächlich Frühling zu werden“, sagte Robert. „Wie der Wald duftet.“

„Ich rieche nichts“, widersprach Charlott.

„Vielleicht haben Sie einen Schnupfen Es riecht schon deutlich nach Frühling.“

„Wie schön. Schade, daß der Mond nicht auch noch scheint und Nachtigallen singen“

Er lachte. „Warum so boshaft, Fräulein Charlott?“

„Aber gar nicht. Ich finde es herrlich.“

Er blickte sie von der Seite an und sah ihren lächelnden Mund. „Wissen Sie“, sagte er, „Sie sind ja gar nicht so, wie Sie immer tun. Sie spotten zwar über alles, aber Sie tun das nur, um andere Leute zu ärgern. Das habe ich nun schon raus.“

„Kolossaler Menschenkenner“, sagte sie, „wer hätte das gedacht.“

„Bringt der Beruf mit sich. Man bekommt einen geschärften Blick.“

„Bilden Sie sich nur nicht zuviel ein auf Ihren Blick. Mitunter trügt er.“

„Kaum“, lächelte er, aber sie konnte es nicht sehen im dämmernden Licht.

Sie gingen quer durch den Wald, zwischen den hohen, schlanken Stämmen.

„Als Sie mich zum ersten Male sahen, was dachten Sie da?“ fragte Charlott. Sie schwenkte ihr Köfferchen und schritt weit aus. Robert nahm den Hut ab und strich sich übers Haar. „Ich meine“, fuhr Charlott fort, „es ist ja nicht maßgeblich, was Sie dachten, und gewiß auch nicht richtig. Aber ich möchte es doch gerne wissen. Interessehalber.“

„Ich habe mir überhaupt nichts gedacht“, erwiderte er nachlässig. „Ich kann doch nicht über alle Gäste, die ins Lokal kommen, nachdenken.“

„Giftpilz“, sagte Charlott lachend. „Sie müssen doch eine Meinung über mich haben.“

„Keine gute“, seufzte er komisch, „leider keine gute, verehrtes Fräulein.“

„Fein“, rief Charlott vergnügt, „mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich hatte schon befürchtet, Sie würden mich für brav halten.“

„Warum? Wollen Sie nicht ein braves Mädchen sein?“

„Schrecklich.“

„Sehr betrüblich, Fräulein Charlott“, sagte er salbungsvoll.

„Was wollen Sie denn“, rief sie, „sind etwa Sie ein braver junger Mann?“

„Gott sei Dank“, erwiderte er, „das bin ich.“

„So sehn Sie auch aus“, lachte sie.

„Sie machen mir Komplimente, Fräulein Charlotte. Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme.“

„Ich bin nun mal so. Ich bereite gerne andern Leuten eine Freude.“

„Brav.“

Sie blieb stehen. „Was sagen Sie da?“ fragte sie drohend.

„Brav“, lächelte er, „ich meine, Sie sind ein braves Mädchen.“

Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Nein“, rief sie, „ich bin kein braves Mädchen.“

„Doch, Sie sind eins.“

„Nein“, schrie sie übermütig.

„Aber natürlich“, versetzte er ruhig, „Sie sind ein braves Mädchen. Was denn sonst?“

Sie trat eng vor ihn hin und blickte ihm nah ins Gesicht. Es war fast Nacht. „Hören Sie mal, junger Mann“, sagte sie, „ich fürchte, ich werde Ihnen ein wenig auf die Hühneraugen treten müssen.“

Er lachte. „Wunderbar. Das habe ich mir schon lange gewünscht.“

Sie blieb vor ihm stehen und sah seine Augen in dem beschatteten Gesicht. Seine Hände hingen herab, und sie dachte, nun würde er sie umfassen und an sich ziehen, doch er rührte sich nicht, und sie schwiegen beide. Standen im dunklen Wald und schwiegen. Charlott lächelte, und sie fühlte ihre Pulse schlagen, sie war verwirrt und konnte nicht sprechen. Sie spürte die Berührung seines Mantels, sie waren einander ganz nahe.

Er neigte sein Gesicht zu ihr herab, und plötzlich zuckte er ein wenig zurück. „Kaltes Näschen“, sagte er. Sie lachten beide.

Seine Hände preßten ihren Rücken. Er küßte sie zwischen die weißen lachenden Zähne. Charlott schloß die Augen.

Als sie weitergingen, sagte Charlott: „Sie wollten mir doch vorhin sagen, was Sie über mich denken. Wollen Sie damit nicht endlich anfangen?“ Sie fühlte sich sehr leicht und gelöst, erfreulicherweise war es finster, und die Dunkelheit wischte ihre Befangenheit hinweg. Robert war neben ihr und legte seinen Arm um ihre Schulter.

„Wie ich über Sie denke?“ wiederholte er nachdenklich, „das ist schwer zu sagen. Ich glaube nicht, daß Sie Wert darauf legen, Komplimente zu hören.“

„Doch“, sagte sie, „jede Frau legt Wert darauf.“

Er lachte und drückte sie etwas an sich. „Sie sind das reizendste, bezauberndste —“

„Stop“, rief sie, „so war das nicht gemeint. Auf solche Komplimente verzichte ich. Das sagt jeder Mann zu jeder Frau.“

„Sehen Sie“, erwiderte er befriedigt, „ich wußte ja, daß Sie so etwas nicht hören wollen.“

„Nein, wirklich nicht. Reizend, bezaubernd, entzückend — was sagt das denn? Nichts, überhaupt nichts. Man kann sich nichts dabei vorstellen. Das sind nur Phrasen.“

„Ja“, gestand er, „abgenützte Phrasen. Aber bequem. Den meisten Frauen genügen sie auch —“

„Mir nicht“, unterbrach Charlott, „ich kann so etwas nicht hören.“

„Gott sei Dank“, sagte Robert, „Sie sind ja auch keine Frau wie die meisten.“

„Ach“, Charlott wurde mißtrauisch, „das ist wohl auch wieder so ein Gemeinplatz?“

Er lachte. „Sie machen es einem schwer. Man getraut sich gar nichts mehr zu sagen.“

„Sagen Sie die Wahrheit und dichten Sie nicht. Das ist immer das beste.“

„Es ist aber die Wahrheit.“

„Nein“, entgegnete sie bedächtig, „das kann nicht die Wahrheit sein, denn Sie wissen ja gar nicht, ob ich so wie die meisten bin oder nicht. Sie dürfen immer nur von sich selbst reden und nicht von mir.“

„Von mir kann ich nur sagen, daß ich begeistert bin.“

„Ach! Worüber sind Sie denn begeistert, werter Herr?“

Er lachte. „Über Sie natürlich. Worüber denn sonst?“

„Entschuldigen Sie, das kann ich doch nicht wissen, vielleicht über den Grunewald oder den Mond oder den Frühling.“

„Nein, über Sie bin ich begeistert Und zwar ganz außerordentlich.“

„Hm“, machte Charlott, „und das kommt so plötzlich, werter Herr?“

„Eben nicht“, versetzte er bekümmert, „das war schon immer so. Sie haben es nur nicht gemerkt, werte Dame.“

Sie lachte. „Sie irren. Ich habe es immer schon gemerkt.“

Er blieb plötzlich stehen und riß sie an sich. Charlott ließ das Köfferchen fallen und schlug die Arme um seinen Hals. Ihr Hut rutschte und fiel zu Boden, sie ließ es geschehen, egal, ach du, heiß und wild jagte das Blut, sie konnte nicht denken, sie küßte ihn.

Dann machte sie sich frei, sie atmete heftig. Robert strich ein Streichholz an, hob den kleinen Koffer und Charlotts Hut auf.

„Lösch aus, das blendet“, bat Charlott.

Er blies das Streichholz aus.

Er nahm ihren Arm, und sie gingen auf die Chaussee, die matt beleuchtet war.

„Kommst du in den ‚Siebenten Himmel‘?“ fragte er.

„Heute?“

Er nickte.

„Ich bin müde“, sagte sie, „ich komme vielleicht morgen.“

„Mit Jan Blaauw?“

Sie zog die Stirn kraus. „Der ist doch fort. Nach Indien.“

„Ach“, sagte er überrascht, „wann kommt er denn wieder?“

„Überhaupt nicht.“

Robert ging schweigend neben ihr her. Sie betrachtete sein Profil und fühlte eine Unruhe. „Warum sprichst du nicht?“ fragte sie.

Er blickte sie an und lächelte schwach. „Ich denke nach Es hat aber nichts auf sich.“

„Doch“, sagte sie, „du bist plötzlich so komisch.“

„Es ist nichts“, erwiderte er, „wirklich nicht.“

„Du denkst“, sagte sie langsam, „daß ich jetzt, weil Jan fort ist, auf Abenteuer ausgehe.“

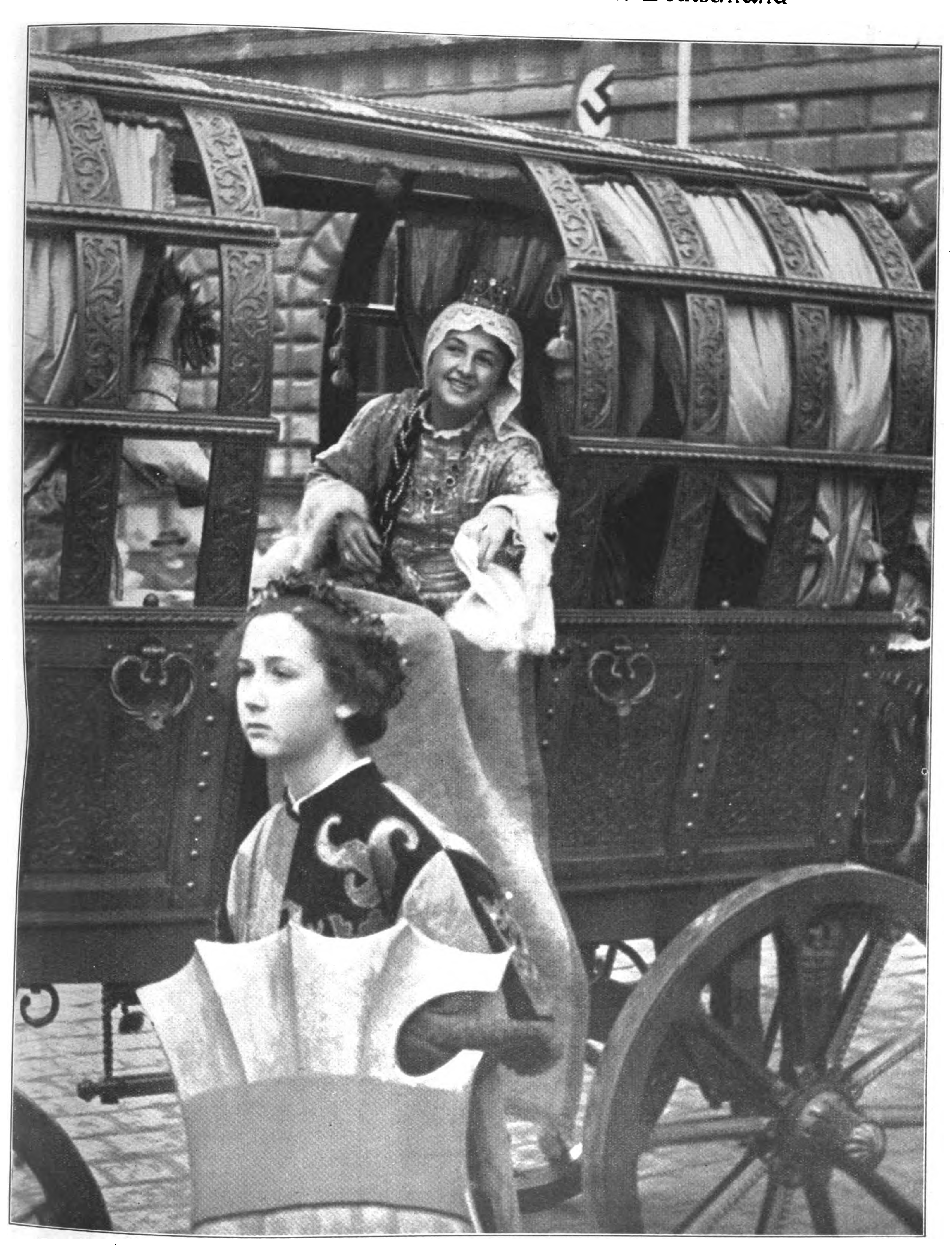
„Das denke ich nicht — das heißt, ich möchte es nicht denken.“

„Ach“, sagte sie traurig, „mit einmal bist du nüchtern und denkst nach. So seid ihr Männer. Ihr wollt einem immer überführen Worüber grübelst du? Was willst du beweisen?“

„Nichts will ich beweisen, Charlott“, sagte er warm, „du darfst mich nicht mißverstehen. Nur — weißt du, auf den ersten Blick erscheint es mir natürlich sonderbar, daß du nun, nachdem dein — dein Freund fort ist, gerade mit mir — ich meine, man darf sich keine

„500 Jahre deutsche Pferderennen in München"

und Kampf um das „Braune Band von Deutschland"



Aus dem historischen Festzug:
Durch die Straßen Münchens bewegt sich im Zug der Rosse und Reiter die Hochzeitskutsche der Herzogin Anna von Braunschweig, anläßlich deren Vermählung mit Herzog Albrecht III. von Bayern der Brauch der Pferderennen in München entstand.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (15), H. F. Engel (1) und H. Henkel (1).

„Die neue Zeit."
Ein Festwagen, umgeben von SA.-Männern, stellt den Geist der heutigen Tage dar.
Im Hintergrund das Karlstor mit dem Eingang in die Kaufingerstraße.



Lachende Jugend im Festzug streut Blumen auf die jubelnden Zuschauer.

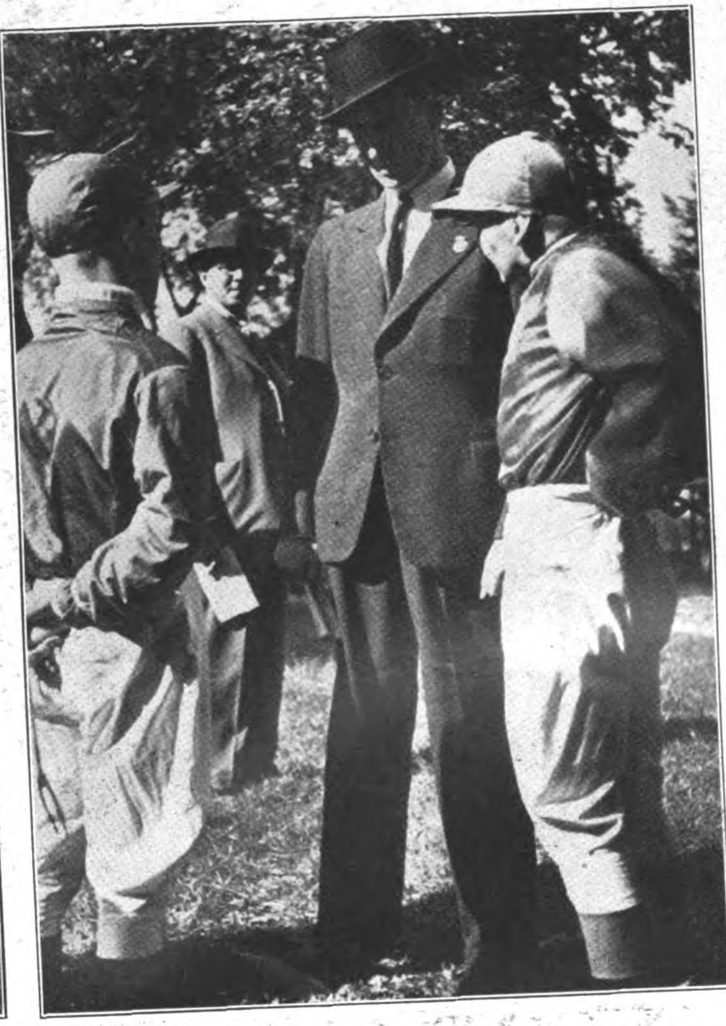


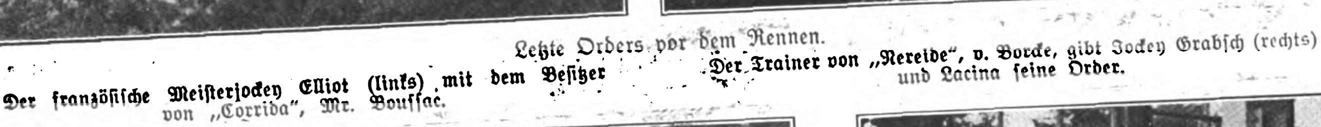
Alte bayerische Kavallerie schwärmt auf dem Marienplatz aus.

Das Braune Band

Die wertvollste internationale Turf-Trophäe – ein deutscher Sieg!







Letzte Orders vor dem Rennen.

Der französische Meisterjockey Elliot (links) mit dem Besitzer von „Corrida", Mr. Boussac.



Der Trainer von „Nereide", v. Borcke, gibt Jockey Grabsch (rechts) und Lacina seine Order.



Präsident Christian Weber, der Schöpfer des „Braunen Bandes", im Gespräch mit Baron von Thyssen, dem Besitzer von „Nereide".

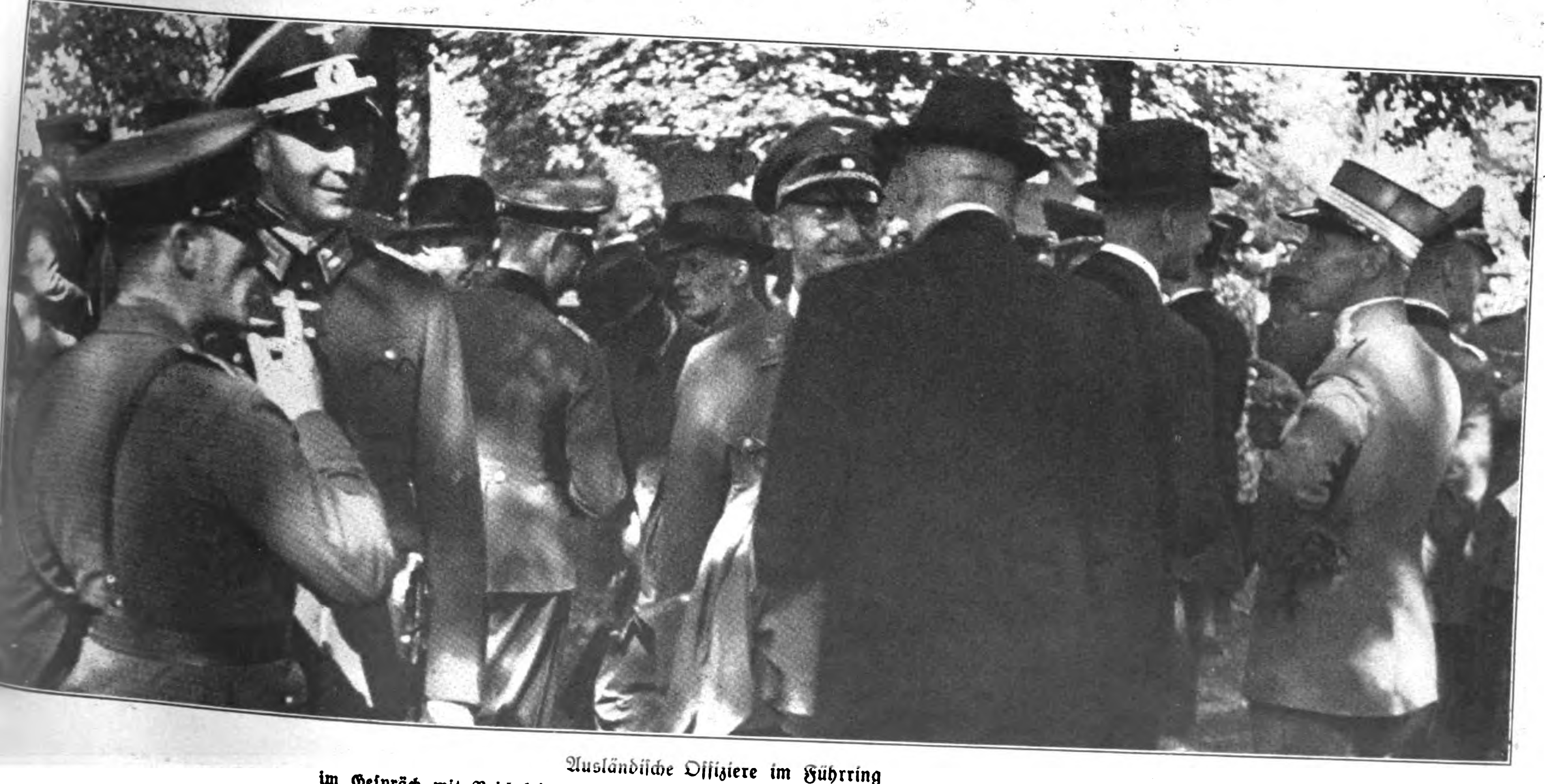


Auf der Ehrentribüne:
Von links nach rechts: Reichsminister Frick, Generalfeldmarschall v. Blomberg, Präsident Baillet-Latour, Botschafter v. Papen, Ministerpräsident Siebert.

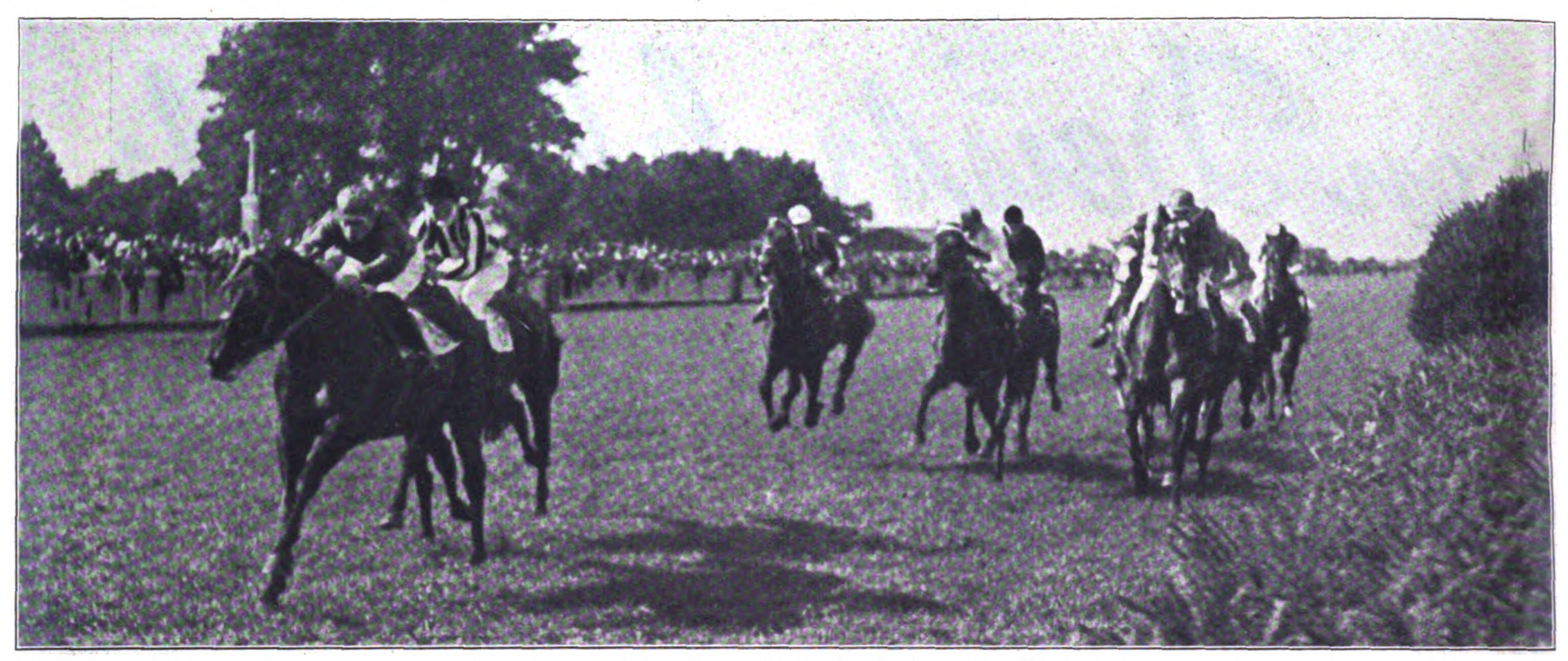


h von Deutschland:

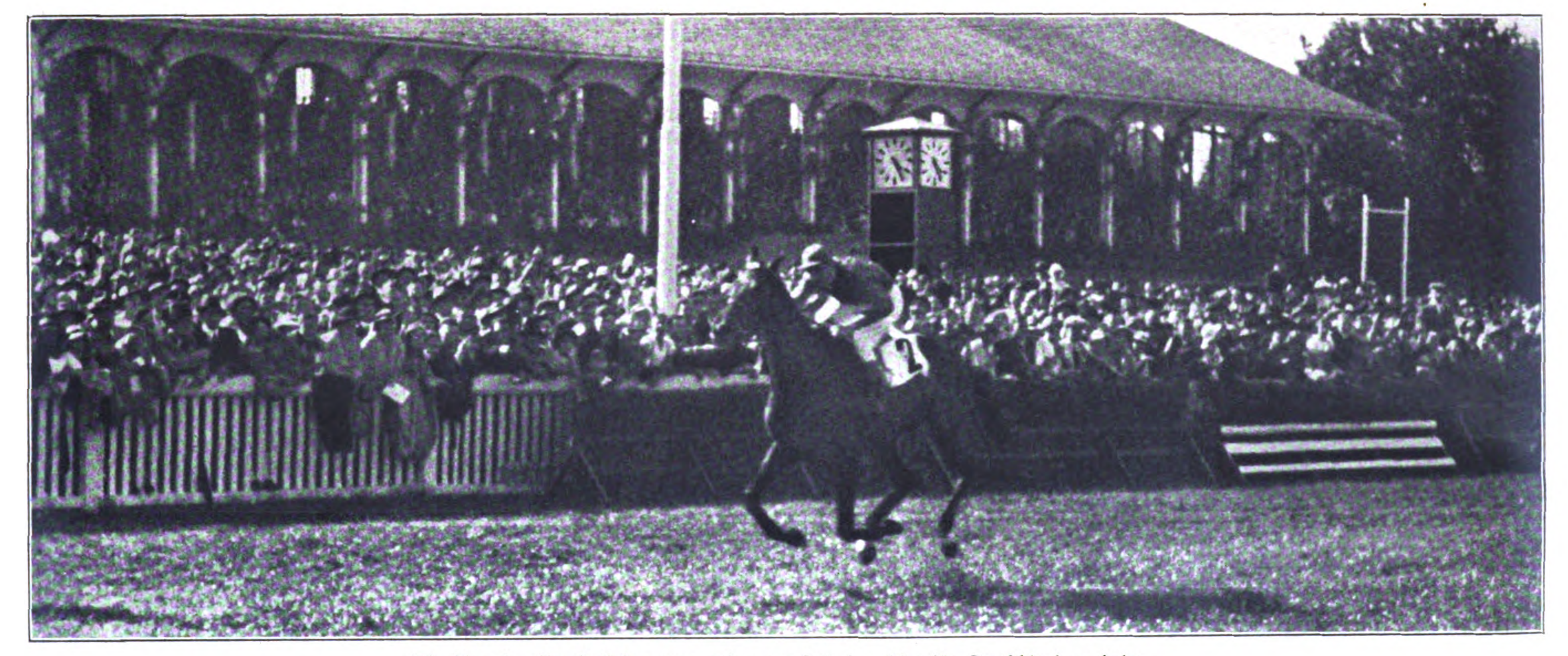
Das hat der Rennplatz Riem noch nie gesehen!
Kopf an Kopf standen die Zuschauer. Die besten Pferde des Kontinents stellten sich dem Starter.



Ausländische Offiziere im Führring
im Gespräch mit Reichsleiter Fiehler, dem Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung.



Zu Anfang des Rennens führte Glaukos, der Stallgenosse des Siegers.



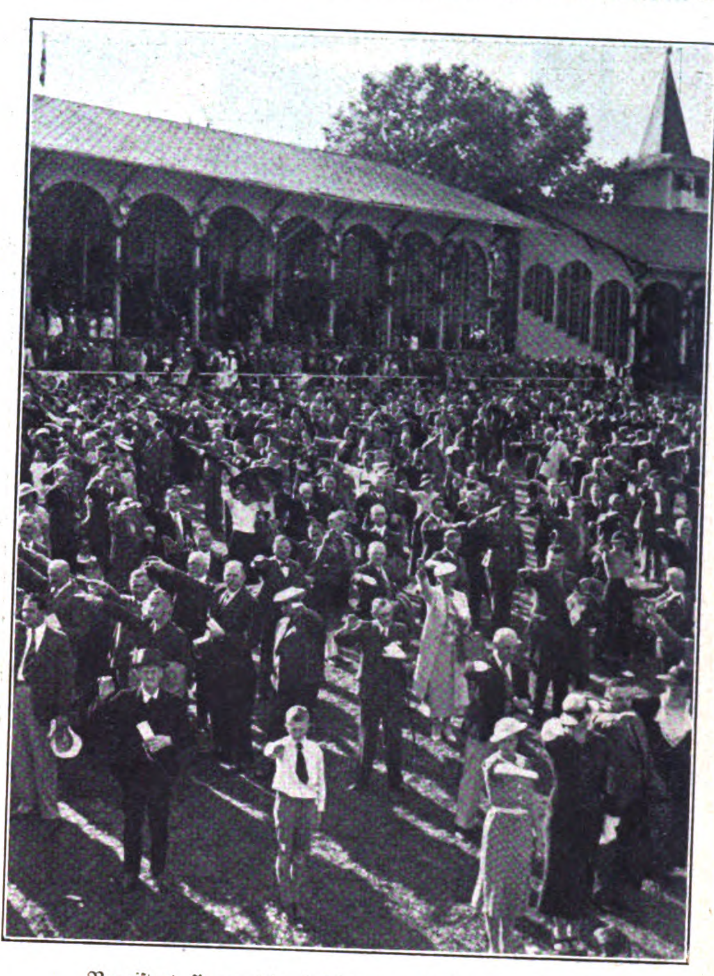
Die Siegerin „Nereide" kam ganz außen angefegt, den Sieg für Deutschland zu holen.



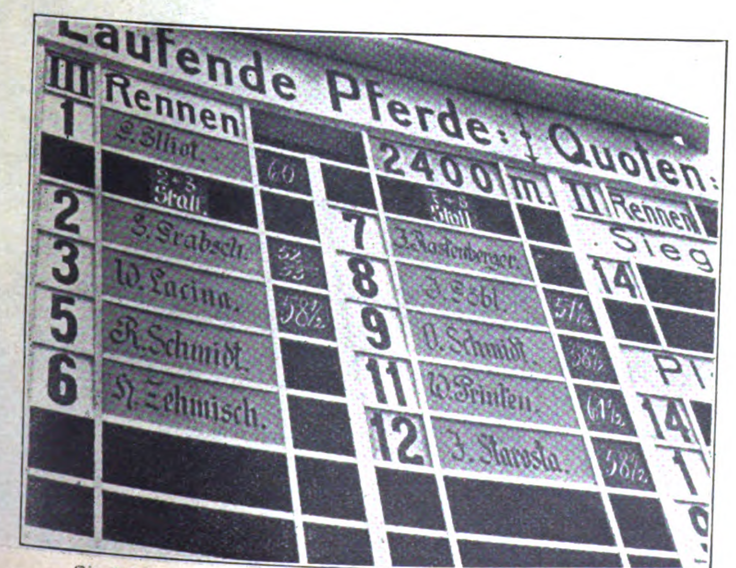
Jockei Grabsch auf „Nereide" grüßt die begeistert jubelnde Menge nach dem Sieg. Vor ihm sein Führpferd Glaukos.



Nereide, die Wunderstute mit 10 Siegen, lacht. Um den Hals trägt sie den Siegeslorbeer.



Begeistert singen die Zuschauer nach dem großen Sieg die deutschen Hymnen.



Ein Blick auf die Renntafel mit den Namen der Klasse-Jockeis.



Am folgenden Abend: Den Abschluß der großen Festlichkeiten bildete die „Nacht der Amazonen“ im Nymphenburger Schloßpark.

Der große Preis von Deutschland

von Bernd Rosemeyer auf Auto-Union gewonnen



Die Auto-Rennfahrersfrauen Elli Rosemeyer und Stuck in Unterhaltung mit Rosemeyer.

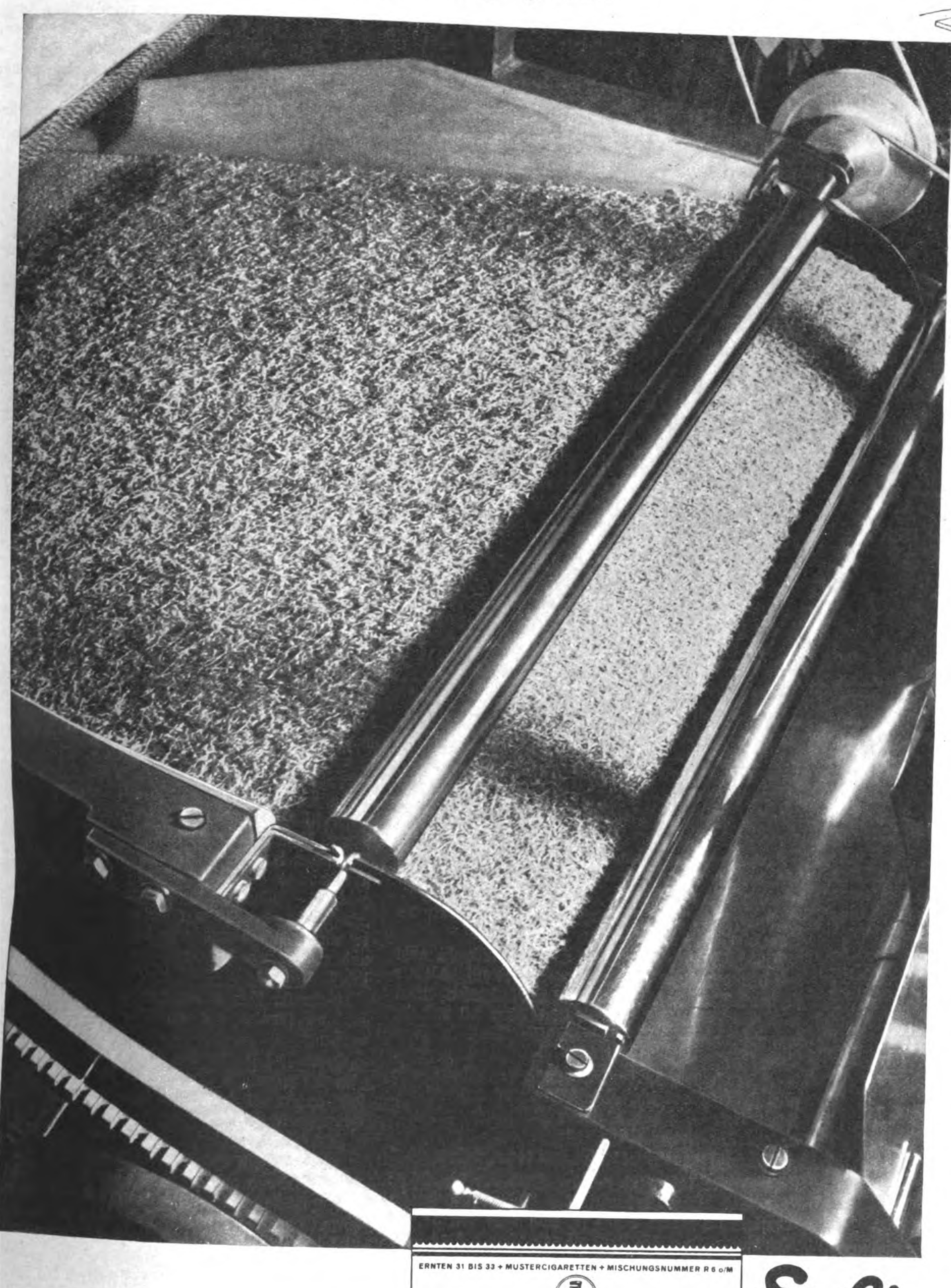


Nach dem großen Sieg:
Korpsführer Hühnlein begleitet die Fahrer Rosemeyer und Stuck zur Siegerehrung.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2) und Weltbild (1).

Der Parkplatz am Nürburgring
gibt einen Begriff von der Rekordbesucherzahl, die sich zum Rennen um den „Großen Preis von Deutschland" eingefunden hatte.

Im Jahre 1932 gelang es unserem Chefingenieur, ein Zusatzgerät zur Cigarettenmaschine zu konstruieren, mit dem man die feinen Tabakfäden mechanisch zu einem lockeren und duftigen Teppich ausbreiten kann. Hierdurch wird für jede Cigarette eine ganz gleichmäßige Füllung zugesichert.



ERNTEN 31 BIS 33 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

REEMTSMA SORTE »R6« o/M

H.F. & PH. F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« o/M

doppelt fermentiert

43

Illusionen machen. Wenn ich die Dinge beim wahren Namen nennen soll, so muß ich sagen, daß du ein Mädchen bist, das nach oben will — was ich ja durchaus verstehe. Ich aber, das muß man ebenfalls wahrheitsgemäß feststellen, ich bin Kellner. Das ist es, was mir zu denken gibt."

„Na und?" fragte Charlott, „ich versteh' das nicht. Was soll damit bewiesen werden?"

„Ach", erwiderte er, „reden wir doch nicht darüber. Warum soll man eine schöne Stunde durch Gerede zerstören."

Charlott schüttelte den Kopf. „Nein. Man muß Mißverständnisse aus dem Weg räumen. Sonst ist diese Stunde gar nicht schön. Ich mag keine Abenteuer. Ich hasse Abenteuer."

„Das sagst du jetzt. Morgen wirst du anders darüber urteilen."

„Nein, Robert, ich werde nicht anders darüber urteilen. Du täuschst dich. Ich bin nicht leichtfertig. Ich sehe vielleicht so aus, und vielleicht hatte ich auch den Wunsch, es zu sein. Aber ich kann nicht. Im Grunde bin ich ziemlich schwerblütig. Man darf nicht nach dem äußeren Schein urteilen."

„Das tu ich auch nicht. Ich kenne dich lange genug, ich weiß, du bist kein leichtfertiges Mädchen. Wenn du auch um keinen Preis brav sein willst", — er lächelte — „so bist du es dennoch in irgendeiner kindlichen Art. Aber ich muß dir sagen, daß du und ich eigentlich nicht zusammenpassen — höchstens zu einem Spaziergang durch den Grunewald, das ist aber vorübergehend."

„Warum denn", fragte sie gereizt, „wie kannst du nur so reden. Oder willst du vielleicht sagen, daß ich mit jedem beliebigen Mann ebenso wie mit dir —"

„Nein", unterbrach er, „das nicht. Aber ich fürchte, daß ein Kellner nicht der geeignete Nachfolger eines Herrn Blaauw sein kann."

Charlott schwieg verletzt.

Sie gingen nebeneinander im gleichen Schritt, von Zeit zu Zeit fuhren Autos an ihnen vorbei.

„Ich will dir etwas sagen", begann Charlott. „Du hast mich monatelang mit Jan Blaauw im ‚Siebenten Himmel' gesehen und hast daraus Schlüsse gezogen. Das ist natürlich. Aber diese Schlüsse sind falsch. Ich war wohl mit Jan Blaauw befreundet, und ich muß sagen, er ist der anständigste und beste Mensch, den ich bisher kennengelernt habe. Aber ich habe ihn nicht geliebt, wir waren nur Freunde, wirklich nur Freunde, und weiter nichts. Wenn du also von Nachfolger sprichst, irrst du. Abgesehen davon, daß du mich kränkst. Gerade du solltst so etwas nicht sagen."

„Ich wollte dich nicht kränken, Charlott, wirklich nicht. Du mußt mich verstehen. Ich will ja nur meine eigenen Illusionen rechtzeitig zerstören, ehe sie von anderen zerstört werden."

„Ach, Robert, das ist ja alles so dumm, was du sprichst. Was denkst du denn von mir, meinst du, ich habe kein anderes Ziel vor Augen, als einen möglichst reichen und eleganten Herrn zu finden, der mich heiratet und eine vornehme Dame aus mir macht? So bin ich nicht, Robert? Mir ist es völlig gleich, was du für einen Beruf hast. Du brauchst nicht immer wieder zu betonen, daß du Kellner bist, das macht keinen Eindruck auf mich. Ich strebe nicht nach oben, wie du sagst. Ich strebe nach ganz anderen Dingen. Vergiß nicht, daß auch ich dich lange genug kenne, und wenn ich dich nicht — ich meine, wenn nicht gewisse Voraussetzungen vorhanden wären, glaube nur nicht, daß wir jemals uns näher kennengelernt hätten. Und überhaupt bist du ja gar kein gewöhnlicher Kellner."

„Doch, ich bin ein ganz gewöhnlicher Kellner. Weder ein verkappter Graf noch ein russischer Großfürst."

„Gott sei Dank", sagte sie, „wenn du Großfürst wärst, möchte ich dich nicht. Ich mag dich so, wie du bist."

Er lächelte und drückte ihren Arm an sich.

*

Herr Kubowski aber saß im „Siebenten Himmel", streckte die Beine von sich, rauchte eine Zigarre und blickte unternehmend umher.

Es war noch ziemlich früh am Abend, und es saßen nur wenig Gäste im Lokal.

Die vier Musiker auf dem Podium steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich. Frau Otto saß hinter dem Bartisch, unbeweglich und schön wie eine Schaufensterpuppe. Ein Gast aß Muscheln aus einer großen Terrine, beroch sie und träufelte Zitrone darauf. Kubowski beobachtete ihn mißtrauisch.

Als Robert vorbeiging, verbeugte er sich lächelnd. „Guten Abend, Herr Kubowski", sagte er und blieb stehen.

Kubowski hatte eine Flasche Wein vor sich stehen. Er war angenehm davon überrascht, daß man ihn hier bereits kannte.

Er nickte jovial. „'n Abend, wie geht's, Herr", sagte er und lehnte sich in dem Stuhl zurück. Über seinem Bauch lief eine dicke goldene Uhrkette.

„Danke schön, es geht. Fräulein Tochter nicht mitgekommen?"

Kubowski runzelte die Stirn. „Nöh die hat heute keine Zeit. Am Dienstag geht die immer turnen, und denn kommt sie später nach Hause. Das lohnt denn nicht mehr."

„Es scheint Ihnen bei uns zu gefallen Herr Kubowski."

Kubowski lachte. „Feiner Laden, das hier. Wissen Sie —" er zwinkerte Robert vertraulich zu, — „ich habe mir das ja ganz anders vorgestellt. Als ich neulich hierher kam, wollt ich bloß mal sehen, was das hier für 'n Ding ist, wo sich meine Tochter immer rumtreibt. Schließlich hat man ja als Vater gewisse Pflichten" — er blickte wichtig auf die Spitze seiner Zigarre — „aber ich muß sagen, 's sind hier wirklich alles nette Menschen. Schade, daß der Herr Blaauw nun fort ist. Das war ein feiner Mann."

„Doch, ja," gab Robert zu, „das war einer von den besten. Fräulein Tochter wird ihn sicher sehr vermissen."

Kubowski zuckte die Achseln. „Oh, lassen Sie man. Die Jugend von heute. Die trauert nicht lange. Einer geht — 'n anderer kommt, man muß das Leben genießen, solange man jung ist."

„Weiß ich gar nicht mal", zweifelte Robert, „so einen Eindruck macht Fräulein Charlott gar nicht."

„Ach die", versetzte Kubowski, „die hat das väterliche Blut. Immer lustig, immer froh Ganz der Alte." Er lachte dröhnend.

Robert lächelte höflich und zog sich zurück. Kubowski blickte ihm, immer noch lachend, nach. Er gestikulierte mit der Zigarre, klopfte Asche von der Weste und blickte umher. Als einer der Musiker zu ihm hinübersah, hob er die Hand: „Los, Junge. Wo bleibt die Musike? Spielt doch was Feines."

„Was sollen wir denn spielen?" fragte der.

„Egal. Spielt doch 'n flotten Marsch."

Darauf spielten sie einen Marsch, und Kubowski pfiff vor sich hin. Als der Marsch zu Ende war, applaudierte er demonstrativ. Die Leute blickten sich nach ihm um und lächelten.

Er trank seine Flasche Wein und bestellte sich eine zweite.

Neuhauser kam herein, mit seinem grauen Gesicht, kniff die Augen zusammen und betrachtete händereibend die wenigen Gäste.

„Hallo, hallo", rief Kubowski erfreut und streckte die Arme aus.

Neuhauser blieb stehen. Er erkannte Kubowski nicht und streckte zögernd die Hand aus. Kubowski schüttelte sie herzlich. „Na, wie geht's, Herr Neuhauser. Freut mich, Sie zu treffen." Er hielt seine Hand fest und zog ihn auf einen Stuhl. „Nehmen Sie Platz. 'n Glas Wein?"

„Sehr freundlich, danke schön." Er hüstelte und griff sich an die Stirn: „Sie müssen scho' entschuldigen, lieber Herr — i hab a elends Gedächtnis, wie war do glei Ihr werter Name —"

Kubowski zog erstaunt die Brauen hoch: „Kubowski —"

Neuhauser schlug sich mit der Faust vor die Stirn: „Natürlich, Herr Kubowski, der Vater vom Freil'n Charlott, na sowas! I sag ja, man wird von Tag zu Tag blöder. Aber dös freut mi, wie schaut's denn aus? Freil'n Tochter auch da?"

„Nöh, die ist zu Hause"

„A, da schau her! Und die Frau Gemahlin?"

Kubowski lachte. „Auch zu Hause."

„Alsdann auf Ihre Gesundheit", rief Neuhauser und hob das Glas hoch. Sie stießen an und tranken die Gläser leer. „I muß was essen", sagte Neuhauser und blickte sich nach dem Kellner um, „i bin den ganzen Tag rumg'laufen im Wald, dös macht Appetit." Er bestellte sich etwas zu essen. Kubowski betrachtete ihn wohlwollend.

„Wie gehn die Geschäfte", fragte Kubowski, „die Gymnastik."

Neuhauser fuhr mit der Hand durch die Luft. „A was, Gymnastik. Dös hab i schon ganz auf'geben. Davon kann man net leben"

„Ja, ja", nickte Kubowski, „'s ist schwer heutzutage, Geld ranzuschaffen."

„Sagen's dös net, Herr. Geld gibt's immer zu verdienen, man muaß es nur verstehn Vor fuffzig Jahr ham die Leut a scho g'jammert über die schlechten Zeiten und vor hundert Jahr a. Die Leut' jammern immer. Unlängst hab i a Buch g'lesen, dös spielt in der Biedermeierzeit, und da reden die Leut a scho immer fort von der guaten alten Zeit, die vorbei is. Da kann man sehn, daß es a guate alte Zeit niemals net 'geben hat. Dös is alles bloß G'red."

Kubowski nickte. „Schon möglich. Die Menschen sind nie zufrieden."

„Freili", fuhr Neuhauser fort, „man muaß sich scho a bißl anstrengen, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will. Gar so leicht is es a net Aber wenn man die Augen offen hat, dann geht's scho."

„Sehr richtig", gab Kubowski zu, „heutzutage ist nur Platz für tüchtige Menschen in der Welt. Prost"

„Prost." Neuhauser stellte das Glas hin und zündete sich eine Zigarette an. „Wann man heutzutage ehrliche G'schäfte machen will", fuhr er fort, „muaß man sich scho a bißl die Füß' ablaufen. Aber dös macht nix."

„Im Gegenteil", bekräftigte Kubowski, „das erhält jung. Der Mensch muß arbeiten."

Neuhauser nickte vor sich hin, die Zigarette hing ihm im Mundwinkel, und er schloß ein Auge.

„Was machen Sie denn jetzt für Geschäfte?" fragte Kubowski.

„I? I vermittel Grundstücke."

„Ach", sagte Kubowski interessiert, „Grundstücke? 'n ganz gutes Geschäft. Ich kenn' die Branche."

Neuhauser wandte den Kopf „So?"

„Na hören Sie mal, ich bin doch im Baufach. Da versteh' ich schon was von Grundstücken."

„Interessant", sagte Neuhauser gedehnt und blickte Kubowski überlegend an, „da ham's sicher viel Erfahrung."

„Geschäftlich eigentlich weniger", erwiderte Kubowski, „ich meine, reinlegen könnte mir natürlich keiner, aber wo ich Spezialist bin, das ist mehr die praktische Seite. Wenn ich 'n Grundstück sehe, dann kann ich Ihnen sofort sagen, was los ist. Da brauch' ich gar nicht erst bohren zu lassen, ich hab so 'n Gefühl dafür, ob was faul ist oder nicht. Neulich" — er lachte kurz auf — „fangen sie in Lankwitz n Bau an — von unsere Firma, aber 'n Kollege hat 'n Bau geleitet, 'n Wohnblock, soll im Mai fertig sein, und mit einemmal beim Ausschachten — Wasser. Pumpen und pumpen, und das Wasser wird nicht alle. Natürlich große Aufregung, und die ganze Kalkulation ist übern Haufen geschmissen, und nun müssen sie betonieren. ‚Na', sage ich zu unserem Chef, ‚hätten Sie man auf den ollen Kubowski gehört, denn hätten Sie sich die Unkosten sparen können.' Der kiekt mir an und sagt: ‚Nachher klug reden kann jeder', sagt er ‚Wieso denn, ich habe schon vor zwei Jahren 'n schriftliches Gutachten abgegeben.' — ‚Das war'n anderes Grundstück', sagt er. ‚Nee', sage ich, ‚das war dieses Grundstück. Nu wollt' er mir reinlegen und läßt die Rapporte raussuchen, und richtig, wer hat recht, der olle Kubowski, natürlich.'"

Neuhauser lächelte anerkennend. „Wissen S'", sagte er, „da könnten wir eigentlich G'schäfte mit'nander machen."

Kubowski schüttelte den Kopf. „Ach nöh", sagte er, „für kaufmännische Sachen hab' ich nischt übrig. Versteh' auch nischt davon, ich sag's ehrlich, das ist nicht meine starke Seite."

„Schade."

„Aber ich will Ihnen was anderes sagen", fuhr Kubowski fort und neigte sich über den Tisch. „Wenn Sie mal zufällig von einem netten kleinen Grundstück hören, irgendwo draußen, wo's schön ist, am Wasser vielleicht, denn bin ich interessiert. Sowas such' ich schon lange."

Neuhauser trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Wieso? Haben Sie jemanden dafür?"

„Nöh, das nicht. Ich möchte mir selber irgendwo draußen 'n Grundstück kaufen. 's hat natürlich keine Eile. Aber sehn Sie, mir kostet doch das Bauen bedeutend weniger, erstens arbeite ich selber mit, zweitens habe ich billige Lieferanten an der Hand. An mir kann keine Baufirma was verdienen. Darum will ich mir doch mal 'n nettes kleines Häuschen zulegen, damit man 'n Dach überm Kopf hat in den alten Tagen."

„Sehr richtig", sagte Neuhauser, „dös is a g'scheite Idee." Plötzlich schlug er mit der Hand auf den Tisch: „Jessas — jetzt fällt's mir erst ein — i hab was für Sie! Daß i net glei dran 'dacht hab — also akkurat so a Grundstück, wie Sie sagen: draußen am Wasser, gute Verbindung, Wald in der Nähe — also ideal, sag i Ihnen. Und vor allem: billig. Spottbillig"

Kubowski blies den Zigarrenrauch gegen die Decke. „So war das natürlich nicht gemeint", lachte er, „ich sage ja, es hat keine Eile —"

Neuhauser umklammerte mit seinen langen gelben Fingern Kubowskis Arm: „Mann Gottes, dös müssen S' erst gesehn haben — also daß mir dös net glei ein'gfall'n is — so was bietet sich tatsächlich alle hundert Jahr amol. Dös Grundstück g'hört nämlich ei'm Herrn aus Köln, ei'm g'wissen Herrn Louis Braun Der hat's seinerzeit 'kauft auf lange Sicht, weil nämlich, wenn erst das Strandbad 'baut is, das Grundstück natürlich zehnmal so viel wert sein wird. Aber g'rad gestern hab' i mit ihm g'sprochen, er is in großen Schwierigkeiten und will's verkaufen um jeden annehmbaren Preis, i denk', daß man's heut' für an Pappenstiel kriegen könnt, wenn man nur bare Kassa auf'n Tisch legt. I will Ihna natürlich net zureden — i verdien' ja aa nix dabei, dös wär nur G'fälligkeit, aber wann S' Ihnen tatsächlich für so was interessieren, dann is dös a G'legenheit, die nie wiederkommt, dös is amol sicher."

„Was soll denn der Spaß kosten — ich meine ungefähr."

Neuhauser schob die Unterlippe vor: „Na — i denk so zwischen zweieinhalb und drei Mille, genau waß i's net. Aber Sie müssen's natürlich erst sehen, bevor S' urteilen können."

Kubowski zog die Stirn kraus. „Billig ist das ja nun gerade nicht, Herr, das muß ich schon sagen. Drei Mille ist heute viel Geld."

Neuhauser lachte überlegen. „Is ja alles nur relativ, net wahr. Bevor S' net genau wissen, wie groß dös Grundstück is und wie's liegt, kann man gar nix sagen. Kann viel sein, drei Mille, kann aber auch überhaupt kein Geld sein"

„Natürlich, selbstverständlich", gab Kubowski zu, „ich meine nur, für meine Zwecke — scheint mir doch 'n bißchen viel Geld."

Neuhauser neigte sich zu ihm herüber. „I will Ihna was sagen, Herr Kubowski — ganz unter uns. Wann i drei Mille hätt', i moan, wann i grad im Augenblick dös Geld zur Verfügung hätt', noch heit abend tät i hinrenna, um dös G'schäft abzuschließen. Ob's Ihnen nachher a Häusl drauf baun oder net, dös is ja egal. Hauptsach' is, daß dös Grundstück in zwei Jahr' gut seine — na sagen wir, ohne zu übertreiben, gut seine zwölf-, fuffzehntausend Mark wert is. Dös is amtlich."

Kubowski blickte vor sich hin. Er hatte gar keine Lust, Grundstücke zu kaufen. Er hatte auch kein Geld. Sein Interesse war unpersönlich, und insgeheim etwog er die Möglichkeit, einen Käufer zu finden und an der Vermittlung zu verdienen. Auch war er überzeugt, daß Neuhauser von Grundstücken nichts verstand, und daß es leicht sein mußte, ihm etwas einzureden. Er lehnte sich im Stuhl zurück und zog gedankenvoll an seiner Zigarre.

„Schau'n S' sich's doch erst amal an", fuhr Neuhauser fort, „ganz unverbindlich. Wann's Ihnen net g'fallt — na schön Ham S' an Spaziergang g'macht, dös is g'sund für die Verdauung. I kann Ihnen — wann S' wollen natürlich, die Unterlagen besorgen, dann können S' die aa glei studieren. Wann ham S' denn Zeit?"

„Wochentags nicht", sagte Kubowski.

„Bitt' schön, also Sonntagvormittag. Treffen wir uns um zehn Uhr am Bahnhof Zoo. Einverstanden?"

Kubowski nickte. „Kann man machen."

Neuhauser hob den Finger: „Aber um eins muaß i Sie scho bitten: Diskretion. I möcht' net, daß sich dös rumspricht —"

Kubowski winkte ab: „Is ja klar, auf mir können Sie sich verlassen. Ich halte dicht wie 'n Gasrohr."

„Alsdann prosit", lachte Neuhauser, „wir trinken noch eins. Sie ham doch Zeit?"

„Bis morgen früh."

„Ham S' recht", nickte Neuhauser, „man lebt nur amol."

*

Karl war nun wieder zu Hause, er sah etwas blaß aus, aber er fühlte sich gesund, stark und ausgeruht. Die Wunden waren vernarbt, und er konnte nun wieder zur Arbeit gehen. Charlott hatte ihn nicht oft im Krankenhause besucht, sie fand die Geschichte mit Muschi sehr peinlich und war ziemlich enttäuscht von der Rolle, die Karl gespielt hatte. An dem Tage, da er aus dem Krankenhause entlassen wurde, fand sie ihn in ihrem Zimmer auf dem Bettrand sitzen und vor sich hinstarren. Sie war überrascht und dachte zunächst, nicht ohne zu erschrecken, er brüte sentimentale Erinnerungen in diesem Zimmer, das Muschi bewohnt hatte. Sie war überhaupt der Meinung, sein Erlebnis habe ihn umgeworfen, und darum mied sie ihn ein wenig, denn es lag mehr in ihrer Natur, auszuweichen, als den Dingen zu Leibe zu gehen.

Als sie eintrat, sprang er auf. „Na, endlich", sagte er ungeduldig „auf dich warte ich."

Charlott zog die Brauen hoch: „Auf mich?"

„Ich habe Wichtiges mit dir zu besprechen", er begann auf und ab zu gehen, „aber zieh' dich erst aus und setz' dich hin. Willst du eine Zigarette?"

Charlott blickte ihn an: „Karl", rief sie erstaunt, „was ist mit dir bloß los, du bietest mir eine Zigarette an. So was war überhaupt noch nicht da."

Er lächelte. „Ich will ja auch was von dir."

„Ach so, dann bin ich wieder beruhigt." Sie setzte sich und blickte ihn an. Sie war erstaunt über sein lebhaftes Wesen und stellte sehr zu ihrer Freude fest, daß er durchaus nicht das Bild eines gebrochenen Mannes bot. Sie hörte ihm gespannt zu, als er seinen Plan entwickelte, mit Walther Friede gemeinsam eine Druckerei zu übernehmen; sie blickte stirnrunzelnd in die Geschäftsbücher, die er ihr unter die Nase hielt, betrachtete Drucksachen, prüfte die Kalkulationen, die er aufgestellt hatte, und empfand bei alledem mit Erstaunen eine wachsende Hochachtung vor der Tüchtigkeit ihres Bruders. Als er von den tausend Mark anfing, nickte sie, denn sie machte sich nichts aus diesem Geld, das in irgendeiner Sparbank lag, und war sofort bereit, sie ihm zu leihen.

Karl, der grämliche, brummige Bruder, war in der Tat nicht wieder zu erkennen, er fiel über Charlott her und schlug seine langen Arme in wilder Begeisterung um sie. „Nu wirst du mal was erleben", schrie er, „jetzt geht's los, Fräulein Kubowski. Jetzt wird gearbeitet Aber wie, dir wird noch die Spucke wegbleiben, ja kiek mich nur so an, kannst ruhig kieken, verrückt bin ich sowieso Aber wenn wir erst einmal fünfzig Jahre weiter sind, hochverehrte Schwester, dann wird der Name Kubowski in der Welt so viel bedeuten wie der Name Gutenberg: zwei Pioniere der Buchdruckerkunst. Der geniale Erfinder — der geniale Vollender. Ja, lach' man, du. In fünfzig Jahren wollen wir mal sehen, wer zuletzt lacht." Er lief im Zimmer umher und schwang die Arme durch die Luft, das Haar

hing ihm in die Stirn: „Jetzt nur noch die Verträge — hab' schon alles entworfen, und dann geht's los. Ein neues Leben Der Vorhang geht hoch."

Charlott riß die Augen auf und betrachtete ziemlich fassungslos diesen verrückten jungen Menschen. Aber sie freute sich sehr.

9.

Der bekannte Balken im eigenen Aug'.

Kubowski war keinen Abend mehr zu Hause Er hatte geschäftliche Verabredungen, wie er sagte, und zwar sehr wichtige. Mehr könne er nicht sagen, die Sache sei noch nicht reif. Mutti fragte auch gar nicht weiter danach. Wenn er nach Hause kam, es war meist schon gegen Morgen, hob sie den Kopf aus den Kissen und blickte ihn blinzelnd an, sah dann auf die Weckeruhr auf dem Nachttisch und seufzte vorwurfsvoll. Daraufhin versuchte er, sie in gute Laune zu versetzen, und erzählte etwas Lustiges, was sie zumeist schon von einem vorigen Abend kannte. Sie verkroch sich unter die Decke und schloß die Augen. Kubowski schlief drei, vier Stunden, dann stand er auf, frisch und rosig, und ging an die Arbeit.

Als Charlott gegen sechs Uhr abends nach Hause kam, stand Kubowski in Hemdsärmeln in der Küche, pfiff eine Tangomelodie und bügelte eine Hose. Mutti saß auf dem weißen Stuhl und schälte Kartoffeln.

„Nanu", sagte Charlott, „daß man dich auch mal im Familienkreise sieht."

Er lachte. „Ich bin jetzt immer in Anspruch genommen. Geschäfte."

Charlott warf einen Blick auf Mutti und schwieg. Sie traf sich fast täglich mit Robert und wußte, daß ihr Vater Abend für Abend im „Siebenten Himmel" saß und beträchtliche Zechen machte. Aber sie wollte sich nicht um seine Angelegenheiten bekümmern.

„Hör' mal", sagte sie, „hast du schon mit Karl gesprochen wegen des Geldes?"

Er warf ihr einen erstaunten Blick zu: „Nöh, ich habe mit Karl überhaupt noch nicht gesprochen."

„Na, dann wird er dir's wahrscheinlich heute sagen. Wir brauchen nämlich unser Geld, das wir von Großmutter haben — du hast es doch irgendwo für uns angelegt Karl kauft sich 'ne Druckerei."

Er wurde rot. „So 'n Quatsch", rief er, „davon hat Mutti schon was erzählt so 'n Blödsinn. Druckerei kaufen! Es gehn nicht genug Druckereien pleite heutzutage, was? Der soll doch froh sein, daß er 'ne anständige Stellung hat, was sind das für Hirngespinste" Er schlug heftig mit dem heißen Eisen auf das Bügelbrett.

Charlott war überrascht. „Wieso", entgegnete sie ruhig, „das kann ich nicht finden. Erstens geht die Druckerei sehr gut, zweitens ist sie für ein lächerliches Geld zu haben. Das ist eine Gelegenheit, wie sie wahrscheinlich niemals wieder kommt."

„Ach was, davon verstehst du doch nichts. Wenn du dein Geld reinstecken willst, dann kannst du mir bloß leid tun. Genau so gut kannst du's gleich zum Fenster rausschmeißen."

„Du irrst dich, du irrst dich wirklich. Laß dir nur von Karl die Geschäftsbücher zeigen, er hat das alles genau studiert, das ist wirklich eine todsichere Sache."

Kubowski lachte auf. „Todsichere Sache Ihr Kinder, ihr naiven Kinder, habt ihr denn 'ne Ahnung von Geschäften, der erste beste Bauernfänger legt euch rein, daß es nur so kracht, was wißt ihr denn von Geschäften, so 'ne Kückens."

„Das kannst du nicht sagen", wandte Mutti ein, „Karl versteht schon was von Druckereien, da kannst du nichts sagen, der hat das genau alles geprüft. Dämlich ist Karl nicht. Der paßt schon auf."

„Ach hört doch auf", Kubowski war irgendwie gereizt, „wir haben ja gesehen, wie tüchtig unser Karlchen ist, keine Spur von Ernst im Leibe, nischt als Weibergeschichten im Kopf so was kann doch nicht 'ne eigene Druckerei führen. Ist ja lächerlich"

„Er ist ja mit noch einem zusammen", versuchte Mutti zu begütigen.

„Wird genau so 'n Grünschnabel sein. Nee, hört mir auf mit dem Blödsinn. Da draus wird nischt."

Charlott fühlte einen Ärger, der ihr in die Kehle stieg: „Überhaupt ist das ja schließlich dem Karl seine Sache. Wenn er nun mal die Druckerei haben will — das kann dir ja gleichgültig sein. Es ist ja nicht dein Geld, sondern unser Geld Und darüber können wir verfügen, wie wir wollen. Wir sind ja Gott sei Dank großjährig."

Der Alte schmiß das Bügeleisen donnernd auf den Herd: „Und wenn ihr zehnmal großjährig seid", schrie er, „da kümmere ich mir einen großen Dreck drum, verstanden? Gott sei Dank bin immer noch ich euer Vater und hab' 'ne Verantwortung für euch und wenn ihr so dämlich sein wollt und euer Geld irgend'nem Betrüger in den Rachen werfen denn bin immer noch ich hier, um so was zu verhindern Wenn ihr nicht denkt, muß ich denken Rotznasen wie ihr ohne Erfahrung, ohne Menschenkenntnis, ohne irgendwas euch darf man keine Geschäfte machen lassen, ob großjährig oder nicht, das ist mir schnurz."

Man hörte einen Schlüssel in der Korridortür sich drehen. „Da kommt Karl", sagte Charlott.

„Soll nur kommen" versetzte Kubowski nicht ohne Drohung. Er ging zur Wasserleitung, befeuchtete einen Lappen, wand ihn aus und breitete ihn sorgfältig über die Hose auf dem Bügelbrett

„'n Abend", sagte Karl und blieb in der Küchentür stehen Er schob den Hut in den Nacken und blickte erstaunt in die aufgeregten Gesichter: „Was ist denn hier los?" fragte er und trat näher. „Bügelanstalt?"

„Papa will uns das Geld nicht geben" sagte Charlott herausfordernd, „er meint, wir seien lächerliche Kinder, und wir verstehen nichts von Geschäften und werden reingelegt." Sie warf den Kopf zurück und blickte Karl mit blitzenden Augen an: „Was sagste nu?"

Karl war überhaupt nicht in der Lage, etwas zu sagen, er blickte von einem zum anderen runzelte die Stirn und versuchte, die Zusammenhänge zu begreifen.

„Das ist doch Unsinn" sagte er schließlich, „das kann doch nicht dein Ernst sein Papa"

„Nee?" lachte Kubowski grimmig, „also verlaß dir drauf, daß es mein Ernst ist So 'ne Abenteuer verehrter Herr, da mach' ich nicht mit. Das schlag dir man gefälligst aus dem Kopf"

Karl sammelte seine Gedanken: „Was heißt mitmachen", sagte er, „du brauchst ja nicht und sollst ja auch gar nicht mitmachen. Das ist ganz allein meine Angelegenheit Charlott ist bereit, wir tausend Mark



zu borgen, das kann dich ja weiter nicht berühren. Ich versteh' nicht, was du dagegen hast."

„Ich hab' dagegen, daß ihr euer Geld nicht verpulvern sollt, verstanden? Das sieht ja 'n Blinder, daß aus so was nischt wird und niemals was draus werden kann. Und nachher ist das Geld futsch, denn kannste deine Druckerei für fuffzig Mark versteigern. Geld weg, Stellung weg — nee, also darüber brauchen wir überhaupt nicht mehr zu reden. Die Sache ist erledigt."

Karl war starr: „Du kennst doch die ganzen Verhältnisse nicht, man muß sich doch erst mal den Laden ansehen und die Bücher prüfen, wie kannst du denn gleich von vornherein — —"

„Hör bloß auf, Mensch, ich brauche mir nischt anzusehen und brauche nischt zu prüfen. Ich kenne meinen Sohn, und das genügt mir, mehr will ich gar nischt wissen. 'n unreifer Bengel ohne Ernst und Verantwortung — mir kannste nischt vormachen. Wir haben ja gesehen, was mit dir los ist, also brauchen wir uns gar nicht einzubilden, daß da was Vernünftiges bei rauskommen würde."

„Was hat denn das damit zu tun", sagte Karl. Auf seiner Stirn stand eine Ader.

„Überhaupt nichts", sagte Charlott, „das ist überhaupt kein Argument."

Kubowski blickte Charlott mit großen Augen an und verschränkte die Arme: „Seht euch doch die Kleene an!" rief er verwundert, „was willst denn du überhaupt? Auch mitreden? Geht dir denn das vielleicht was an? So 'n dummes Küken, eben erst aus 'n Ei gekrochen, und hat 'n großen Rand wie 'ne Erwachsene."

„Sie hat recht", sagte Mutti, sie plätscherte im Kartoffelwasser, „wenn der Junge sich 'ne Existenz gründen kann, warum soll er denn nicht, ist ja sein eigenes Geld."

„Ach, du schweig doch", sagte Kubowski über die Schulter.

„Warum denn?" rief Charlott, „warum sollen alle schweigen? Hast denn immer nur du recht?"

„Jawoll", brüllte Kubowski, „weil ihr alle drei keine Ahnung habt vom wirklichen Leben, weil ihr alle bloß redet und nischt wißt. Das ist der Unterschied. Und darum geschieht in diesem Hause immer nur das, was ich sage. Und damit basta."

„Damit noch lange nicht basta", sagte Karl ruhig, „du kannst dir wohl für deine Privatzwecke eine Sklavenzucht anlegen, aber mit uns kannst du so nicht umspringen. Du hast keine Spur von Recht, unser Geld nicht herauszugeben. Ob wir es so oder so anlegen, das geht nur uns etwas an. Und wenn es nachher futsch ist, wie du sagst — denn du weißt ja immer alles ganz genau — dann ist das auch nur unsere Angelegenheit. Und überhaupt habe ich den Vertrag bereits unterzeichnet. Du mußt das Geld also herausgeben — wie dem auch sei, ob freiwillig oder nicht."

Darauf war Kubowski nicht gefaßt. Er blickte Karl starr an.

„Was, du hast den Vertrag schon unterzeichnet —?"

„Jawoll", sagte Karl mit Befriedigung, „ich bin ja Gott sei dank schon in dem Alter, um selbständig Verträge unterzeichnen und über mein Geld verfügen zu können."

Kubowski runzelte die Stirn, beugte sich nieder und kratzte mit dem Zeigefinger an einem imaginären Fleck auf der Hose herum. „Tja", sagte er langsam, „dann wirst du eben den Vertrag wieder rückgängig machen."

Karl lachte auf. „Ich denke ja nicht daran."

„Doch", sagte Kubowski, „es wird dir nämlich nischt anderes übrig bleiben."

„Wieso denn", versetzte Karl, „du wirst das Geld herausgeben, und die Sache ist erledigt."

„Ich werde das Geld nicht herausgeben. Denn sogar wenn ich wollte, könnte ich das nicht. Das Geld ist fest angelegt und im Augenblick überhaupt nicht flüssig zu machen."

„Was denn", fragte Karl verwirrt, „ich denke, das Geld ist in der Sparbank."

Kubowski legte die gebügelte Hose über einen Stuhl und klappte das Plättbrett zusammen: „Früher mal war's auf der Sparbank. Aber jetzt ist es angelegt."

„Wo denn", fragte Karl nervös, „und wieso kann man es nicht flüssig machen?"

„Ich habe 'n Grundstück gekauft", erwiderte Kubowski langsam, „da steckt auch von mir Geld drin. Und in zwei Jahren ist es dreimal so viel wert. Denn kriegt ihr für eure zweitausend Mark sechse, und denn werdet ihr heilfroh sein, daß ihr eure dämliche Druckerei nicht gekauft habt."

*

Kubowski saß im „Siebenten Himmel" und wartete auf Neuhauser. Er trank Wein und blickte vor sich hin, die Ellbogen auf dem Tisch, es war ihm nicht sehr wohl in seiner Haut.

Endlich kam Neuhauser. Aufgeräumt und händereibend, setzte er sich an den Tisch und klopfte Kubowski auf die Schulter: „Alles in Butter, Euer Gnaden, die G'schicht ist perfekt. Da drauf trinken wir eins."

„Wo ist denn Herr Braun?" fragte Kubowski.

„Der hat net kommen können, der is scho wieder abg'reist. Aber hier ist die Quittung." Er zog seine Brieftasche und holte bedächtig eine Quittung hervor.

Kubowski prüfte sie, dreitausend Mark, untersuchte, ob sein Name richtig geschrieben war und betrachtete aus der Nähe die Unterschrift: Louis Braun. Dann steckte er sie ein.

„In Ordnung", sagte er gut gelaunt, „jetzt trinken wir eins extra."

Neuhauser blickte ihn von der Seite an und senkte die Lider, als Kubowski sich ihm zuwandte. „Dös moan i aa", sagte er, „a so a G'schäft, dös wern S' net bedauern."

*

Um etwa zehn Uhr vormittags des nächsten Tages trat ein Arbeiter an Kubowski heran und sagte, ein Herr wünsche ihn zu sprechen.

Kubowski hatte hohe, kalkbespritzte Röhrenstiefel an und eine geflickte, schmutzige Windjacke, aus deren Seitentasche ein gelber Zollstock hervorsah. Kubowski hatte eine Pfeife im Mund, saß auf einem Bretterstoß und machte Notizen in seinem Taschenbuch. Vom Baugerüst her kamen Stimmen und das Surren der Maschinen.

„Was für'n Herr?" fragte Kubowski; „ich habe jetzt keine Zeit."

„Es ist eine dringende Privatangelegenheit, hätte der Herr gesagt; er warte vorn bei der Kantine."

Kubowski war erstaunt: Privatangelegenheit? „Nanu", sagte er und stand auf.

Mit dem Notizbuch in der Hand ging er quer durch den Bau. und als er über die Bretter stieg. erkannte er schon von weitem Neuhauser, der unruhig auf und nieder lief.

„Nanu!" sagte Kubowski erstaunt, „was ist denn los, Herr Neuhauser?"

„Schlimm!" sagte Neuhauser. Er sah im hellen Tageslicht noch grauer aus als sonst, seine Augen flakkerten tief in den Höhlen. „Louis Braun hat uns angeschmiert!"

„Was hat er?" fragte Kubowski verblüfft.

Neuhausers Blick ging umher, er vermochte Kubowski nicht anzublicken. „Alles Schwindel!" sagte er gehetzt, der Kerl hat uns betrogen. Das Grundstück g'hört gar net ihm."

„Was?" rief Kubowski, „das ist doch Unsinn, wie kann denn ..."

„Na, dös stimmt scho, der hat uns a Grundstück verkauft, das net ihm g'hört, dös g'hört einer gewissen Luise Braun, die gar nix mit ihm z'tun hat —"

Kubowskis Unterlippe zitterte. Er war fassungslos. „Aber Sie haben doch gesagt —"

„I hab do net wissen können, daß dös a Schwindler is; der hat die Papiere umg'fälscht auf Louis Braun. Sie haben sie ja selber aa g'sehn, wer kann denn dös ahnen, daß alles net wahr is —?"

„Und mein Geld?" schrie Kubowski, „wo ist mein Geld —? Was wird aus meinem Geld —, das ist weg, ja?"

„A wo!" sagte Neuhauser beruhigend; dös wer'n ma scho kriegen, der Falott kann uns ja net entwischen. Wir müssen sofort Anzeige erstatten. Der is heit früh in Köln an'kommen, dös hab i selber g'sehn, daß der a Fahrkart'n nach Köln 'kauft hat. Passen S' auf, in a paar Stund' ham s' den derwischt. Also machen S' Ihnen ka überflüssige Sorgen net, ham ma halt Pech g'habt, dös kann an jeden passieren — aber dös Geld is scho net verloren, brauchen S' ka Angst net haben. Wir müssen uns nur tummeln, damit's net z' spät wird. Alsdann kommen S' jetzt mit, wir gehn zur Polizei."

Kubowski fühlte ein Brausen in seinem Kopf. Dreitausend Mark; wenn die zu Hause das hören — er biß die Zähne aufeinander, ging in seine Bude und zog sich um, sagte einem Kollegen Bescheid, dann ging er mit Neuhauser davon.

Er sprach kein Wort mehr.

*

„Also hör' mal, Papa" begann Karl, kaum daß Kubowski das Zimmer betreten hatte, „ich hab 'ne feine Lösung gefunden. Zur allseitigen Befriedigung. Paß mal auf —"

Kubowski ließ sich in seine Sofa-Ecke fallen. Er spürte ein Würgen in der Kehle Was nu, Himmel, nu fängt der schon wieder davon an, und das Geld ist doch weg, das ist zum Teufel —!"

„Sieh mal", sagte Karl, „du hast die zweitausend Mark in einem Grundstück angelegt, das bald im Wert steigen wird, wie du sagst Es wäre also unklug, das Geld wieder herauszuziehen, denn wenn du das sagst, wird es schon so sein, von Grundstücken verstehst du ja was."

Kubowski starrte vor sich hin.

„Andererseits aber", fuhr Karl versöhnlich fort, „versteh' ich wieder was von Druckereien und will mir um keinen Preis diese Chance entgehen lassen. Da bin ich auf folgenden Ausweg gekommen: Du nimmst eben 'ne Hypothek auf von zweitausend Mark, und die Sache ist für beide Teile befriedigend gelöst. Was hältst du davon?"

Karl und Charlott blickten Kubowski erwartungsvoll an. Die Uhr tickte, und Mutti klapperte mit den Stricknadeln.

Kubowski rührte sich nicht.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß du etwas dagegen haben könntest", sagte Karl zuversichtlich.

„Nöh", sagte Kubowski gepreßt, „dagegen hätt' ich schon nichts — ich meine grundsätzlich —, aber ..." — er trommelte mit den Fingern gegen die Tischkante — „es geht leider nicht!"

Karl spürte das Hindernis; er runzelte die Stirn. „Wieso denn, warum sollte das nicht gehen?"

„Weil —" Kubowski suchte verzweifelt nach einem Gedanken, er fühlte ein leichtes Schwindelgefühl und ertrug die Blicke nicht, die erwartungsvoll an ihm hingen Er warf den Kopf zurück und blickte zur Decke empor, „weil schon eine Hypothek drauf ist", sagte er „darum geht das nicht."

„Na hör mal", sagte Karl erstaunt, „seit wann ist denn da 'ne Hypothek drauf? Davon hast du ja gar nichts gesagt."

„Wieviel denn?" fragte Charlott.

„Zweitausend Mark", antwortete Kubowski

„Und wo sind die?" Karl blickte ihn groß und fragend an

Kubowski schwieg Und als Charlott ihn ansah, erschrak sie, sie las in seinen Zügen das heranrollende Unheil.

„Ich meine", sagte Karl, „das Geld muß doch irgendwo geblieben sein."

Kubowski starrte und starrte vor sich hin, die Lippen zusammengepreßt, und plötzlich sprang er auf und stieß den Tisch von sich, sein Gesicht war blau: „Das Geld ist weg!" schrie er „und das Grundstück ist auch weg! Dreitausend Mark futsch — nu wißt ihr's, nu wißt ihr's ganz genau, sie haben mir 'reingelegt, jawoll, mir Albert Kubowski haben sie 'reingelegt mit 'n ganz gewöhnlichen plumpen Schwindel, kiekt mir man nicht so an, da gibt's nischt zu kieken, dreitausend Mark sind futsch, und nu macht was dagegen, macht was dagegen, der Kerl ist längst über alle Berge — den erwischen sie nie, der führt 'n vergnügtes Leben mit unserem Geld und ich bin schuld, ich ganz allein, hab' mir über die Ohren hauen lassen, wie 'n kleener doser Rotzjunge —"

Die drei blickten ihn entsetzt an — „Albert!" rief Mutti kreischend, „beruhige dir doch, um Himmels willen, Albert, dir passiert was —!"

„Setz dich doch hin", schrie Karl, „du bist ja ganz blau — holt doch schnell mal 'n kalten Umschlag —"

Kubowski ließ sich keuchend fallen — Charlott hielt entsetzt den Atem an, sie dachte jeden Augenblick, er bekäme einen Schlaganfall. Mutti holte ein nasses Handtuch und legte es Kubowski auf den Kopf.

Er riß es herunter: „Laßt doch den Quatsch", rief er, aber Mutti drückte es ihm wieder auf die Stirn: „Mach' doch keinen Unsinn, Albert", jammerte sie, „dir trifft noch der Schlag —"

(Schluß folgt.)



RALPH URBAN:

Im Rachen des Löwen

Mit Charly Braun wurde ich in einem Restaurant bekannt, als ich eines Abends in Gesellschaft eines mir befreundeten Forschers speiste. Wir sprachen von den Tropen. Ich bemerkte bald, wie am Nebentisch ein stattlicher Mann und eine bildhübsche Dame unserer Unterhaltung aufmerksam zuhörten. Es dauerte nicht lange, da trat der Herr an unseren Tisch heran, stellte sich als Charly Braun vor, und erkundigte sich nach jemandem, dessen Name wir in unserem Afrikagespräch erwähnt hatten. Wir erfuhren dadurch, daß Herr Braun selbst viele Jahre in Afrika gelebt hatte. Wir nahmen daher gerne die Einladung an und setzten uns an seinen Tisch, wo er uns auch der hübschen Dame, die seine Frau war, vorstellte.

Nach einem angeregt verbrachten Abend trafen wir uns von nun an öfter Charly Braun war ein Mann von großer Welterfahrenheit und seine Gattin, bedeutend jünger als er, eine jener reizenden Damen, deren echt frauliche Weichheit besonders anziehend zu wirken pflegt. Ich habe selten eine Ehe gesehen, die so glücklich gewesen ist wie die jenes Paares. Im Laufe der Zeit erfuhren wir, daß unser neuer Freund in der Jugend seinem begüterten Vater, der ihn ins Geschäft stecken wollte, durchgegangen war, daß er sich dann jahrelang in allen möglichen Berufen versucht und in der Welt herumgetrieben habe, um schließlich auf viele Jahre nach Afrika zu gehen Er nahm an zahlreichen Tierfangexpeditionen teil, bis er einmal sein Talent zur Dressur von Raubtieren entdeckte und sich ganz diesem gefährlichen Beruf widmete. Bald hatte er sich einen Namen gemacht und zog mit seiner Löwengruppe durch die ganze Welt. Vor einigen Jahren trat er das Erbe nach seinem inzwischen verstorbenen Vater an und lebte seither als Privatmann. Wenn er in seiner fesselnden Art von seine Abenteuern erzählte, war es wirklich ein Vergnügen, ihm zuzuhören.

Eines Abends befanden wir uns in besonders vergnügter Stimmung, was wohl den zahlreichen Flaschen Wein zuzuschreiben war, die Charly Braun „anläßlich eines hohen Jahrestages", wie er sagte, aufmarschieren ließ. Als es spät wurde, lud er uns noch in seine Wohnung, wo die Stimmung bald ihren Höhepunkt erreichte.

„Sagen Sie einmal, Herr Braun", wandte sich da mein Freund an den Hausherrn, „darf man vielleicht fragen, was für ein hohes Fest Sie heute feiern?"

„Hm", brummte Charly Braun, und es schien einen Augenblick lang, als wäre er im Begriff, verlegen zu werden. Dann sah er fragend seine Gattin an, und als diese lächelnd die Schultern hob, sagte er: „Gut, meine Herren, ich will Ihnen die Geschichte erzählen." Er lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und begann:

„Ich war damals mit meinen Löwen einem großen Zirkus verpflichtet, der gerade England bereiste. Meine Nummer war ein Zugstück, was ich besonders dem riesigen Löwen Alexander zu verdanken hatte. Ich schloß meine Vorführung stets damit ab, daß ich meinen Kopf in den Rachen dieses Tieres steckte Selbstverständlich ist diese Angelegenheit nicht so harmlos, und man fühlt sich jedesmal wie neugeboren, wenn man aus dem Rachen des Leuen glücklich wieder heraus ist. — Bei der Seiltänzergruppe des Zirkus befand sich ein schönes junges Mädchen, das mit dem Artistennamen Lidia Romanelli hieß. Mir gefiel die junge Dame, und ich machte ihr gründlich den Hof. Bald sah ich meine Zuneigung erwidert, und wir verlebten glückliche Zeiten.

Eines Tages, wir gastierten damals gerade in London, bekam ich nach der Vorstellung von einer Dame aus dem Publikum einen Brief, in dem sie mich zum Abendessen einlud. Ich betrachtete meine harmlose Freundschaft mit Lidia Romanelli nur als kleinen Flirt und folgte der Aufforderung der Unbekannten schon aus Neugierde. Nachdem ich mich umgezogen und den Zirkus verlassen hatte, erwartete mich ein livrierter Diener, der mich im Kraftwagen nach einem vornehmen Haus brachte. Kurz, es handelte sich um eine ebenso schöne wie reiche Witwe, die sich über beide Ohren in mich verliebte.

Die Sache sprach sich herum, und bald erfuhr auch das Mädchen, daß ich daran dachte, die schöne Frau zu heiraten. Zur Rede gestellt, gab ich meine Absicht zu. Wenn ich glaubte, der Fall sei damit erledigt, so hatte ich allerdings die Rechnung ohne die Kleine gemacht. Genau heute vor zehn Jahren kam sie nachmittags während der Probe zu mir und verlangte energisch, daß ich mit jener Frau Schluß mache. Mir tat das Mädel leid, aber ich sagte ihm, daran sei nicht zu denken und beschloß die peinliche Unterredung, indem ich in den Käfig zu den Löwen ging. Vor der Vorstellung kam Lidia Romanelli wieder zu mir. Sie war bleich und ihre Augen glühten. Sie verlangte von mir, ich möge mich wenigstens diesmal nach der Vorstellung ihr widmen. Ich lehnte ab, denn ich hatte eine Verabredung mit der



schönen Frau. Sprühend vor Zorn verließ mich Lidia, als ich aber in der Garderobe saß und mich schminkte, kam sie nochmals Ob dies mein letztes Wort sei, wollte sie wissen. Als ich bejahte, ohne dabei aufzusehen, fühlte ich plötzlich ihre Hand über mein Haar streichen Dann war sie fort.

Ich stand im Käfig in der Manege, und jede meiner Vorführungen wurde mit donnerndem Applaus belohnt. Es war bisher alles gut gegangen, aber trotzdem wurde ich ein banges Gefühl nicht los. Es ballte sich etwas zusammen und lag schwer in der Luft: die Gefahr. Plötzlich wußte ich, daß da irgendwo in der Manege der Tod lauerte; aber zum Donnerwetter, wo nur? Ich spannte Sehnen und Nerven zum Zerreißen, bereit zur Abwehr. Die Tiere fühlten wohl die wütende Kraft meines Willens, denn sie schlichen wie geprügelte Hunde umher. Jetzt kam die letzte Nummer: Im Rachen des Löwen! Scharf beobachtete ich Alexander, er war sanft und gutmütig. Ich fesselte seinen Blick starr an den meinen und schritt langsam auf ihn zu. Ohne meinen Befehl abzuwarten, öffnete er freundlich den Rachen Schon beugte ich mich vor und fühlte den heißen Atem des Tieres, da fiel mir plötzlich, ganz unvermittelt, die Hand der Lidia Romanelli ein, wie sie vorhin durch mein Haar gestrichen. Ich weiß nicht wieso; aber auch ich fuhr mir jetzt noch rasch über das Haar und kam mit der Hand an meiner Nase vorbei. Dabei mußte ich niesen, und gleich darauf erstarrte das Blut in meinen Adern: ich hatte Pfeffer am Kopf. Wissen Sie, meine Herren, was dies bedeutete? Den Tod! Sobald ich den Kopf in den Rachen des Löwen gesteckt hätte, würde das Tier geniest und mir zugleich den Kopf abgebissen haben. Ich brach die letzte Nummer ab und begab mich sofort auf die Suche nach Lidia Romanelli, die mir den Pfeffer ins Haar gestreut hatte; ich wollte mir ihr abrechnen."

„Schrecklich!" sagte mit einem Seufzer der Erleichterung mein Freund

„Und was haben Sie mit diesem Scheusal von einem Weib gemacht?" erkundigte ich mich gespannt.

„Ich habe sie geheiratet", erklärte lächelnd Charly Braun und zeigte auf die liebenswürdige Hausfrau.

ANEKDOTEN

Friedrich der Große und der Jagdfrevler.

Ein Offizier hatte in den königlichen Forsten einen Hirsch geschossen. Das war streng verboten und so mußte der Wildschütz hundert Taler Buße bezahlen. Besorgt, daß sein Jagdfrevel ihm die Ungnade des Königs zuziehen könnte, bat der Offizier den großen König in einer demütigen Bittschrift um Verzeihung. Friedrich setzte sich hin und schrieb an den Rand des Schriftstücks: „Tut nichts. Für 100 Taler das Stück stellt Ihm noch mehr Hirsche zur Verfügung Sein wohlaffektionierter Frederic."

Schweigen ist Gold.

Der österreichische Staatsmann Fürst Metternich war sehr schweigsam; Schwätzer waren ihm ein Greuel. Das Unglück wollte, daß er während des Wiener Kongresses einmal neben einem sehr lebhaften französischen Diplomaten saß, der die Wirksamkeit seiner endlosen Rede zu unterstreichen suchte, indem er mit seinen Händen in der Luft herumfuchtelte. Endlich riß Metternich die Geduld. „Ihre Hände langweilen mich", sagte er.

„Bedaure Durchlaucht", versetzte der Franzose, „aber hier ist es so eng, daß ich wirklich nicht weiß, wohin ich sie legen soll."

„Auf den Münd", war die Antwort Metternichs.

Der zerstreute Lessing.

Wie viele Denker, litt auch Lessing im Alter an Zerstreutheit und Vergeßlichkeit. Eines Abends ging der Dichter des „Nathan" in tiefe Gedanken versunken nach Hause Da es schon dunkel war, als er an seiner Tür läutete, konnte ihn der Diener nicht gleich erkennen. Er hielt seinen Herrn für einen Besucher und rief ihm daher zu: „Der Herr Professor ist nicht zu Haus!"

„Gut, sagen Sie ihm, ich würde morgen wiederkommen", erwiderte Lessing und wandte sich zum Gehen.

Die Predigt.

Lessing hörte sich eines Sonntags in einer kleinen Berliner Kirche die Predigt an. Es war ein sehr junger Pfarrer, der auf der Kanzel stand, und Lessing war von seiner Leistung höchst unbefriedigt.

Deshalb flüsterte er seinem Nachbarn zu:

„Vor einem Jahr hat er weit besser gepredigt."

Der Nachbar schaute ihn groß an und flüsterte zurück:

„Der hat vor einem Jahr noch gar nicht gepredigt."

Darauf Lessing:

„Eben deswegen."

Der Stellvertreter.

Im November 1870 saß in einem Pariser Café eine Gruppe Bierbankstrategen und führte eine lebhafte Debatte über die soeben bekanntgewordene Kapitulation der Armee des Marschalls Bazaine in Metz. Einer der Gäste, ein als Republikaner bekannter Advokat, kritisierte aufs schärfste das Verhalten des Marschalls und warf ihm Verrat und Feigheit vorm Feind vor. Da erhob sich vom Nebentisch ein Herr, dem man auf den ersten Blick den ehemaligen Offizier ansah, und trat vor den Advokaten: „Monsieur, Sie werden mir für Ihre Worte Genugtuung geben."

„Sind Sie denn der Marschall Bazaine?" fragte der Geforderte kaltblütig.

„Das nicht, aber ich war sein Adjutant."

„Gut, dann werde ich Ihnen meinen Bürovorsteher schicken", erwiderte der Anwalt unter dem Gelächter der Gäste.

HANS SÖRENSEN:

Mitten im Leben

Den letzten Sommer verbrachte ich bei Freunden in England. Am Ende einer Fahrt an die nahe Küste kamen wir nach Penzance, einem Hafenstädtchen in der Grafschaft Cornwall.

Ich weiß nicht, was uns solange in diesem Ort festhielt. Vielleicht war es die Ermüdung nach der Autofahrt, von der wir uns in der seewärts gelegenen Veranda des „Admiral Benbow" erholten, vielleicht war es das Bild der heiter ruhenden See, die an jenem fernen Tage eine so weite, klare Sicht bot.

Unser Wirt, sichtlich bemüht um das Wohlergehen seiner Gäste und das Ansehen seiner Stadt, trat in die Stille, die wohltuend um uns lag. Ob wir schon das große Wappen im Rathaus gesehen hätten, erkundigte er sich. „Es ist der Stolz unserer Stadt." „Das große Wappen? Nein." Die Antwort fiel nicht schwer. Wir waren viel zu ermüdet gewesen, um hier noch an Sehenswürdigkeiten zu denken. — Irgend etwas hatten jedoch die Worte des Wirtes in uns ausgelöst, eine kleine Neugier etwa, nach einer guten Geschichte, einem seltsamen Schicksal, oder was der Mensch sonst an einem weltverlorenen Nachmittag erwarten mag. Das Bedürfnis nach Ruhe war im Nu vergangen. Unsrer vier machten wir uns auf. Zum Rathaus, einem spätvictorianischen Bau, war es nicht weit. Der glühendheiße Sommertag ließ uns die Kühle der hohen Eingangshalle angenehm empfinden. Ein Pförtner, dem man lange Jahre der christlichen Seefahrt wohl ansah, zeigte uns in einem Saal im ersten Stock ein riesiges, wohlgeschnitztes Wappen, von dem er folgende Geschichte erzählte. Sie verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Beladen mit den Schätzen zweier Welten, mit dem Lorbeer unzähliger Siege bekränzt, und umwittert von der Glorie der Unüberwindlichkeit", so begann unser Führer weitausholend, „kehrte am 22. 10. 1707 Sir Cloudesley Shovell, rear-admiral of the blue, von der Eroberung Gibraltars heim, um sich nach fünfjähriger Abwesenheit von England seiner gnädigen Königin zu Füßen zu legen. Keine halbe Tagereise von der Heimat überfiel ihn bei anbrechender Nacht Schlechtwetter. Es begann mit dem gefürchteten weißen, undurchsichtigen Seenebel. Sir Cloudesley stand mit seinem Geschwader von sieben Schiffen in unmittelbarer Nähe der Scilly-Inseln, von denen das Sprichwort sagt, daß die See für jeden Mann, der auf den Inseln eines natürlichen Todes stirbt, neun andere zu sich nimmt. Unberechenbare Strömungen und ein Labyrinth von Untiefen waren schon damals das Kennzeichen der Scillys. Ohne festen Schiffsort bei einfallender Nacht in diesen Hexenkessel zu geraten, hieß in den sicheren Untergang fahren. Das Geschwader segelte langsam im Nebel weiter. Der Admiral auf seinem Flaggschiff, der „Association", schwankte, ob er nicht bis zum Morgen beidrehen solle, um klare Sicht abzuwarten. Während er noch überlegte, kam der Wachoffizier mit einer ungewöhnlichen Meldung. „Herr Admiral, an Bord befindet sich ein gemeiner Matrose, ein Kind dieser Inseln. Er gibt den Rat, bis zum Aufklaren beizuliegen." Schlimmeres konnte Sir Shovell nicht passieren. Man wollte ihm in die Navigation hineinreden? Das versetzte ihm den Atem. Und so donnerte er: „Man führe mir den Mann vor. Aber er soll wissen daß es um seinen Kopf geht!" Als der Matrose auf die Brücke gebracht wurde, stürzte sich der Admiral wie ein zweiter rasender Roland auf den verdatterten Sailor, der seinen Wachshut verlegen in den Händen drehte, und schrie ihn an: „Kennst du das Reglement nicht? Wie kannst du dich unterstehen, mir in die Navigation hineinzureden? Du meuterst ja. Ich werde dich hängen lassen!" Der Mann von den Inseln war inzwischen ruhiger geworden. „Halten zu Gnaden, Herr Admiral", begann er gefaßt, „als ich noch nicht die Ehre hatte, meiner Königin zu dienen, fischte ich lange Jahre in diesen Gewässern und habe hier manches Schiff sicher durchgelotst. Man sagt von mir", fügte er nicht ohne Stolz hinzu, „ich könne die Untiefen riechen." Der Admiral lief vor Wut braunrot an, als er dies hörte. Da der Mann weiterhin auf seinem Rat, man müsse beidrehen, fest beharrte, wurde er so ärgerlich, daß er befahl, ihn wegen Meuterei aufzuknüpfen.

Das Unglück hatte es gewollt, daß der Matrose seinen Rat just in dem Augenblick vorbrachte, als Sir Cloudesley selbst sich zum Beidrehen entschlossen hatte. Aber der Admiral wollte lieber zum Teufel gehen, als den Anschein erwecken, er habe auf den Rat eines gemeinen Matrosen gehört. So befahl er also: „Steifen Kurs geradeaus!" Für den unglücklichen Ratgeber hatte die letzte Stunde geschlagen. Als man ihn zur Hinrichtung führte, bat er, vor seinem Ende den 109. Psalm laut lesen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde erteilt, und sogleich fing der Delinquent an, mit ingrimmigem Behagen vorzulesen, daß es schallend über das Deck hallte: „Sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe.. Seine Tage müssen weniger werden, und sein Amt müsse ein anderer empfahen.. Seine Kinder müssen Waisen werden und sein Weib eine Witwe.. Seine Widersacher müssen mit Schande angezogen werden und mit ihrer Schmach bekleidet werden wie mit einem Rock.." Während die Mannschaft in einem ungeheueren Grinsen erstarrte und die Offiziere mühsam die Fassung bewahrten, platzte der Admiral fast vor Wut.

Sonnenuntergang am Meer

Am Abendhimmel knistert letztes Feuer,
das züngelnd nun den Horizont berennt.
Aufflammt es zum Gewölbe ungeheuer,
dann schlägt es wild zurück mit fressend neuer
Gewalt. Das Meer glüht weithin auf. Es brennt!

Doch eine stille Macht greift in die Gluten
und löscht sie sacht mit einer sanften Nacht.
Die Feuer sinken müd' hin und verbluten.
Beruhigt rollen nun die dunklen Fluten,
und sternenweit wölbt sich die grüne Nacht.

Gerhard Schumann

Doch der Nebel wollte nicht weichen. Dick und weiß wie Watte hing er über dem Wasser. Langsam trieb das Geschwader in das Ungewisse. Plötzlich der Ausguck auf der „Association“ „Brandung voraus“, und gleich darauf hörte man das donnernde Tosen brandender Wellen, kaum einen Steinwurf weit entfernt. Der Admiral signalierte sofort die Gefahr an das unmittelbar folgende Geschwader. Er selbst versuchte, abzudrehen. Aber es war zu spät. Um neun Uhr strandete das Flaggschiff „Association“ auf den tückischen Unterwasserriffen, 3½ Seemeilen von der Insel St. Agnes entfernt. Gleich darauf setzte die „St. George“ auf. Einen Augenblick später, schon halb zum Wrack geschlagen, wurden beide Schiffe von einem gewaltigen Schwall in freies Wasser gedrückt und versenkt mit Mann und Maus. Eine Seemeile zu Luward standen „Royal Ann“, „Eagle“ und „Romney“. Sie scheiterten auf den furchtbaren Klippen mit „Alle Mann“. Auch „Firebrand“ ging verloren und „Phenix“. Es kamen nicht weniger als 2000 Mann um. Der Admiral wurde, 8 Seemeilen entfernt, in einer Bucht angetrieben. Halbtot, fand er in seiner hilflosen Verfassung ein unrühmliches Ende durch die Hand einer räuberischen Frau, die auf dem Strandgang war. Sein kostbarer Smaragdring erregte ihr Begehren so unmäßig, daß sie den Wehrlosen ohne Zögern erschlug. Die Leiche des Admirals wurde an Ort und Stelle begraben. Erst später brachte man ihn in die Heimat. Er ist beigesetzt in Westminster-Abbey, wo Englands große Toten ruhen.

Der einzige Überlebende, einer von der „Association“, wurde nach tagelangem Ausharren von einer vereisten Klippe geborgen. Er erzählte die Geschichte von dem unbotsmäßigen Matrosen. Nach und nach trieben Unmengen von Strandgut an. Das Heckwappen der „Association“ im Rathaus von Penzance erinnert als letzter Zeuge an den Schiffbruch von Sir Cloudesley Shovell, eine der größten Tragödien der englischen Kriegsmarine. „Es ist die Geschichte einer tragischen Insubordination, wenn man so sagen darf“, schloß der Pförtner seine Erzählung, „sie erinnert mich immer an den alten Sailor-Song aus der Zeit der Kaperkriege:

Mit 75 Mann die Reise begann,
— Sauft, und der Teufel sagt „Amen“ dazu! —
Zurück kehrt' nur ein einz'ger Mann!
— Sauft, und der Teufel sagt „Amen“ dazu! —“

Wir standen still und atemlos im Angesicht des Schicksals.

Ruhm, Ehre, große Siege und die Schätze dieser Welt, wo waren sie geblieben, und wo die Zweitausend von den Schiffen des berühmten Admirals! Das ungeheure Geschehnis vor 2½ Jahrhunderten, das Bewußtsein der Ohnmacht und Verlassenheit des Menschen vor der Natur rührte uns mächtig in den Tiefen an und machte uns erzittern.

Als wir ins Freie traten, war die Sonne untergegangen. Hinter der Kimmung noch warf das Gestirn des Tages blaues Licht über diese Welt, einen verzaubernden Schein, daß er die Dinge, für eine Spanne der Seligkeit nur, der Wirklichkeit entrückte, und der Qual der verrinnenden Minute. Es war um die Zeit der Blauen Stunde.

Friedrich und Kaiser Joseph

Als Friedrich der Große gelegentlich seiner Zusammenkunft mit Kaiser Joseph diesen die Treppe hinaufgeleitete, weigerte sich der Kaiser, den Vortritt zu nehmen. Die beiden Herrscher drehten und wendeten sich, und schließlich sagte der Kaiser freundlich, aber doch mit einem Anflug von Ernst:

„Sire! Wenn Sie anfangen, mit mir zu manövrieren, so weiß ich nur zu gut, ich ziehe den kürzeren und muß dahin gehen, wohin Sie mich haben wollen!“ — Und damit schritt er voran.

Verzicht

Ein junger Dichter, der Gottfried Keller von dessen Stammlokal in Zürich kannte, schickte dem großen Erzähler eines Tages zwei Rebhühner.

Am folgenden Morgen erschien er selbst, begrüßte den Meister sehr freundschaftlich und zog das Manuskript eines Trauerspiels aus der Tasche, um es Keller vorzulesen und dessen Urteil zu hören.

Kaum hatte Keller das bemerkt, so legte er dem Jüngling die Hand auf die Schulter und sprach:

„Halt, junger Mann, einen Augenblick.“

Darauf ging er in die Küche, holte die beiden Rebhühner, hielt sie dem Dichter hin und fuhr fort:

„Hier, nehmen Sie lieber Ihre Rebhühner wieder mit. So hart will ich mir mein Mittagessen nicht verdienen.“

Beschränkte Macht

Kaiser Sigismund, der die Gelehrten sehr schätzte, hatte einen seiner Räte, den berühmten Rechtsgelehrten Georg Fascellus, in den Adelsstand erhoben und mit auf das Konzil von Basel genommen.

Bei einer wichtigen Frage der dortigen Beratungen befahl der Kaiser, daß die Gelehrten und der Adel getrennt abstimmen sollten.

Fascellus, stolz auf seinen neuen Adelstitel, gesellte sich zum Adel und stimmte mit diesem ab.

Der Kaiser, der dies bemerkte, rief ihn zu sich und meinte:

„Lieber Fascellus“, warum tust du das? Hältst du den Adel für höherstehend als die Gelehrten?“

Fascellus bejahte diese Frage.

Darauf fuhr der Kaiser fort:

„Das ist ein großer Irrtum. Ich kann in einem Tage tausend Adelige und Ritter schaffen; aber in tausend Jahren nicht einen einzigen Gelehrten.“

H U M O R



„Herr Schnösel, finden Sie die Gedichte meines Sohnes nicht wundervoll. Es wimmelt darin direkt von orginellen Einfällen!"

„Das stimmt, besonders in der Rechtschreibung!"

*

Vater: „Du verdammter Bengel, ausgerechnet mußtest du mit deinem neuen Anzug ins Wasser fallen!"

Sohn: „Vati, ich konnte wirklich nichts dafür, ich hatte gar keine Zeit mehr, meinen alten anzuziehen!"

*

Auf der Wiese liefen die Kühe umher. Guckte der kleine Willi: „Und wo haben sie nun die Dosen für die Milch?"

*

Arbeiter, in das Sprechzimmer eines Zahnarztes tretend:
„Entschuldigen Sie, Sie setzen doch auch Zähne ein?"

„Natürlich, lieber Freund!"

„Gut, dann setzen Sie mal meiner Säge ein paar neue Zähne ein!"

*

„Nicht wahr, das ist heute wieder ein unfreundliches Wetter?"

„Ja, aber auf jeden Fall ist es noch besser als gar keins!"

*

„Erinnerst du dich", fragte der Professor seine Frau, „daß ich dir erzählt habe, was ich neulich für einen Traum hatte? —: Ich sollte eine sehr wichtige Vorlesung halten, und als ich in den Saal kam, konnte ich mich plötzlich nicht mehr besinnen, worüber ich eigentlich lesen wollte Und da hab' ich statt dessen meinen Hörern ein bißchen was vorgetanzt und -gesungen. — Denk' dir, eben fällt mir ein: Das war gar kein Traum!"

„Das hier heißt ‚Die Gattin des Künstlers'. Was hältst du davon, Emilie?"
„Ja — weißt du — ich kann mich natürlich irren — aber ich glaube nicht, daß sie glücklich verheiratet ist!"

Zeichnung: Erich Wilke †

1. Reisender: „Wie ich vorhin aus Ihren Gesprächen entnahm, bestreiten Sie Ihren Lebensunterhalt von dieser Bahn. Besitzen Sie etwa Aktien davon?"

2 Reisender. „Nein, ich mache immer Witze über sie!"

*

Braun saß im Eisenbahnabteil Braun bat einen Herrn, der auf der letzten Station zugestiegen war: „Schließen Sie doch bitte das Fenster!"

„Können Sie das nicht selbst machen?"

Blickte Braun die anderen Abteilgäste an: „Schon. Aber, wie ich es vorhin versucht habe, haben mich die anderen Herrschaften hier beschimpft!"

*

Frau Wiesenpieper war mächtig eifersüchtig auf ihren Mann Selbst im Bett achtete sie darauf, was ihr Mann wohl im Schlafe sprechen würde Ihr war es in der letzten Zeit schon aufgefallen, daß ihr holder Gatte immer nachts von einer Olga sprach, während sie doch Minna hieß Als sie dies schließlich ihrem Manne vorhielt und unbedingt wissen wollte was das zu bedeuten hätte, antwortete dieser: „Aber Liebling, so heißt doch das Pferd das ich jetzt im Training habe" Alles schien in bester Ordnung, bis eines Tages Herr Wiesenpieper einen Brief erhielt den ihm seine Frau mit den Worten überreichte:

„Hier, dein Pferd hat dir geschrieben!"

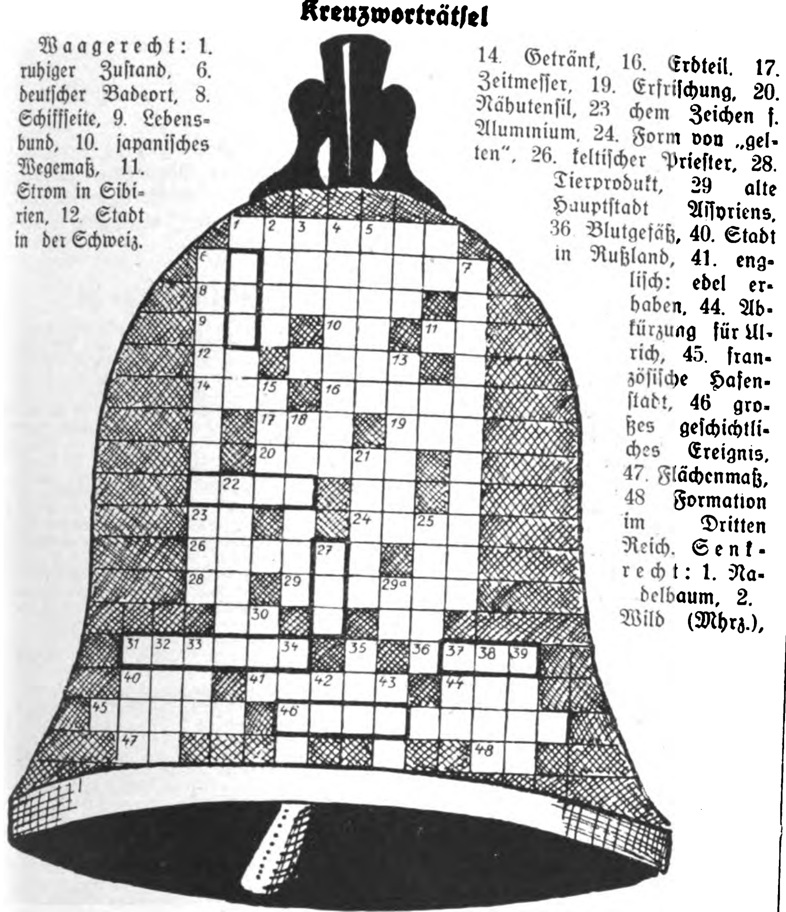
*

„Es ist immer unklug, einem Hund einen Knochen vor dem Maul wegzunehmen!" dozierte der Tierarzt

„Außer, natürlich, er gehört zufällig zu dem eigenen Bein!" bemerkte ein Zuhörer ergänzend.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. ruhiger Zustand, 6. deutscher Badeort, 8. Schiffseite, 9. Lebensbund, 10. japanisches Wegemaß, 11. Strom in Sibirien, 12. Stadt in der Schweiz. 14. Getränk, 16. Erdteil, 17. Zeitmesser, 19. Erfrischung, 20. Nähutensil, 23 chem Zeichen f. Aluminium, 24. Form von „gelten", 26. keltischer Priester, 28. Tierprodukt, 29 alte Hauptstadt Assyriens, 36 Blutgefäß, 40. Stadt in Rußland, 41. englisch: edel erhaben, 44. Abkürzung für Ulrich, 45. französische Hafenstadt, 46 großes geschichtliches Ereignis, 47. Flächenmaß, 48 Formation im Dritten Reich. Senkrecht: 1. Nadelbaum, 2. Wild (Mhrz.), 3 Form von „sein", 4. Herzog von Württemberg, 5. altpersischer König, 6. Temperatureinheiten, 7. grammatikalische Bezeichnung (Mhrz.), 13. Oper, 15. Gesteinsart, 18. weibliches Säugetier, 21. landwirtschaftliche Tätigkeit, 22. weiblicher Vorname, 25. Gattin des Kaisers Augustus, 27 Artikel, 29a. Verhältniswort, 30. rechter Nebenfluß der Donau, 31. deutscher Gebirgszug, 32. Wasserrand, 33. Brennstoff, 34. engl.: darnieder, 35. Universum, 37 Tonart, 38. altgriechische Landschaft, 39. Papiermaß, 42. chem. Zeichen für Beryllium, 43. griechischer Buchstabe.

Die fettumrandeten Karos ergeben einen Leitspruch für eine große sportliche Veranstaltung.

Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat aus der Edda ergeben. (ß = ein Buchstabe.)

Gesims, Hitzewelle, Unverstand, Versäumnis, Umtausch, Germanen, Hoftor, Ball, Liebeszeichen, Perusa, Genoveva, Mundschenk, pflügen, senil, Däumling, Gehege, Unsinn, Handlung, Weichsel, Nachteule, Erdal, Wehrmacht.

Kopftauschrätsel

Salm, Egel, Messing, Same, Sichel, Lanner, Degen, Iller, Boten, Korn, Gardine, Daube, Enge, Adda, Lachs. Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind durch andere zu ersetzen, so daß Wörter anderer Bedeutung entstehen. Bei richtiger Lösung nennen die neuen Anfangsbuchstaben das älteste deutsche Heldengedicht.

Rätselgleichung

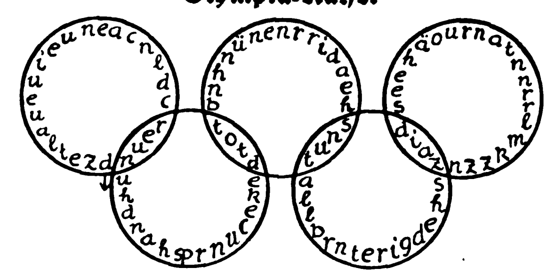
(A — B) + (C — ka) + (D — E) + (F — ld) + (G — ki) = X. A) Stadt in Lettland, B) Niederschlag, C) Ofenziegel, D) kaufmännischer Begriff, E) Vorschrift, F) Zahlungsmittel, G) nordischer Gott, X) berühmter italienischer Künstler.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a al chem de die do e e elt eu flo gen gen ha hat i in in ka ka ko la laf le le le lin lin man na nar nar ne ne nen nitz pen ret rett ri ro se se sei si so tich tin tion tutt vil sind 20 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Lessings ergeben. Die Bedeutung der Wörter: 1. weiblicher Vorname, 2. Stadt in Italien, 3. Fluß in Frankreich, 4. Einatmen von Dämpfen, 5. Betäubung, 6. Vorplatz, 7. römischer Kaiser, 8. alte Herrscher Perus, 9. Stadt in Sachsen, 10. Stadt in Westfalen, 11. Stadt in Württemberg, 12. deutscher Volksstamm, 13. Hülsenfrucht, 14 Wurfschlinge, 15 Stadt in Belgien, 16 Stoßdegen, 17. Gartengewächs, 18. Stadt in Hessen-Nassau, 19. Leitbild, 20. Gewittergott.

1	8	15 ....
2	9	16 ....
3	10	17 ....
4	11	18 ....
5	12	19 ....
6	13	20 ....
7	14	

Olympia-Rätsel



Mit einer zu suchenden Zahl ist in Uhrzeigerrichtung auszuzählen. Die sich so ergebenden Buchstaben nennen aneinandergereiht ein Zitat unseres Führers. Zu beginnen ist bei dem mit einem Pfeil bezeichneten Buchstaben „d".

Vokallos

wdmgstnchtszgrßstsstdrgtnchtszkln.

Obige Konsonanten sind durch Einfügung der fehlenden Vokale in Wörter zu verwandeln, die hintereinandergelesen einen Spruch ergeben.

Ordnungsrätsel

Werm mende tritt einre ommen utigs chtbel wirda chtver auchre.

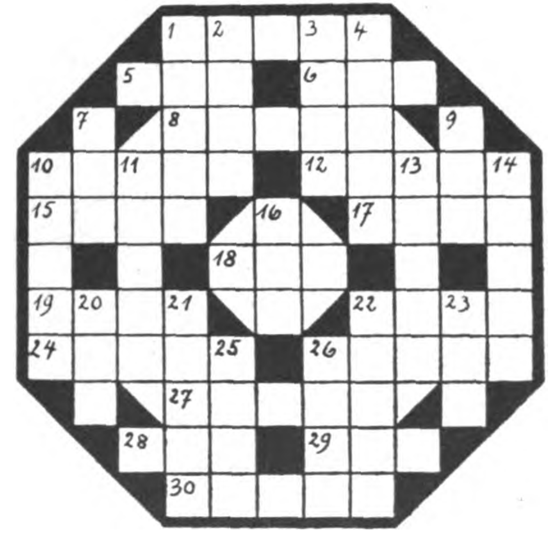
Die Wortteile sind derart aneinanderzureihen, daß sich ein Ausspruch Adolf Hitlers ergibt.

Rösselsprung

		stolz	brau	sels	durch		
ner	sen	dor	des	wie	jung	nacht	das
	sei	die	des	o	schick	den	
de	kör	the	das	mu	ben	lings	mu
		flut	gen	ne	tig		
	reißt	kuh			ti	stre	

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. isländ. Ringkampf, 5. Papageienart, 6. Mineral, 8. deutsches Schlachtschiff, 10. Teil des Mittelländischen Meeres, 12. weibl. Reh, 15. Naturerscheinung, 17. Schachausdruck, 18. Ostgeld, 19. Behälter, 22. lateinisch: „im Jahre", 24. Schanktisch, 26. Ekel, 27. Stadt in Marokko, 28. Tonart, 29. Tapferkeit, 30. Stadt in Portugal. Senkrecht: 1. sagenhaftes Tier, 2. Kamelart, 3. Ozean, 4. deutscher Dichter (1781—1831), 7. Gedichtart, 9. Einleitung eines Bühnenwerkes, 10. deutscher Freiheitsdichter (1769 bis 1860), 11. Märchenfigur, 13. Zierpflanze, 14. charakterliches Wollen, 16. Hafenmauer, 20. Sinnesorgan, 21. ungebleicht, 22. sagenhafter keltischer König, 23. griechisch: „Geist", 23. engl. Adelstitel, 26. portugiesischer Entdecker (1449—1524).



Es fehlt der Kopf

. . . .
m a o a f r a ü l
a n r a a a r n b
r b k r u n e a a

An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß sinngemäße Wörter entstehen. Richtig gelöst, nennen die Anfangsbuchstaben eine internationale Veranstaltung.

Verschieberätsel

Omaha, Stola, Lalenbuch, Traumland, Knigge, Ankogel, Scherenschnitt, Kanone. Die Wörter sind so zu verschieben, daß zwei senkrechte Reihen 1. eine ostindische Inselgruppe und 2. eine Inselgruppe der Nordsee ergeben.

Zerlegbares Zitat

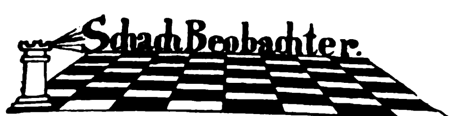
Das Zitat:

„Nützen muß man den Augenblick, der einmal nur sich bietet"

ist in Wörter nachstehender Bedeutung zu zerlegen: Stadt, in der Andreas Hofer hingerichtet wurde, poetische Bezeichnung für Liebe, schöpferisches Talent, Straßenkreuzungen, Möbelholz, Fluß in Italien, deutscher Klassiker, Mengenangabe.

Lösungen der Rätsel in Folge 30

Kreuzworträtsel Waagrecht: 1. Raabe, 6. Arras, 7. Leim, 9. Span, 12. Urne, 13. Rede, 14. Eva, 16. Ei, 17. Tee, 19. Inn, 20. Berka, 23. Epsom, 24. Anna, 26. Eber, 29. Arier, 30. Lebar, 32. Ale, 33. Chan, 34. Edi. Senkrecht: 1. Rain, 2. Armee, 3. Ar, 4. Basra, 5. Espe, 7. Luft, 8. Erde, 10. Aden, 11. nein, 15. Vers, 18. Ebene, 19. Jambe, 21. Exarch, 22. Koeln, 24. Art, 25. Nie, 27. Ehe, 28. Rad, 29. Aa, 31. Ri. ✱ **Silbenrätsel**: 1. Derwisch, 2. Adebar, 3. Senefelder, 4. Kiefer, 5. Anis, 6. Pudel, 7. Ismik, 8. Tuisko, 9. Anemone, 10. Lasso, 11. Ignaz, 12. Sarto, 13. These, 14. Nadworna, 15. Ibna, 16. Cromwell, 17. Hase, 18. Tasso, 19. Dresden, 20. Ente, 21. Reagens, 22. Hvaden, 23. Euterpe, 24. Resident, 25. Rosenberg, 26. Duell. „Das Kapital ist nicht der Herr des Staates, sondern sein Diener." (A. Hitler.) ✱ **Silbenkreuz** 1—2 Birma, 1—4 Birke, 1—6 Birne, 3—2 Drama, 3—4 Drake, 5—4 Marke, 5—6 Marne. ✱ **Zahlenrätsel**. 1. Verona, 2. Obelisk, 3. Eimer, 4. Lavendel, 5. Kaiser, 6. Essen, 7. Rubel, 8. Bagage, 9. Ulme, 10. Notar, 11. Dattel. „Voelkerbund". ✱ **Füllrätsel**: 1. Tamarinde, 2. Standarte, 3. Bataillon, 4. Kostarika, 5. Lachlaube, 6. Baumstamm, 7. Turkestan, 8. Minnesota. ✱ **Kombiniertes Kreuzworträtsel**. Waagrecht: 1. Adolf, 5. Uniform, 7. Avis, 8. Tajo, 10. Ritz, 11. Kommis, 13. Aida, 14. Ras, 15. Este, 17. Knall, 20. Ern, 21. Air, 22. bar, 24. Ost, 27. Ramme, 29. Narr, 31. Art, 32. Peel, 33. Loanda, 35. aper, 36. Gaur, 37. Oder, 38. Blinken, 39. Lafan. Senkrecht: 1. Anis, 2. Dis, 3. Lotos, 4. Fram, 5. Upsala, 6. Mime, 7. Aida, 9. Oise, 10. Rinnsal, 11. Kar, 12. Stromer, 13. Aiton, 16. Enkel, 18. Lid, 19. Kar, 23. Rappen, 25. Trog, 26. Ara, 28. Meer, 30. Raab, 31. Adria, 34. Null, 35. Aden, 37. Ola. Äußerer Kreis: Es stirbt der Feige oftmals, eh er stirbt, die Tapfern kosten einmal nur den Tod. ✱ **Kryptogramm**: Flensburg, Kissen, Tristan, Fall, Gertrud, Jugend, Stunde, Weinbeere, Ginster, Weinwirt, Vorsicht, Wanda, aufdringlich, Erwin, Zelter, Umzug, Stuart, Salbei, Garten. „Fleiß ist aller Tugenden Beginn. Wir sind auf der Welt, um zu arbeiten." ✱ **Rösselsprung**: Rosen auf den Weg gestreut, Und des Harms vergessen! Eine kurze Spanne Zeit Ist uns zugemessen. Hölty. ✱ **Silbenrätsel**: 1. Drache, 2. Elba, 3. Rosegger, 4. Gitarre, 5. Rialto, 6. Oleander, 7. Satire, 8. Setter, 9. Ebene, 10. Naive, 11. Mosel, 12. Euterpe, 13. Nadel, 14. Stipendium, 15. Chiemsee, 16. Erwin, 17. Niederlande, 18. Geldern, 19. Rettich. „Der großen Menschen Grabstaette ist die Welt." ✱ **Leiterrätsel**: 1. Riesa, 2. Milan, 3. Tiger, 4. Gemse. Eremitage — Wahnfried.



Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Nimzo-Indische Verteidigung

Weiß: Hahn — Schwarz: Eliskases

1.	d2—d4	Sg8—f6	11.	Lg5×f6	g7×g6!
2.	c2—c4	e7—e6	12.	Sc3—d5	Lc8—e6
3.	Sb1—c3	Lf8—b4	13.	e3—e4	f6—f5
4.	Dd1—b3	c7—c5	14.	Lf1—d3	f5×e4
5.	d4×c5	Sb8—c6	15.	Ld3×e4	f7—f5
6.	Lc1—d2[1]	Lb4×c5	16.	Le4—b1	e5—e4
7.	Sg1—f3	0—0	17.	Sf3—d2	d4—d3
8.	Ta1—d1[2]	d7—d5	18.	Sd5—f4	Le6—f7
9.	Ld2—g5?	d5—d4	19.	0—0[3]	Sc6—d4
10.	e2—e3	e6—e5	20.	Db3×b7	Sd4—e2†

Weiß gibt auf!

[1] Um die Hauptvariante Sf6—e4 zu vermeiden!
[2] Hier, vor allem aber im nächsten Zug mußte e2—e3 geschehen, diese Unterlassungssünde bringt Weiß sofort in eine hoffnungslose Lage!
[3] Nun folgt noch ein witziger Schluß: Weiß verliert den Sf4, denn er kann 2 Züge später nicht auf e2 nehmen wegen der Gabel auf die beiden Türme! EJD.

Aufgabelösung aus Folge 26

Dreizüger von Eberhard Zimmermann, Berlin.
Weiß: Kd8, Th2, Lf1, Lg1, Sa6, Bb5, e5, f4, g3 (9).
Schwarz: Kb7, Sf6, Ba2, a7, b3, d7, e6, f5, g4 (9).
1. Th2—h7, Sf6×h7; 2. Lf1—g2, d7—d5; 3. e5×d5 e. p. ‡ und so weiter.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; A. Brückner, Stollberg; F. Neupert, Gera; M. Templin, Friedensstadt; Pasch, Osnabrück; Ch. Steffen, Stuttgart; T. Grünewald, Borkum; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; O. Behncke, Cuxhaven; H. Schmidt, Rodheim; J. Herwig, Gotha; W. Grothe, Berlin NO; R. Schmelz, Burg b. M.; G. Peipers, Eckardtsheim; A. Hinrichs, Naumburg; O. Hoffmann, Hamburg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; O. Maßmann, Kolberg; Dr. E. Stamatis, Dr. K. Astitopoules, Berlin; J. Diehl, Oberschmitten; P. Antweiler, Köln-Merheim; G. Hoffmann, Karlsruhe; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; H. Stadtmüller, Karlsruhe; Adele Berkhan, Herzberg a. H.; Dr. Krug, Dresden; W. Bonitz, Kühnhaide; E. Schupp, Wiesbaden; E. Schmidt, Schivelbein; H. Fischer, Ebingen; Pfr. Klein, Setzingen; W. Brunken, Oldenburg; A. Neubert, Zwönitz; K. Roß, Hamburg; Dr. F. Zint, Saarbrücken; A. Seber, Trier; W Merkel, München; C. Bornefeld, Arnsberg; A. Lenzendorf, Bln.-Britz; A. Soyter Münnerstadt; C. Hülsenbeck, Düren; H. Maschke, Leipzig; H. Mailänder, Rahlstedt; C. Weinrich, Syke; W. Schinze, Willingen; L. Hohensee, Berlin; L. Schlobach, Rochlitz; H. Schneider, Regensburg; W. Weißflog, Frankfurt.

Spanische Partie

aus dem Olympiatrainingsturnier in Swinemünde

Weiß: von Hennig — Schwarz: Michel

1.	e2—e4	e7—e5	13.	a2—a4	Sc6—a5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	14.	Lb3—c2	c7—c5
3.	Lf1—b5	a7—a6	15.	a4×b5	a6×b5
4.	Lb5—a4	Sg8—f6	16.	Dd2—e2	Sa5—c4
5.	0—0	Sf6×e4	17.	Ta1×a8	Dd8×a8
6.	d2—d4	b7—b5	18.	Sf3—e5	Sc4×e5
7.	La4—b3	d7—d5	19.	De2×e5	0—0
8.	c2—c3[1]	e5×d4	20.	De5—h5	g7—g6
9.	Tf1—e1	Lc8—e6	21.	Dh5—f3	Tf8—e8
10.	Sb1—d2	d4×c3	22.	Lc1—h6	Le7—f8
11.	b2×c3	Se4×d2!	23.	Lh6×f8	Le6—g4![2]
12.	Dd1×d2	Lf8—e7	24.	Te1×e8	Da8×e8!

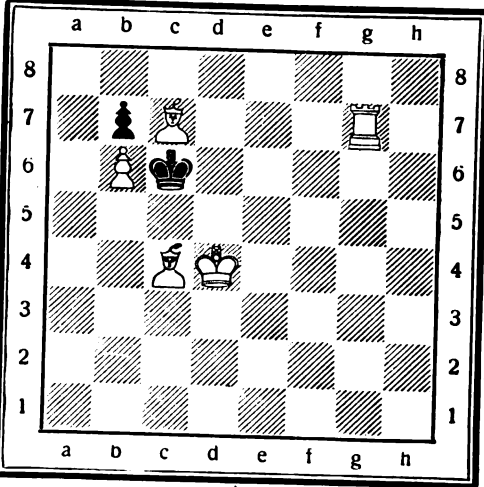
Weiß gibt auf!

[1] Wird auch im „Bilguer" erwähnt, kann aber kaum gut sein, da Weiß 2 Bauern opfern muß, ohne dafür etwas Handgreifliches zu bekommen!
[2] Bei Michel sind solche glänzenden Schlußpointen an der Tagesordnung! Schwarz erzwingt hierdurch Damentausch, wonach natürlich die 2 schwarzen Mehrbauern entscheiden!

Aufgabe (Urdruck)

Von R. Lehmann, Slamen.

Schwarz: Kc6, Bb7 (2)



Weiß: Kd4, Tg7, Lc4, Lc7, Bb6 (5)
Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Deutschlands Olympia-Achter-Training.

„Noch zehn . . .!"

Einsetzen des Endspurtes nach anstrengendem Nachttraining. Mit äußerster Kraft und Energie werfen sich die acht Ruderer in die Riemen, mit Höchstgeschwindigkeit schießt das Boot dem Ziel zu.

Aufnahmen: Hartmann-Wehner.



Gisela Mauermayer,

die deutsche Leichtathletik-Meisterin, als Amateurphotographin auf der Olympia-Kampfstätte.

Presse-Photo



Der vom NSKK. eingerichtete Autolotsendienst vor den Toren Berlins,

der die Aufgabe hat, während des Olympia ortsunkundige Fremde mit ihrem Wagen durch die Stadt zu „lotsen".

Presse-Photo.

Links:

Wie der Reiter zuerst für sein Pferd sorgt, so sind die Ruderer nach dem Training zuerst um ihr Boot besorgt.

Das Boot wird nach jeder Trainingsfahrt gesäubert und auf den Stand gebracht.

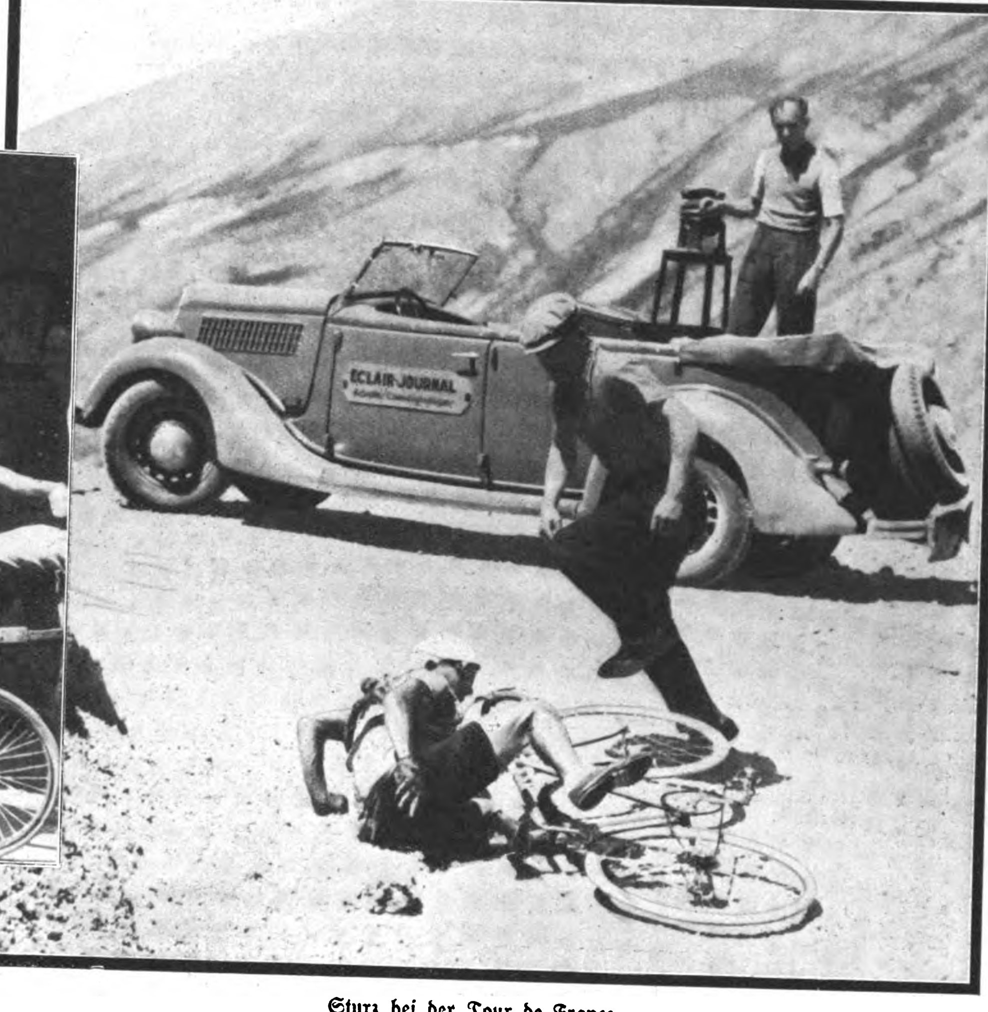
Heiteres und Ernstes von der Tour de France



Die Tour-de-France-Fahrer fahren selbst zur Erholung Rad.

Vor der Etappe Digne—Nizza erholen sich die Tour-de-France-Fahrer. Unser Bild zeigt sie auf einem Rummelplatz, wo sie auch während ihrer Freizeit „radfahren".

Aufnahmen: Presse-Photo.

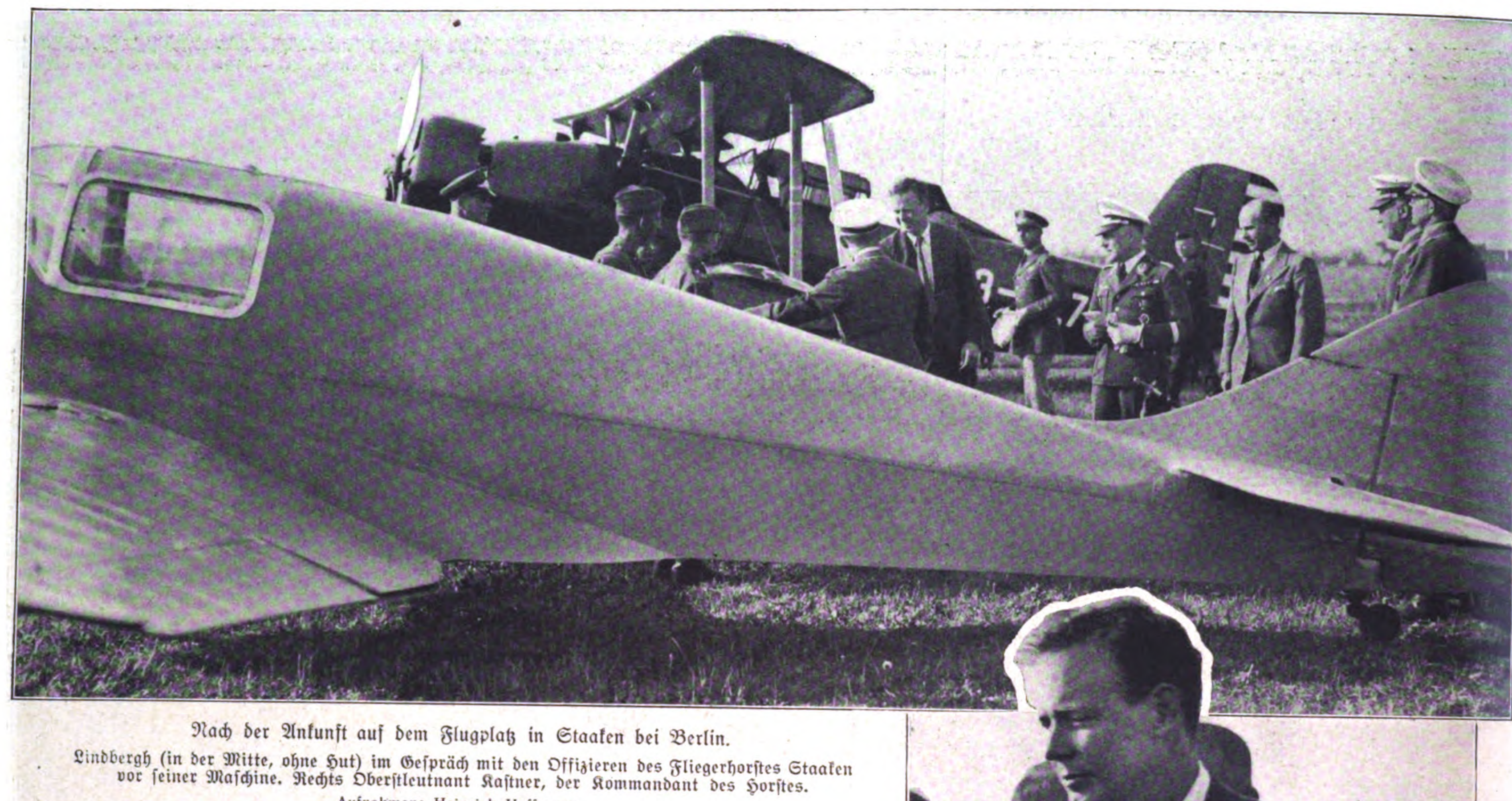


Sturz bei der Tour de France.

Bei der 9. Etappe der Tour de France stürzte der Fahrer d'Archambaud. Der Begleitwagen kommt zu Hilfe.

Die neuen Zufahrtsstraßen zur Triboro-Brücke in Neuyork.

Mit einem Kostenaufwand von 63 000 000 Dollar wurde die Triboro-Brücke mit ihrem Straßensystem fertiggestellt und am 11. Juli durch den Präsidenten Roosevelt dem Verkehr übergeben. Das Netz der Zufahrt- und Abfahrtstraßen ist mehrstöckig gebaut, so daß der Verkehr in jeder Richtung als Einbahnsystem durchgeführt ist.



Nach der Ankunft auf dem Flugplatz in Staaken bei Berlin.
Lindbergh (in der Mitte, ohne Hut) im Gespräch mit den Offizieren des Fliegerhorstes Staaken vor seiner Maschine. Rechts Oberstleutnant Kastner, der Kommandant des Horstes.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

DER OZEANFLIEGER LINDBERGH BESUCHT DEUTSCHLAND



Colonel Lindbergh bei der Abfahrt vom Flugplatz Staaken nach Berlin.

(In der nächsten Folge [32] bringt der „I. B." einen Sonder-Bildbericht über den Aufenthalt Lindberghs in Deutschland.)



Rechts:
Lindbergh kurz nach seiner Landung.

Frau von Wangenheim, die „Frau des Hauses".

Leiterin des Frauenhauses für die ausländischen Sportlerinnen. Ihr obliegt die Sorge für die jungen ausländischen Gäste. Als Gattin des früheren türkischen Botschafters hat Frau von Wangenheim genügend Erfahrung in fremdländischen Sitten. Ihr mütterliches Verstehen gibt Gewähr, daß die jungen Ausländerinnen sich bei uns wohl fühlen.

DEUTSCHE FRAUEN IM ORGANISATIONSKOMITEE DES XI. OLYMPIA

Aufnahmen: Mauritius.



Dorothea Günther und Maja Lex,

die Leiterinnen der Günther-Schule, denen im Rahmen des Festspiels die Gestaltung und Einstudierung der Darbietungen der Kinder und jungen Mädchen anvertraut war. Hier galt es, mehrere tausend Schulkinder in Spiel und turnerischer Leistung zusammenfassen.



Käthe Grube, die langjährige Sekretärin von Dr. Diem.

Wohl als einzige Frau ist sie seit über 20 Jahren die Sekretärin aller Olympischen Spiele, hat für die deutsche Sportnation zu allen Olympia-Kämpfen die organisatorische Leitung in ihren Händen gehalten und nun auch das XI. Olympia für Deutschland gestalten helfen.



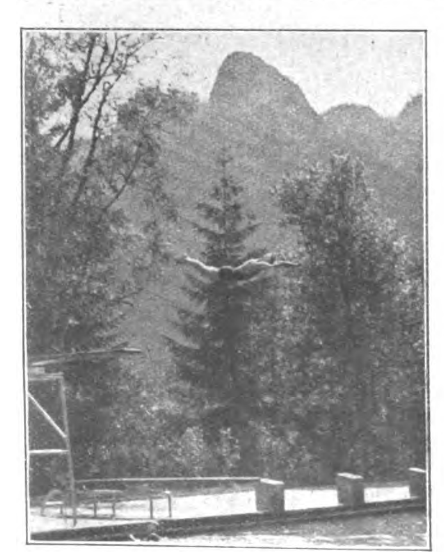
Oberammergau hat ein neues Schwimmbad bekommen

Aufnahmen von den landschaftlich großartigen Anlagen im Werdenfelser Land.



Oberhalb Oberammergaus ist am Hang der Vorberge ein landschaftlich prächtiges Freibad entstanden.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

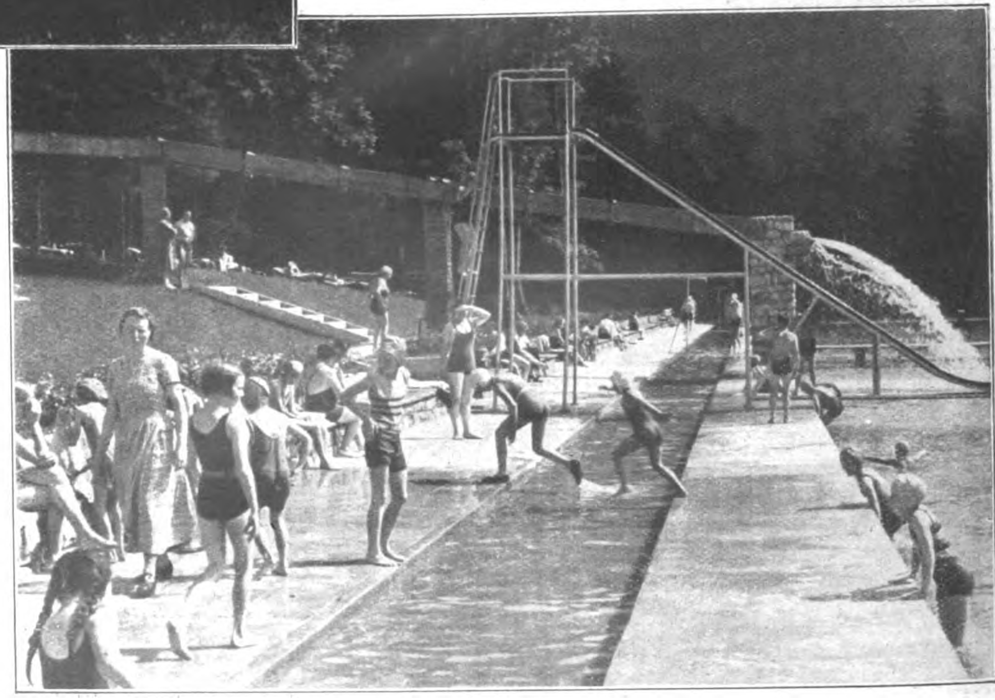


Im Hintergrund das Wahrzeichen Oberammergaus, der Felsgipfel des Kofel.

Bad und Sonnenbad im Angesicht der Voralpen und im Schatten der Bergtannen.

*

Rechts: Ein Gebirgsbach wurde oberhalb des Bades abgefangen und speist das Bassin ständig mit frischem Wasser.



Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131. zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]



Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 32 / DONNERSTAG, 6. AUGUST 1936

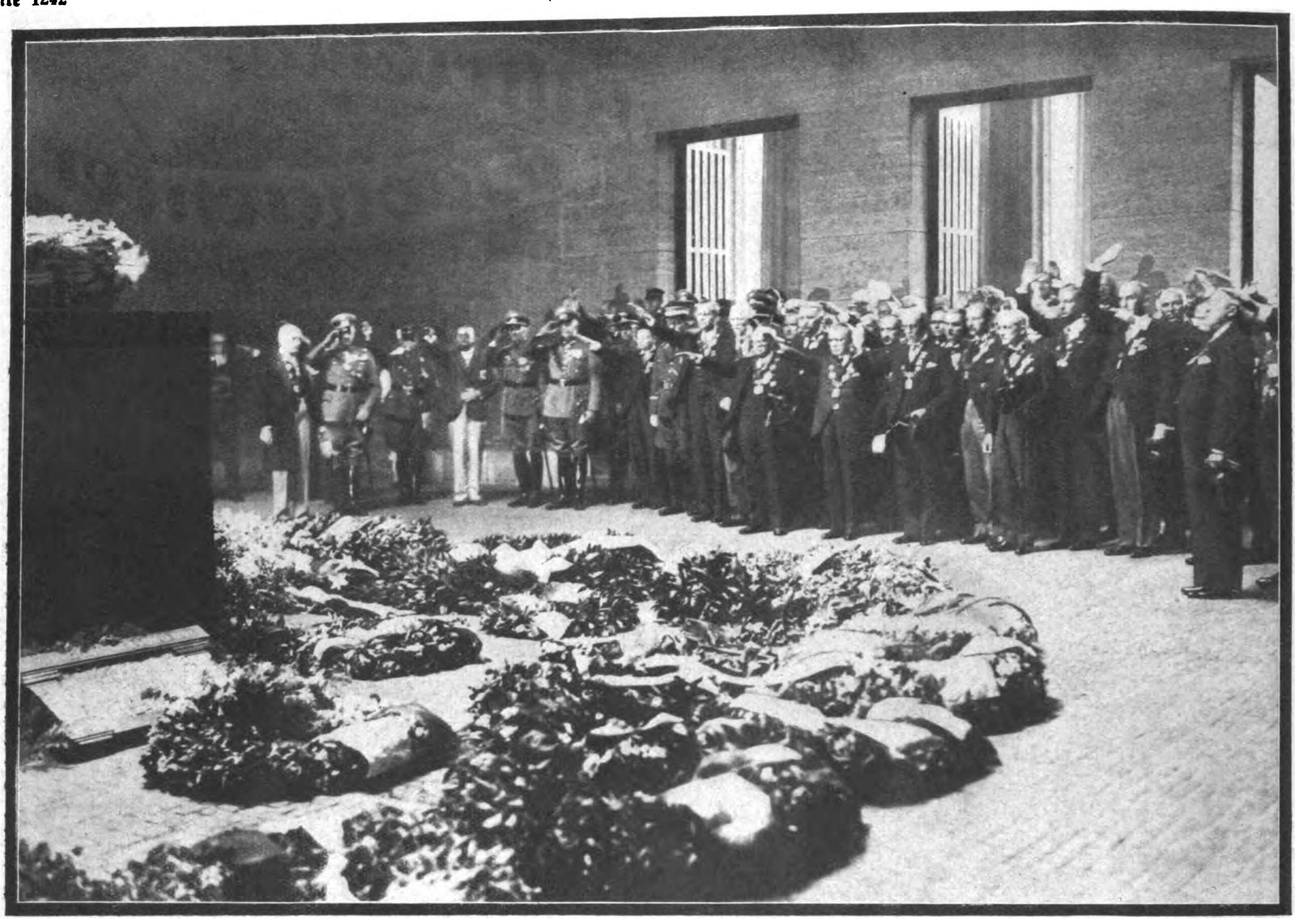
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Olympia-Anfang in Berlin: Adolf Hitler erhält die Eiserne Kette des IOK.

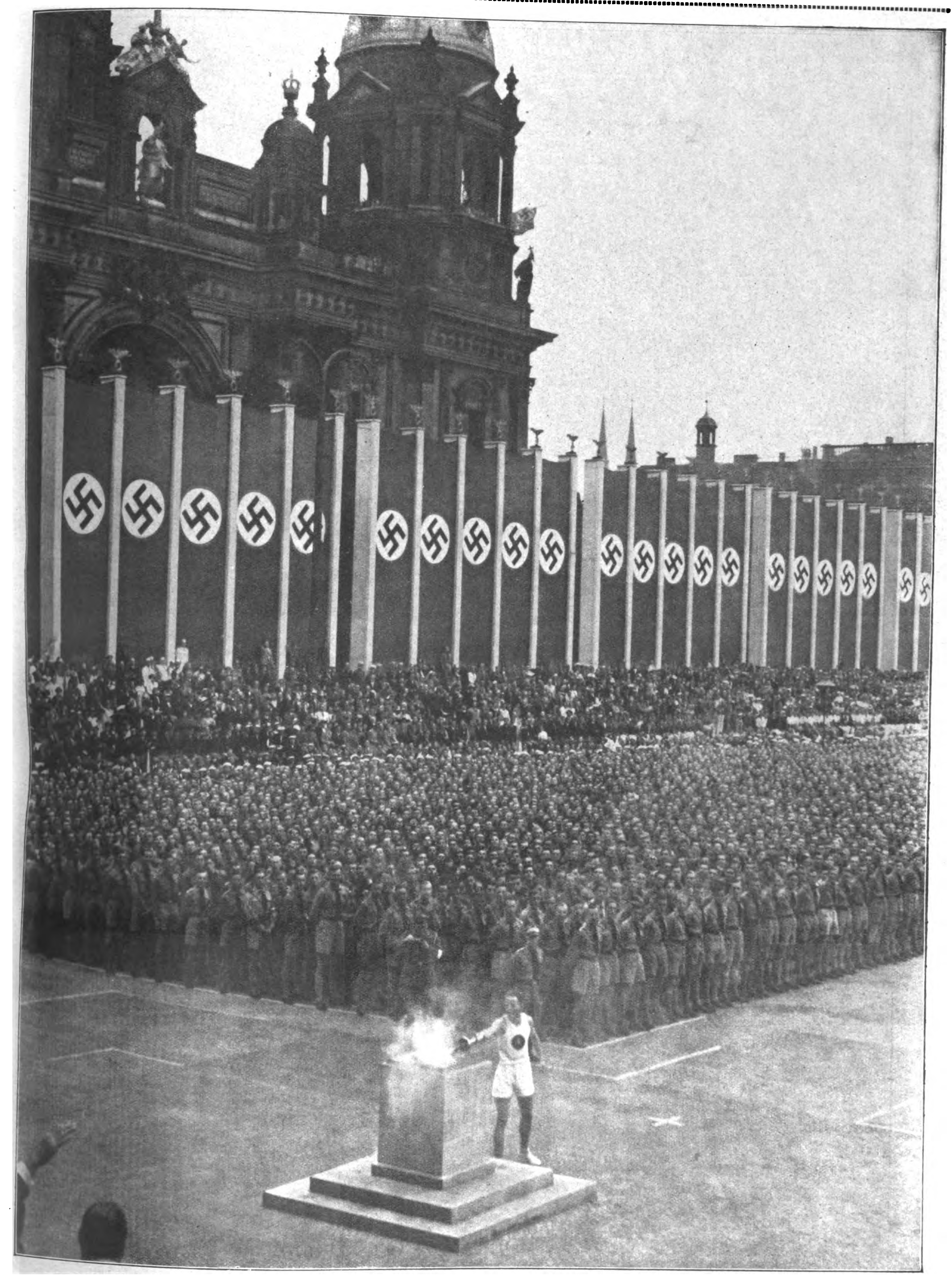
Graf Baillet-Latour, der Präsident des IOK. (Internationales Olympisches Komitee) und Dr. Th. Lewald (rechts), der Präsident des Organisationskomitees, überreichen dem Führer beim Empfang im Reichspräsidentenpalais die Kette. Rechts neben dem Führer Reichsführer SS. Himmler.

Sonderaufnahme für den „I.B.“: Heinrich Hoffmann



Am Eröffnungstag der Olympischen Spiele zu Berlin wurden vom Internationalen Olympischen Komitee im Ehrenmal Unter den Linden Kränze niedergelegt.
Links: Graf Baillet-Latour, der Präsident des IOK.

Blick in den Runden Saal des Alten Museums während des Empfanges des Internationalen Olympischen Komitees durch Ministerpräsident Generaloberst Göring.
Hinter Göring: Staatssekretär Funk; links: die Reichsminister Seldte, Darré, Dr. Goebbels, Graf Schwerin-Krosigk; rechts: die Reichsminister Rust und Freiherr v. Eltz-Rübenach.
Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale.



Das Olympische Feuer wird auf dem ersten Altar in Berlin entzündet.

Der Fackelläufer hat um 12.50 Uhr unter dem Jubel der Zuschauer den Lustgarten durchlaufen und taucht die Fackel in das Opferbecken auf dem Altar vor dem Alten Museum. Hitler-Jugend bewacht das Olympische Feuer, bis es zur feierlichen Stunde der Eröffnung zum Olympia-Stadion getragen wird.

Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Der Führer empfängt die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees in der Reichskanzlei.

Der Führer im Gespräch mit Exzellenz Tschaprachikov, Bulgarien; hinter dem Vertreter Bulgariens Ritter von Halt.



Links: Graf Baillet-Latour, der Präsident des Internationalen Olympia-Komitees, wird vom Führer willkommen geheißen.



Rechts: Präsident Baillet-Latour und Exzellenz Lewald überreichen dem Führer die Eiserne Kette des Internationalen Olympischen Komitees.





Ritter von Halt im Gespräch mit dem Vertreter Indiens, G. D. Sondhi.

Empfang des IOK. und OK.

(Internationales Olympisches Komitee und Organisations-Komitee)

beim Führer

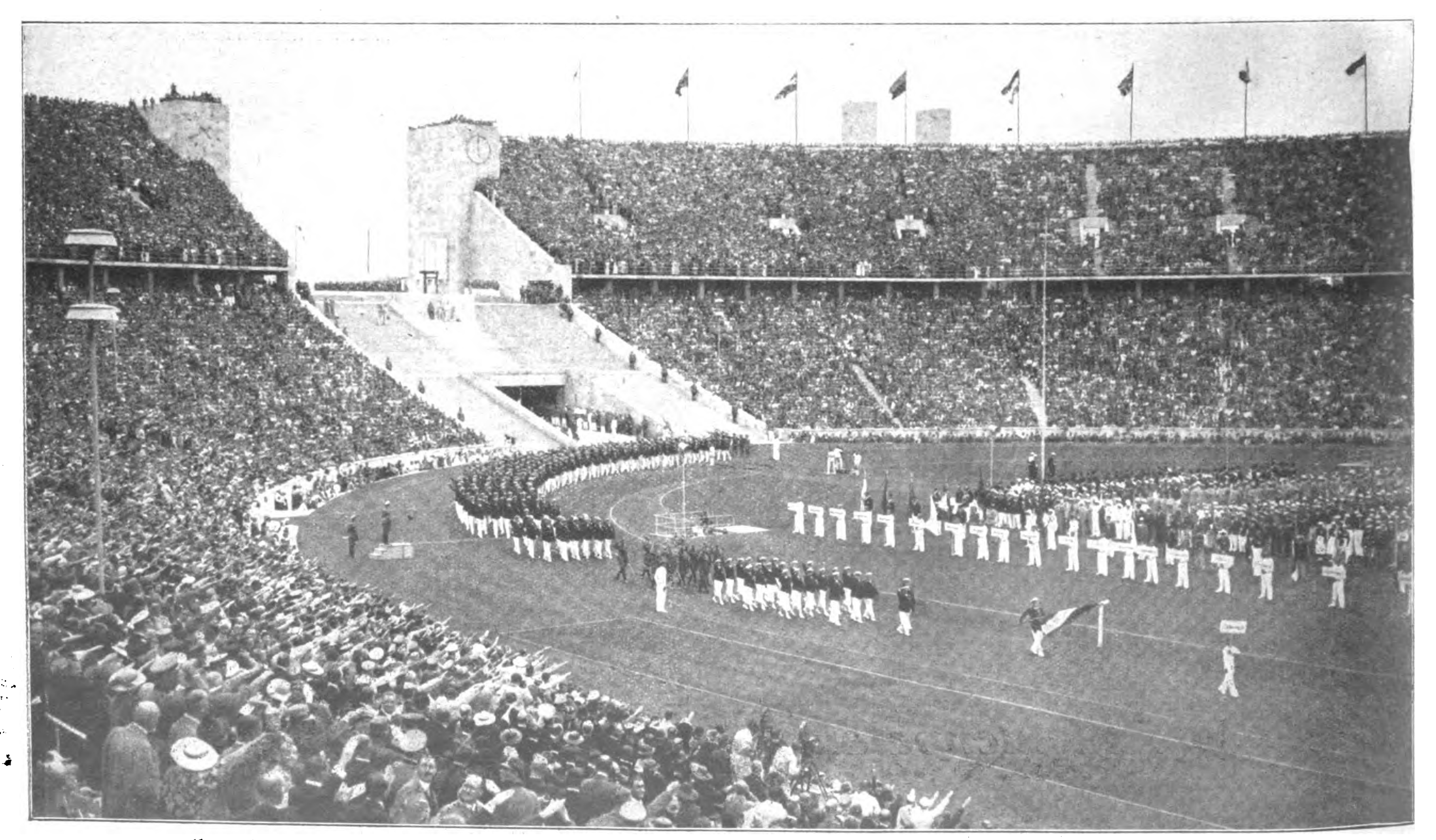
im Reichspräsidentenpalais



Rechts:
Clarence Graf v. Rosen-Schweden im Gespräch mit dem Stellvertreter des Führers.

…fnahmen:
…ch Hoffmann.

Der Führer betritt zur Eröffnung der XI. Olympischen Spiele in Berlin das Olympia-Stadion.
In Ergriffenheit und spontaner Begeisterung haben sich alle Besucher des Riesenbaues von den Sitzen erhoben. Rechts vom Führer: Staatssekretär a. D. Exz. Lewald, links: Präsident Baillet-Latour. Rechts im Hintergrund stehen am Flaggenmast zwei Matrosen der Kriegsmarine, bereit, die Olympische Flagge zu hissen.



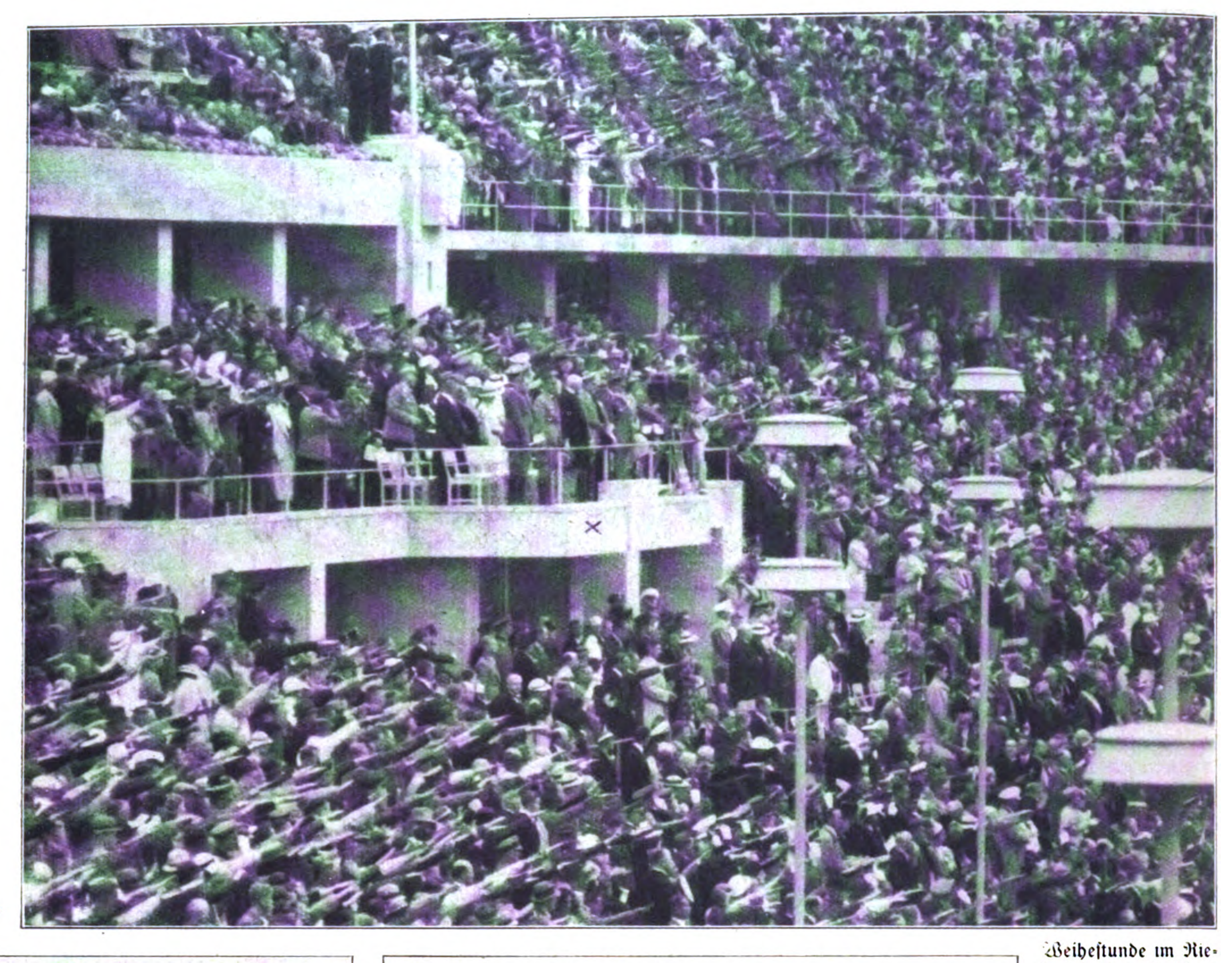
Unter dem Jubel der Hunderttausend im Olympia-Stadion marschiert die Mannschaft Österreichs ein und am Führer vorüber.
Auf der Höhe über dem Marathontor (links) der eherne Dreifuß, in dem nach dem vollendeten Einmarsch aller Nationen das Olympische Feuer entzündet wurde.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



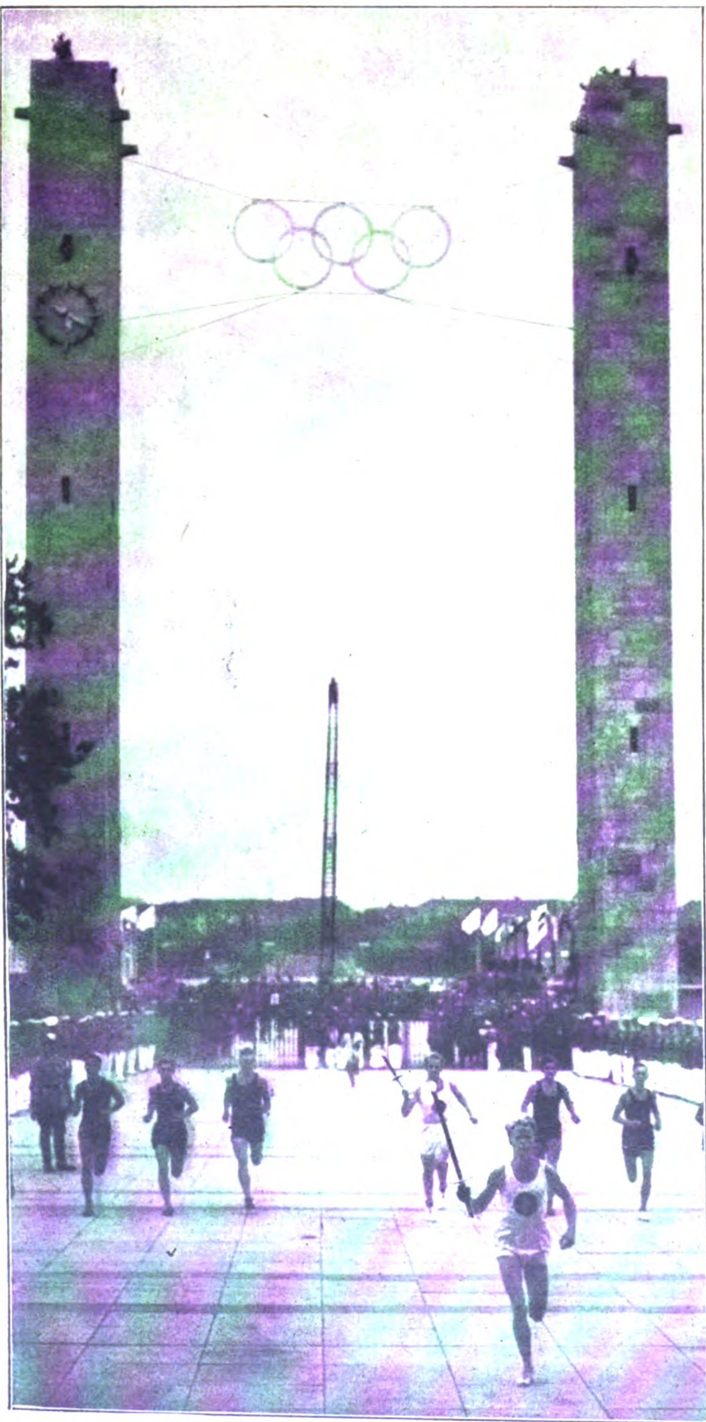
Das deutsche Zeppelinluftschiff „Hindenburg" überfliegt, von Zehntausenden bejubelt, das Reichssportfeld vor der Eröffnung der XI. Olympischen Spiele durch ihren Schirmherrn Adolf Hitler.

Aufnahme von Bord des Luftschiffes für den „J.B." von Heinrich Hoffmann. – Freigegeb. d. RLM am 31. 7. 1936

Die heilige Flamme aus Olympia erreicht das Stadion



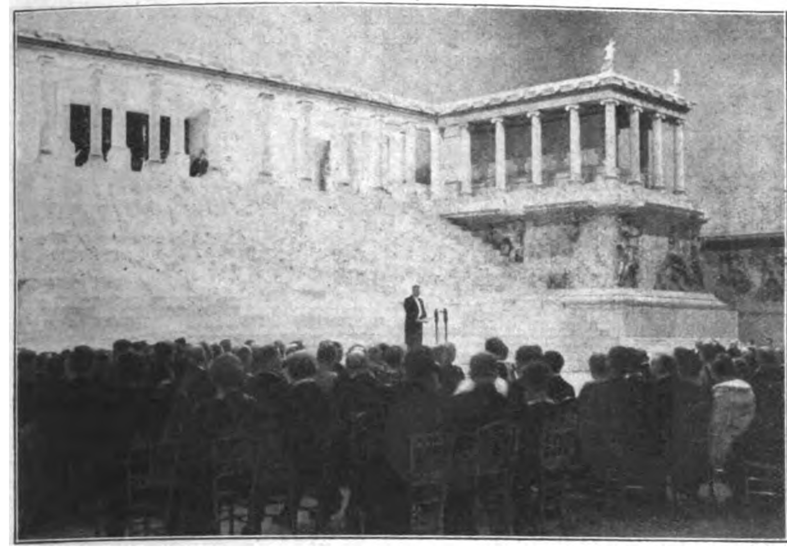
Weihestunde im Riesenbau des Stadions zu Berlin: Der Führer (×) während des Eintreffens der Olympischen Flamme im Stadion. In schnellem Lauf durcheilte der letzte der 3000 jungen Männer, die im größten Staffellauf der Welt das Olympische Feuer zu den Spielen in Berlin brachten, das Riesenoval der neuen Kampfbahn.





Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2) und Ewald Hoinkins.

Linkes Bild: Der letzte Staffelläufer mit der heiligen Flamme aus Olympia unmittelbar vor dem Stadion. — Rechtes Bild: Der gleiche Läufer im Innern des Stadions auf dem Weg zum ehernen Dreifuß, in dessen Schale er das Olympische Feuer für die Zeit der XI. Olympischen Spiele entzündete. Atemlos mit zum Gruß erhobenen Armen erlebten die Zuschauer diese von feierlichem Ernst getragenen Augenblicke.



Der am Fuße des Pergamon-Altars stattgefundene Festakt gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Feierstunde. Reichsminister Rust während der Festansprache.

Aufnahmen: Weltbild.



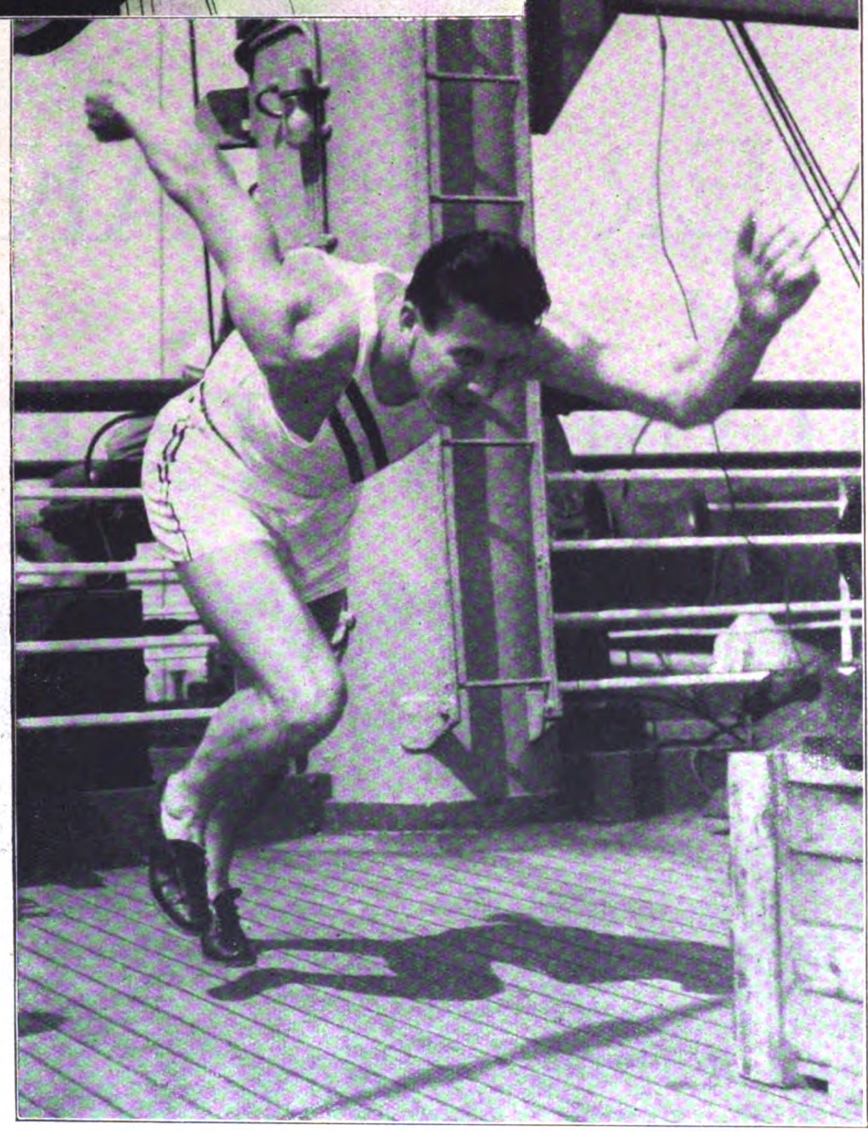
Während des Festaktes.
V. l. n. r.: Mr. Mac-Carland, der Überbringer der Olympischen Flagge, Mr. Tailor vom australischen Olympia-Komitee, Reichsminister Dr. Frick, Exz. Lewald, Graf Baillet-Latour, Frau Frick und Reichssportführer von Tschammer und Osten.

OLYMPISCHER FESTAKT AM PERGAMON-ALTAR

Griechische Tänze nach den Weisen von Händel und Gluck, die von der Tanzgruppe der preußischen Staatstheater vorgeführt wurden, beschlossen die Feier.



Mannschaft USA unterwegs nach Berlin



Glenn Morris, Weltrekordmann im Zehnkampf, startet zum 100-Meter-Lauf.
Links oben: Die Olympische Flagge und die Flagge der amerikanischen Olympiakämpfer im Topp der „Manhattan".



Die Turmspringerin Cornelie Giliesen, eine aussichtsreiche Olympiakandidatin der Amerikaner.

Links: Erster Gruß in die Heimat, während die „Manhattan" elbaufwärts fährt.
Die Hürdenläuferinnen Simone Schaller und Anne O' Brien.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

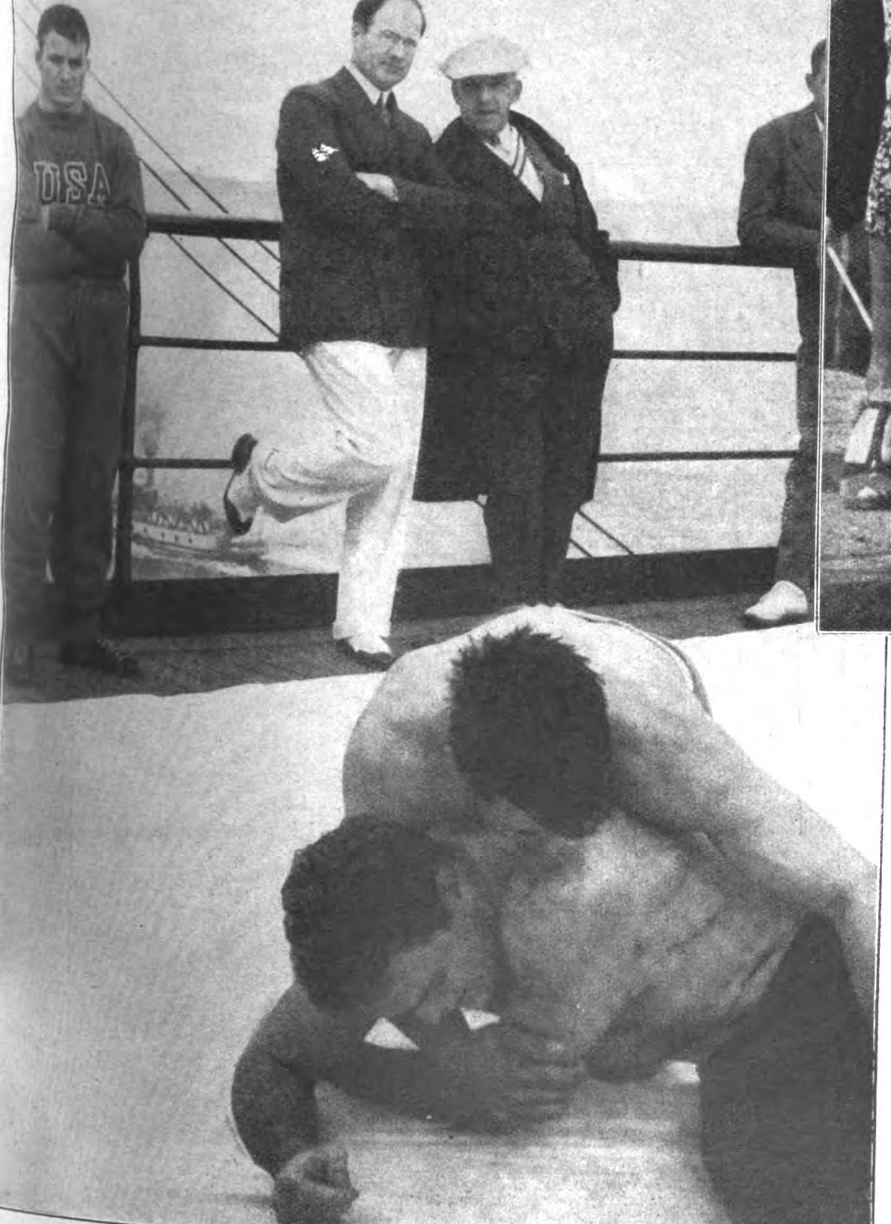


Deutsch-amerikanische Freundschaft vor Cuxhaven.
Links: die 13jährige Amerikanerin Margie Gestring, die im Kunstspringen am Olympia teilnimmt, rechts: die 13jährige Ursel Neb, das Töchterchen des Lotsen, das mit seinem Vater in Cuxhaven an Bord kam und eifrig auf Autogrammjagd ging.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Berühmte und schöne Schwimmerinnen.
Dick Degener, die amerikanische Meisterin im 3-Meter-Springen, D. C. Cristy, Meisterin in 1500-Meter-Freistil.



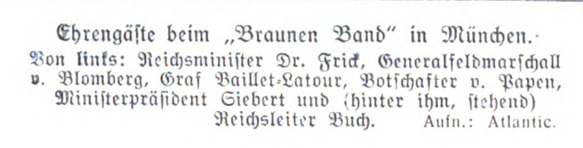
Links:
Training der Freistilringer.
Im Hintergrund (mit weißer Hose) Avery Brundage, der Präsident des amerikanischen Olympischen Komitees.



Im Massageraum der „Manhattan":
Jesse Owens, der schnellste Mann der Welt (Weltrekorde in 100 und 200 Meter und im Weitsprung).

„Nereide“, die Siegerin im Kampf um das „Braune Band“ in Riem bei München, und ihr Freund (links), der Gaul, der sie immer auf die Bahn geleiten muß.
Im Sattel der „Nereide“ der siegreiche Jockei Grabsch.
Aufn.: Bayer. Bildbericht-Fischer.

DAS „BRAUNE BAND“

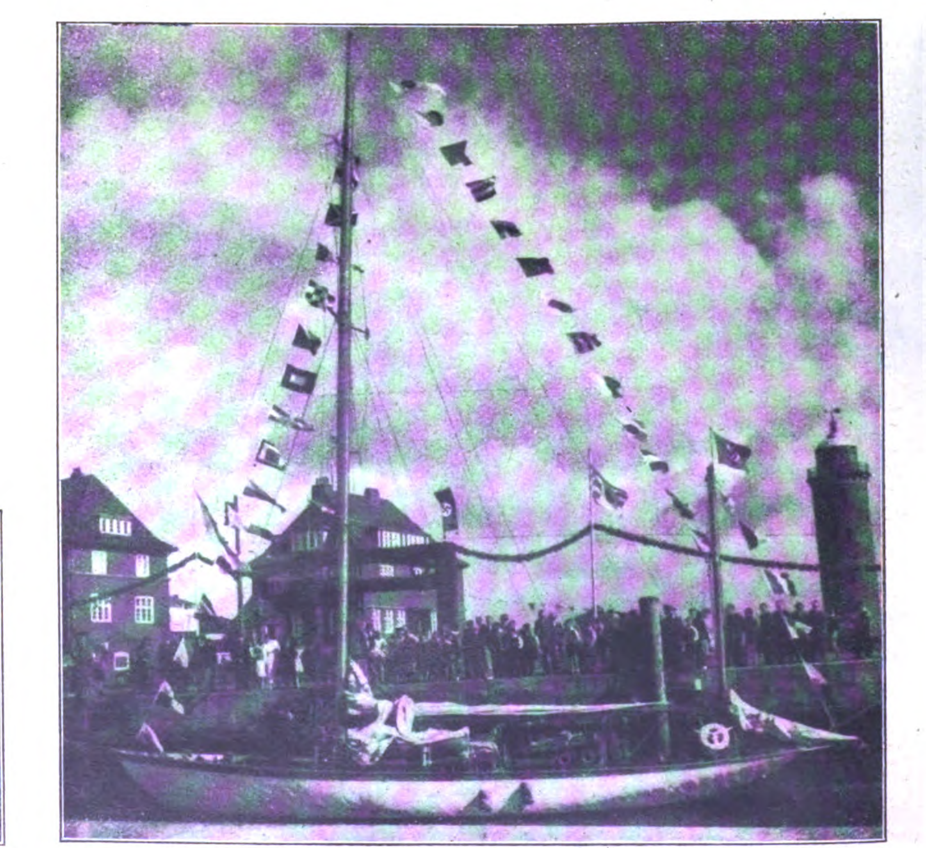


Ehrengäste beim „Braunen Band“ in München.
Von links: Reichsminister Dr. Frick, Generalfeldmarschall v. Blomberg, Graf Baillet-Latour, Botschafter v. Papen, Ministerpräsident Siebert und (hinter ihm, stehend) Reichsleiter Buch. Aufn.: Atlantic.

„Roland von Bremen“ siegt im Atlantikrennen

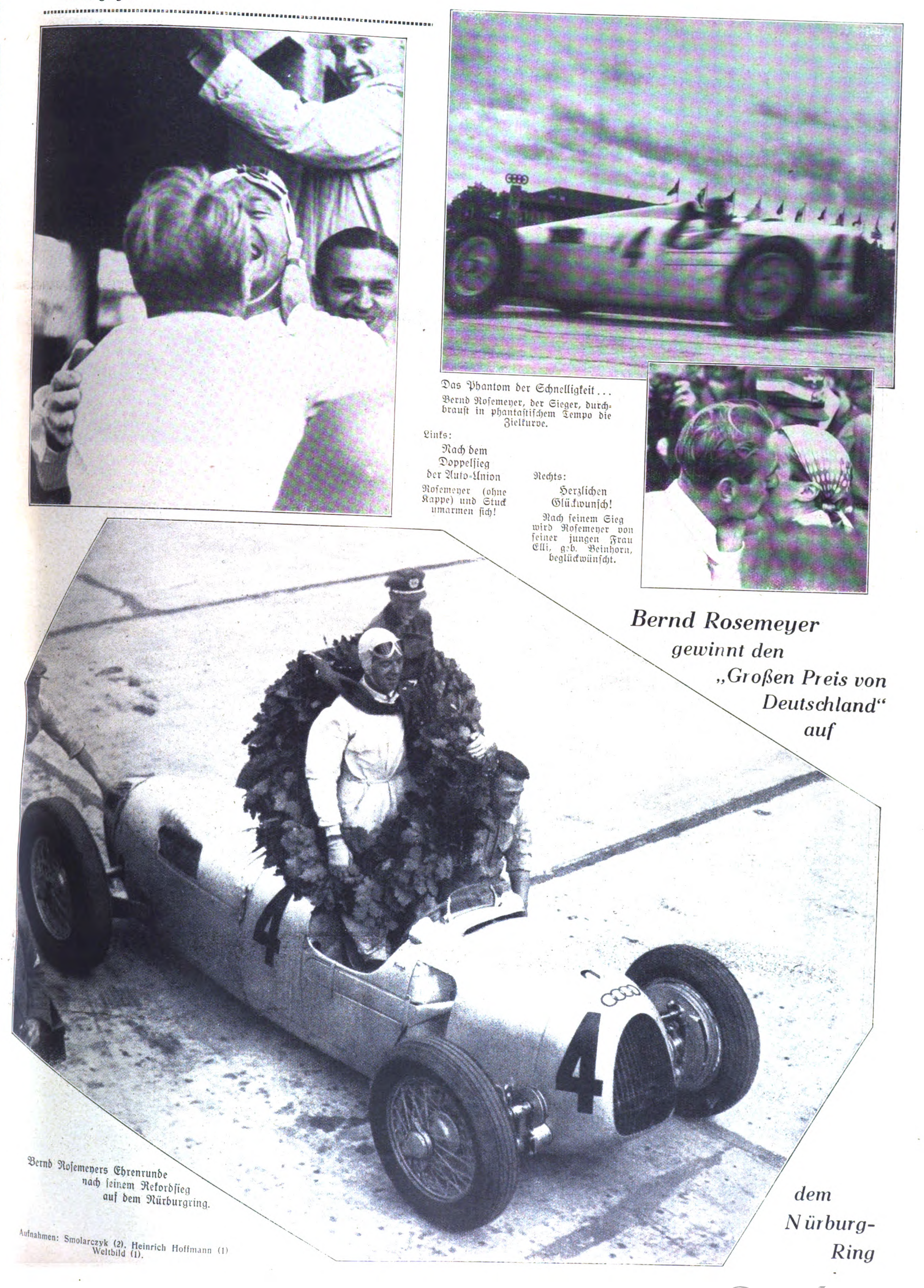


Die Mannschaft der siegreichen Hochseejacht „Roland von Bremen“ nach ihrer Ankunft in Cuxhaven. Aufn. Thode.



Am Kai von Cuxhaven liegt, über den Topp beflaggt, der „Roland von Bremen“, Sieger im Olympia-Atlantikrennen Bermudas—Deutschland.





Das Phantom der Schnelligkeit . . .
Bernd Rosemeyer, der Sieger, durchbraust in phantastischem Tempo die Zielkurve.

Links:
Nach dem Doppelsieg der Auto-Union
Rosemeyer (ohne Kappe) und Stuck umarmen sich!

Rechts:
Herzlichen Glückwunsch!
Nach seinem Sieg wird Rosemeyer von seiner jungen Frau Elli, geb. Beinhorn, beglückwünscht.

Bernd Rosemeyer gewinnt den „Großen Preis von Deutschland“ auf dem Nürburg-Ring

Bernd Rosemeyers Ehrenrunde nach seinem Rekordsieg auf dem Nürburgring.

Aufnahmen: Smolarczyk (2), Heinrich Hoffmann (1) Weltbild (1).



Der ehemalige Marineminister von Frankreich, Piétri, im Gespräch mit dem stellvertretenden Reichspressechef, Ministerialrat Berndt, beim Presseempfang in den Zoo-Festsälen zu Berlin.



Staatssekretär Funk und der Präsident des Internationalen Sportpresseverbandes, Viktor Boin (rechts). Im Hintergrund rechts der Referent für die Bildpresse im Reichspropagandaministerium, Pg. Kurzbein.

Presseempfang zum Auftakt der XI. Olympischen Spiele

Aufnahmen: Weltbild.

Reichsminister Dr. Goebbels im Gespräch mit Leni Riefenstahl. In der Mitte der italienische Propagandaminister Exz. Alfieri.



Die ausländischen Journalisten bestürmen Dr. Goebbels um Autogramme. Neben Dr. Goebbels Exz. Alfieri.

Reichsminister Dr. Goebbels während seiner bedeutsamen Rede in der Schlußsitzung des Weltkongresses für Freizeit und Erholung vor Teilnehmern aus 21 Ländern.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Abschluß des Weltkongresses für Freizeit und Erholung

In Hamburg wurde am Donnerstag der vorigen Woche der Weltkongreß für Freizeit und Erholung beendet. Der letzte Tag schloß die Reihe der vorhergehenden festlich ab und faßte noch einmal die Ergebnisse der einzelnen Tagungen und Kongresse ergebnismäßig zusammen. In einer Dankadresse an den Führer gaben die Teilnehmer ihrem Danke Ausdruck, den sie dem Deutschen Reiche als Gäste zollten. In allen offiziellen und inoffiziellen Kundgebungen sprach sich die Anerkennung gegenüber den Leistungen Deutschlands auf dem Gebiete der Freizeitgestaltung aus, und von dieser Anerkennung legten auch die weittragenden Entschließungen der Kommissionen Zeugnis ab. Als Hauptergebnis der Arbeit darf die Gründung eines „Internationalen Zentralbüros für Freude und Arbeit" gelten, zu dessen Präsident Dr. Robert Ley berufen wurde. Auch darin spricht sich die Wertschätzung aus, die man dem sozialen Aufbauwerk Dr. Leys entgegenbringt. In der feierlichen Schlußsitzung ergriff auch Dr. Goebbels das Wort. Er zeigte Aufgabe und Zweck einer sinnvollen Freizeitgestaltung am Beispiel unseres Volkes auf, dessen Sozialismus eine Sache der Tat sei. Anschließend empfing Dr. Goebbels die Führer der ausländischen Delegationen im Namen der Reichsregierung, bei welcher Gelegenheit noch einmal die Probleme der Freizeit besprochen wurden.



Auf dem Flughafen in Hamburg wird Dr. Goebbels von einer holländischen Trachtengruppe herzlich begrüßt.



Dr. Robert Ley, der zum Präsidenten des Weltkongresses für Freizeit und Erholung gewählte Reichsorganisationsleiter der NSDAP. und Leiter der Deutschen Arbeitsfront, schreitet gemeinsam mit Mr. Gustavus T. Kirby, Neuyork, die Ehrenfront der HJ. ab.



Von der Eröffnung des Weltkongresses in Hamburg. In der Mitte (mit weißer Mütze) Dr. Ley, links neben ihm Kirby, Neuyork.

Vom Weltkongreß für Freizeit und Erholung



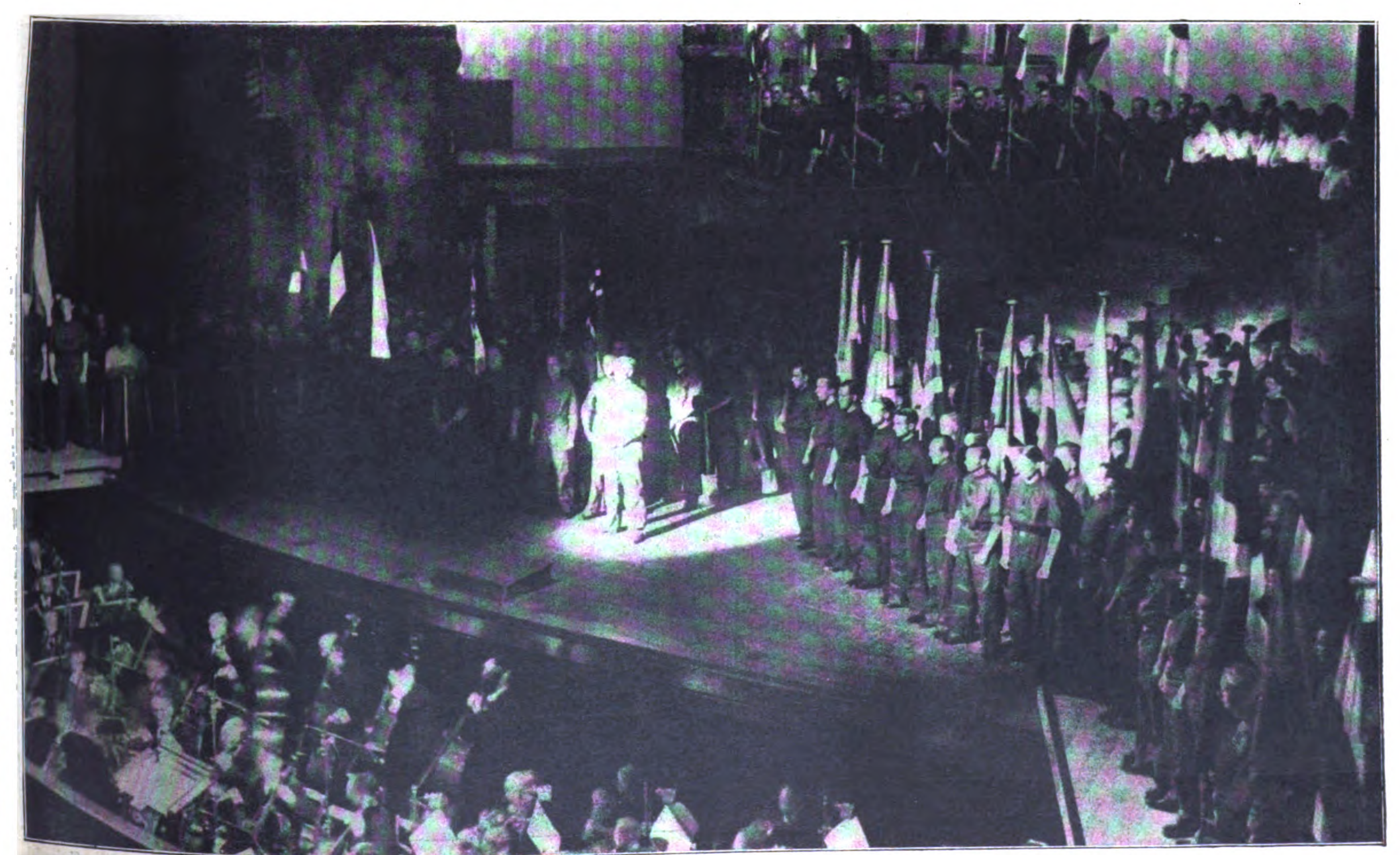
Der Festzug in den Straßen Hamburgs. Der Wagen „Wuppertal" mit einem Modell der bekannten Seilschwebebahn Elberfeld—Barmen.



Rechts: Die als Ehrengäste zum Kongreß geladenen Opfer der Arbeit werden von Dr. Ley begrüßt.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (1), Bittner (4), Weltbild (2).

Schwierige, aber fröhliche Unterhaltung: Ein deutscher Soldat im Gespräch mit einer Gruppe Französinnen aus der Normandie in ihrer Landestracht mit hohen Spitzenhauben.



Bühnenbild von der Festaufführung der Werkscharen vor den Gästen des Kongresses für Freizeit und Erholung



Das Endziel der Olympia-Sternflugteilnehmer war der neue Sportflughafen Rangsdorf bei Berlin. Der Flugplatz zeigte am Einweihungstag ein reges Leben und Treiben.

Aufnahmen: Weltbild.

Olympia-Sternflug 1936



Bild rechts: Die deutsche Kunstfliegerin Liesel Bach nach ihrer Ankunft auf dem Flughafen Rangsdorf.



General der Flieger Milch während seiner Ansprache anläßlich der im Auftrage des Reichsluftfahrtsministers Generaloberst Göring erfolgten Einweihung des neuen Sportflughafens Rangsdorf.



Staatssekretär der Luftfahrt, General der Flieger Milch (×), auf dem Flughafen Rangsdorf im Gespräch mit einem der siegreichen Teilnehmer am Sternflug, Hauptmann Freiherr Speck v. Sternburg (××).



Olympia-Automobil-Sternfahrt 1936



Italienische Motorrad-Mannschaften am Ziel der Sternfahrt.
In der Mitte Obergruppenführer Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, links daneben der Vertreter des Korpsführers General Hühnlein, Standartenführer v. Beyer-Ehrenberg.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (1), Weltbild (2), Presse-Photo (1).



An der Zielkontrollstation auf der Avus in Berlin.
Eintreffen der ersten Teilnehmer an der Sternfahrt aus Italien am Mittag des 30. Juli 1936.



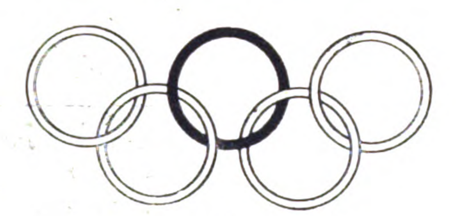
Ein Wagen aus der Provinz Sachsen, dessen Besitzer die Sternfahrt von Neapel aus mitmachte.



Der Tscheche Stula, der in Oslo startete und mit 10 202 km die längste Strecke zurücklegte, im Gespräch mit Stabsführer v. Beyer-Ehrenberg.

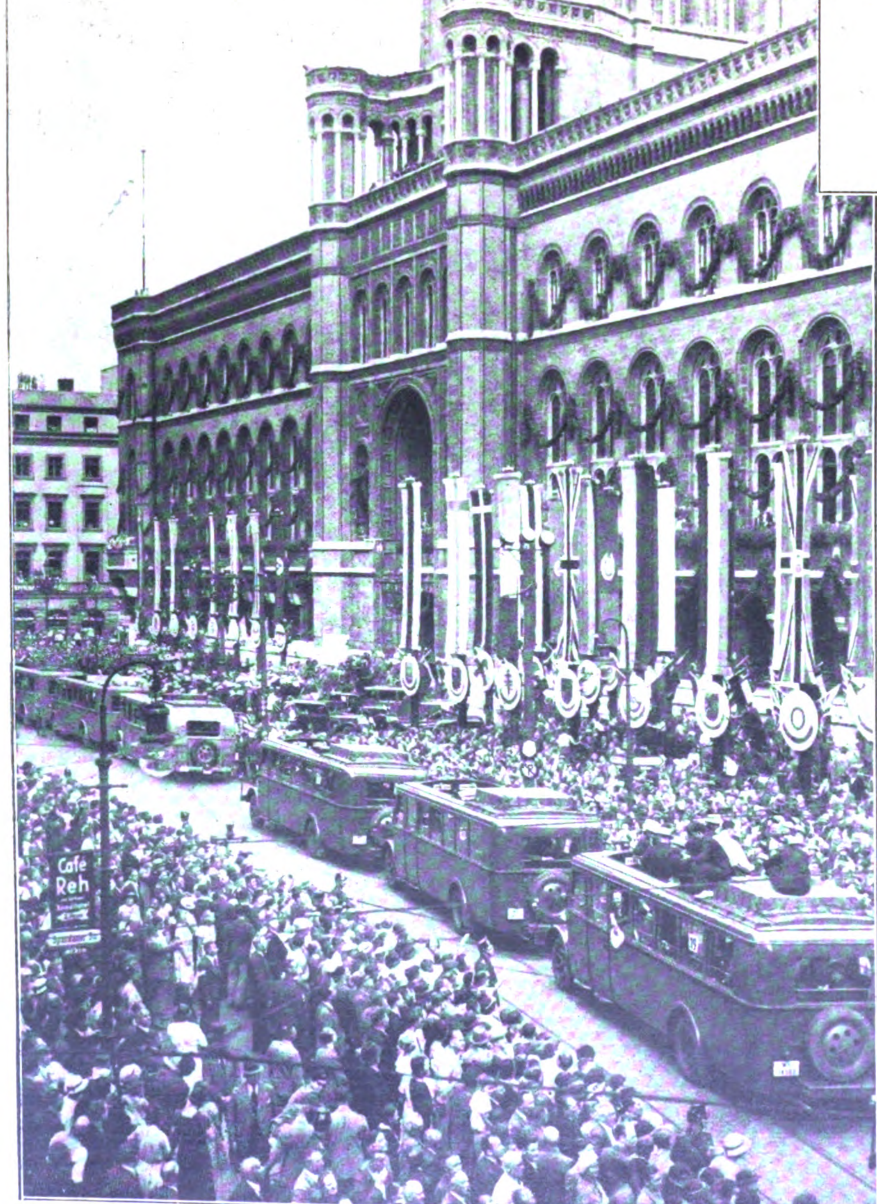


Berlin hat sich für die Olympischen Spiele geschmückt.
Ein Blick von der Charlottenburger Chaussee auf das Brandenburger Tor.
Presse-Bild-Zentrale





Sonntagsruhe bei den Frauen der amerikanischen Olympiamannschaft.





Berlin begrüßt die Amerikaner.
Von rechts: Exz. Lewald, der Präsident des Organisationskomitees; Mr. Brundage, der Präsident des amerikanischen Olympischen Komitees; Staatskommissar Dr. Lippert.

Links: Die Anfahrt der amerikanischen Olympiakämpfer zum Berliner Rathaus, wo sie von Staatskommissar Dr Lippert im Namen der Reichshauptstadt begrüßt wurden.

Aufnahmen: Weltbild (3).



Der Kriegsflieger und der Ozeanflieger.
Generaloberst Göring begrüßt in seinem Heim Oberst Lindbergh.

Ein amerikanischer Bewunderer der neugeschaffenen deutschen Luftwaffe:

OBERST LINDBERGH IM HAUSE HERMANN GÖRINGS

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Oberst Lindbergh und Frau beim Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe.



Das mit hochkünstlerischem Schmuck versehene Schwert, ein Hochzeitsgeschenk der gesamten deutschen Luftwaffe an Generaloberst Göring, findet das besondere Interesse des Gastes.



KISSNER

Seinen Duft verdankt der Mazedonen-Tabak einer Veredlung, die auf dem Felde beginnt und in der Fabrik vollendet wird. Der fertigen Zigarette geht das Aroma aber rasch wieder verloren, wenn ihre Verpackung sie nicht vor dem Austrocknen schützt. Deshalb verwendet Haus Neuerburg besonders abgedichtete TROPEN-Packungen; sie halten die Zigarette frisch und den Duft ihres mazedonischen Tabaks gefangen.

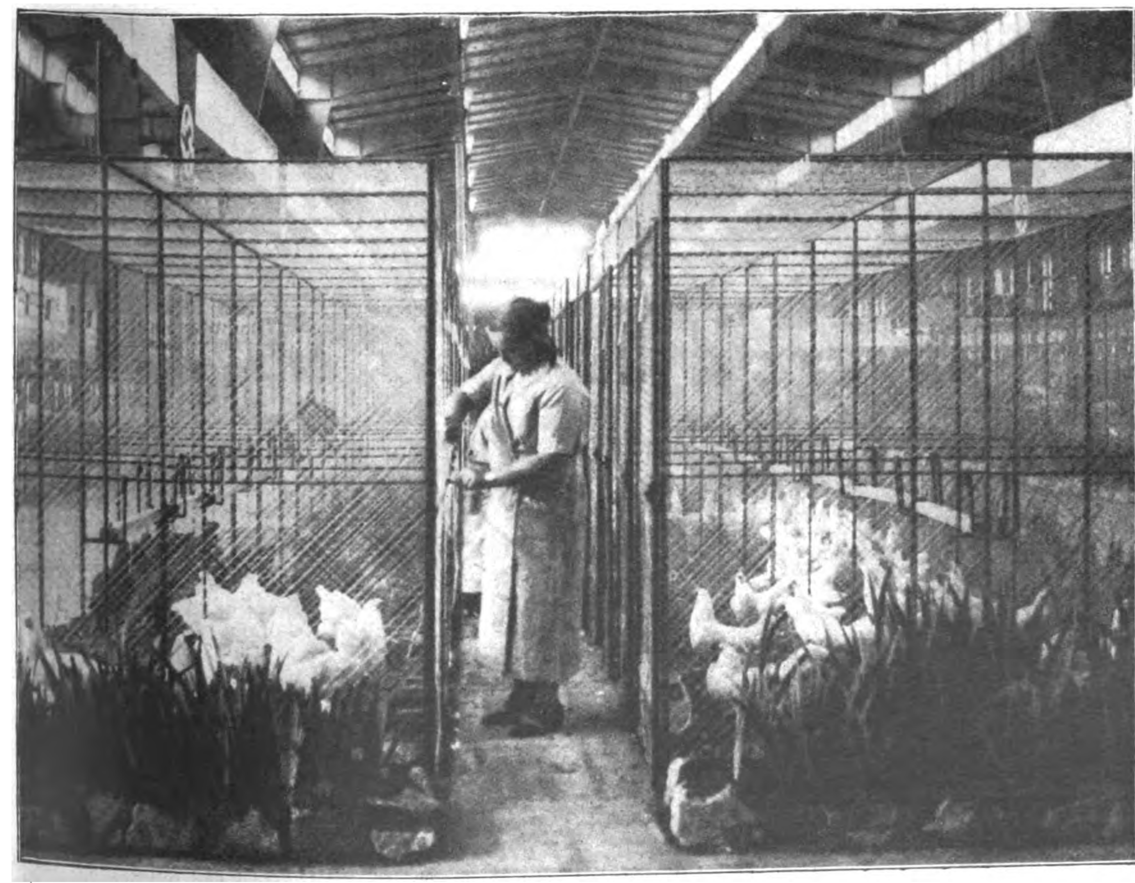
Zigarettenfabrik
HAUS NEUERBURG
GÜLDENRING

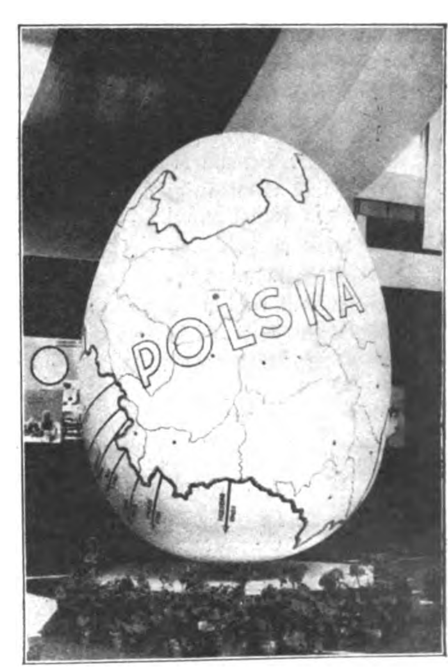
GÜLDENRING 4 PF. MIT GOLD

Das Gefallenendenkmal der Kanadier bei Vimy
während der Einweihungsfeierlichkeiten, an denen der englische König Eduard VIII. teilnahm.

Aufnahmen: Weltbild (1), Bittner (2).

BILDER VOM TAGE





Der 6. Weltgeflügelzüchterkongreß wurde in Leipzig unter Teilnahme von 42 Nationen durch Reichsminister Darré eröffnet.

Der originelle Ausstellungs-Stand der polnischen Geflügelzüchter

Links: Das immer hungrige Ausstellungsmaterial wird gefüttert.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(9. Fortsetzung und Schluß)

Nun war es heraus, nun war ihm leichter, da saß er mit dem Handtuch auf dem Kopf und stöhnte ein wenig.

„Was ist denn bloß los", fragte Charlott gequält, „was soll denn das alles bedeuten —"

„Mir hat einer 'n Grundstück verkauft, das ihm nicht gehört", sagte Kubowski, „ein gewisser Herr Braun. Der hat Papiere gefälscht, hat aus Luise Louis gemacht."

„Aber das Grundbuch", rief Karl.

„Das hab' ich nicht eingesehen —"

„Was", schrie Karl empört, „du hast das Grundbuch nicht eingesehen —?"

„Nee", Kubowski schlug die Augen nieder, „das hat 'n Bekannter getan, und der hat das nicht gemerkt — weil Louis und Luise ähnlich aussieht."

„Wer ist dieser Idiot?"

„Ein gewisser Neuhauser — aber der kann nischt dafür, sowas kann passieren, wo doch alles andere stimmt."

„Neuhauser", sagte Charlott, „was hat denn der damit zu tun?"

„Der hat das vermittelt."

„'n feiner Vermittler", stieß Karl hervor. Er ballte die Fäuste in den Hosentaschen und stiefelte wütend im Zimmer auf und nieder: „Na, und was weiter? Was sagt dein Herr Vermittler?"

„Wir haben Strafanzeige gemacht. Er meint, spätestens morgen früh haben sie den Kerl."

Karl lachte auf: „Verlaß dich man drauf."

Kubowski schwieg.

„Wie kommst du denn überhaupt auf die Idee, mit Neuhauser Geschäfte zu machen", fragte Charlott, „der versteht doch nichts davon. Das ist doch 'n Tanzmeister."

„Tanzmeister", rief Karl verzweifelt.

„Das ist 'n sehr intelligenter Mensch", Kubowski versuchte sich zu rechtfertigen, „und 'n sehr anständiger Mensch. Der hat das auch nicht wissen können."

Karl rannte im Zimmer umher: „Nun ist alles zum Teufel, unser Geld, dein Geld, die Druckerei, das Grundstück, jetzt können wir wieder weitertrotten wie bisher, und alles ist über'n Haufen geschmissen. Herrgott nee — die Wände könnte man hochgehen. Mit Tanzmeistern Geschäfte machen — sowas hab' ich auch noch nie gehört. Aber wir — wir sind ja Küken, wir lassen uns vom erstbesten Betrüger hereinlegen, wir haben natürlich keine Menschenkenntnis und keine Erfahrung, was wissen wir vom Leben — nichts natürlich, wir sind unreif und dämlich —"

Charlott stand auf: „Ach laß doch", sagte sie, „jetzt ist es nun mal passiert, und da ist nichts dran zu ändern."

Karl lachte auf, schüttelte wild den Kopf und lief umher.

In der Sofaecke saß Kubowski, still und schweigend, seine Finger spielten mechanisch mit den Fransen der Tischdecke. Auf dem Kopfe hatte er, wie einen Turban, das nasse Handtuch. Er blickte nicht auf und bewegte sich nicht.

Es war die schrecklichste Stunde seines Lebens.

10.

Kampf um ein Grundstück und ein rothaariges Mädchen

Robert hatte heute seinen freien Tag. Sie waren um halb acht in einem Restaurant am Nollendorfplatz verabredet, sie wollten zusammen zu Abend essen und um neun ins Kino gehen, aber Charlott kam erst um halb neun, sie war nur flüchtig zurechtgemacht, und Robert erkannte sofort, daß etwas geschehen sein müsse.

Charlott ließ sich keine Zeit, den Mantel auszuziehen, sie öffnete ihn nur und schob den Kragen zurück: „Tolle Dinge, Robert", begann sie hastig, „halt dich fest, sonst fällst du vom Stuhl."

Er blickte ihr gespannt ins Gesicht, und sie erzählte ihm die Geschichte von der Grundstückstransaktion ihres Vaters. Robert blickte sie aufmerksam an, sein Gesicht war unbeweglich, die Muskeln an den Kiefern spielten, „... und das natürlich ausgerechnet jetzt, wo mein Bruder schon den Vertrag wegen der Druckerei unterschrieben hat — na, du kannst dir denken was bei uns zu Hause los ist, ich dachte wirklich, Papa kriegt 'n Schlaganfall, du hättest ihn sehen müssen, im Grunde, weißt du, tut er mir schrecklich leid, und eigentlich bin ja ich schuld, denn wenn er nicht in den ‚Siebenten Himmel' gekommen wäre, um mich aus dem Sumpf hervorzuholen, wie er dachte, dann wäre ja alles niemals zustande gekommen. Und nun sitzt er selber drin bis über beide Ohren, das tut mir wirklich leid — woran denkst du, Robert, du hörst ja gar nicht zu —?"

Er blickte sie mit weitaufgerissenen Augen an: „Neuhauser — Neuhauser, dieses Schwein" — er schlug plötzlich die Faust auf den Tisch: „Du — da stimmt was nicht. Da stimmt was nicht — dieser Neuhauser —"

„Was denn?" fragte Charlott beunruhigt.

Er biß sich nervös die Unterlippe, seine Augenlider zuckten: „Was denn? Das will ich dir sagen, das alles ist nicht wahr. Alles gelogen. Es gibt überhaupt keinen Herrn Louis Braun —", er sprang auf: „— los, komm! Wir müssen sofort zu ihm hin." Er warf ein Zweimarkstück auf den Tisch, fuhr in seinen Mantel und schob Charlott vor sich her: „Den Burschen wollen wir uns mal vornehmen — darauf habe ich nur gewartet, auf diesen Augenblick habe ich gewartet! Den Kerl mal in die Hände zu bekommen — ach, du hast ja keine Ahnung!"

Charlott brachte überhaupt kein Wort heraus, sie blickte ihn entsetzt an. Er suchte mit fliegenden Fingern in seinem Notizbuch die Adresse Neuhausers, dann schob er Charlott in eine Taxe, er saß neben ihr und blickte geradeaus; Charlott hatte Angst, sie wußte nicht, was im Gange war, sie hatte Robert noch nie so gesehen. „Ich geh' nicht mit", rief sie aufgeregt, „laß mich aussteigen, Robert, ich will nicht —"

„Nein, du mußt mitkommen", sagte er kurz, „du mußt dabei sein."

Sie stiegen aus und klingelten den Portier heraus, dann liefen sie die Treppen hinauf, Charlotts Herz klopfte wild.

Neuhauser öffnete sofort. Er stand gerade hinter der Tür, fertig zum Ausgehen. Als er Robert und Charlott erblickte, wurde sein Gesicht starr vor maßlosem Erstaunen. Wie die beiden zusammenkamen und was sie von ihm wollten, das ging über seinen Verstand: „Na, so was —!" stieß er hervor.

Robert und Charlott traten ein.

„Wir haben mit Ihnen zu sprechen", sagte Robert und blickte auf Neuhausers Füße.

Im Handumdrehen witterte Neuhauser die Gefahr.

„Bitt' schön", sagte er gefaßt und öffnete die Tür, „bitt' schön, einzutreten."

Charlott setzte sich ängstlich auf die Ecke des Diwans. Robert blieb an der Tür stehen. „Wir wollen gar nicht viel Worte machen", sagte er, „wo sind die dreitausend Mark, die Sie von Herrn Kubowski erhalten haben?"

Neuhauser blickte ihn an: „Was geht Sie das an?"

„Viel. Antworten Sie!"

Neuhauser brauste auf. „Kruzitürken no amol, was woll'n S' von mir, was fallt Ihnen überhaupt ein!" schrie er, „bin i Ihnen v'leicht Rechenschaft schuldig über meine G'schäfte, da hört sich do alles auf! Schau'n S', daß hier 'rauskommen! Dös is meine Wohnung — hinaus!"

„Spielen Sie keine Komödie", sagte Robert kalt. „Sie wissen, daß Sie mir immer schon besonders sympathisch gewesen sind, wahrscheinlich ebenso, wie ich Ihnen. Ich kann Sie jeden Augenblick verhaften lassen, und glauben Sie mir, das wäre die schönste Freude meines Lebens. Aber wir wollen das Geld wieder haben — darum sind wir hier. Machen Sie also gefälligst keine Mätzchen und sagen Sie, wo das Geld ist."

„Sie mich verhaften lassen?" Neuhauser lachte auf. „A, da schau her! Dös is ja lustig. V'leicht wegen der zwoahundert Mark, wo i Ihnen schuldig bin?"

„Reden Sie doch keinen Unsinn!" fuhr ihn Robert an; „Sie haben Herrn Kubowski dreitausend Mark abgenommen, das ist Betrug, plumper, unverschämter Betrug."

„So?" Neuhauser blickte ihn aus schmalen Augen lauernd an: „Wann Sie dös behaupten, dann können S' dös sicher aa beweisen, ja?"

„Jawohl!" schrie Robert und trat dicht vor ihn hin, „Gott sei Dank kann ich das beweisen! Noch vor ein

Die erste Goldmedaille für Deutschland



Tilly Fleischer (Deutschland) errang mit 45,18 m (Olymp. Rekord) im Speerwerfen für Frauen die Goldene Medaille.

Tilly Fleischer mit dem Siegerkranz.

Oben: Die Olympische Goldmedaille (Rückseite).

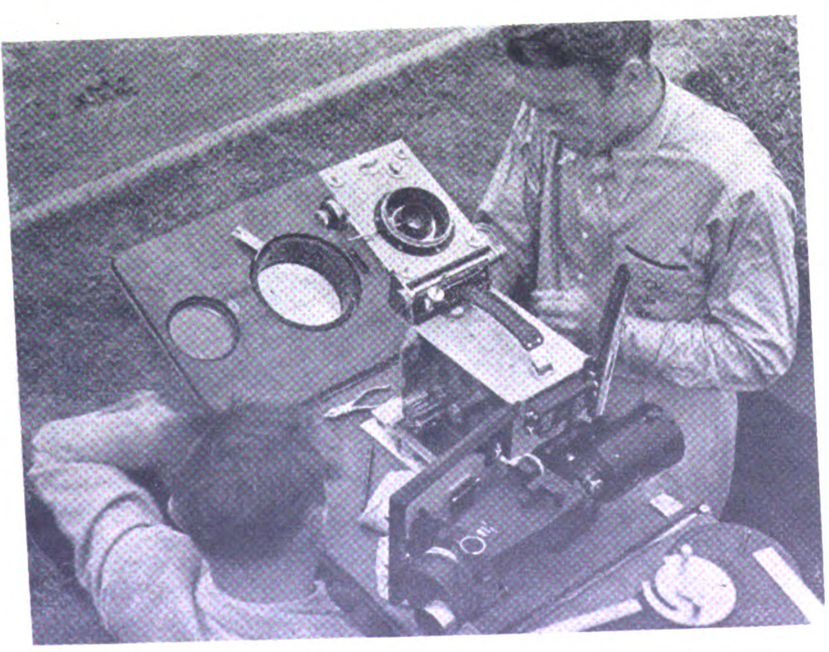
Aufn.: Bayer. Bildbericht-Fischer

FERNSEH - ÜBERTRAGUNG



Der Fernsehbildfänger ist auf dem Olympia-Stadion in Stellung gebracht.
Genau wie der Ton wird das Bild auf die in den Dienst der Allgemeinheit gestellten Fernsehstellen **übertragen.**

UND FILM



In einer Versenkung sind die Kameraleute des Films innerhalb der Rasenfläche des Olympia-Stadions untergebracht.

OLYMPIA STADION



Siegerehrung im Stadion!
Schon der erste Kampftag brachte Deutschland Medaillen. Die Siegerinnen im Speerwurf: Links: Luise Krüger (Deutschland), Silberne Medaille; erhöht in der Mitte: Tilly Fleischer (Deutschland), Goldmedaille; rechts daneben: Maria Kwasniewska (Polen), **Bronzene Medaille.**







Hans Woellke (Deutschland), der Sieger im Kugelstoßen (Olympiarekord 16,20 Meter) wird vom Führer nach seinem Sieg beglückwünscht. Hinter Woellke der Finnländer Sulo Baerlund (Silberne Medaille).



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Bayr. Bildbericht-Fischer (2), Presse-Bild-Zentrale (2)



Gerhard Stöck (Deutschland)

hat mit 15,66 Meter im Kugelstoßen die Bronzene Medaille errungen.

Links:

Der Führer im Gespräch mit den drei Siegerinnen im Speerwerfen.
Von links: Tilly Fleischer (Deutschland), Olympia-Rekord mit 45,18 Meter, Luise Krüger (Deutschland), 43,29 Meter, und Maria Kwasniewska (Polen), 41,80 Meter.

Sieger-Ehrung

Der vor einem Jahr noch unbekannte Hamburger Karl Hein
erringt im Olympia-Stadion mit 56,49 Meter im Hammerwerfen Olympiarekord und die Goldene Medaille.

Aufnahmen: Schirner

Der zweite deutsche Sieger im Hammerwerfen, Erwin Blask,
bei seinem Wurf, mit dem er für Deutschland die Silberne Medaille errang. Bei beiden deutschen Siegen war der Führer im Stadion anwesend.

DEUTSCHER OLYMPIA-DOPPELSIEG IM HAMMERWERFEN

Während der Springwettkämpfe.
Auf dem Raſen des Stadions ſitzen die Kämpfer der Nationen und warten auf ihren Einſatz.



Die Amerikaner Jeſſe Owens (Goldene Medaille im 100-Meter-Lauf) und Metcalfe (links) nach ihrem Lauf.

Das Olympiſche Feuer
über den Köpfen der zuſchauenden Sportkameraden während der Kämpfe im Olympia-Stadion.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht - Fischer (1); Heinrich Hoffmann (1); Presse-Bild - Zentrale (1); Dr. Paul Wolff (2).



Jeſſe Owens (USA),
der in der Weltrekordzeit 10,3 die 100-Meter-Strecke zurücklegte und die Goldene Medaille für 100-Meter-Lauf errang.



Links:
Angſt vor dem Startſchuß.





Schnellfeuer-Pistolenschießen der Fünfkämpfer.

Oberleutnant Handrick-Deutschland, der nach den beiden ersten Tagen in Führung lag, erzielte auch beim Pistolenschießen sehr gute Erfolge.

Oberleutnant Thofelt-Schweden beim Pistolenschießen. Er lag nach den beiden ersten Tagen an fünfter Stelle im Fünfkampf.

Aufnahmen: Atlantic (1), Presse-Bild-Zentrale (4)



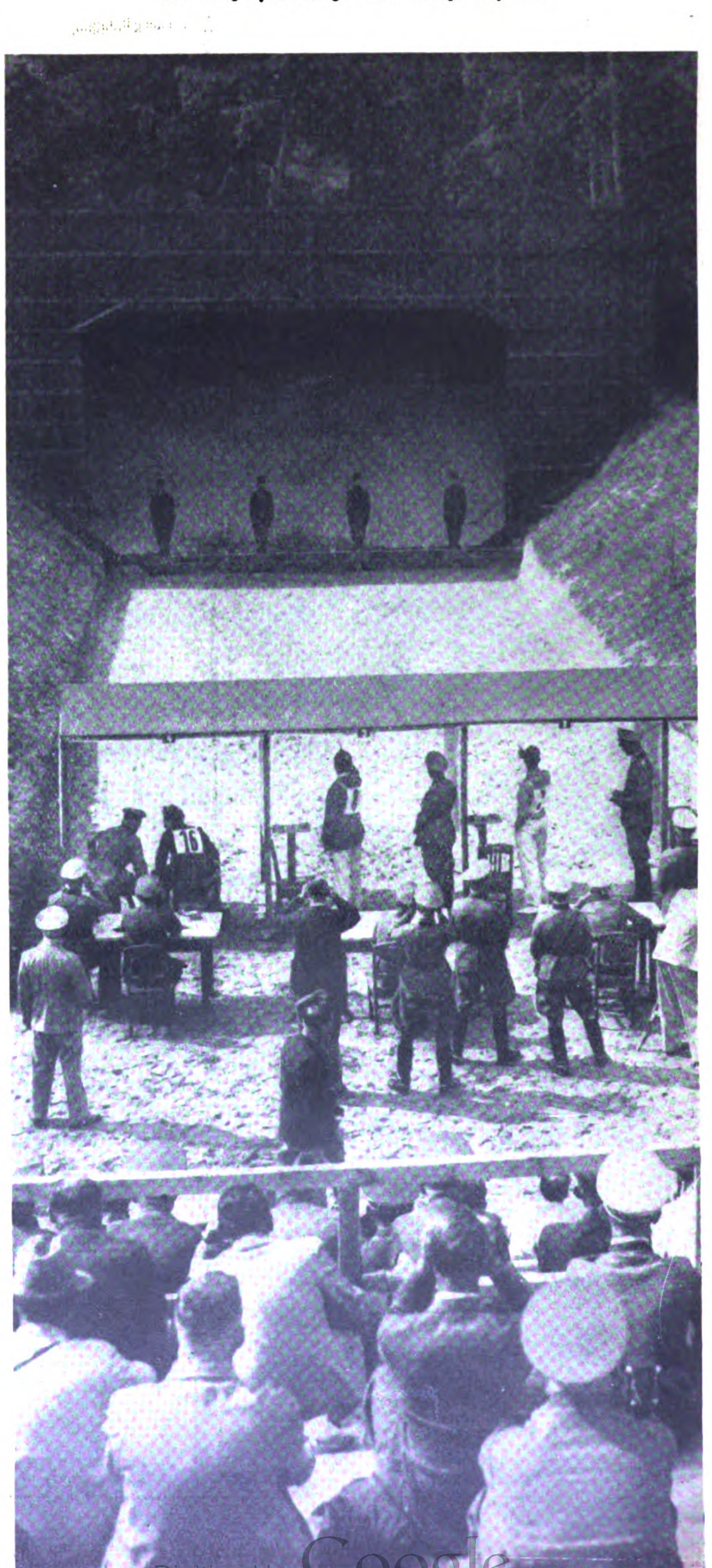
Neuer Weltrekord beim Schießen der Fünfkämpfer!

Leutnant Leonard-USA., der beim Pistolenschießen der Fünfkämpfer von 200 möglichen Ringen 200 Ringe erzielte!



Harada-Japan beim Weitsprung.

Einer der aussichtsreichsten Bewerber um eine Medaille.



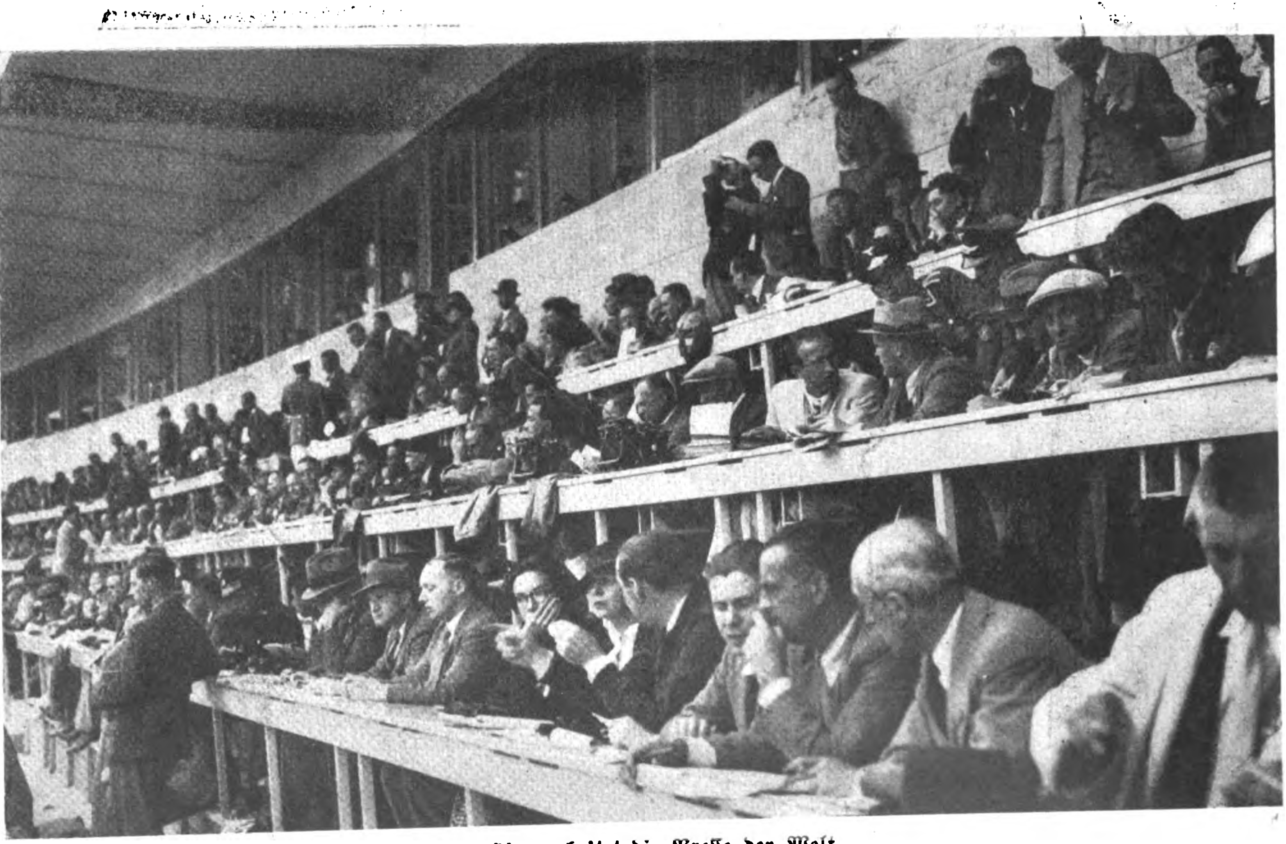
Links: Blick auf den Olympiaschießstand in Ruhleben während der Wettbewerbe.

Ein spannender Augenblick bei den Ringkämpfen vom letzten Montag.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer und Heinrich Hoffmann

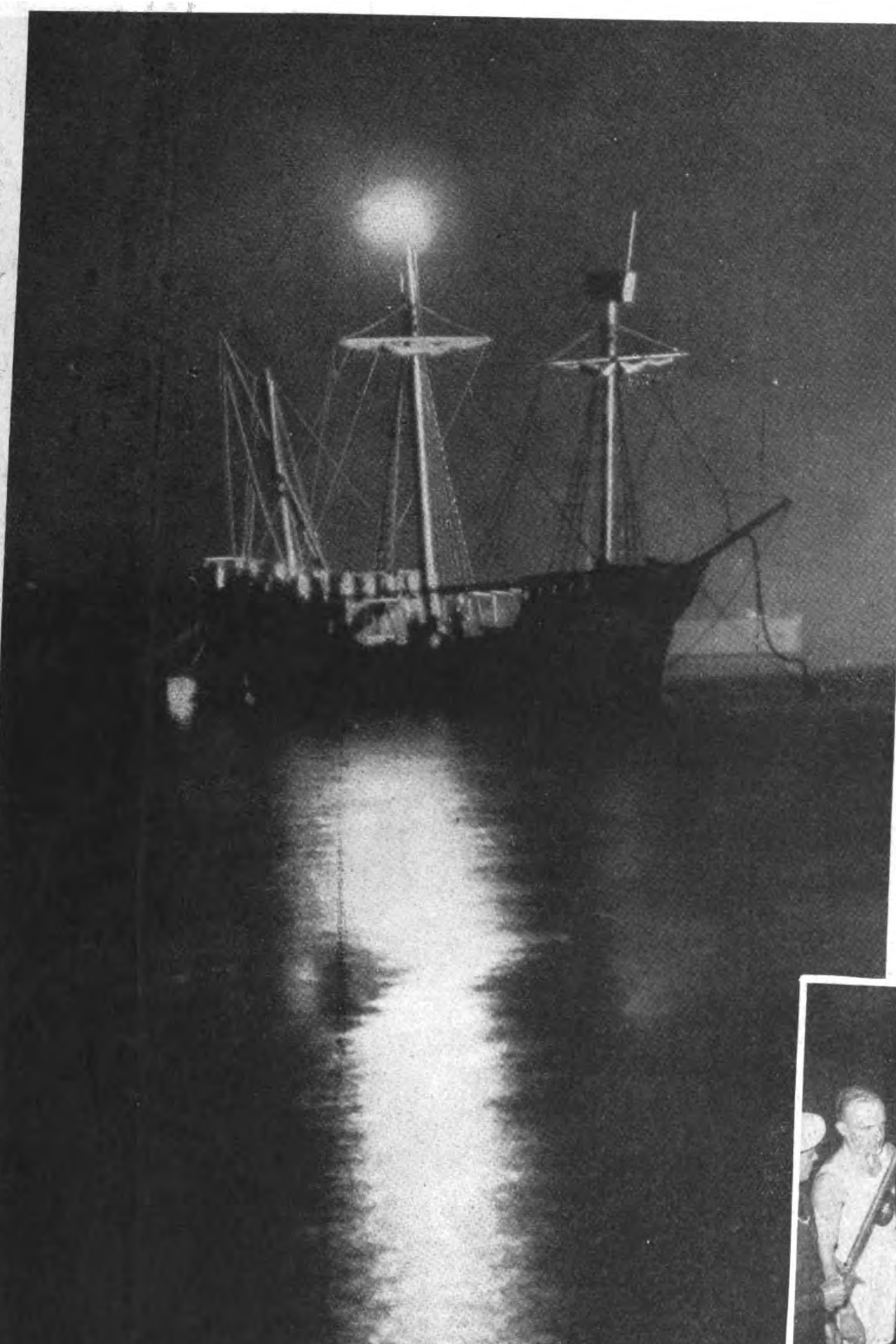
„Unbeschadet ihrer ungeheuren Begeisterung bezeigt die deutsche Zuschauermenge ihren sportlichen Geist", schreibt das „Echo de Paris". „Natürlich werden die deutschen Athleten am meisten gefeiert, aber es erfordert die Gerechtigkeit, festzustellen, daß sie ungeachtet der gerechtfertigten Vorliebe für die eigenen Kämpfer Beweise ihrer Ritterlichkeit auch allen anderen gegenüber liefert, und daß der Geist des „Fair play" bis jetzt in keinem Augenblick fehlte."

Ein mit Bewunderung gemischtes Lob gilt dem Führer mit den Worten: „Hitler hält darauf, seinem Titel als oberster Schutzherr der Spiele bis zum Ende gerecht zu werden. So war er auch gestern nachmittag wiederum zu Beginn zur Stelle, von der Menge wie immer stürmisch begrüßt. Es bedarf für diesen Mann wahrhaftig großer Charakterstärke, um sich von dieser Volksliebe, die sich ihm mit so ungeheurer Begeisterung äußert, nicht berauschen zu lassen."



Hier arbeitet die Presse der Welt.

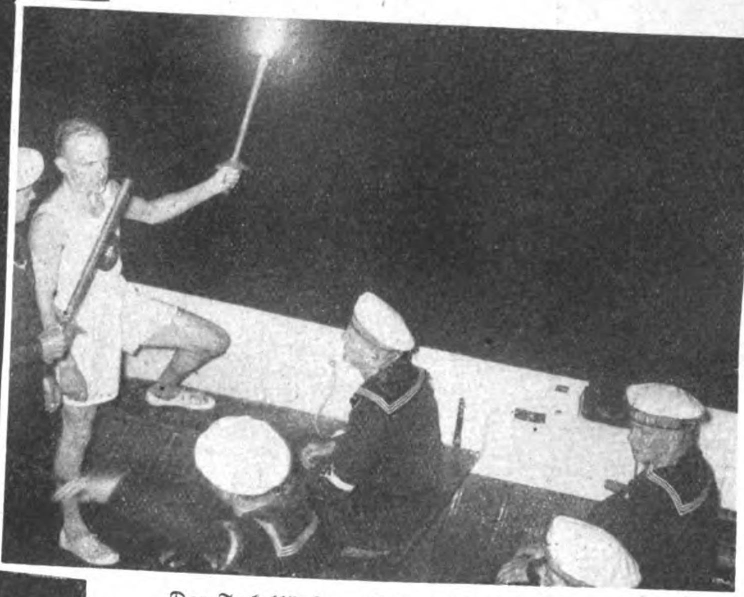
Blick auf die Pressetribüne im Olympia-Stadion. Mit Schreibmaschine, Füllfederhalter, Bleistift, Fernschreiber und Telephon werden hier die Siegesmeldungen in fieberhafter Eile verarbeitet.





Zu den Polospielen auf dem Maifeld.
Die Frauen halten sich mit ihren Stampfern bereit, um in den Spielpausen die Löcher im Boden wieder festzustampfen.

DAS OLYMPISCHE FEUER IN KIEL



Der Fackelläufer mit dem Olympiafeuer in Kiel.
Der letzte Staffelläufer wird von einem Kutter der Kriegsmarine an Bord der Kogge (siehe Bild links) gebracht.

Die Hansa-Kogge im Kieler Hafen, auf deren Großmast das Olympische Feuer entzündet wurde.
Unsere Nachtaufnahme zeigt die von Scheinwerfern angestrahlte Kogge kurz nach Entzündung des Feuers.

Aufnahmen: Presse Photo (2), Presse-Bild Zentrale (1), Atlantic (1).



Rechts: Die Segelflugvorführungen auf dem Flugplatz in Staaken bei Berlin.
Die italienische Mannschaft sieht den Vorführungen ihrer Kameraden zu.



Ist sie Ihr Typ?
Eine recht oberflächliche Frage — auch bei der Cigarette, die man nie nach Aufmachung und Äußerlichkeiten beurteilen sollte.
Ein typisches Beispiel dafür ist die Atikah. Ihr rein weißes Äußere ist schlicht, ohne jede Ausschmückung. Ihre Ausstattung ist anspruchslos, zweckdienlich, ohne unnötigen Aufwand.
Aber ihr Inhalt: auserlesene und edelste Tabaksorten des Orients in so sorgfältig abgestimmter Mischung, daß jede Nuance ihres wundervoll balsamischen Aromas harmonisch zur Geltung kommt. Der Geschmack ist besonders voll und dennoch ungemein zart und rein bis zum letzten Zuge. Atikah gibt viel mehr als sie vielleicht manchem auf den „ersten Blick" versprechen mag. Der erfahrene und verfeinerte Raucher, der echte Rauchkultur pflegt und sich von bloßen Äußerlichkeiten nicht verführen läßt, hat das schon seit langem erkannt und raucht deshalb Atikah.
ATIKAH
AUSLESE CIGARETTEN
Selbstverständlich OHNE Mundstück
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE

paar Wochen hat dieses Grundstück Ihnen gehört, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Und jetzt mit einem Male gehört es einer gewissen Luise Braun. Wer ist diese Luise Braun? Das will ich Ihnen sagen, Herr Neuhauser: Luise Braun ist Zigarettenfräulein im Café Adria, wo Sie jeden Nachmittag Tarock spielen. Luise Braun ist Ihre Freundin. Mir können Sie nichts vormachen, Gott sei Dank weiß ich in Ihren Angelegenheiten Bescheid!" Er hielt inne, sammelte sich, dann sagte er ruhig: „Geben Sie das Geld zurück, dann ist die Sache erledigt."

„I hab's do net!" sagte Neuhauser verbissen; „dös hat der Louis Braun aus Köln —"

Robert lachte. „Ich versteh' Sie nicht. Was bezwecken Sie mit solchen kindischen Ausreden. Herr Louis Braun existiert doch nur in Ihrer Phantasie, das ist der berühmte Große Unbekannte; damit können Sie wohl harmlose Menschen einfangen und betrügen, aber mir, Herr Neuhauser, imponiert so was gar nicht. Ich kenne Sie und Ihresgleichen, verlassen Sie sich darauf, ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst kennen. Lassen Sie die Komödie, seien Sie vernünftig, geben Sie das Geld her."

Neuhauser starrte vor sich hin; sein Gesicht war fahl und schlaff. Charlott blickte ihn an, ihre Nerven zitterten.

„I hab's wirklich net", sagte Neuhauser schleppend, „i hab dös nur g'macht, weil i aner Bekannten dös Geld schuldig war."

„Therese Roller?" fragte Robert.

Neuhauser hob nur etwas die Brauen; er lehnte in sich zusammengesunken an der Wand und starrte vor sich auf den Fußboden.

„Dös wissen S' aa?" sagte er matt.

„Wie Sie sehen! Sie waren ihr genau dreitausend Mark schuldig?"

Neuhauser nickte. „I hab's ihr geben müssen, sie hat mi anzeigen wollen."

Robert betrachtete ihn angewidert, blickte zu Charlott und sagte mit einer Geste auf Neuhauser: „Feiner Bursche, was?"

Charlott senkte den Blick und schwieg; sie litt unter dieser Situation.

„Aber das geht uns ja nichts an", fuhr Robert fort; „wir wollen das Geld wieder haben, und im übrigen interessiert uns dieser Herr nicht weiter. Das Geld ist aber weg. Also bleibt nur noch eins: Das Grundstück wird auf Herrn Kubowski umgeschrieben."

Neuhauser riß sich etwas zusammen.

„Naa", sagte er, „dös geht net; dös Grundstück is ja das Doppelte wert — heut' schon."

Robert war einen Augenblick sprachlos: „Ach so!" sagte er dann und riß die Augen auf, „so haben Sie das gedreht, Sie haben eben nur dreitausend Mark gebraucht, darum haben Sie erst mal das Grundstück auf Ihre Freundin umschreiben lassen, um es nachher dennoch zu behalten, und um das Geschäft recht verlockend zu machen, haben Sie nur die Hälfte verlangt." Robert lachte plötzlich laut auf. „Armer Herr Neuhauser, das ist das schlechteste Geschäft, das Sie je gemacht haben. Denn nun wird es umgeschrieben, darauf können Sie sich verlassen!" Er ging ein paar Schritte in der Küche umher. „Oder —" setzte er hinzu, „Sie ziehen es vor, die Sache vor einem Gericht in Ordnung zu bringen. Dann natürlich —" Er zuckte die Achseln.

„Dös is Erpressung", sagte Neuhauser mit schwachem Widerstand.

„Erpressung! Charlott! Hörst du, er redet von Erpressung! Das ist der beste Witz der Weltgeschichte." Robert ließ sich in einen Korbstuhl fallen und schlug sich vergnügt auf die Knie.

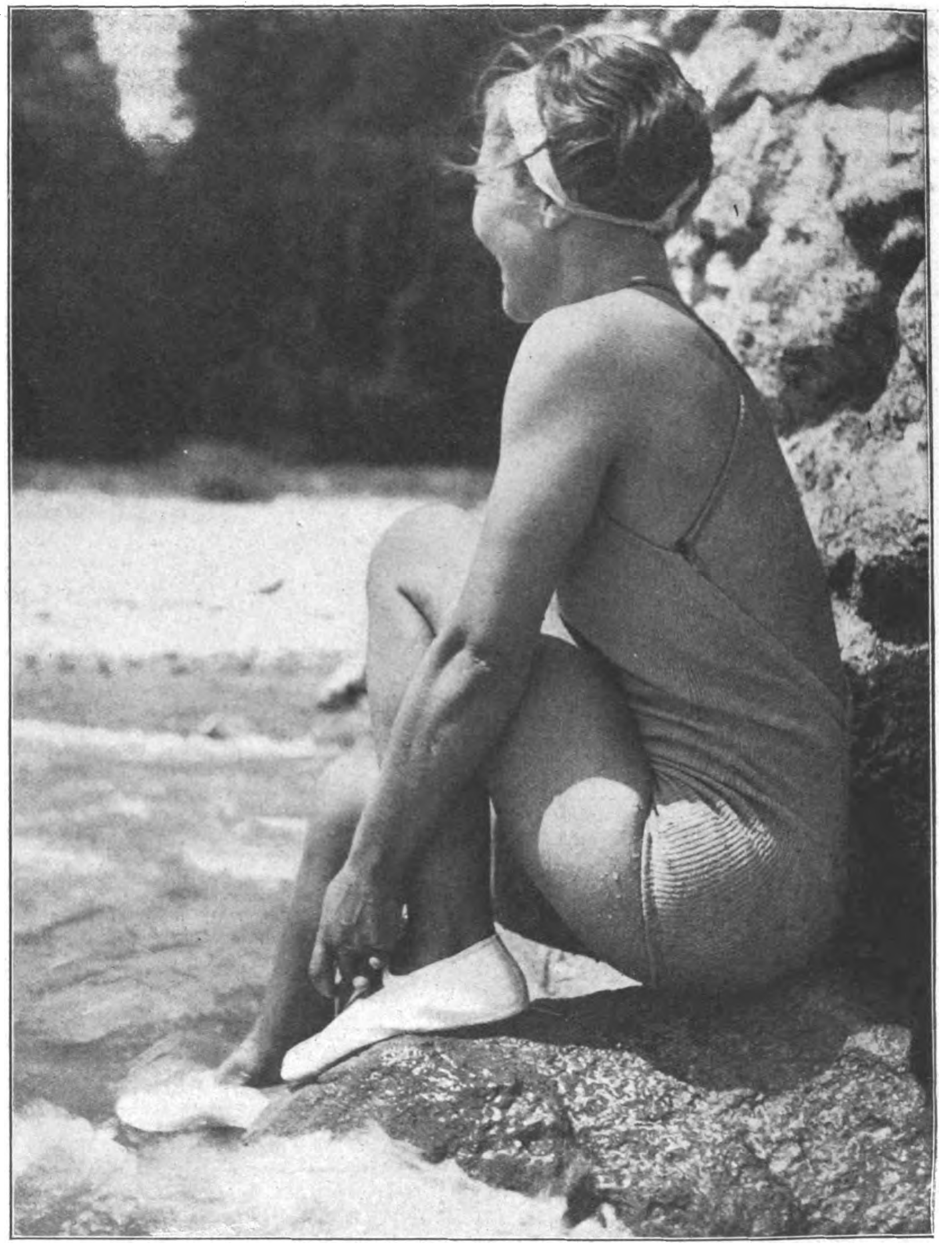
„Wir wollen doch nur unser Geld zurückhaben", sagte Charlott versöhnlich, „vielleicht kann Herr Neuhauser eine Hypothek aufnehmen —"

Robert unterbrach sie. „Nein!" sagte er schneidend. „Wir sind nicht hier, um Geschäfte zu machen. Er hat das Grundstück für dreitausend Mark verkauft. Der Kauf gilt. Nur wird jetzt nicht mit falschen Papieren gearbeitet, sondern mit echten."

„I zahl' die dreitausend Mark z'rück", sagte Neuhauser, „aber dös Grundstück behalt i."

„Nein", sagte Robert kalt.

„Sie — wer san denn Sie überhaupt?" sagte Neuhauser mit neuem Mut. „Geht Sie die ganze G'schicht v'leicht was an? Daß Sie mit'm Freil'n Charlott per du san, dös gibt Ihnen no lang ka Recht, da dreinzureden. Wann dös Freil'n selber sagt, i soll a Hypothek aufnehmen und nur die dreitausend Mark zurückzahl'n, was brauchen Sie denn da sich 'neinzumischen? Dazu san Sie ja gar net befugt."



Studie in den Klippen.

Aufnahme: Berg.

„Ich bin aber befugt, gegen Sie Strafanzeige zu erstatten. Das müssen Sie im Auge behalten. Was Fräulein Charlott sagt, das ist nur ihr gutes Herz. Aber Leute Ihres Schlages muß man hart anpacken, weil Sie es nicht anders verdienen. Und wenn niemand da ist, der das tut, dann tue ich es eben, damit haben Sie sich abzufinden. Sie brauchen sich gar nicht einzubilden, daß Sie sich privat mit Herrn Kubowski einigen könnten, dafür werde ich schon sorgen, verlassen Sie sich darauf. Das Grundstück geht morgen in den Besitz des Herrn Kubowski über. Und damit Schluß." Robert stand auf. „Passen Sie auf, Neuhauser. Wir treffen uns morgen um zehn Uhr vormittags auf dem Wittenbergplatz. Sie sorgen dafür, daß Luise Braun zur Stelle ist. Alle Papiere sind mitzubringen." Er wandte den Kopf: „Komm, Charlott."

An der Türe drehte er sich um, ging zu Neuhauser: „Geben Sie mir Ihren Paß."

„I hab' kan Paß", sagte Neuhauser.

„Sie sind Ausländer. Sie müssen einen haben."

„Naa, i hab' ihn grad auf'm Konsulat zur Verlängerung." Neuhauser verschränkte die Arme und blickte Robert an.

„Hör mal, Charlott", sagte Robert über die Schulter, „geh doch bitte mal 'runter und hol' einen Schupo herauf."

Charlott stand unschlüssig.

„Wirklich, das ist mein Ernst", sagte Robert, „sonst türmt der Bursche noch im letzten Moment."

Charlott ging zur Tür.

„Is scho guat", sagte Neuhauser resigniert, „i gib Ihnen den Paß." Er griff in die Tasche. „Hier. Aber verlieren S' ihn net."

Robert lächelte. „Sehn Sie, nun haben wir uns auf der ganzen Linie geeinigt. Wer hätte das gedacht."

„Kunststück", sagte Neuhauser verächtlich, „wann S' einem die Pistolen auf die Brust setzen."

„Darauf kommt's nämlich an", erwiderte Robert befriedigt, „immer nur darauf, wer die Pistole in der Hand hält und wem sie auf die Brust gesetzt wird. So ist das nun mal im Leben. Also morgen um zehn Uhr Wittenbergplatz."

An der Tür wandte er sich noch einmal um, blickte Neuhauser lächelnd an.

Neuhauser stand in der Mitte der Küche, seine Arme hingen herab. Er sagte nichts. Er war geschlagen.

*

Neun Tage später, als Charlott in der Frankfurter Allee aus der 69 stieg, stieß sie auf eine Gestalt in weißem Regenmantel.

Muschi Brandt lächelte. „Tach, kleines Fräulein", sagte sie aufgeweckt und streckte ihr die Hand hin, „lange nicht gesehen. Wie geht's denn?"

„O danke“, sagte Charlott erfreut, „und Ihnen?“

„Na, man macht immer so weiter. Kommen Sie“ — sie legte ihren langen Arm um Charlotts Schulter — „wir laufen noch ein Stück zusammen. Sie müssen mir erzählen. Was gibt es Neues?“

„Allerhand“, sagte Charlott. Sie gingen abseits vom Menschengedränge am Rande des Bürgersteiges. Es war ein heller Nachmittag im Mai, hinter den Dächern der hohen Häuser standen weiße Wölkchen im schrägen Licht der Sonne. „Wie ulkig“, rief Charlott, „gerade gestern haben wir von Ihnen gesprochen, das heißt, mein Vater.“

„O weh“, lachte Muschi Brandt.

„Aber gar nicht, im Gegenteil. Mein Vater sucht 'ne Geschäftsführerin, und da sagte er eben, das muß 'ne tüchtige energische Person sein, so wie Fräulein Muschi Brandt, sagte er.“

„Sehr schmeichelhaft, aber ich verstehe nicht ganz. Wofür braucht denn Ihr Vater 'ne Geschäftsführerin? Soviel ich weiß --“

Charlott fuhr mit der Hand durch die Luft: „Haben Sie 'ne Ahnung, was sich inzwischen alles ereignet hat, also mein Vater wird Restaurateur. Was sagen Sie dazu?“

„Ich bin platt. Versteht er denn was vom Fach —?“

„Keine Spur. Redet bloß große Töne und kommt sich schrecklich wichtig vor — wie Herr Adion persönlich. Sie würden sich kranklachen über ihn. Aber Gott sei Dank wird er nicht viel dreinzureden haben — wissen Sie, wir lassen ihm seine Freude, er ist nun mal so, er muß immer groß angeben, aber in Wirklichkeit wird sein Kompagnon natürlich alles führen, das ist ein sehr tüchtiger Mensch, aus der Branche natürlich —“

„Wo ist denn das Lokal?“ unterbrach Muschi den Redestrom.

„Das wird erst noch gebaut — also herrlich, denken Sie: am Wasser, in der Nähe von Papenberge, wir waren neulich draußen, also herrlich, mitten in der Natur, und im Sommer ist schon das neue Strandbad fertig, da wird ganz großer Betrieb sein, wir bauen ein Restaurant mit einer Terrasse zum Wasser hinunter, stellen Sie sich vor, wenn man so im Sommer abends auf der Terrasse sitzt, Tanzmusik natürlich, und niedliche gelbe Stehlämpchen auf den Tischen, das ist doch fabelhaft, nicht? Also Sie können sich nicht denken, wie wahnsinnig ich mich darauf freue.“

„O doch“, sagte Muschi lächelnd, „ist ja auch eine feine Sache. Aber sagen Sie mal — wer ist dieser Kompagnon, vielleicht kenne ich ihn“

„Nee, den kennen Sie nicht. Das ist —“ Charlott wird plötzlich rot — „das ist ein Ober aus dem ‚Siebenten Himmel', der hat sich viel Geld gespart und macht sich jetzt selbständig. Nämlich, mein Vater“ — fuhr sie hastig fort — „hat dieses Grundstück furchtbar billig gekauft, wissen Sie, und er wird auch den Bau in die Hand nehmen, das ist nämlich viel vorteilhafter, er ist doch aus dem Baufach, die Pläne sind schon fertig, er hat alles genau ausgetüftelt, billig und modern, natürlich mit Robert zusammen — ich meine, mit diesem Herrn eben“

Muschi zog eine Braue hoch und blickte Charlott von der Seite an. „Hören Sie mal, kleines Fräulein“, sagte sie langsam und forschend, „ich glaube, Sie unterschlagen mir hier etwas. Etwas sehr Wichtiges.“

„Ich? Wieso denn?“ lachte Charlott.

Muschi blickte sie durchdringend an: „Gestehen Sie! Wer ist dieser geheimnisvolle Kompagnon namens Robert?“

„Ein Mann“, rief Charlott vergnügt, „ein Mann mit zwei Augen und zwei Ohren.“

„So? Und wie sieht er denn aus?“

Charlott schob die Unterlippe vor. „Hm — wie sieht er aus, wie 'n Mann eben aussieht, nicht wahr“

Muschi lachte. „Sehn Sie“, rief sie und drückte Charlott an sich, „nun hat's Sie auch erwischt. Wissen Sie noch — wie Sie mir 'n großen Vortrag gehalten haben? Ihnen kann sowas natürlich nicht passieren, haben Sie gesagt. Und jetzt? Jetzt hat's Sie genau so erwischt, wie's alle anderen erwischt.“

„Wieso denn“, fragte Charlott harmlos, „was hat mich denn erwischt? Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Nöh, natürlich nicht, woher sollten Sie auch. Die Liebe, mein' ich, kleines Fräulein, die sogenannte Liebe. Wissen Sie jetzt Bescheid?“

Charlott zuckte die Achseln: „Keine Ahnung“, sagte sie scheinheilig

„Nu machen Sie mal 'n Punkt“, lachte Muschi, „aber jetzt im Ernst: Sie werden heiraten?“

Charlott riß die Augen auf: „Heiraten? Wie kommen Sie darauf?“

„Ist doch klar: Kompagnon, gemeinsamer Betrieb, Siebenter Himmel — das reimt sich doch alles zusammen, nicht wahr. Gar nicht zu reden natürlich von der Mondnacht auf dem stillen See und den gelben Stehlämpchen.“

„O pfui“, sagte Charlott gekränkt.

„Ist ja gar nicht so gemeint“, begütigte Muschi, „ich rede bloß immer so, aber in Wirklichkeit bin ich ganz gemütlich, glauben Sie mir. Ich spotte zwar gern über alles, aber — wissen Sie, es gibt Menschen, die müssen immer spotten, auch über sich selbst, sonst wüßten sie gar nichts mit sich anzufangen. Sie, kleines Fräulein, sind ein glücklicher Mensch. Sie haben das nicht nötig. Also seien Sie nicht böse, ich meine das nie so, wie es klingt. Ich freue mich wirklich über Sie. Ich wollte, ich wäre auch so jung und hätte das Leben noch vor mir. Sie wollen also wirklich heiraten, ja?“

Charlott nickte. „Zu Pfingsten wahrscheinlich. Sagen Sie übrigens, wollen Sie nicht als Geschäftsführerin zu uns kommen?“

Muschi lachte. „Warum nicht? Wenn gut gezahlt wird —?“

„Dafür werde ich schon sorgen“, rief Charlott, „auf mich können Sie sich verlassen. Kommen Sie doch mal abends zu uns, wir werden uns alle sehr freuen. Zumindest kann man ja darüber reden, nicht? Wann kommen Sie?“

Muschi zögerte.

„Ich meine“, sagte Charlott, „Sie können beruhigt kommen, die Sache — Sie wissen schon — die ist längst vergessen und begraben. Überhaupt — der Karl, also das muß ich Ihnen noch erzählen. Ich glaube, wir laufen wieder langsam zurück, wir sind ja schon am Alex.“

*

Karl lief in seinem grauen Typographenmantel umher und schimpfte, Walther Friede stand an den Setzkästen und führte den ersten Auftrag aus: die Geschäftskarten der Firma Kubowski & Friede.

„Sei doch nicht albern“, sagte Walther, „das bißchen Buchführung und so, das können wir auch alleine machen. Dazu brauchen wir Anni nicht.“

„Ich denke gar nicht daran“, rief Karl, „mit so'm Zeug gebe ich mich nicht ab. Ich habe anderes zu tun. Und sie ist dafür wie geschaffen, hat das alles gelernt. Wozu soll man denn 'n fremden Menschen 'reinnehmen, ist doch besser, du nimmst deine Schwester, da weiß man wenigstens, wen man im Hause hat. Hab' ich nicht recht?“ Er wandte sich an Anni

Sie saß auf einer Kiste, schlenkerte mit den Beinen und aß Kirschen aus einer Tüte.

Sie zuckte die Achseln. „Mein Gott“, sagte sie geringschätzig, „wenn er nicht will — ich dränge mich nicht auf. Ich kann Stellungen finden noch und noch. Wo ich doppelt soviel verdiene. Ich brauche ihn doch nicht.“

„Er ist ja verrückt“, sagte Karl, „vor allem ist er völlig unfähig, einen geschäftlichen Vorteil wahrzunehmen. Sonst müßte er sich doch sagen, daß er weitaus am besten wegkommt. Denn jemand muß so wie so aufgenommen werden für die Büroarbeiten, und wenn Sie inzwischen 'ne andere Stellung gefunden haben, dann kommt das aber teuer zu stehen, für achtzig Mark findest du in ganz Berlin keine Buchhalterin, das steht einmal fest. Aber das alles bedenkt er nicht. Keine Spur von Logik.“

„Etwas schwach im Kopf“, sagte Anni boshaft, „aber das war schon immer so.“

Walther Friede stand vor dem Setzkasten, groß und breit und ruhig, wie eine Säule. An ihm prallte alles ab, er war nicht aus der Ruhe zu bringen. „Hört doch auf mit dem Unsinn“, sagte er, „vorläufig einmal brauchen wir keine Buchhaltung, weil wir keine Einnahmen haben.“

„Aber Ausgaben“, sagte Karl.

„Natürlich“, trumpfte Anni auf, „denkst du vielleicht, Ausgaben braucht man nicht zu verbuchen? Da sieht man gleich, wieviel Ahnung du hast.“

„Hör mal, Karl“, sagte Walther, „schreibst du dich mit W oder mit V?“

„Mit W natürlich, das weißt du immer noch nicht.“

„Ach“ — Anni tippte sich auf die Stirn —, „der weiß überhaupt nichts. Bei dem ist Hopfen und Malz verloren.“

„Zweitens“, fuhr Walther gelassen fort, „— ich meine, wenn überhaupt etwas zu verbuchen da ist, dann können wir das auch alleine machen.“

„So?“ sagte Karl, „wer denn? Du etwa?“

Anni lachte auf: „Er! Der weiß ja nicht einmal den Unterschied zwischen Debet und Kredit.“

„Ich nicht“, gab Walther zu, „aber du kannst das tun. Das sind täglich zehn Minuten, allerhöchstens. Soviel Zeit wirst du wohl immer noch aufbringen können.“

„Ich denke ja nicht daran“, rief Karl, „überhaupt — auch ich weiß nicht, was Debet und Kredit ist. So. Was sagste nu?“

„Dann“, fuhr Walther in unerschütterlicher Ruhe fort, „dann wird eben jede Woche für ein oder zwei Stunden ein Buchhalter kommen und die Sache in Ordnung bringen.“

Anni lachte höhnisch auf: „Das wird 'ne feine Buchhaltung sein.“

„Das meine ich nämlich auch“, setzte Karl hinzu, „das wird 'ne Buchhaltung sein, die nie stimmt Aber abgesehen davon: Wer soll denn die Korrespondenz führen?“

„Was für 'ne Korrespondenz?“

„Na, hör mal Ein jeder Betrieb hat doch bekanntlich eine Korrespondenz.“

„Briefwechsel“, verbesserte Anni boshaft, „vielleicht versteht er das besser.“

Karl fuhr triumphierend fort: „Und wer soll die Korrespondenz führen? Kannst du mir das vielleicht verraten? Ich nicht. Ich kann nicht maschineschreiben. Du vielleicht?“

„Ach, keine Ahnung hat er natürlich. Woher sollte er auch?“ frohlockte Anni.

„Nöh“, gab Walther zu, „maschineschreiben kann ich nicht. Aber ich denke, dazu gehört doch wohl in erster Linie eine Schreibmaschine, nicht?“

„Werden wir natürlich anschaffen“, erwiderte Karl großzügig, „oder denkst du vielleicht, daß heutzutage ein Betrieb noch handgeschriebene Briefe hinausschicken kann?“

„Bei seiner Klaue!“ Anni war ein getreues Echo.

„Siehst du“, fuhr Karl befriedigt fort, „wenn du ehrlich bist, mußt du einsehen, daß du auf der ganzen Linie geschlagen bist. Es dauert natürlich immer eine ganze Weile, bevor du so weit bist, daß dir ein Licht aufgeht, aber schließlich wird's ja doch mal helle in deinem Kopf. Siehst du nun ein, daß wir deine Schwester anstellen müssen? Daß es direkt unerläßlich ist?“

Walther Friede schüttelte den Kopf. „Nöh“, sagte er gelassen, „das seh' ich ganz und gar nicht ein. Vor allem kann ich mir nicht vorstellen, was sie den ganzen Tag eigentlich hier tun soll. Soviel Korrespondenz und soviel Buchhaltung können wir ja gar nicht haben — vielleicht in zwei Jahren, aber jetzt doch noch nicht. Die würde bloß hier 'rumsitzen und einen von der Arbeit abhalten.“

„Hör mal“, rief Karl, „wie kannst du so was sagen, ich meine, da gibt's doch gerade genug zu tun, Kartothek in Ordnung halten, Kundschaft bedienen, und schließlich muß doch auch jemand da sein, der mal Kaffee kocht und so —“

Walther Friede drehte sich plötzlich um Er wischte sich die Hände an seinem Mantel ab und kam langsam näher.

„Ich will euch mal was sagen“, sagte er lächelnd, „wozu dieses ganze Gerede. Die Sache ist doch viel einfacher zu lösen, mir braucht ihr ja nischt vorzumachen. Du“ — er zeigte auf Anni — „du suchst dir 'ne Stellung, wo du doppelt so viel verdienst, und du“ — er tippte Karl auf die Brust — „machst die Buchhaltung und erledigst die Korrespondenz. Und dreimal in der Woche trefft ihr euch abends und geht zusammen in den Tiergarten. Dann ist die Sache nämlich schon erledigt.“

Anni sprang von der Kiste herunter und schüttelte ihr rotes Haar: „Du bist ja !“

„Na schön“, sagte Walther, „also meinetwegen viermal in der Woche.“

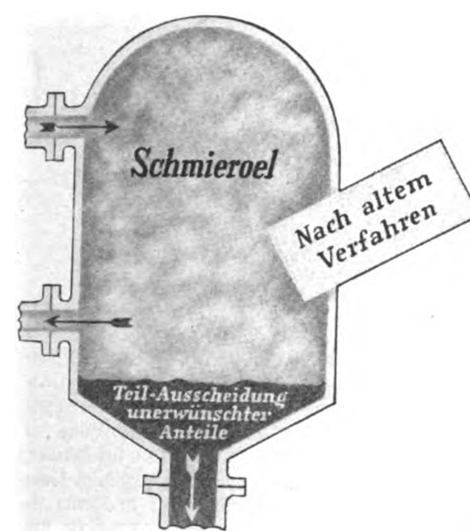
Karl lachte ein wenig verwirrt und blickte auf Anni.

Sie senkte die Lider und wurde rot. Sie war hoch und schlank und trug ein rotes Kleid Karl spürte das Blut in seinen Pulsen schlagen . . .

Ende



Ein neues Auto-Oel von nie erreichter Reinheit!



Die bisherigen Raffinationsmethoden haben meist unter Säureanwendung nur einen Teil der schädlichen Fremdstoffe vernichtet, vermochten aber nicht, diese restlos zu entfernen; die unbeständigen Kohlenwasserstoffe konnten durch dieses Verfahren überhaupt nicht ausgeschieden werden.

Reiner Schmierstoff

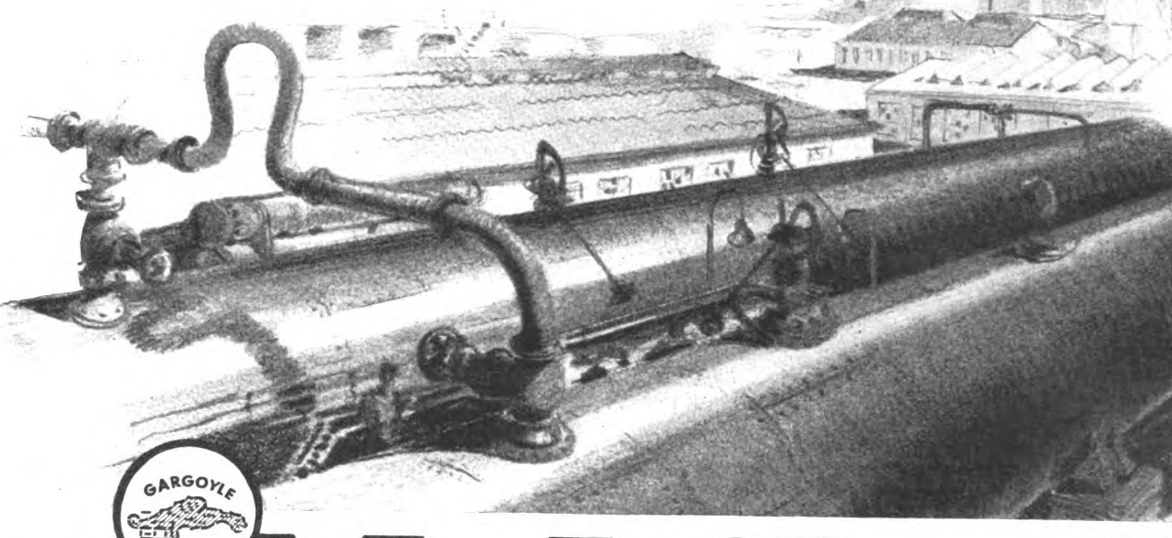
Nach neuem Verfahren

alle unbeständigen und schädlichen Anteile

Bei dem neuen Verfahren für Klarosol-Erzeugnisse wird durch neuartige, auf physikalischem Wege wirkende Lösungsmittel eine restlose Trennung des reinen Schmierstoffes von allen unbeständigen und schädlichen Bestandteilen erzielt.

Die Deutsche Vacuum Oel Aktiengesellschaft, Hamburg 1, sendet Ihnen auf Wunsch kostenlos die reich bebilderte Abhandlung von Wa. Ostwald über die Grundlagen und Fortschritte der deutschen Oelversorgung.

Rohoel enthält von Natur aus neben erstklassigen Schmierstoffen unerwünschte und schädliche Kohlenwasserstoff-Gruppen, wie Teere und Harze, die Rückstände an Kolben, Ventilen und Ablagerungen im Kurbelgehäuse bilden. Was durch die bisherigen Raffinationsmethoden unmöglich war, ist jetzt durch ein umwälzend neues Verfahren gelungen: restlos alle schmierungsfeindlichen Anteile auf physikalischem Wege durch neuartige Lösungsmittel aus dem Rohoel herauszulösen. Nach diesem Verfahren wird aus deutschem Rohoel in neuen deutschen Werksanlagen das neue Mobiloel hergestellt. Es ist reiner Schmierstoff, frei von allen Rückständen, verblüffend in Schmierkraft, Leistung und Lebensdauer. Es lohnt sofortigen Oelwechsel!



GARGOYLE

Klarosol-Erzeugnis

Das neue

Mobiloel

Mehr als Schmieroel – reiner Schmierstoff!

DEUTSCHE VACUUM OEL AKTIENGESELLSCHAFT HAMBURG

LUDWIG HAYMANN:

Auch der Zuschauer steht am Start!

Eine olympische Betrachtung

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden die Olympischen Spiele in Berlin alle ihre Vorgänger nicht nur hinsichtlich Organisation, Beteiligungszahl und allgemeinen Interesses übertreffen, sondern auch hinsichtlich der sportlichen Leistung. Auf keinem Gebiete der Leibesübung ist der bestehende Rekord sicher, die XI. Olympischen Spiele zu überleben. Aus dem Trainingslager der Japaner wird die phantastische Zeit von 55 Sekunden über hundert Meter Kraul gemeldet, eine Zeit, die bis vor kurzem sogar theoretisch für unerreichbar galt (!). Der „absolute Rekord" im Vierhundert-Meter-Lauf, wie Bill Carrs 46,2 Sekunden genannt wurden, wurde bereits in Grund und Boden gestampft. Mit unglaublicher Selbstverständlichkeit wurde der Stabhochsprungrekord in Amerika übertrumpft, die Stahlfeder Johnson sprang einen Viertelmeter höher als seine eigene Körpergröße, Sieverts bewunderungswürdiger Zehnkampfrekord hat daran glauben müssen; nahezu ein halbes dutzendmal wurde der Hürdenrekord egalisiert. Welcher Rekord kann gewiß sein, die jetzigen Olympischen Spiele zu überleben? Ryans dreiundzwanzig Jahre alte Höchstleistung im Hammerwurf? Lockes zehnjährige Bestleistung im Lauf über die Zweihundert-Meter-Strecke? Die Borgsche Fabelleistung von 19.07,2 im 1500-Meter-Kraulschwimmen? Oder Nurmis 30.6,2 über zehntausend Meter, die ebenfalls schon zwölf Jahre alt sind?

So vermessen es klingen mag: keiner von all diesen Rekorden hat die Gewißheit, die XI. Olympischen Spiele zu überdauern! Die Berliner Bahn soll ungemein schnell sein, das Klima der Mark Brandenburg ist für sportliche Höchstleistungen durchaus geeignet, und wenn nicht die Witterung besonders ungünstig sein sollte, sind alle äußeren Voraussetzungen für Rekorde gegeben.

Dazu kommt aber als wesentliches Moment, daß die sportliche Konkurrenz noch nie so stark war wie 1936 und daß die Athleten in 80 Prozent aller Übungen Rekord werden laufen müssen, um zu siegen. Vor allem aber: Die sportliche Technik ist im Jahre 1936 auf einem Gipfelstandard angelangt, der kaum mehr verbesserungsfähig ist!

Diese sportliche Technik ist aber heute nicht mehr Alleinbesitz von einigen wenigen Spitzenkönnern, die auf Grund einer lediglich hervorragenden Technik in die Konkurrenz der Weltbesten gelangen — das Beherrschen der Technik ist heute eine selbstverständliche Voraussetzung jedes Athleten, der überhaupt in die engere Wahl kommen will. Diese Tatsache sehen heute allmählich auch die beharrlichsten Vertreter des nurtechnischen Prinzips ein. Die Japaner schwimmen nicht infolge einer abnormen, neuartigen Kraultechnik so schnell, die Wunderleistungen der Neger, die Rekorde der Amerikaner, die im letzten Moment überraschenden Siege der Engländer sind nicht das ausschließliche Verdienst einer besonderen sportlichen Technik, sondern der Ausdruck einer auf einen sportlichen Höhepunkt gebrachten Rasseeigenschaft. Alle diese Spitzenathleten zeigen uns nicht eine erdachte, neuartige Technik, sondern der Japaner offenbart uns, wenn er schwimmt, die kultische Verbissenheit seines rassischen Willens, der Amerikaner seine ihm angeborene Kampfeslust, der Finne die abgeklärte Konzentration seiner Naturkraft, der Engländer seine unerbittliche Energie im entscheidenden Moment. Auf das Material kommt es im Grunde an, weniger auf seinen Schliff, das „Holz, aus dem einer geschnitzt ist", die Rasseeinheit und die seelische Kraft des einzelnen sind die Voraussetzungen für den Olympischen Sieg. Das wollen und dürfen wir nicht vergessen, wenn es im Olympischen Stadion gilt, den besten Rasseeigenschaften aller Nationen der Welt die in unseren Olympiakämpfern vorhandenen Rassewerte unseres eigenen Volkes gegenüberzustellen: eiserne Disziplin, Kameradschaftstreue und deutsche Kampfkraft!

Legen wir endlich die Rekordtabelle und den Bleistift beiseite und beenden wir die Berechnungen nach dem mutmaßlichen Sieger im Weitsprung oder im Kugelstoß. Alle ziffernmäßigen Mutmaßungen nach dem Sieger in dieser oder jener Übung sind unter olympischer Lupe: Gefasel! Es ist für den Ausgang eines olympischen Rennens ja so unmaßgeblich, ob nun der Jessie Owens in irgendeinem Ausscheidungsrennen 10,3 Sekunden lief oder ob Hänni unter ganz anderen Voraussetzungen, in einem anderen Klima, vor anderen Gegnern, auf einer anderen Bahn, bei anderem Winde 10,4 Sekunden lief! Auf die Schwungkraft des Willens und die Wucht einer einsatzbereiten Seele im gegebenen Augenblick kommt es an. Und das wollen wir wissen und das interessiert uns an dem Neger und an anderen, was sie in der Abwicklung eines heroischen Geschehens wert sind, nicht ob die Stoppuhr eine Zehntelsekunde mehr oder weniger anzeigt! Und das wollen wir von den Amerikanern und Finnen und Japanern, Argentiniern usw. sowie von unseren Landsleuten wissen: was taugt der Mann, wenn es drauf ankommt?!

Jeder der Athleten verkörpert in sich sein ganzes Land. Wenn sich der kleine Japaner mit Verbissenheit über die Qual der Marathonstrecke kämpft, sehen wir seine spielenden Muskeln und den Schweiß seines Körpers, den Gram seiner Mienen, und wir ahnen die gigantische Energie, die den versagenden Leib immer wieder voranpeitscht, dieser kleine Japaner ist plötzlich ganz Japan für uns, dunkel und riesenhaft, aber in eindringlicher Symbolik wächst hinter diesem kämpfenden Mann ein gewaltiges, seltsames und mystisches Land vor unseren Augen auf: Japan! Millionen eben dieser kleinen, kämpfenden und stahlharten Männer, die diesen einen als den besten und schnellsten und härtesten in die vorderste Linie geschickt haben.

Und wenn unser Mann kämpft, der deutsche Athlet, der beste und schnellste und härteste Mensch unserer Rasse und unseres geliebten Vaterlandes, dann verkörpert er unser Volk, und hunderttausend Augen und alle Nationen der Welt sehen in ihm jenes seltsame, verlästerte und geachtete, geliebte und gefürchtete, gewaltige und kämpfende Land, terra incognita für die meisten, von dem man so viel hörte, was man nicht glauben wollte, das einen Mann hervorbrachte, der ein unverständliches Wunder vollbrachte, das Land, das man so oft totsagte und das immer wieder in unverwüstlicher Kraft erstand, das Land der verwegensten Phantasie und der unerhörtesten Leistungen auf allen Gebieten des Lebens: Deutschland!

Der deutsche Athlet ist unser Mann. Er ist ein anderer Leib, aber er ist unser Wille. Er will, was wir wollen: den ehrlichen Kampf und den Sieg in dieser großen Sache! Er ist schneller und besser und stärker als wir, und deshalb haben wir ihn in die vorderste Linie zu unserer Vertretung geschickt. Aber wir, die Millionen deutscher Sportleute, die sich wie er bemühten, die Arbeiter und Kämpfer in allen deutschen Landen, die Zuschauer im Olympischen Stadion sind gleichen Willens wie er, er ist nur ein Teil unserer Kraft und unseres Wollens und unserer Gemeinschaft und deshalb wollen wir ihm alle unsere Kraft und unseren ganzen Willen mitgeben, ihm zujubeln und zu ihm hinströmen. Wir sind nicht nur müßige Gaffer vor einer Sensation, deren Ausgang zwar interessant ist, uns aber schließlich nichts angeht — nein, heute wollen und werden wir beweisen, daß das Wort von der Volksgemeinschaft in die Tat umgesetzt ist, und daß wir verstanden haben, was der Führer von uns fordert.

Auch der Zuschauer steht am Start!

Die Leser der Zeitungen wurden in letzter Zeit bombardiert mit olympischen Anekdoten, Feuilletons und spitzfindiger Sport-Mathematik. Wir lasen Geschichten vom schweigsamen Nurmi, von den Händen des „Elefantenbabys" Torrance, der sekttrinkenden amerikanischen Schwimmerin, von den Wadenmuskeln der japanischen Läuferinnen, von allen möglichen Arten olympischen „Pechs", Rekorden und Niederlagen. Leute, die nie auf der Aschenbahn liefen, unterhalten sich darüber, ob Jessie Owens auch gegen Osendarp gewinnen könne oder ob die amerikanischen Schwimmer in Berlin japanisches Beintempo kraulen würden. Hunderte von Namen berühmter Olympiakämpfer, um die sich der Durchschnittsleser unter normalen Umständen nie gekümmert hätte, sind heute dem sportlichen Laien geläufig und mit einem Kränzlein von Anekdoten umgeben, die den Nimbus und die Sensation zwar erhöhen, sportlich aber meistens ein völlig falsches Bild geben. Wahrhaftig: Jessie Owens, Eleanore Holm, Adolf Kiefer, Järvinen, Den Ouden sind bereits Märchenprinzen und Märchenprinzessinnen geworden, die für unüberwindlich gelten, während unsere deutschen Athleten, die uns doch so viel näher stehen, die wir täglich sehen und beobachten konnten, dieses Nimbus ermangeln und Außenseiterrolle übernommen haben. Die feuilletonistische Brille ist eben falsch, sie übersieht das in der Nähe Befindliche und übersteigert das Entfernte, während rein sportlich betrachtet alles doch so ganz anders und unromantischer ist. Der Laie wird staunen, wieviele seiner Märchenprinzen sang- und klanglos untergehen werden und wie daneben der schlichte, der unromantische Mann mit dem Kämpferherzen auftauchen und den schönsten Nimbus in Fetzen laufen wird!

Und daher nun Schluß mit allen Mutmaßungen und Berechnungen! Alle Bewunderung, alle Kraft und alles Wollen geschlossen hinter unsere deutschen Olympiamänner: Anfeuerung und Beifall für unsere Kämpfer ist ein gewaltiger Helfer und eine Aufgabe für den Zuschauer, für die er sich ebenso restlos einsetzen muß wie die Athleten für den Sieg. Der sportliche Laie ahnt meist nicht, welche gewaltige Wirkung eine leidenschaftliche Anfeuerung tut, wie sie den im Moment des Startes ach so einsamen Mann stählt und stärkt und seinen auf vollen Touren laufenden Willen noch einmal heftiger und gewaltiger dahinzupeitschen vermag! Der Laie ahnt es nicht, was es heißt, allein zu stehen im Brennpunkt einer ganzen Welt, und wie ihn das Entgegenströmen und Rauschen eines gleich gerichteten Willens hebt und ihn der leidenschaftliche Wunsch seiner Landsleute beschwingt und sichert!

Die Amerikaner sind Meister auch der Anfeuerungstechnik, wenn wir so sagen dürfen, und der amerikanische Athlet braucht Lärm und Getöse um sich, und er bezieht jede Art von Tumult durchaus auf sich und wertet ihn aus wie ein Doping. Kampf, Lärm und Bewegung ist das Element des Amerikaners, denn er ist der Sohn eines jungen und kämpferischen Volkes. Je mehr der Hexenkessel eines leidenschaftlich erregten Stadions brodelt und brüllt, desto wacher werden die Sinne des Amerikaners und desto heftiger sein Wollen. Und daß es nicht ruhig zugehen wird im Berliner Stadion, dafür werden zweihunderttausend sportbegeisterte Zuschauer aus allen Ländern der Erde sorgen.

Um so mehr müssen wir allen unseren deutschen Athleten unsere eigene Kraft und unser eigenes Wollen wünschen und mitgeben, ihnen zujubeln, unsere eigene Kraft, die, vertausendfacht, eine gewaltige, hinreißende Woge wird und unsere Männer erfassen und durchs Ziel schleudern muß. Unsere ausländischen Gäste werden, wenn sie wieder nach Hause kommen, nicht nur zu erzählen wissen von dem Wollen des deutschen Volkes, von seinen Bauten und Taten, von den Kämpfen unserer deutschen Olympier, sie werden auch berichten, wie der deutsche Zuschauer seine Kämpfer anzufeuern versteht!

Und darum stehst auch du am Start, deutscher Zuschauer!

H. SCHMIDT-ELLRICH:

Fischfang in Dalmatien

Zwischen den großen bunten Seglern, die in Arbe vor Anker lagen, schaukelte auch Matos frischgestrichene weiße Barke auf der leichtbewegten Adria. Mato war gerade im Begriff, sein Segel zu raffen, als er uns an der Hafenmole bemerkte. „Guter Wind heute!" lachte er, mit blitzenden Zähnen im braunen Gesicht. „Kommen Sie mit? Ich lege Balanka aus." Damit deutete er auf sein Fischgerät: zwei Kürbisse, zwei Steine, alles durch eine lange Schnur miteinander verbunden, und eine Menge kleiner spitzer Angelhaken, aufgereiht an dieser Schnur.

Die „Balanka" zauberte uns sofort jene merkwürdigen Gebilde vor Augen, die auf den Fischmärkten der dalmatinischen Inseln zum Verkaufe stehen und längst unser Interesse erregt hatten — manchmal auch unser Grauen: etwa bei der Zerteilung des lebendigen, eklen Tintenfisches oder Polyps. Aber die Lebhaftigkeit der Verhandlungen dort beim Kaufen und Verkaufen waren uns Beweis gewesen, wie lebenswichtig diesen adriatischen Insulanern ihre Beschäftigung mit dem Fischfang ist. Also folgten wir der Einladung Matos, die uns zugleich eine erfrischende Segelfahrt in Aussicht stellte.

Wir hatten wirklich guten Wind; es war Bora, Nordwind, der hier das gute Wetter bringt. Bald ließen wir das türmereiche Arbe hinter uns. Wir steuerten auf eine der kahlen, waldlosen Inseln zu, die das offene Meer von allen Seiten begrenzen, und die, aus bleichem Karstgestein gebildet, unter der unbarmherzigen Sonne niemand noch verlockt haben, dort sein Haus zu bauen.

Mato ist, während wir segeln, damit beschäftigt, schon vorher bereitete Fischstückchen einzeln als Köder an den vielen Angelhaken seines Gerätes zu befestigen, und erklärt uns stolz, wie lang seine Balanka ist und wieviel Haken sie hat. Es gäbe freilich auch größere, aber diese, die seinige, nähme sich unter allen auf Arbe schon ganz bedeutsam aus. Nach etwa halbstündiger Fahrt, als wir weit genug „draußen" sind, auf der Höhe zwischen beiden Inseln, bittet er uns, die Ruder auszulegen und langsam, in einer bestimmten Richtung, zu rudern. Und nun beobachten wir gespannt den Vorgang: Einer der gelben ausgehöhlten Kürbisse, an dem das eine Ende der insgesamt 1000 Meter langen Schnur befestigt ist, wird im Bogen über Bord geworfen. Ungefähr 250 Meter, der Tiefe des Meeres an dieser Stelle entsprechend, wird leere Schnur nachgegeben, plumps — ein Stein fällt ins Wasser, der mit seinem Schwergewicht die Schnur bis auf den Meeresgrund hinunterzieht. Jetzt folgen, immer im Abstand von stark zwei Metern, Angelhaken auf Angelhaken, 220 Stück. Das Boot gleitet dabei immer weiter hin auf der Wasserfläche. Danach, wenn die letzte Angel draußen ist, wieder ein Stein wie zuvor, der nun sämtliche Haken am Grunde des Meeres festhält, wieder einige hundert Meter leere Schnur und endlich, zum Abschluß, der zweite schwimmende Kürbis.

Die Balanka ist gelegt. Aufatmend wendet sich Mato — mit einem letzten, wie es scheint, beschwörenden Blick auf sein Werk — dem Steuer wieder zu. „So", sagt er, „jetzt können wir fortsegeln. Wohin möchten Sie gerne?"

Wir blicken uns verwundert an. „Und die Balanka?"

„Die lassen wir. Später kommen wir zurück und heben den Fang."

„Ja, ist das Gerät dann auch sicher noch da? Kann es niemand stehlen oder uns einen Schabernack spielen?"

„Keiner rührt eine fremde Balanka an!" erklärt Mato.

Als Ziel unserer Segelfahrt wird eine der zum Baden idealen Buchten auf der Nordwestseite von Arbe, die Matovice, vorgeschlagen. Dort, einmal angelangt und in den Fluten uns tummelnd, gefällt es uns so gut, und es vergehen zwei Stunden so schnell, daß wir die vorgesetzte Wartezeit beträchtlich überschreiten. Mato, der oft Ausschau hält in der Richtung der verlassenen Balanka, drängt zum Aufbruch. Der

Wind habe nachgelassen, leicht könne uns, bis wir hinkommen, der Abend und die Dunkelheit überraschen; schwer sei es dann, zu der alten Stelle zurückzufinden.

Unser Segler wird wieder flott gemacht. In der Tat, es ist sehr schlechter Wind, Mato muß kräftig mit den Rudern nachhelfen. Und wie es einem immer wieder ergeht auf dem Meere: man hat kein Maß, Entfernungen zu schätzen, und täuscht sich stets aufs neue. Die Stelle, wo wir das Gerät verlassen haben, ist viel weiter weg als wir gedacht. Es dämmert bereits, die Dunkelheit bricht ein mit jener im Süden gewohnten Plötzlichkeit. Nach einer kleinen Weile geht der Mond auf und wirft sein breites Silberband über das vom Abendwind leichtbewegte Meer. Leise gluckst das Wasser um die Ruder, erregt schaut unser Fischer nach seiner Balanka aus, die für ihn ja ein kleines Vermögen darstellt. Auf eine Fangbeute wagt er schon nicht mehr zu hoffen; wenn die Angeln zu lange ausliegen, reißen sich die daran gefangenen Fische entweder wieder los oder werden von größeren abgefressen. Unsere Augen spähen scharf über die glitzernden Wasser nach allen Seiten; der Vollmond spendet uns sein spärliches Licht dazu. — Mato will die Hoffnung schon aufgeben, er schlägt vor, uns heimzubringen, morgen früh, bei anbrechendem Tag, will er versuchen, wenigstens das Gerät noch zu retten — — da entdeckt einer von uns einen Kürbiskopf, der im Spiel der leichten Wellen sich ausnimmt wie ein Schwimmer im Mondlicht. Wir rudern dicht heran, bekommen ihn zu fassen, es wird festgestellt, daß es der zuerst ausgeworfene ist, wir sind die ganze Balanka entlanggefahren, ohne es zu ahnen. Wieder lösen wir unseren Barkenführer beim Rudern ab. Der beginnt das Gerät einzuholen.

Die Spannung auf den Fang ist groß.

An der Schwere der Schnur ist zu merken, ob „etwas daranhängt" oder nicht. Aber zuerst kommt ja wieder der Stein. Und dann, leider lange nichts. Ein paar abgefressene Angelhaken, über die wir uns natürlich ärgern. Dann nur der Kopf eines Fisches. Dessen Leib ist also tatsächlich von einem größeren Fisch abgefressen worden. — Endlich der erste Fisch, zappelnd noch, ein etwas größerer beim übernächsten Haken und dann — ein „Katzenhai". Mato wirft ihn, nicht gerade beglückt, auf den Bootsgrund. Er ist schmal, lang und außerordentlich zäh, fast aalglatt seine Haut, mit ganz kleinem Kopf und haiähnlichen Zähnen, die ihm wohl seinen Namen gegeben haben. Sein Fleisch ist nicht sehr beliebt; indessen — wie Mato uns belehrt —: alles, was aus dem Meere kommt, ist genießbar. Auch in der Folge finden wir noch verschiedentlich Katzenhaie an den Angeln. Es sind die lebendigsten Fische, von kaum vorstellbarer Beweglichkeit, mit der sie sich verzweifelt gegen das Sterben wehren.

Das nächste seltsame Fischgebilde ist ein Zitterrochen. Ein schillerndes Parallelogramm, das auf der Spitze steht. Und staunend müssen wir sehen, daß keine seiner vier Spitzen der Kopf ist — daß der Kopf sich vielmehr in der Mitte befindet. Dort ist das Maul, es schnappt auf und zu; fauchend atmet er...

Die Beute ist doch noch ganz ansehnlich.

„Ob auch ein Thunfisch kommt?" fragen wir Mato.

Der lacht ob unserer Frage und klärt uns auf: Dieser Fisch wird nicht mit der Balanka gefangen, sondern mittels ganz anderen Verfahrens „gespießt". In der Euphemiabucht bei Arbe sitzen immer zwei Thunfischer auf hoher, schräg vom Ufer aus nach oben gehender, aber zum Meer hin geneigter Leiter. Von dort aus beobachten sie, ob drunten im Wasser ein Thunfisch sich zeigt. Kommt einer, so geben sie Zeichen; dann gehen ihre Kollegen, die sich in der Nähe still in ihren Booten gehalten, blitzschnell zum Fang über. Es ist schon mehr eine Jagd. Auf der Insel selbst kommen Thunfische nicht zum Verkauf; die Beute wird an Konservenfabriken aufs Festland geliefert, wo sie in Mengen verarbeitet wird.

Unter dem, was unser Mato hier aus der Tiefe holt, findet sich mitunter auch ein Seestern oder eine große farbige Muschel. Doch auch solche Dinge sind nicht etwa Nieten. Matos Schwester, die niedliche, schwarzhaarige Ivanka, verkauft sie an die Kurgäste, die „Forestièri". Mit Körben voller Muscheln, Seesternen, Seeigeln, Meerspinnen, Seepferdchen, Muschelketten gehen sie, kleine und größere Dorfmädchen, den Strand entlang, mit bunten Kopftüchern und schwankenden Röcken. „Kaufen Sie Muschel, bitte! Stück zwei Dinar!"

Auf der Rückfahrt begegnen uns drei große Segler, die, wie wir, heftig rudern müssen. Sie fahren zur Nacht aufs große Meer und legen dort ihre Netze aus. Wieder ein Fischfang auf andere Art! Warum eilen sie so? Die Nacht ist doch kaum hereingebrochen! Sie müssen mit ihrem Fang vor Sonnenaufgang zurück sein, sagt Mato. Das Angebot ist so groß, daß nur, wer ganz zeitig zur Stelle ist, ein Geschäft macht. „Ein Schiff voll Fische — bei Sonnenaufgang ein Vermögen — um Mittag ein Nichts!" — so lautet ein dalmatinisches Sprichwort. Wie reich das Meer an Fischen ist, mag auch aus der Tatsache erhellen, daß die in der Nacht gefangenen Fische am andern Mittag, nach Schluß des Marktes, ins Meer geworfen werden — sofern sie bis dahin nicht an den Käufer zu bringen waren. Der Markt dauert nur ein paar Morgenstunden, meist ist um zehn Uhr schon alles vorüber; die Hausfrauen von Arbe sind zeitig bei der Hand und sehr wählerisch beim Einkauf. Einen einzigen Tag alte Fische wären bestimmt unverkäuflich. Es ist auf der Insel keine Methode bekannt, Fische zu konservieren, zu salzen, zu räuchern oder einzudosen. Außerdem gibt es ja frische Fische an jedem nächsten Tag — vorausgesetzt, daß nicht Sturm in der Nacht war, der einen Fang unmöglich macht. Aber halt, eine Ausnahme gibt es: der luftgetrocknete Stockfisch ist beliebt und wird bei der Inselbevölkerung wegen seines eigentümlich herben Geschmackes frischen Fischen oft vorgezogen, obgleich die Zubereitung viel mehr Arbeit erfordert: 24 Stunden lang muß er in Wasser liegen, dann wird er so lange geklopft, bis er biegsam und genügend weich ist und die Haut sich vom Fleisch löst, danach eine gute Stunde in Salzwasser gekocht und mit Buttersoße und gelbgerösteten Zwiebeln serviert — falls man nicht vorzieht, ihn wie Salat anzumachen.

Aber im übrigen verstehen die dalmatinischen Fischer ihre Fischbeute nicht vor dem Verderben zu bewahren — ebensowenig wie die dortigen Winzer den süßen roten „Dalmatiner" haltbar zu machen und geeignet aufzubewahren wissen. Beides ist noch — wie so vieles auf diesen adriatischen Inseln — wie zu Homers Zeiten.

Alwin Dreßler:

Die Erdumdrehung schwankt

Unregelmäßigkeiten in der Erdbewegung – was ist der Grund?

Seit einer Reihe von Jahren hat man gewisse Störungen in der Erdumdrehung feststellen können: es ergab sich, daß neben gewissen Polschwankungen auch die Erdrotation nicht konstant ist, sondern von ihrer normalen Geschwindigkeit abweicht. Hieraus ergaben sich für die Länge des astronomischen Tages unliebsame Zeitverschiebungen, denn die Erde ist von alters her die „Normaluhr" der Astronomen, nach welcher alle Zeit- und Entfernungsberechnungen der Gestirne aufgestellt sind.

Nun hat sich aber herausgestellt, daß die Erde eine falschgehende Uhr ist, denn es ließ sich beobachten, daß in der Mechanik des Sternenhimmels zuweilen Unstimmigkeiten eintreten, indem die Gestirne nach unserer „Normaluhr" in einigen Jahren etwas vorgehen, in anderen dagegen zurückbleiben. Die Tatsache, daß diese Abweichungen sich auf alle Himmelskörper gleichmäßig beziehen, ließ erkennen, daß die gemeinsame Ursache nur in der Unregelmäßigkeit der Erdumdrehung zu suchen ist. Genaueste Beobachtungen und Berechnungen führten auch bald zu dem Ergebnis, daß die Erde tatsächlich nicht Schritt hält, d. h. daß sie sich zeitweise langsamer bewegt und die Planeten im Vergleich zur errechneten Stellung „vorgehen" läßt, in anderen Zeitabschnitten dagegen eine Beschleunigung der Erdumdrehung eintritt, wobei ein scheinbares „Nachgehen" der Himmelskörper verursacht wird.

Die ungemein hohe Präzisionsart der astronomischen Instrumente ermöglichte die aufsehenerregende Entdeckung, daß seit dem Jahre 1925 wieder eine Verlangsamung der Erdumdrehung eintrat, die im Laufe der Zeit ein Maximum von 45 Sekunden erreicht haben soll. Es wurde nämlich festgestellt, daß die Geschwindigkeit der Erdumdrehung pro Tag um 0,001 Sekunden abnahm. Bei dem Versuch, die näheren Ursachen hiervon festzustellen, verfiel man auf verschiedene Theorien: Neben der sogenannten „Gezeiten-Reibung", die durch Ebbe und Flut verursacht wird, dachte man auch an den Schrumpfungs- und Atmungsprozeß der Erde, der von störendem Einfluß auf ihre Bewegung sein soll. Die Hauptursache der Verlangsamung der Erdrotation glaubte man jedoch auf folgende Weise erklären zu können: Zwischen Kern und Mantel der Erde befindet sich eine zähflüssige Schicht, auf welcher die Kontinente in ungleicher Schnelligkeit eine Wanderung von Ost nach West vollziehen. Die Dicke des Steinmantels der Erde ist offenbar verschieden, denn die asiatische Scholle reicht beispielsweise tiefer in das Innere der Erde als die amerikanische. Auch die Oberfläche des Erdkerns scheint Unebenheiten zu besitzen, und so ist es erklärlich, daß beim Dahingleiten des Erdmantels über den Kern sich die tieferreichenden Stellen des Mantels mit den höhergelegenen Teilen des Erdkerns streifen bzw. daß durch das Fortpressen der zähen Zwischenschicht nicht nur ein stark bremsender Gegendruck auf die Erdumdrehung ausgeübt wird, sondern hier auch der Anstoß zu vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben gegeben ist. Jedenfalls schien mit dieser sehr glaubhaften Theorie das Rätsel der Erdrotationsschwankungen gelöst zu sein.

Nun aber ist nach dreijährigen Beobachtungen und Messungen von der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt der Nachweis erbracht worden, daß die Erde sich wieder schneller dreht. Schon im Juni 1934 konnte man eine Verkürzung der Tageslänge um eine viertausendstel Sekunde feststellen. Diese Verkürzung soll zur Zeit im Laufe eines Jahres etwa eine Sekunde ausmachen, so daß der Mensch in jedem Jahre eine Sekunde weniger zu leben hat.

Das wissenschaftliche Hilfsmittel zu dieser Feststellung waren die von den Physikern Dr. Scheibe und Dr. Adelsberger konstruierten Quarzuhren, von denen in der Reichsanstalt vier von verschiedener Bauart vorhanden sind und die eine so genaue Übereinstimmung untereinander zeigen, daß die Genauigkeit der astronomischen Pendeluhren um das Zehnfache übertroffen wird. Da die astronomischen Pendeluhren dem Einfluß von Erderschütterungen und Temperaturschwankungen unterworfen waren, konnte mit ihnen kein exakter Beweis für die schon lange vermuteten Unregelmäßigkeiten in der Erdumdrehung erbracht werden, was nun mit Hilfe der Quarzuhren einwandfrei möglich geworden ist. Der Antrieb dieser ungeheuer präzisen Meßinstrumente erfolgt durch Elektronenröhren, die einen Wechselstrom erzeugen, der durch einen schwingenden Quarzkristallstab so gleichmäßig gehalten wird, daß ein damit betriebener Synchronmotor, mit dem ein Sekundenzeiger verbunden ist, genauer und unveränderlicher läuft als die beste astronomische Pendeluhr.

Bekanntlich wird das täglich gegebene Nauener Zeitzeichen von den Sternwarten durch den Durchgang der Fixsterne durch den Meridian des Beobachtungsortes täglich geprüft. Durchläuft ein bestimmter Stern das am Meridian-Instrument angebrachte Fadenkreuz, so wird ein Kontakt geschlossen, und im selben Augenblick wird auf einen durch einen Zeitschreiber bewegten Streifen ein Punkt markiert. Zu gleicher Zeit markiert nun die Quarzuhr auf dem gleichen Streifen in den gleichen Abständen Punkte, so daß sich etwaige Abweichungen nunmehr leicht feststellen lassen.

Da die Erde außer den geschilderten Bremswirkungen auch noch äußeren Einflüssen (z. B. des Mondes und der Nachbarplaneten) ausgesetzt ist, die, wie angenommen wird, den Gang der Erde zuweilen hemmen, zuweilen beschleunigen, können die Schwankungen der Erdumdrehung als periodische Erscheinung angesehen werden. Es ist daher zu erwarten, daß nach der neuerdings festgestellten Beschleunigung der Erdumdrehung wieder eine Verlangsamung eintreten wird, und es scheint auch hier das große Naturgesetz zu walten, das allem Naturgeschehen einen rhythmischen Ausklang gibt.

SOLDATEN-ANEKDOTEN

Während des russischen Feldzuges ritt Napoleon inmitten seiner Soldaten über die Landstraße. Durch einen starken Windstoß wurde ihm der Hut vom Kopfe gerissen. Ein Soldat sprang hinzu, nahm ihn auf und reichte ihn dem Kaiser zurück. Napoleon war so sehr in Gedanken versunken, daß er nicht aufsah und zerstreut sagte: „Danke, Kapitän!"

Der Soldat aber hatte ein feines Gehör und fragte kurz zurück:

„Bei welchem Regiment, Majestät?"

Jetzt bemerkte der Kaiser seinen Irrtum, doch schlagfertig ging er darauf ein: „Bei der Garde. Ich kann immer Offiziere gebrauchen, die den Augenblick richtig ausnutzen!"

*

Einst nahm der alte Dessauer eine Parade ab. Hierbei sah er einen übergroßen Riesen, der selbst die größten Kerle des Regiments um einen Kopf überragte. Er fragte den Soldaten:

„Wo ist Er denn her?"

„Euer Gnaden, ich bin ein Hamburger Kind", erwiderte der Lange.

„Donner und Doria, wenn das die Kinder in Hamburg sind, dann möchte ich verdammt mal gern die Ausgewachsenen sehen!" meinte der alte Dessauer.

*

Eines der Husaren-Regimenter des alten Fritz hatte mit weißem Pelz eingefaßte Dolmans. Die feindliche Reiterei versuchte nun die Preußen mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Schafe" zu verhöhnen. Ja, es kam sogar soweit, daß die feindlichen Reitertruppen in ein tosendes „Bäh! Bäh!" ausbrachen, ließ sich nur ein Angehöriger des betreffenden Regimentes blicken. Es ist verständlich, daß die braven preußischen Reiter hierüber in Wut gerieten und nun besonders tapfer einhauten. So hatten sie wieder einmal mehrere österreichische Schwadronen zusammengehauen, ohne Pardon zu geben. Die paar Überlebenden beschwerten sich beim König. Dieser fragte den Wortführer:

„Hat Er schon mal in der Bibel gelesen?"

Da der Österreicher nicht wußte, worauf die Frage hinaus sollte, sagte er ohne Bedenken „Ja"

„Das ist gut, denn da findet Er für alles eine Erklärung. Wenn Er die Bibel aufschlägt, kann er lesen: Hütet Euch vor denen, so in Schafskleidern zu Euch kommen — inwendig aber sind sie reißende Wölfe!"

*

Ein Schweizer aus der guten alten Zeit und strengen militärischen Dressur Ludwig XV. hörte in seiner Zurückgezogenheit von den Heldentaten Bonapartes. Der Schweizer reiste nach Paris, um den berühmten General selbst zu sehen. Als man ihn nach seinem Urteil fragte, sagte er geringschätzig: „Das soll ein General sein? Wenn er marschiert, tritt er nicht einmal mit dem linken Fuß an!"

*

Eine Bürgerswitwe aus Halberstadt kam nach Potsdam, um ihren einzigen Sohn vom Militärdienst loszubitten. Sie traf König Friedrich Wilhelm II. von seinem Gefolge umgeben. Während der König das Bittgesuch las, erzählte die Frau den anderen ihr Leid. Als ein General nun sagte: „Liebe Frau, lassen Sie doch Ihren Sohn beim Militär, wir sind auch dabei", fiel der König ein: „Sicher, wir sind alle Soldaten, warum soll Ihr Sohn nicht auch Soldat sein?" — Die Frau erwiderte unbefangen:

„Ja, Sie haben auch weiter nichts gelernt, aber mein Sohn, das ist ein gelernter Schuhmacher!"

*

Bekanntlich hatte Wilhelm I. den Beinamen „Lehmann" erhalten. Bei einer Parade fiel ihm ein strammer Flügelmann auf, der eine ganz korrekte Haltung hatte. Der Kaiser fragte ihn nach seinem Namen, nach seiner Heimat. Der Soldat gab als Heimat Pommern an. Der Kaiser drang nun in ihn, auch seinen Namen zu sagen. Nach einigem Zögern meinte der Soldat schließlich schüchtern: „Na, auch Lehmann!"

*

Trunkenheit war im preußischen Heer höchst unbeliebt. Der Feldmarschall Schwerin hatte eine besonders gute Nase für die, die einen über den Durst getrunken hatten. So sieht er an einem Abend einen Grenadier, der wohl ein wenig hin und her schwankt, stracks geht er auf den Soldaten zu, um ihn anzuhalten Im gleichen Augenblick merkt aber auch der Soldat, wen er vor sich hat, nimmt Stellung und zieht seinen Säbel. Der Feldmarschall hat flugs auch seinen Säbel blank gezogen und brüllt den Grenadier an:

„Besoffener Kerl, was fällt ihm ein, sofort steckt er seinen Säbel ein und folgt mir zur Wache!"

Da salutiert der Soldat:

„Exzellenz, melde gehorsamst, daß ich den betrunkenen Grenadier in Arrest eskortiere!" Wie gesagt, der Grenadier brachte sich selbst im Stechschritt und gezogenem Säbel zur Wache. Schmunzelnd folgte Schwerin und entließ den schlagfertigen Grenadier sofort aus der Haft.

Frank Dorak.

Dr. Walther Orth:

LEBENDE UHREN

Neues vom menschlichen und tierischen Zeitsinn

Haben Sie schon einmal folgendes Experiment versucht? Kurz vor dem Einschlafen prägten Sie sich eine bestimmte Zeit, zu der Sie wieder erwachen wollten, intensiv ein. Bald darauf entschlummerten Sie, um tatsächlich zur festgesetzten Zeit zu erwachen. Dieser „Wecker" im Organismus läßt sich bei manchen Menschen derart genau „einstellen", daß es gelingt, beinahe zur Minute zu reagieren. Oder versuchen wir, eine bestimmte Tageszeit zu erraten, ohne auf die Uhr zu sehen. Auch hier bringen es manche zu erstaunlichen Leistungen. Schließlich lernen wir, bestimmte Zeiträume verhältnismäßig objektiv abzugrenzen, ohne daß hierzu ein Zeitmesser nötig ist. Der Forscher Ekramlik hat vor kurzem Versuche über die menschliche Zeitbeurteilung angestellt und gefunden, daß es dem Menschen mit einiger Übung gelingt, bestimmte Zeitabschnitte verhältnismäßig gut abzugrenzen. Dabei erfolgt die Bestimmung größerer Intervalle bis zu einer Stunde genauer als die Begrenzung kleinerer von einer Sekunde abwärts.

Was ist das? Die Wissenschaft nannte diese Eigenschaft einfach den „Zeitsinn", ohne zunächst Näheres über die Ursache dieses Zeitbewußtseins aussagen zu können. Sicher ist, daß dieser Sinn nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Tiere und der Pflanze angeboren ist. Eine Biene etwa vermag bestimmte Tageszeiten wohl zu unterscheiden. Dies läßt sich am besten dadurch beweisen, daß man den nach Nahrung suchenden Tieren zu verschiedenen Tageszeiten Zuckerlösungen verschiedener Stärke darbietet. Die Insekten werden zur Fütterungszeit immer pünktlich erscheinen und außerdem wird der Besuch immer dann am größten sein zur Zeit, wo die stärkste Zuckerlösung geboten wird. Oder denken wir an das pünktliche Erwachen der Vögel am Morgen, an den Zugtrieb unserer gefiederten Sommergäste, der oft auf den Tag einsetzt. Nicht zuletzt an die tagesrhythmischen Bewegungen der Pflanzen, an die zu bestimmter Zeit erfolgende Schlaf- und Wacheinstellung ihrer Blätter.

Es besteht also kein Zweifel über ein Zeitbewußtsein, einen „Zeitsinn" bei Mensch, Tier und Pflanze. Aber was ist schon mit diesem Worte gewonnen? Es erklärt uns ebensowenig die Ursache als auch den Sitz dieses Sinnes. So ging die Suche nach jenem rätselhaften Sinn los. Zunächst machte man die verschiedensten Umweltfaktoren, wie etwa die Sonnenstrahlung, die Wärmestrahlung, die Schwankungen in der Intensität der Höhenstrahlung, deren undenkbar kleine Teilchen mit wahnsinniger Geschwindigkeit auf den Erdball niederhageln, verantwortlich. Speziell bei den Pflanzen, deren Blätter des Abends eine Schlafstellung einnehmen, glaubte man ausschließlich an eine Wirkung von Umweltfaktoren. So konnte Bünning die Dauer einer Tagesperiode bei Pflanzen und bei Tieren (nämlich bei der sogenannten Taufliege) durch gleichmäßig hohe Temperatur um mehrere Stunden verkürzen, umgekehrt durch gleichmäßig niedrige Temperatur verlängern. Dieselbe Erscheinung beobachtete man auch bei verkleinerter bzw. vergrößerter Sauerstoffkonzentration der Atmosphäre. Trotz allem aber ergab sich, daß die

Ursache dieser tagesperiodischen Bewegungen, die ja gewissermaßen auch das Ergebnis eines „Zeitsinns" sein können, nicht nur in veränderlichen Erscheinungen der Umwelt (wie etwa Wechsel von Licht und Dunkelheit, hoher und niedriger Temperatur usw.) zu suchen ist, sondern auch im Organismus selbst liegen kann Belings Versuche über das Zeitgedächtnis der Bienen beweisen dies. Diese Tiere kommen auch unter künstlich gleich gehaltenen Außenbedingungen, also bei Ausschaltung eines Licht- oder Temperaturwechsels, zur gewohnten Zeit zur Futterstelle.

Mehr und mehr wurde die Forschung auf eine im Organismus selbst sitzende Ursache dieses geheimnisvollen Zeitsinnes gelenkt. Was anders als bei Mensch und Tier das Nervensystem mit seinem Knotenpunkt Gehirn für das Zeitbewußtsein verantwortlich zu machen? Dann mußten aber auf die Nerven wirkende Gifte, wie Kampfer, Äther oder Chloroform, unbedingt eine Veränderung der Zeitauffassung herbeiführen. Man behandelte zunächst nur Tiere mit jenen Chemikalien, konnte aber eine Gangveränderung der „tierischen Uhr" nicht feststellen. Dann wurden der Nahrung der Versuchstiere andere Stoffe wie Chinin, Thyroxin, Salizylsäure, Phosphor und Arsen beigemischt, Substanzen, die nicht am Nervensystem, sondern am Stoffwechsel des kleinsten Bausteins des Organismus — der Zelle — angreifen. Hier hatte man Erfolg. Fütterte man Bienen oder Ameisen, die zu ganz bestimmter Zeit zur Futterstelle kamen, mit Chinin (als stoffwechselsenkende Substanz), so kamen die Tiere in jedem Falle zu spät, während sie bei Verabreichung von Thyroxin (das stoffwechselsteigernde Schilddrüsenhormon) viel zu früh nach Futter suchten. Ähnliche Ergebnisse erhielt der Grazer Forscher Grabensberger, der seine Schützlinge mit Arsenik fütterte. Sehr kleine Dosen dieses Medikaments verursachten ein Zuspät-, größere ein Zufrühkommen, während es eine mittlere Dosis gab, die den „Zeitsinn" überhaupt nicht beeinflußte.

Wie stand nun die Sache beim Menschen? Nach Ekramlik gelingt es ja, Versuchspersonen auf ein bestimmtes Zeitintervall zu trainieren, so daß eine verhältnismäßig objektive Abgrenzung dieses Intervalls erfolgen kann. Wenn auch die „menschliche Uhr" etwa vierhundertmal ungenauer geht als eine gute Taschenuhr, so stimmen von den Personen gegebene Klopfzeichen (etwa in Abständen von 15 zu 15 Minuten) nach einiger Übung mit dem Kontrollinstrument ganz gut überein. Nach Einnahme von Chinin werden von den Versuchspersonen Klopfzeichen in längeren Abständen als normal, nach Genuß von Thyroxin in kürzeren Abständen als normal gegeben. Merkwürdigerweise ist also auch der menschliche „Zeitsinn" chemisch beeinflußbar, und zwar in ganz derselben Weise wie bei Tieren. Der primäre Zeitsinn ist bei Mensch und Tier im Stoffwechsel verankert. Stoffwechselsteigernde Stoffe, wie etwa das Thyroxin, beschleunigen auch den Gang der „menschlichen Uhr", während stoffwechselsenkende Substanzen ihn verlangsamen. — Der Mensch als die Krone der Schöpfung ist psychologisch, physiologisch und anatomisch am weitesten entwickelt. Sein Nervensystem hat eine Ausbildung erfahren wie bei keinem anderen Wesen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn bei der Zeitbeurteilung auch das Nervensystem eine Rolle zu spielen scheint. Im Gegensatz zu den Tierversuchen, bei denen nie eine Wirkung von nervenaktiven Substanzen beobachtet wurde, gestattete das Experiment am Menschen die Feststellung, daß auch Alkohol und Tee das Zeitbewußtsein beeinflussen. Unter der Wirkung dieser auf das Nervensystem wirkenden Flüssigkeiten wurde bei Verabreichung von Alkohol eine Verlängerung, bei Verabreichung von Tee eine Verkürzung der Klopfintervalle festgestellt. In der Tat beweisen allein die Beobachtungen im täglichen Leben, daß der Genuß von Alkohol eine lähmende, der Genuß von Tee eine anregende Wirkung mit sich bringt. Schließlich wird der Anteil des Nervensystems am Zeitbewußtsein noch durch Beobachtungen gestützt, die der Arzt in der Praxis machen kann Es ist bewiesen, daß nach verschiedensten Erkrankungen, die eine Störung des Nervensystems nach sich zogen, katastrophale Störungen des „Zeitsinns" eintraten. Professor Sterzinger berichtet in der „Umschau" über folgende Fälle. Nach einer Krankheit (vermutlich Gehirngrippe) traten auffällige Zeitunterschätzungen auf. So glaubte dieser Patient, eine Zeit von nur drei Jahren seit seiner Erkrankung durchlebt zu haben, obwohl bereits 29 Jahre vergangen waren Reisezeiten konnten überhaupt nicht empfunden werden. Der Kranke wurde von einem Ort zum andern in einem Augenblick versetzt, ohne daß eine Zeit dazwischen lag. Zeitüberschätzungen treten besonders nach Malariaanfällen und bei Typhus auf. So wähnte sich eine Typhuskranke 17 Jahre im Krankenhaus, obwohl sie in Wirklichkeit nur wenige Monate dort zubringen mußte.

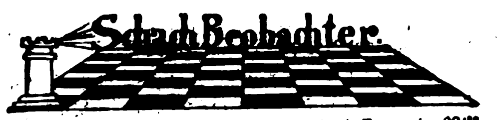
Waldgang

O frühe Wanderstunde,
wenn noch der Wald im Morgentau
erglänzt in weiter Runde,
wenn über uns im Himmelsblau
hauchzarte Wolken schwimmen
und leise Vogelstimmen
herüberwehen von der Au.

O seligtiefes Schweigen
im goldengrünen Dämmerschein
hier unter Waldeszweigen!
Nun gehn ins Märchenland wir ein
auf heimlichstillen Wegen,
dem jungen Glück entgegen,
Herzliebste, du und ich allein!

O wunderfeines Lauschen
in weltverlorner Waldesruh!
Die alten Bäume rauschen
und raunen sich ein Märlein zu:
Wie einst, gleich heute morgen,
zwei Herzen tief geborgen
so selig war'n, wie ich und du —:

R. v. Elmayer-Vestenbrugg



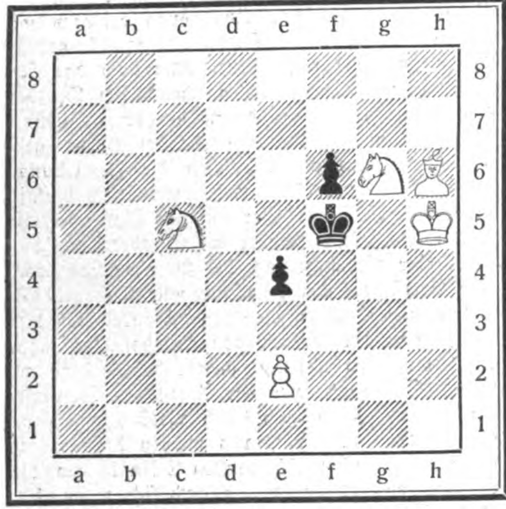
Zuschriften an Josef Betzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Kurt Otto, Breslau.

Schwarz: Kf5, Be4, f6 (3).



Weiß: Kh5, Lh6, Sc5, Sg6, Be2 (5).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 27

Dreizüger von Hans Voigt, Vielstadt

Weiß: Kd7, Th2, Le1, Lg4, Sf7, Bc4, d2, e2, h3 (9); Schwarz: Kf4, Be3, e4, g5 (4).

1. . . ., e3×d2; 2. Sh8—g6†, Kf4—e3; 3. Le1—f2‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; O. Behncke, Cuxhaven; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Cl. Bornefeld, Arnsberg; W. Rothamel, Gießen; Dr. E. Stamatis, Dr. K. Astitopoulos, Berlin; P. Antweiler, Köln-Merheim; K. Beetz, Berlin-Rudow; Erika Schupp, Wiesbaden; E. Filor, Darmstadt; J. Diehl, Oberschmitten; K. Roß, Hamburg; G. Peipers, Eckardtsheim; R. Kubosch, Berlin-Weißensee; Dr. Krug, Dresden; W. Brunken, Oldenburg; A. Seber Trier; A. Lenzendorf, Berlin-Britz; C. Hülsenbeck, Düren; H. Maschke, Leipzig; C. Weinrich; Syke; L. Hohensee, Berlin; H. Schneider, Regensburg; E. Schinze, Willingen; J. Herwig, Gotha; O. Hoffmann, Hamburg; M. Templin, Friedensstadt; E. Schmidt, Schivelbein; Ch. Steffen, Stuttgart; A. Brückner, Stollberg; W. Grothe, Berlin; H. Schmidt, Rodheim; Edith Krüger, Berlin; A. Hinrichs, Naumburg; G. Hoffmann, Karlsruhe; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Dr. Lenz, Friedberg-Obermockstadt; W. Hackhart, Berlin-Treptow; H. Flohr, Bensberg-Köln; W. Reisewitz, Berlin-Steglitz; Dr. E. Weber, Hamburg; Pfr. Klein, Setzingen; E. Dräger, Lauenburg.

Einige Löserurteile: „Technisches Können ist mit Schönheit gepaart!“, P. A., K.; „Ein wunderschönes Mattbild mit verstecktem Schlüssel“, Dr. K., D.; „Wieder ein Glanzstück der Problemkunst“, C. W., S.; „Ein schönes Diagonalspiel mit weitwirkendem Springer“, H. K., Bln.-N. usw.

Partien aus Swinemünde

(Französische Verteidigung)

Weiß: Richter	Schwarz: Waechter		
1. d2—d4	d7—d5	13. Sc3—b1	Da5:a2
2. Sb1—c3	e7—e6[1]	14. g2—g4	b7—b6[5]
3. e2—e4	Sg8—f6	15. g4:f5	e6:f5
4. Lc1—g5	Lf8—e7	16. Sg1—e2	b6:c5
5. Lg5:f6[2]	Le7:f6	17. Th1—g1	Da2—d5[6]
6. e4—e5	Lf6—e7	18. Tg1—g3	c5—c4[7]
7. Dd1—g4	0—0	19. Td1—g1	Tf8—f7
8. Lf1—d3	c7—c5	20. Dh3—h6	g7—g5[8]
9. d4:c5	f7—f5	21. Ld3:c4!	Dd5:c4
10. Dg4—h3	Sb8—c6[3]	22. Tg3:g5	Le7:g5
11. f2—f4	Dd8—a5[4]	23. Dh6:g5	Kg8—f8
12. 0—0—0	d5—d4	24. Dg5—h6	Aufg.

[1] Sich gegen Richter auf „Französisch“ einzulassen, ist sehr gefährlich.

[2] Richters Spezialvariante, die, wenn auch vor längerer Zeit schon gespielt, immer noch eine merkwürdige Kraft hat!

[3] Hier ist nach Ansicht Richters Sd7 nachhaltiger.

[4] Eine Neuerung Waechters, die wegen der Drohung d4 Weiß zur 0—0—0 zwingt und den Bauern a2 erobert!

[5] Die Öffnung der b-Linie kommt zu spät, stark in Frage kam daher Sb4!

[6] Es drohte Matt oder Springerverlust nach Dg2! Beide Drohungen waren aber viel besser mit sofortigem Tf7 zu decken, was ein wichtiges Tempo gewonnen hätte!

[7] Diese überstürzte Angriffsfortsetzung führt nur wegen mangelhafter Verteidigung sofort zum Ziel! Gut genug war einfach b3!

[8] Danach ist Schwarz sofort verloren, ein doppeltes Figurenopfer entscheidet in glänzendem Stile den Tag für Richter! Nach Lf8 hätte es Richter wesentlich schwerer gehabt, mit seinem Angriff durchzukommen!

Das packende Duell

Ausgetragen in der 8. Runde des Olympiatrainingsturniers in Swinemünde.

(Französische Verteidigung)

Weiß: Richter	Schwarz: Eliskases		
1. e2—e4	e7—e6	19. e5:f6	Db6:f6[5]
2. d2—d4	d7—d5	20. Sf3—e5	Sb8—a6
3. Sb1—c3	Sg8—f6	21. Lf1—g2	Sa6—c7
4. Lc1—g5	Lf8—e7	22. Td1—f1	Ta8—d8
5. Lg5:f6	Le7:f6	23. Lg2—h3	Sc7—e6
6. e4—e5	Lf6—e7	24. Lh3:f5	Df6:f5
7. Dd1—g4	0—0	25. Se5—g4!	Kg8—h8
8. 0—0—0[1]	f7—f5	26. Sg4—e3	Df5—f7
9. Dg4—h3	b7—b6[2]	27. f4—f5	Se6—c7
10. f2—f4	c7—c5	28. Se3—g4	Sc7—e8
11. Sg1—f3	c5—c4[3]	29. Sg4—e5	Df7—h5
12. Th1—g1	b6—b5	30. Tf1—f4	Dh5—h6
13. g2—g4	b5—b4	31. Se5—g4	Dh6—g5![6]
14. g4:f5!	b4:c3	32. h2—h4	Dg5—h5[7]
15. Dh3—g4	Le7—f6![4]	33. f5—f6![8]	g7:f6[9]
16. f5:e6	Dd8—b6	34. Sg4:f6	Dh5—g6
17. b2:c3	Lc8:e6	35. Sf6:h7!	
18. Dg4—g3	Le6—f5	Schwarz gibt auf![10]	

[1] Gegen Waechter spielte Richter hier 8. Ld3; mit Recht nahm aber Richter an, daß Eliskases diese Fortsetzung jetzt genau kennt und versucht etwas anderes.

[2] Auf sofortiges c7—c5 folgt natürlich sehr stark d4×c5, was jetzt wegen Öffnung der b-Linie und des entstehenden starken schwarzen Zentrums nicht mehr geht.

[3] Damit verhindert Schwarz für immer Lf1—d3; es entsteht nun ein wechselseitiger Rochadeangriff, der immer zum Interessantesten in einer Schachpartie gehört.

[4] Schwarz muß die geopferte Figur sofort zurückgeben, da Tf7 wegen f×e6 usw. natürlich nicht geht.

[5] Schwarz hat den weißen Angriff umsichtig abgewehrt, den Bauern weniger kann er leicht verschmerzen, da er wertlos ist.

[6] Auf diese Weise erzwingt Schwarz h2—h4, was dem Weißen die h-Linie sperrt!

[7] Schwarz unterschätzt die drohenden Gefahren, die seiner Königsstellung drohen! Wie eingehende Untersuchungen ergaben, hat es Weiß nach Dg5—e7! sehr schwer, mit seinem Angriff durchzudringen!

[8] Diesen taktischen Witz hatte Schwarz übersehen!

[9] Danach ist Schwarz sofort verloren! Richtig war: S×f6, aber das nach 34. S×f6, Dh6!; 35. Sh5, g6; 36. Dg5, D×h5; 37. D×h5, g×h5; 38. T×f8 nebst Tg5 entstehende Endspiel ist für Schwarz auf die Dauer kaum zu halten!

[10] Trotz dieser Niederlage reichte es Eliskases noch zum Endsiege! Richters anfängliche Indisponiertheit brachte ihn um den wohlverdienten Erfolg. EJD.

Käppen Strohkarks wundersames Erlebnis

„Ihr glaubt mir ja doch nicht", fingen Käppen Strohkarks Geschichten meistens an; „aber mein bester Freund soll auf der Stelle tot umfallen, wenn ich was dazulüge."

„Hab' ich euch schon mal erzählt, wie ich die Lieblingsfrau des Maharadschas werden sollte?" fragte er nach dem sechsten Grog. „Ihr glaubt mir ja doch nicht; aber mein bester Freund — — —"

„All wedder 'n Dooden!" unterbrach Maschineninspektor Cohrs den Stammtischfreund mit Grabesstimme.

Strohkark machte nur eine wegwerfende Handbewegung und kam dann gleich zur Sache. „Also die Geschichte spielt so vor vierzig Jahren, und ich war damals Leichtmatrose auf der Barke ‚Primerose'. Kinners, ihr mögt es glauben oder nicht: als Achtzehnjähriger war ich ein Kerlchen wie Milch und Blut. Sauber, sage ich euch; schlank wie 'ne Spiere, und überhaupt und so. Wir Jungkerls hatten damals den Kopf voller Unsinn. Ich weiß nicht mehr, wie der indische Hafen hieß, wo wir damals mit unserm Windjammer lagen; jedenfalls fand ein großes Fest statt. Unsere ganze Crew hatte Landurlaub; nur ich sollte Wache schieben an Bord. Da sagte mein Freund Charly: ‚Verkleide dich doch als Mädel; dann kannst du unserm Alten und den Steuerleuten ruhig über den Weg laufen, ohne daß sie dich erkennen. Vor Mitternacht kommt doch niemand an Bord zurück.' — Der Plan leuchtete mir ein. Unser Alter hatte seine junge Frau an Bord, und die hatte ungefähr die gleiche Figur wie ich. Wir bestachen den Kajütsjungen, daß er uns ein Kleid, Strümpfe und Hut aus ihrem Bestand zusteckte. Natürlich stopfte ich mich hier und dort mit Schiemannsgarn kunstgerecht aus — und ein leckeres Mädel war fertig. — Sie brauchen nicht zu grinsen, Inspektor Cohrs, und so auf meine Nase gucken. Die sah damals noch anders aus. Tja, dann, als alle von Bord waren, ging ich auch an Land. In der Stadt war ein tolles Leben und Treiben. Auf einmal stand ich dicht vor einem Baldachin; darunter saß, auf einer Art Thron, ein Kerl mit pechrabenschwarzem Vollbart. Ein Engländer, der neben mir stand, sagte, das sei der Maharadscha von Dingsda. Den Namen habe ich längst vergessen Ich guck mir den Knust recht genau an, was gar nicht so einfach war; denn sein Zeug war so dicht mit Diamanten bedeckt. daß man beim Hinsehen mit den Augen zwinkern mußte, als ob man direkt in die Sonne sah. Na, ich fiel ihm ja wohl auch auf, und auf einmal schickt er einen Diener, der mich nach dem Palast bestellt. — Merkt ihr was?"

„Nee!" sagte Inspektor Cohrs, und zog mißtrauisch die Luft durch die Nase.

Strohkark warf ihm einen giftigen Blick zu. „Aber ich merkte was; nämlich von wegen Liebe auf den ersten Blick und so. Der Maharadscha hatte sich einfach Hals über Kopf in mich vergafft."

„Heute tät er es nicht mehr!" bemerkte Cohrs sachlich. Er konnte es nie lassen, sich an Strohkark zu scheuern.

Strohkark zuckte die Achsel. „Mir war natürlich gar nicht wohl in meiner Haut; denn schließlich war ich ja gar kein Mädel. Am besten ist, dachte ich mir, du verdrückst dich und gehst wieder an Bord zurück. — Wie ich aus dem Gewühl heraus bin und in eine einsame Nebenstraße einbiege, fährt neben mir eine Kutsche — braune Kerle springen heraus — halten mir den Mund zu — und ehe ich noch recht zur Besinnung komme, sausen wir schon nach dem Palast ab. Der Maharadscha hat wohl gleich geahnt, daß er bei einer Europäerin keine Gegenliebe fand, und hatte deshalb Order gegeben, mich mit Gewalt zu entführen. Der eine braune Bursche sprach gebrochen Englisch. Er beruhigte mich und vertraute mir an, daß ich keine Angst zu haben brauche. Der Maharadscha habe nämlich ein Auge auf mich geworfen und wolle mich als Lieblingsfrau seinem Harem einreihen. Na, ich dachte, der Affe sollte mich lausen; aber erklären konnte ich dem Kerl nicht, daß ich ja gar kein Mädel war; denn jedesmal, wenn ich den Mund aufmachte, um zu reden, hielt er mir ihn ängstlich zu. Ich sollte wohl nicht um Hilfe schreien. Im Palast wurde ich sofort in den Harem expediert. Nun ist es, außer dem Maharadscha, bekanntlich jedem männlichen Wesen bei Todesstrafe verboten, den Harem zu betreten. Da war ich also in eine richtige Zwickmühle geraten. — Mir wird jetzt noch schwach, wenn ich an jene Augenblicke denke."

Käppen Strohkark stärkte sich erst einmal aus dem Grogglas, ehe er fortfuhr: „Nach verlaufener Zeit kam so ein Falstaff — es wird der Obereunuche gewesen sein — und führte mich zu einem Raum, wo mich der Maharadscha erwartete. Jetzt oder nie! dachte ich, und setzte dem verliebten Nabob auseinander, wieso das zwischen uns beiden nichts werden konnte. Kinners, da platzte die Bombe! Er fiel aus allen Wolken und pöbelte, natürlich auf Indisch, wie eine Fischfrau. In seiner Wut befahl er, daß ich. in einen Sack genäht, aus dem Fenster in den Indischen Ozean geworfen werden sollte, den Haifischen zum Fraß. Der Palast lag nämlich direkt am Meer. Well, ich hätte keinen blutigen Cent mehr für mein Leben gegeben, und niemand hätte mir als Rächer erstehen können, weil keiner an Bord ahnte, wohin ich gerade war Man fesselte mich also und schob mich in einen großen Sack, der oben zugebunden wurde. Ich fühlte, wie ich emporgehoben und immer stärker hin- und hergeschwungen wurde, bis ich ins Leere sauste — Klatsch. — Da mußte ich aufs Wasser aufgeschlagen sein. Irgendwer packte mich. — War es schon ein Hai? — Nein, ich hörte den klassischen Ausruf: ‚Verdammi! — Wokein schmeißt hier mit Säcken und spritzt anständige Deutsche naß?' Gott sei Dank hatte ich keinen Knebel im Mund, so daß ich schreien konnte Tja, und damit ist mein Abenteuer eigentlich aus; denn ich war gerettet Der Sack wurde geöffnet und als ich herauskrabbelte, sah ich mich Charly gegenüber Er hatte sich ein Boot genommen und war ein bißchen am Palast auf und ab gefahren um den Haremsdamen auf der Mundharmonika ein Ständchen zu bringen Man könne ja nicht wissen, meinte er augenzwinkernd. — Da flog aus einem Fenster der Sack direkt neben seinem Boot ins Meer So wurde ich gerettet. — Tja, ich muß zur Koje. — Gute Nacht allerseits!" — und grinsend verschwand Käppen Strohkark, „die Lieblingsfrau des Maharadschas von Dingsda", durch die Tür.

Werner Granville Schmidt

RÄTSEL

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Womit Hangar Bresche Ehre Primat Jachte Daimler Mastkorb Stein Gewahrsam Rhabarber luftig Gyges Gewissen Sense sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Leonardo da Vinci ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: der borg ce char do e e frank ge gent gi gnat in in in kre kul le le leh lent li lu lus ma ma mi nar on po ra reich sal se spek sur ta ti to tra treu sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Friedrich des Großen ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

1. Fisch, 2 Harzart, 3. Musterung, 4. Wasserpfeife, 5. Muse, 6. Versicherungsschein, 7. europäisches Land, 8. röm. Feinschmecker, 9. Aufständischer. 10. Schnapssorte, 11. Pferd, 12. weiblicher Vorname, 13. Rechnungsabschluß, 14. Begabung, 15. ungarischer Adeliger.

1 ....
2 ....
3 ....
4 ....
5 ....
6 ....
7 ....
8 ....
9 ....
10 ....
11 ....
12 ....
13 ....
14 ....
15 ....

Silbenkreuz

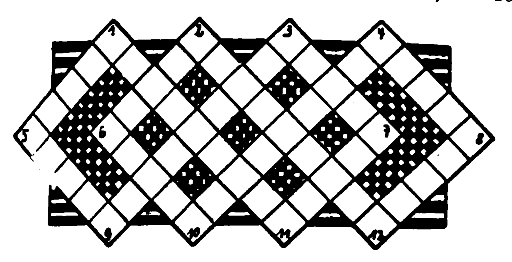
1—2 Teil der Stiege, 1—4 weibl. Tier, 1—6 Zimmer, 2—4 Fest, 3—2 Waschmittel, 3—4 Teil des Buches, 5—2 Sakrament, 5—6 Vogel.

1	2
3	4
5	6



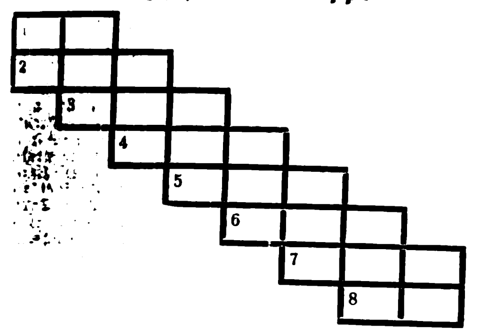
Rätselfließ

1—11 Stadt an der Weser, 2—12 litauische Stadt an der memelländischen Grenze, 3—7 germanischer Volksstamm, 4—8 Nebenfluß der Warthe, 5—1 Metall, 5—9 selbstgefällig, 6—2 Männername, 6—10



schweizerischer Komponist, 9—3 Vereinigung zweier Metalle, 10—4 Jagdmunition, 11—7 menschl. Organ, 12—8 Fichtenspinner.

Magische Silbentreppe

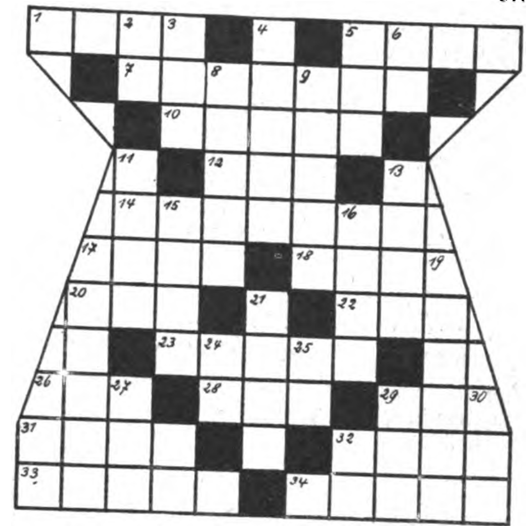


Die Silben bel ber ber do do es horn horn mä na na na na ne ne ni se se se sil tor tor werden in die Felder eingesetzt, daß waagrecht wie senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Schornstein, 2. Kammermitglied, 3. Wirbelsturm, 4. Staatsgut, 5. Schiffssirene, 6. Natur-Chlorsilber, 7. Gebirgsstock in den rätischen Alpen, 8. Teil des Gesichts.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Laubbaum, 5. Stadt in Nordafrika, 7. europäische Republik, 10. Weste, 12. türkischer Männername, 14. besondere Feinheit, 17. Gestirn, 18. Nadelholz, 20. Wiesengrund, 22. ungebraucht, 23. Stoffart, 26. Vorfahr, 28. Erfrischungsraum, 29. portugiesische Besitzung, 31. Brotform, 32. Gewebe, 33. Öffnung, 34. Körperschaft. — Senkrecht: 2. ägyp-



tische Göttin, 3. räumlicher Begriff, 4. Aufgabe eines Schauspielers, 5. Niederlassung, 6. ägyptischer Gott, 8. römische Göttin, 9. Ortsveränderung, 11. Schlinggewächs, 13. Weinpflanze, 15. Stacheltier, 16. Wahrnehmungsorgan, 17. Donautal in Österreich, 19. Erdteil, 21. Edelsteinschleiferei, 24. sibirischer Strom, 25. persönliches Fürwort, 26. Stimmlage, 27. Verneinung, 29. Schnaps, 30. Teil des Baumes, 32. italienische Tonsilbe.

Zahlenrätsel

1 6 7 4 8 3 3 8 = chirurgisches Instrument
2 3 6 1 2 8 7 = europäischer Staat
3 6 9 2 3 2 = Gesellschaftsinsel
4 8 5 8 7 3 = Baumaterial
5 6 10 6 3 9 11 7 = berühmtes griech. Dorf
6 12 10 11 10 6 = Göttin der Morgenröte
7 6 13 13 6 12 = deutsche Stadt
7 6 10 4 2 13 13 8 = Blume

Die Anfangsbuchstaben, von oben gelesen, ergeben den Namen eines verewigten großen Soldaten und treuen Kämpfers der NSDAP.

Füllrätsel

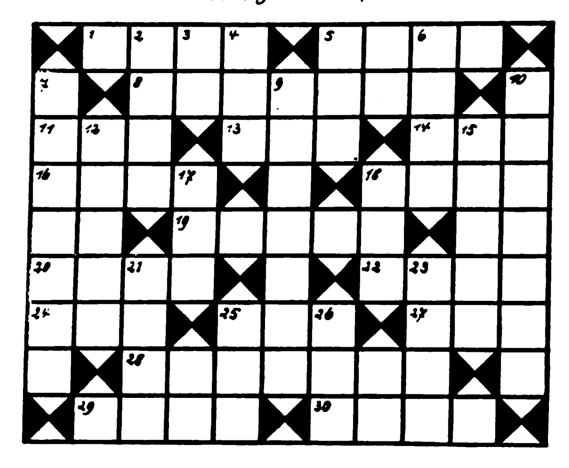
N	A					
	N	A				
		N	A			
			N	A		
				N	A	
					N	A

Die Buchstaben a a b c c e e e e e e h h i i k l m m n r r r r s s t u u v sind in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Bad im Taunus, 2. Tabaksorte, 3. heilige Stadt in Indien, 4. deutscher Maler 15. und 16. Jahrhundert, 5. Nebenfluß der Elbe, 6. oberitalienische Stadt.

Rösselsprung

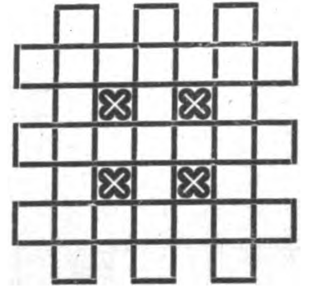
	be	mit	den	je	ge	freu	ihr	uns	
	do	wir	nicht	in	haf	der	frisch	ne	
blei	heit		arm	wagt	der	in		zer	win
kräf		am	find	ge	frisch	ten	fon		en
	ihe	ren	und	und	uns	for	streu	wo	
	ten	groß	los			hi	zu	da	
goe		der	welt	wir	kopf	find	ist		haus
ü	so	daß		all	die		naus	sie	rum

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Adelstitel, 5. heiliger Stier, 8. Wundbehandlung, 11. Nachtvogel, 13. Gewässer, 14. Papagei, 16. Schaftamel, 18. Stadt in Rumänien, 19. Furcht, 20. Singvogel, 22. Elch, 24. englischer Titel, 25. männlicher Vorname, Kurzf., 27. Donauzufluß, 28. assyrische Göttin, 29. Angehöriger eines europäischen Volksstammes, 30. Schluß. — Senkrecht: 2. Platz, 3. Spielkarte, 4. Stadt in Marokko, 5. nordischer Gott, 6. Donauzufluß, 7. Bühnendekoration, 9. offener Laubengang, 10. Jungfrau, 12. Antilleninsel, 15. Grasboden, 17. Wappentier, 18. Göttin, 21. Fluß in Armenien, 23. Gesangsstück, 25. Nibelungengestalt, 26. Europäer.

Magisches Gitter



Die Buchstaben a a c d d e e h i i i i k k l l m m n n n n r r r r i s t t u u werden in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. italienischer Wein, 2. frühere deutsche Kolonie, 3. Wirbel.

Zahlenrätsel

1 4 7 5 3	italienische Hafenstadt
2 6 8 4 7 5	Metall
3 4 1 3 9	deutsches Gebirge
4 9 9 3 2	Nebenfluß der Donau
5 6 8 2 4 8	europäische Hauptstadt
6 2 10 4 11 6	Heilpflanze
7 9 5 3	Laubbaum
2 3 4 12 3 2	Storchvogel
3 7 11 9 4 8	altgriech. Mathematiker
2 6 10 11 3	deutscher Geschichtsschreiber †

Die Anfangsbuchstaben ergeben die Bezeichnung für einen Angehörigen einer in Deutschland verbotenen Organisation.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gewicht, Verlobung, Emir, Greis, Renner, Germane, Tender, Pfirsich, gemächlich, Seide, Mensch, Schatten, Halfter, Nuntius, dein, Einerlei, Gunst, Sessel, China, Glücksspiel, Walnuß, Richtung, Tübingen, Verderben, Henkel, Topfen, Wache, Sachse, Bahnlänge, vergießt, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Gustav Freytag ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Folge 31

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Frieden, 6. Wiesbaden, 8. Achtern, 9. Ebe, 10. Rt, 11 Ob, 12. Chur, 14. Mei, 16. Asien, 17. Uhr, 19. Eis, 20. Faden, 23. Al, 24. gilt, 26. Druide, 28. Et, 29. Ninive, 36. Ader, 40. Ufa, 41. noble, 44. Ult, 45. Brest, 46. Weltkrieg, 47. Ar, 48. SS. Senkrecht: 1. Fichte, 2. Rebe, 3. ist, 4. Eberhard, 5. Darius, 6. Waermegrade, 7. Nebensaetze, 13. Rienzi, 15. Tuff, 18. Haesin, 21. eggen, 22. Ulrike, 25. Livia, 27. die, 29a. in, 30. Inn, 31. Jura, 32. Ufer, 33. Gas, 34. down, 35. All, 37. Dur, 38. Elis, 39. Ries, 42. Be, 43. Eta. „Ich rufe die Jugend der Welt." ✱ **Kryptogramm.** Im Sitzen versäumt man oft alles zu sagen, und Lügen im Liegen sind leicht erdacht. ✱ **Kopftauschrätsel.** Halm, Igel, Lessing, Dame, Eichel, Banner, Regen, Aller, Noten, Dorn, Sardine, Laube, Inge, Edda, Dachs. Hildebrandslied. ✱ **Rätselgleichung.** A) Mitau, B) Tau, C) Kachel, D) Angebot, E) Gebot, F) Geld, G) Lost, X = Michelangelo. ✱ **Silbenrätsel.** 1. Erika, 2. Siena, 3. Seine, 4. Inhalation, 5. Narkose, 6. Diele, 7. Nero, 8. Inka, 9. Chemnitz, 10. Hattingen, 11. Tuttlingen, 12. Alemannen, 13. Linse, 14. Lasso, 15. Eugen, 16. Florett, 17. Rettich, 18. Eltville, 19. Ideal, 20. Donar. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. ✱ **Olympia-Rätsel.** Die zu suchende Zahl ist 10. Der Sport ist nicht nur dazu da, den einzelnen stark und kühn zu machen, er soll auch abhärten und lehren, Unbilden zu ertragen. (A. Hitler „Mein Kampf".) ✱ **Vokallos.** Wie dem Geist nichts zu groß ist, so ist der Güte nichts zu klein. ✱ **Ordnungsrätsel.** Wer mutig sein Recht vertritt, wird am Ende auch recht bekommen. ✱ **Rösselsprung:** Stolz wie die brausende Flut / Sei das kühne Streben des Jünglings, / Das durch des Schicksals Nacht / Mutig den Mutigen reißt. Theodor Körner. ✱ **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. Glima, 5. Ara, 6. Erz, 8. Emden, 10. Aorta, 12. Ricke, 15. Reif, 17. matt, 18. Lai, 19. Lose, 22. Anno, 24. Theke, 26. Graus, 27. Rabat, 28. Dur, 29. Mut, 30. Elvas. Senkrecht: 1. Greif, 2. Lama, 3. Meer, 4. Arnim, 7. Ode, 9. Akt, 10. Arndt, 11. Riese, 13. Canna, 14. Eibos, 16. Kat, 20. Ohr, 21. Ekrue, 22. Artus, 23. Nus, 25. Earl, 26. Gama. ✱ **Es fehlt der Kopf!** Omar, Land, York, Maar, Pfau, Iran, Aare, Düna, Elba. Olympiade. ✱ **Verschieberätsel.** Molukken, Halligen. ✱ **Zerlegbares Zitat.** Mantua, Minne, Gente, Ecken, Nußbaum, Tiber, Schiller, Dutzend.

HUMOR

„Karl, kannst du mir sagen, wo man in Europa die besten Erzeuger von Schweinefleisch findet?"
„In Schweineställen, Herr Lehrer!"

*

Die Seifenfabriken Quick und Krollig lagen in einem wilden Konkurrenzkampf.

Eines Tages ließ die Firma Krollig überall in Neuyork riesige Plakate anschlagen:

„Kauft Krolligs Seife."

Der Reklamechef rieb sich vergnügt die Hände.

Am andern Morgen kratzte er sich wütend am Kopf.

In der Nacht war nämlich unter jedes Plakat ein etwas kleineres geklebt worden, auf dem zu lesen stand:
„Wenn Quicks Seife gerade ausverkauft ist."

*

„Niemand gefällt dem Publikum, wenn er sich selbst nicht gefällt!" erklärte der berühmte Schauspieler in einem Vortrag vor Schulkindern.

„Na, und wenn zum Beispiel ein Star in eine Teertonne fällt?!" rief der kleine Fritz dazwischen.

*

„Frau Schlampe, ist es eigentlich wahr, daß Ihre Tochter Elsa den Gerichtsvollzieher Siegel geheiratet hat?"

„Das stimmt, liebe Frau Nielsen, so eine gute Partie wünsche ich Ihrer Tochter auch!"

„Dazu haben wir aber sehr wenig Aussicht, zu uns kommt doch niemals ein Gerichtsvollzieher!"

*

„Sie wollen sich also um die Stellung als Wirtschafterin in meinem Haushalt bewerben. Aber vorher hätte ich gern mal gewußt, ob Sie auch gut kochen können?"

„Das will ich meinen, bei meinem geschiedenen Mann war ich über fünf Jahre als Köchin, das wird Ihnen doch genug sagen!"

*

„Hast du gelesen — ein Naturforscher hat in einem südamerikanischen Sumpf eine neue Art von Moskitos entdeckt!"

„Na — in Wirklichkeit werden die Moskitos wohl zuerst ihn entdeckt haben!"

*

Pennaxa spielt gern den galanten Schwerenöter. Bei einer Verlosung gewinnt eine junge, hübsche Dame an seinem Tisch eine dicke Flasche. „Na, meine Gnädigste", flötet Pennaxa, „ich hoffe, ich darf auch dabei sein, wenn Sie den Inhalt dieser Flasche verwenden!"

Faucht die Dame entrüstet: „Was fällt Ihnen ein!! Das ist doch Badesalz!!"

*

„Also, Fritz, dein Nachbar Hans hat uns eben erzählt, daß eine Fliege in ihrem Leben etwa dreißig Millionen Eier legt. Weißt du noch etwas dazu zu sagen?"

„Jawohl, Herr Lehrer! Es ist ein Glück, daß Fliegen nicht gackern können!"

*

„Papa", fragt Fritzchen, „was ist denn ein Autodidakt?"

„Einer, der alles ohne Lehrer lernt."

Fritzchen denkt eine Weile nach:

„So! Hm! Und von wem wird er verhauen, wenn er einen Fehler macht?"

*

Bull ist ein Aufschneider.

Bull erzählt Räubergeschichten: „Da stürzte mit einem gewaltigen Satz der Löwe auf . . ."

„Bull", mahnt Hull, „gestern war es aber doch ein Tiger!"

„Ja", sagt Bull schnell gefaßt, „da hatte ich auch noch nicht so genau hingesehen!"

*

„Fräulein Martha, weshalb bekomme ich gar keinen Kuß mehr, seitdem Sie wissen, daß mich meine Verwandten wegen Verschwendung unter Kuratel gestellt haben?"

„Weil Sie auch von meiner Seite entmündigt sind!"

Der entgegenkommende Torwart: „Bitte schön!"



HEINZ RUSCH:

DAS NEST IM BOOT

Am Abend erst brachen sie auf, als die Wolken schon rötlich über dem Wald hingen. Ludwig trug die Tasche mit dem Ruderzeug und hatte Hildes Arm genommen, während sie gingen. Es hatte heute einen kleinen Streit zwischen ihnen gegeben, den sie beide nicht vergessen konnten: denn alles Geringe und Flüchtige schien ihnen in diesen Tagen ihrer jungen Ehe groß und von ewiger Dauer.

Dann standen sie vor dem Schuppen, in dem ihr Boot lag, waren still und sahen, ohne sich zu bewegen, über den See. Er dehnte sich weit und ruhig hinaus und war überglänzt von dem brennenden Wolkenflug. Ludwig legte das Ruderzeug bereit und trat zuerst in den Schuppen.

Dort fanden sie beide das Nest mit fünf winzigen Eiern: es lag in der Mulde des Bootes, hübsch mit Gras und Moos ausgepolstert, wie zu längerer Rast bestimmt. Ludwig lachte, als er es sah. „Schöne Bescherung!" Aber Hilde stand erst eine Weile verwundert davor, ehe sie das seltsame Bild recht begreifen konnte. „Komm, wir wollen wieder hinaus!" sagte sie dann. Aber davon wollte Ludwig nichts wissen. „Und das Boot?" fragte er und sah Hilde ärgerlich an. „Wir können einfach nicht fahren." Es klang sehr bestimmt. Und ehe Ludwig etwas erwidern konnte, setzte sie noch hinzu: „Das siehst du doch wohl ein. Lieber verzichte ich auf die ganze Fahrt, als daß ich das Nest anrühre". Ludwig dachte anders. Schon den ganzen Tag hatte er sich darauf gefreut, mit Hilde zusammen über den See zu rudern, wo sie am besten ihren Streit vergessen konnten, und nun sollte er sich vergebens gefreut haben. Aber er spürte wohl auch, was hier vor dem kleinen Nest mit den unbewachten Eiern in Hilde vorging. Er wollte nicht fragen und sah nur, hinter ihr stehend, über ihre Schulter in das Boot, auf das Nest mit den unscheinbaren Eiern. Nichts Besonderes, aber gerade in seinem Boot mußte es sein! Das ärgerte ihn.

Darum schlug er endlich vor, da es mit der Fahrt nichts wäre, über den See zu schwimmen, bis an das andere Ufer hinüber, wo auf einer Wiese mit Glockenblumen und Löwenzahn noch das schwindende Licht lag. Nach einem kleinen Zögern und mit einem Blick auf das Vogelnest stimmte Hilde zu.

Ludwig schwamm schneller. Aber er achtete darauf, daß Hilde ihm leicht folgen konnte. Es dauerte eine Weile, bis sie am anderen Ufer waren. Hingestreckt lagen sie dann und atmeten die Frische, die vom Wasser aufstieg. Sie versanken in einer Wolke von Duft und sahen in den blauen Schatten der Gesträuche, an denen die Brombeeren noch grün und unreif hingen. Alles schien vergessen: der Streit am Tage, die aufgegebene Bootsfahrt auf dem abendlichen Wasser, das Vogelnest. Bald wurde es dunkler, und der See verschwand in grauem Glanz. Sie hörten das Klirren des Schilfs dicht an ihrem Ohr und hielten den Atem an. Auf der anderen Seite des Sees wurden die Gegenstände undurchdringbar, und aus dem leisen Nachtwind brachen fremde Geräusche auf. Ludwig erhob sich. Als er zum Schuppen hinüberblickte, glaubte er dort einen Menschen zu sehen. Er hatte nicht Angst um das Boot, das würde wohl keiner so leicht wegschleppen können. Trotzdem war ihm unbehaglich zumute. Er sprach zu Hilde von seiner Beobachtung, und ihre Augen suchten das jenseitige Ufer ab. „Ich sehe nichts." Sie lehnte sich dicht an ihn, um genau die Richtung zu verfolgen, die seine Hand angab. „Wir wollen hinüber", sagte Ludwig. „Bleib doch! Es ist kein Mensch da." Sie schmiegte sich fest an ihn. Aber Ludwig machte sich los und rief laut hinüber. Niemand antwortete. Er sah Hilde an. Dachte sie nicht mehr an das Nest im Boot, das sie vorhin entdeckt hatten? Wenn sich nun ein anderer daran zu schaffen machte? Hilde wußte nicht, woher plötzlich seine Unruhe kam. „Es ist so schön hier", sagte sie weich und zärtlich. Ludwig schien es nicht zu hören. Er stand noch immer allein und starrte hinüber. Dann rief er plötzlich Hilde etwas zu, das sie nicht verstand, sprang ins Wasser und schwamm schnell über die schwarze Tiefe. Er war fast drüben, als Hilde ihm folgte. Der Mond lag über dem Wasser und machte den Platz vor dem Schuppen taghell. Hilde sah keinen Menschen. Auch Ludwig war verschwunden. Er mußte wohl jetzt in dem Schuppen sein. Warum kam er nicht wieder zum Vorschein? Wenn ihm nun etwas zustoßen würde, bevor sie bei ihm war?

Endlich sah sie ihn wieder aus dem Schuppen treten. Sie stieg an Land. Eine bläuliche Wolkenhülle schwebte über den Mond. Aber Ludwigs Gesicht kam Hilde hell und fremdartig schön vor, noch entflammt von der Gefahr, die keine gewesen war. Ihr Boot stand noch immer im Schuppen, und in dem Boot war noch immer das Nest; nur daß sie jetzt zwei dunkle, runde Vogelaugen auf sich gerichtet sahen, über einem buntgefiederten Körper, der das wachsende Leben unter sich bewachte.

Und während draußen plötzlich ein leise rauschender Regen niederging, schlang Hilde ihren Arm um Ludwigs Hals. Sie lachte und schluchzte in sich hinein. War es Scham oder Glück? Einerlei, Ludwig war froh darüber. Und der Vogel saß in seinem Nest, mit breiten Flügeln und horchend gesenktem Kopf.

Innsbruck empfängt 500 Deutsche

als Mitglieder des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins

Trotz des herrlichen Sommerwetters am vergangenen Sonntag verzichteten die Innsbrucker auf ihre üblichen Sonntags-Bergwanderungen und erwarteten die ersten Deutschen mit größtem Interesse. Schon eine halbe Stunde vor Zugeintreffen war der Bahnhofplatz gedrängt voll und die gemütlichen Tiroler Herrn „Wachtmeister" hatten alle Hände voll zu tun, daß nicht sämtliche Innsbrucker den Bahnhof gestürmt hätten. Um 4.20 Uhr nachmittags traf pünktlich der Zug mit den Gästen ein; sie wurden herzlichst von den Alpenvereinsvorständen von Tirol begrüßt. Als sie aus der Halle kamen war der Jubel ohne Ende und sie konnten sich gar nicht mehr retten vor Alpenrosensträußen und sonstigen Blumensträußen, die ihnen zugeworfen wurden. Die Meraner Trachtenkapelle spielte ihnen ein Ständchen, und dann ging's unter größtem Jubel der gesamten Bevölkerung Innsbrucks durch die Brixener Straße, Maria-Theresia-Straße zum „Grauen Bären" in der Museumsstraße; das Hotel war unter anderem mit der Hakenkreuzfahne beflaggt, neben ihr wehte die Tiroler Landesfahne, ein Zeichen der Verständigung. Das Volk war fast nicht zum Aufhalten, alles wollte ihnen im Hotelgarten die Hände drücken. Oben zeigte sich die Vorstandschaft des D.Ö.A.V., und ein nicht endenwollender Jubel ließ sie immer wieder ans Fenster treten und sie herzlich begrüßen. Abends fuhren viele der Gäste unter dem besten Eindruck der Verständigung wieder ins Reich zurück.



Ganz Innsbruck hatte sich festlich zum Besuch der fünfhundert Deutschen aus dem Reich beflaggt. Blick auf den alten Stadtturm


500 Reichsdeutsche (Angehörige des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins) trafen am 26. Juli in Innsbruck ein, und alle Tiroler wollten ihnen die Hände drücken. Die Absperrungsmannschaften konnten sie nur mühsam zurückhalten.


Die Maria-Theresia-Straße in Innsbruck, eine der berühmtesten und schönsten alten Straßen, in Erwartung des Besuches aus Deutschland im Flaggenschmuck.

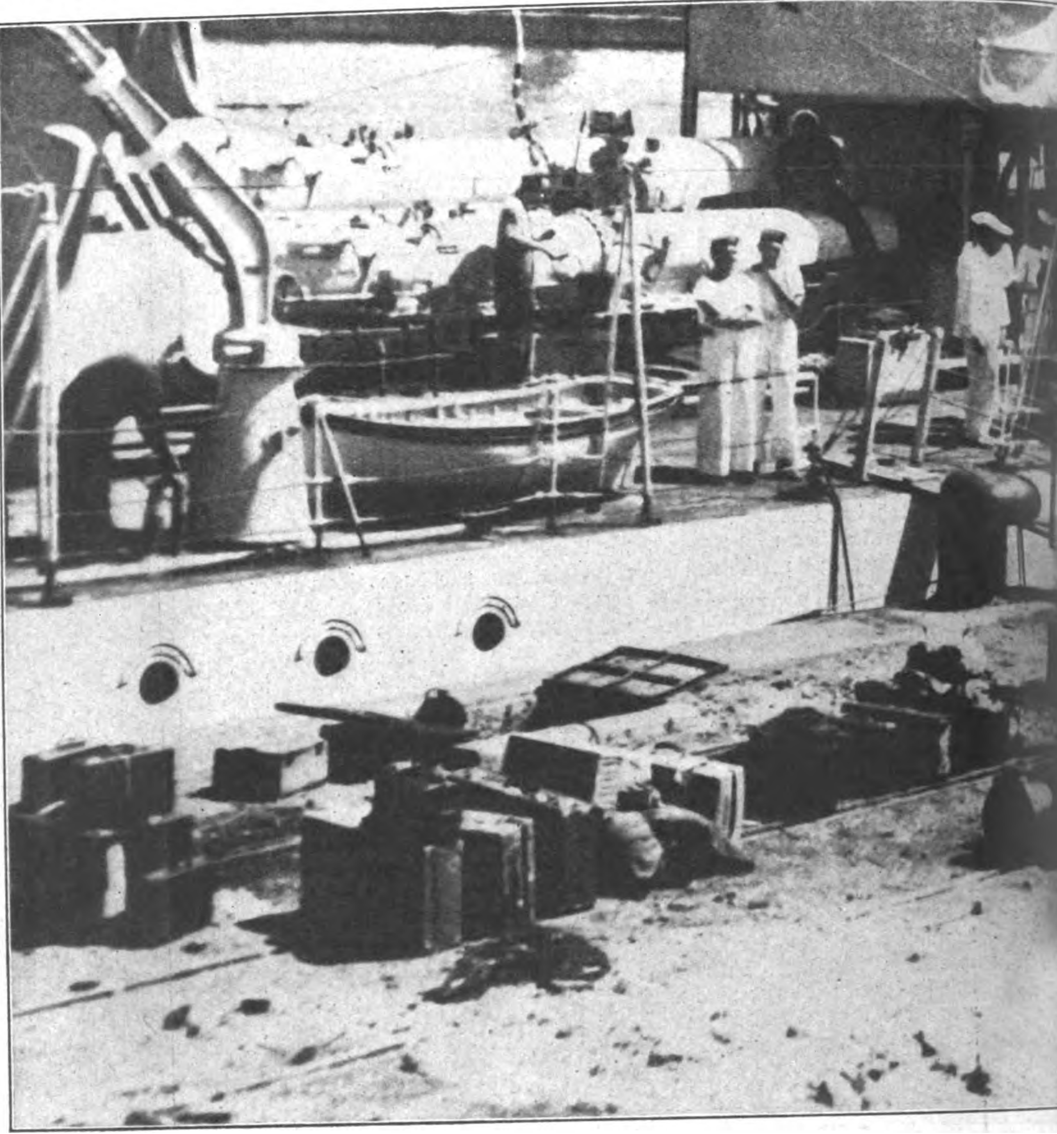

Freude auf allen Gesichtern. Die reichsdeutschen Besucher wurden mit Alpenrosen geschmückt.

Aufnahmen: Schmachtenberger.



Englische Flüchtlinge im Hafen von Barcelona kurz vor ihrer Einschiffung im Gespräch mit einem Seeoffizier.

Aufnahmen: Weltbild.



Oben: Die englischen Zerstörer „Galland" und „Douglas" im Hafen von Marseille. Die beiden Kriegsschiffe haben einige hundert englischer Flüchtlinge aus Spanien nach Frankreich gebracht.

Roter Terror im Bürgerkrieg Spanien



Das Regiment der Bolschewisten in Barcelona. Marxistische „Arbeiter"miliz untersucht in den Straßen alle Passanten nach Waffen.





Unten: Kurz nach einem Straßenkampf in Barcelona.
Die zerstörten Automobile und aufgerissenen Straßen geben beredtes Zeugnis von den Kämpfen.





Rechts:
Ein Wachtposten der „Arbeiter"miliz in Saragossa.
Einer jener verwahrlosten Typen der Miliztruppen der Linksregierung, mit Stahlhelm, aufgekrempelten Hosen und Hausschuhen. Das zum Teil lächerliche Aussehen dieser Söldlinge Moskaus darf nicht über die Grausamkeit ihres Vorgehens hinwegtäuschen.

Nach dem Straßenkampf auf der Plaza Catalana in Barcelona.

Rechts:
Angehörige der marxistischen Miliz in Spanien vor einem Regierungsgebäude, wo sie bewaffnet werden sollen.



Erster Gruß den deutschen Volksgenossen, die den Bolschewisten-greueln in Spanien entronnen sind.



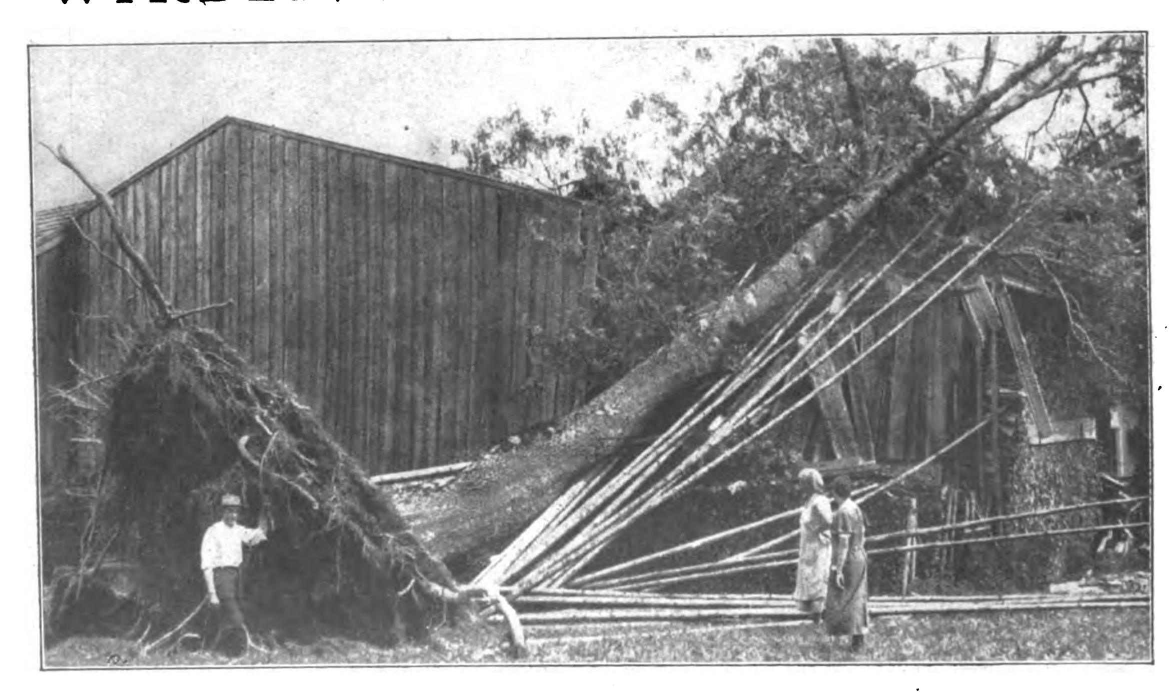
Eine jubelnde Menschenmenge bereitet am Münchener Hauptbahnhof den glücklich Angekommenen einen herzlichen Empfang.

DIE DEUTSCHEN FLÜCHTLINGE AUS SPANIEN IN MÜNCHEN

Unten: Für die Mütter und Kinder war in besonderem Maße vorgesorgt.



WIRBELSTURMKATASTROPHE IN OBERBAYERN



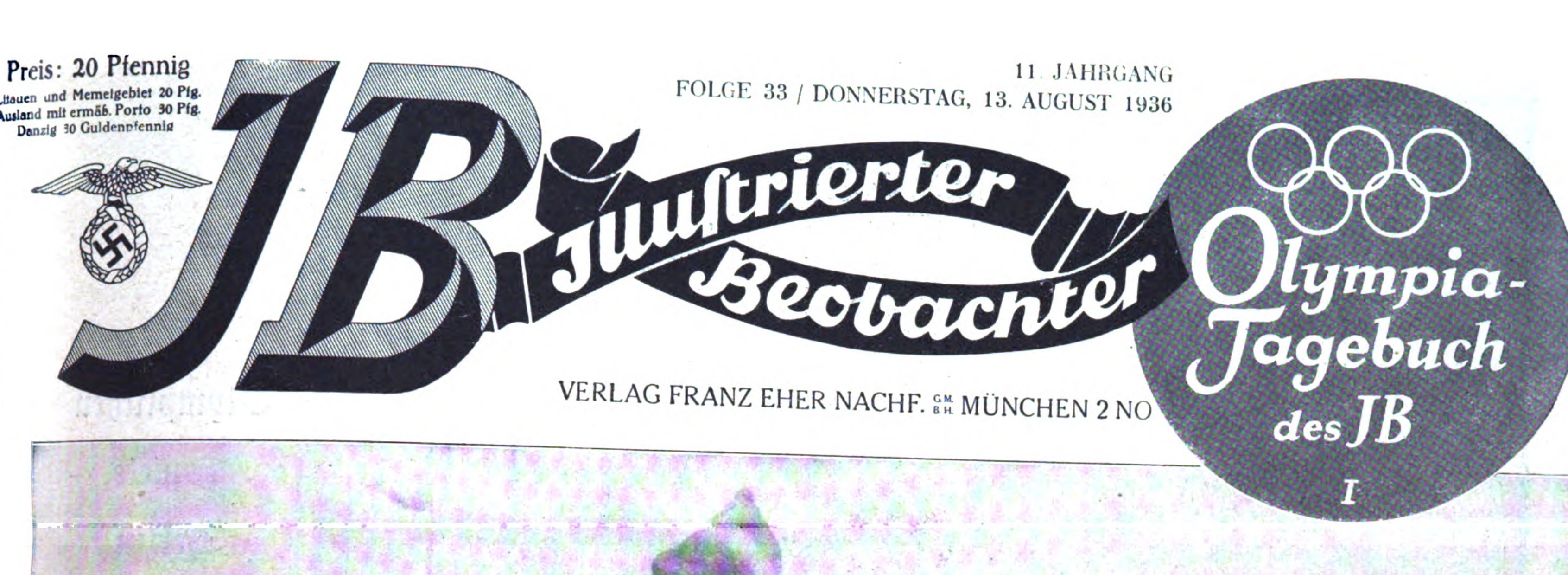


Ein Zyklon mit gewaltigem Hagelschlag richtete im Süden und Osten Münchens schwersten Schaden an. Der ausgerissene Eschenstamm oben und das zerstörte Haus rechts bezeugen die ungeheure Wucht des Sturmes.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (5).

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423, Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg, verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
ABCDEFI





Adolf Hitler, der Führer und Reichskanzler, als Zuschauer bei den Kämpfen auf dem Reichssportfeld die er, als Schirmherr der Olympischen Spiele 1936, häufig besucht. Neben ihm, in freudiger Erregung über einen Sieg, der Reichssportführer von Tschammer und Osten.

Sonderaufnahme für den „J. B." von Heinrich Hoffmann.



Zum Zeichen der Anwesenheit des Führers im Olympia-Stadion wird der Führerstander gehißt.
Aufnahme: Wiesebach-Weltbilddienst.

Die Olympischen Spiele Berlin 1936 in vollem Gange: Die Jugend der Welt mißt sich in ritterlichem Wettstreit. Deutschland hat den Kämpfern in der Anlage des Reichssportfeldes eine Kampfstätte von größter Schönheit geschaffen.

Berlin hat sein Olympia-Gesicht erhalten

Vor dem Brandenburger Tor, Unter den Linden, drängen sich die Massen der Einwohner und Besucher, um das farbenprächtige Bild des Flaggenwaldes zu bestaunen

Aufnahmen: H. v. Perkhammer.



Links:
Alle Lokale sind überfüllt, und an den Vorgärten zieht sich ein endloser Strom von Spaziergängern vorüber.

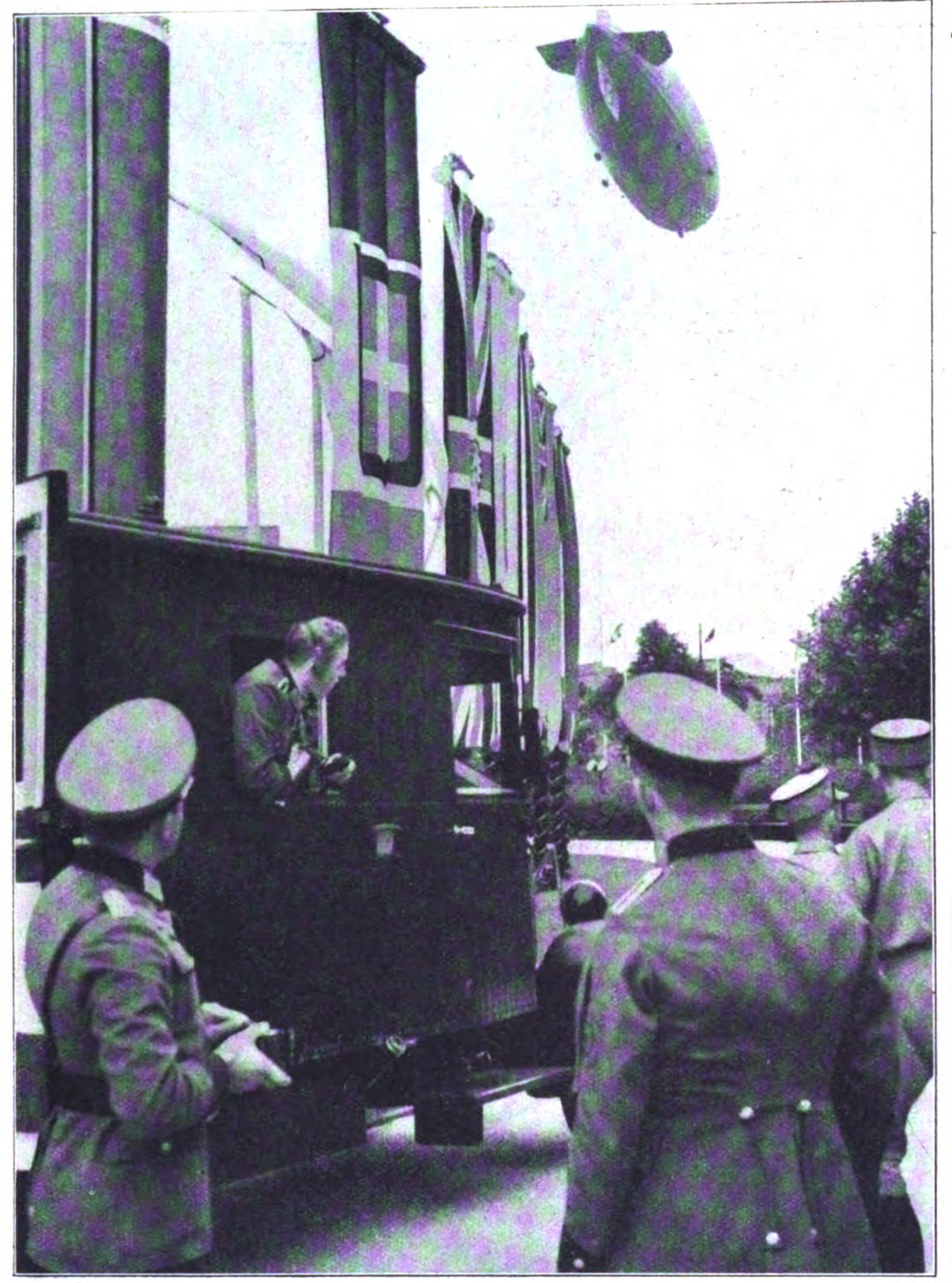


Rechts:
Fast an jedem Fenster flattert eine Hakenkreuzfahne oder eine Olympia-Flagge



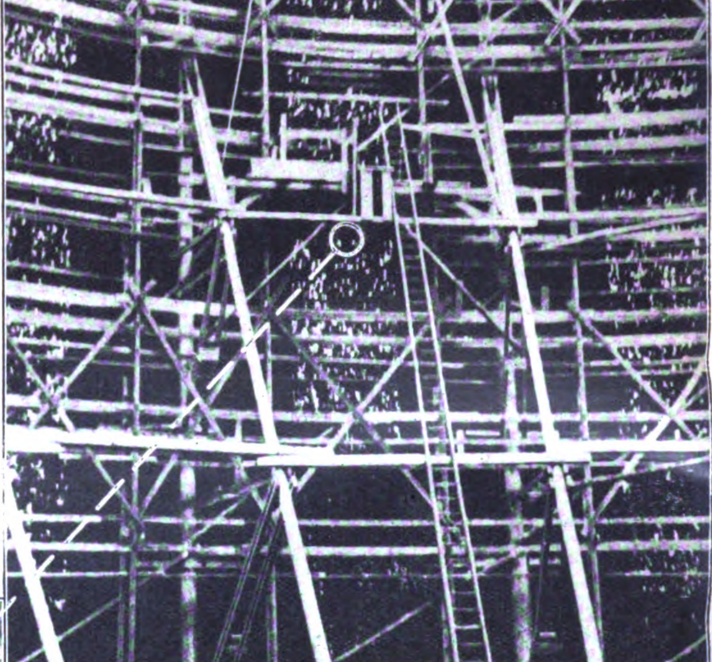
Das Zeppelin-Luftschiff im Dienst der Olympia-Verkehrs-Polizei

Während der Eröffnung der Olympischen Spiele befand sich an Bord des die Stadt Berlin überfliegenden Zeppelinluftschiffes „Hindenburg" der Polizeihauptmann Hasenbusch vom Polizeibefehlsstab für das XI. Olympia Berlin 1936 um von dort aus den Verkehr zu beobachten und durch Funkspruch an den beim Reichssportfeld stationierten Polizeifunkwagen schnellstens für Abhilfe etwaiger Störungen sorgen zu können.

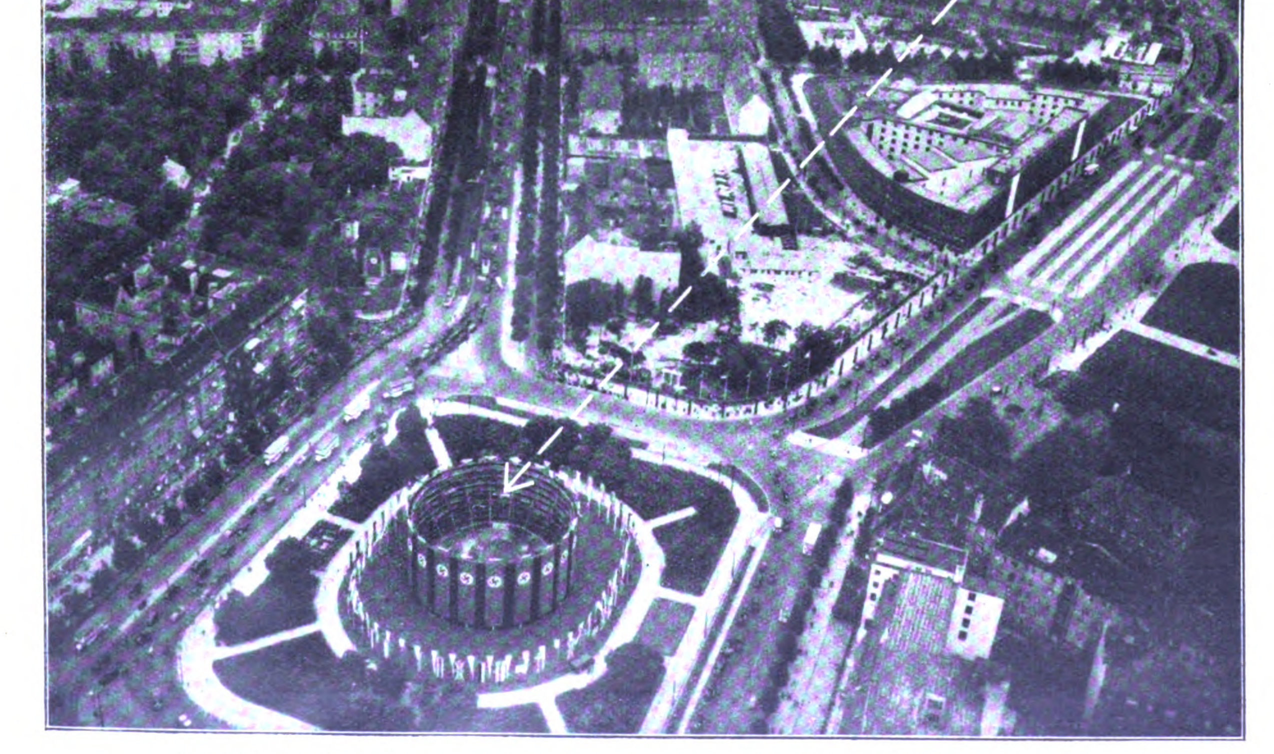


Der Funkwagen des Polizeibefehlshabers bei der Eröffnungsfeier auf dem Reichssportfeld.

Ein besonderes Problem stellten die vielen Kraftwagen dar, die zu den verschiedenen Parkplätzen geleitet werden mußten. In dem Fahnenrondell auf dem Adolf-Hitler-Platz befand sich in Höhe von mehreren Metern ein Ausguck der Polizei. (Siehe Bild rechts und unten die durch einen Strich verbundenen Punkte.) Die Funksprüche wurden von den Bodenstationen aufgefangen und weitergeleitet. Die entsprechenden Anweisungen erfolgten demgemäß.



Der Ausguckposten im Fahnenrondell.



Das Fahnenrondell auf dem Adolf-Hitler-Platz (in der Nähe des Reichssportfeldes) mit dem Polizei-Beobachtungsposten.



Der Beobachtungsposten im Fahnenrondell auf dem Adolf-Hitler-Platz.

Aufnahmen: Hans Reinke. Freigegeben durch RLM 5424/36 vom 4. 8. 36.

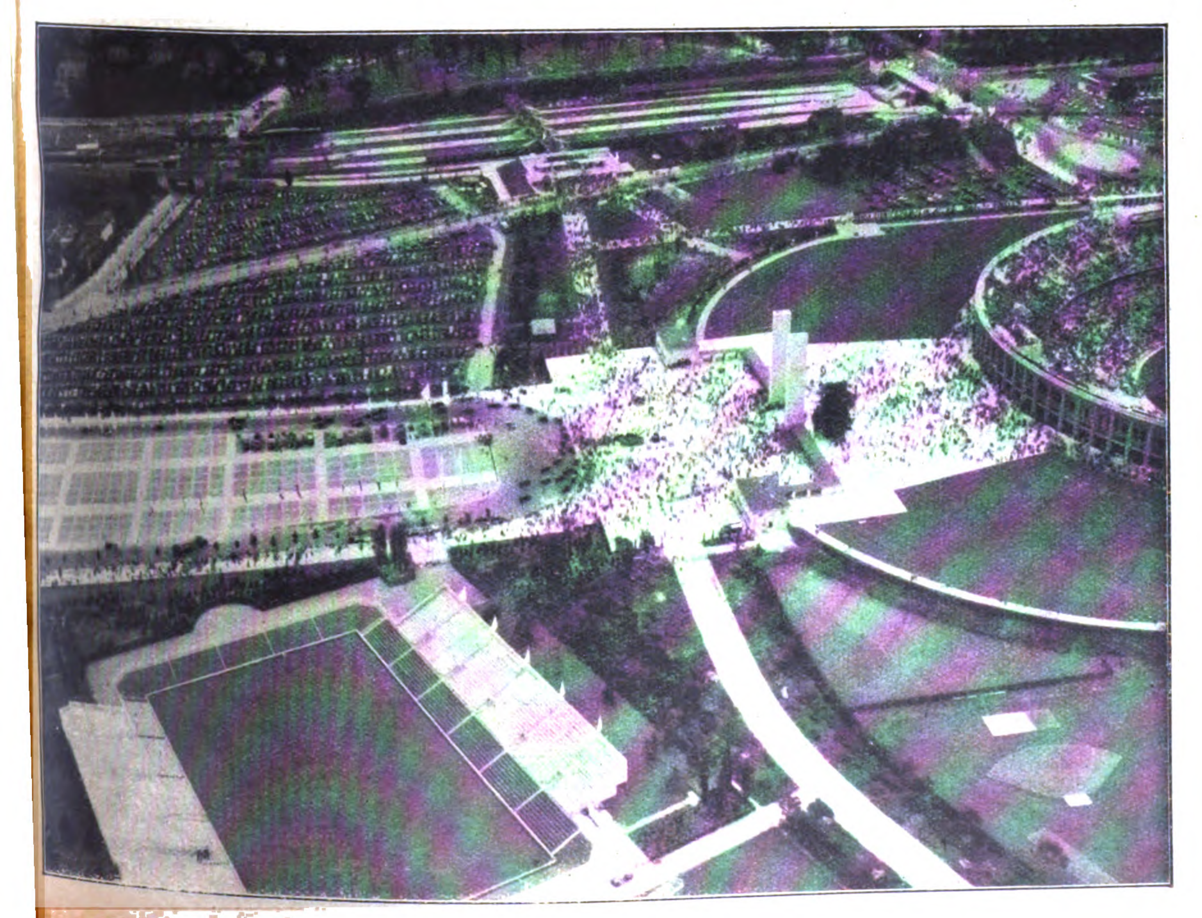


Hier sind die Ausführungen nach den Funkmeldungen zu beobachten. Um 14.12 Uhr funkte Hauptmann Hasenbusch von Bord des Luftschiffes: „Parkplatz am olympischen Tor Nr. 10 stark besetzt, 18 Wagenreihen; nur noch wenig Platz.“ Um 14.40 Uhr funkte er erneut: „Parkplatz 10 besetzt, 11 noch etwas Platz, 2 und 1 ziemlich leer.“ Das Bild oben zeigt den Stand zur Zeit der Meldungen, das Bild unten zeigt die Füllung des Parkplatzes 11 und die nunmehr beginnende Besetzung des Parkplatzes 2.



Auf der umstehenden Seite beginnt

Das Olympia-Tagebuch des „J. B.“



1. Kampftag



Tilly Fleischer
(Deutschland)
Goldene Medaille



Luise Krüger
(Deutschland)
Silberne Medaille



M. Kwasniewska
(Polen)
Bronz. Medaille



Tilly Fleischer (Frankfurt a. M.), die die erste Goldmedaille für Deutschland holte, bei ihrem Rekordwurf im Speerwerfen für Frauen.

Speerwerfen (Frauen)

Weltrekord 46.74.5 m Gindel-USA.

	Name	Land	Weite
1.	Fleischer	Deutschland	45.18 m
2.	Krüger	Deutschland	43.29 m
3.	Kwasniewska	Polen	41.80 m

Speerwerfen für Frauen

Kugelstoßen



Hans Woellke
(Deutschland)
Goldene Medaille



Links:
Der Endkampf im 10 000 - Meter-Lauf.
Noch führt der Japaner Murakosa, der dann einige hundert Meter vor dem Ziel von den drei Finnen Salminen, Askola und Iso-Hollo, überholt wurde.



Sulo Baerlund
(Finnland)
Silberne Medaille



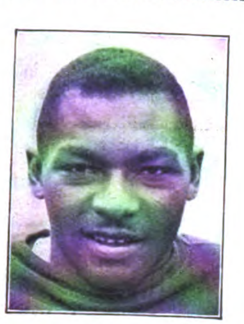
Gerhard Stöck
(Deutschland)
Bronz. Medaille

Kugelstoßen

Weltrekord 17.40 m Torrance-USA.
Olymp. Rekord 16.00.5 m Sexton-USA.

	Name	Land	Weite
1.	Woellke	Deutschland	16.20 m
2.	Baerlund	Finnland	16.12 m
3.	Stöck	Deutschland	15.66


Corn. C. Johnson (USA.) Goldene Medaille


D. D. Albritton (USA.) Silberne Medaille


D. P. Thurber (USA.) Bronz. Medaille

Hochsprung

Weltrekord 2,06 m Marty-USA.
Olymp. Rekord 1,98 m Osborne-USA.

	Name	Land	Höhe
1.	Johnson	USA.	2,03 m
2.	Albritton	USA.	1,97 m
3.	Thurber	USA.	1,95 m



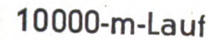
Hochsprung



Rechts: Johnson, Amerika, springt den neuen olympischen Rekord von 2,03 Meter!


Ilmari Salminen (Finnland) Goldene Medaille


In der Deutschlandhalle fanden am ersten Kampftag die Vorkämpfe im Freien Ringkampf statt.



10000-m-Lauf

Weltrekord 30:06,2 Min. Nurmi-Finnland
Olymp. Rekord 30:11,4 Min. Kusoczinski-Polen

	Name	Land	Zeit
1.	Salminen	Finnland	30 : 15,04
2.	Askola	Finnland	30 : 15,06
3.	Iso-Hollo	Finnland	30 : 20,02


Arvo Askola (Finnland) Silberne Medaille

10000 m-Lauf


Anthony Terlazzo (USA.) Goldene Medaille


Sal. M. Soliman (Ägypten) Silberne Medaille

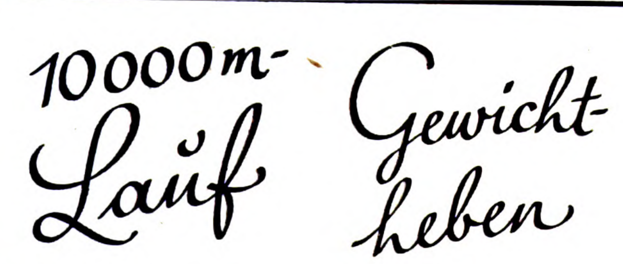

I. H. M. Shams (Ägypten) Bronz. Medaille

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (13), Presse-Bild-Zentrale (4), Weltbild (3), Schirner (2).

Gewichtheben, Federgewicht

	Name	Land	kg
1.	Terlazzo	USA.	312,5
2.	Soliman	Ägypten	305
3.	Shams	Ägypten	300

Gewichtheben



Gewichtheben, Leichtgewicht

	Name	Land	kg
1.	Mesbah	Ägypten	342,5
2.	Fein	Österreich	342,5
3.	Jansen	Deutschland	327,5

Voim Iso-Hollo (Finnland) Bronz. Medaille


Moh. A. Mesbah (Ägypten) Goldene Medaille


Robert Fein (Österreich) Silberne Medaille


Karl Jansen (Deutschland) Bronz. Medaille

2. Kampftag


Karl Hein (Deutschland) Goldene Medaille


Erwin Blask (Deutschland) Silberne Medaille

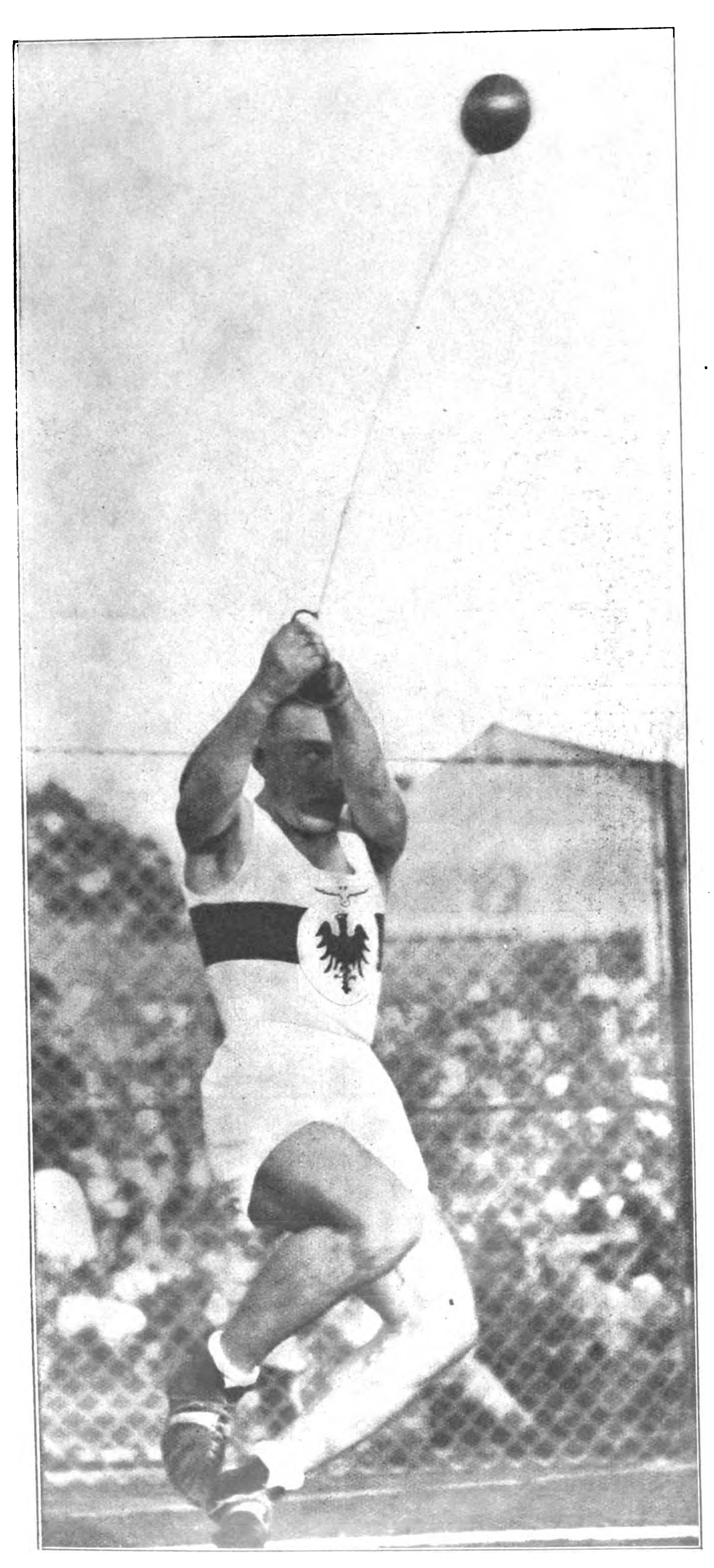

O. A. Warngard (Schweden) Bronz. Medaille

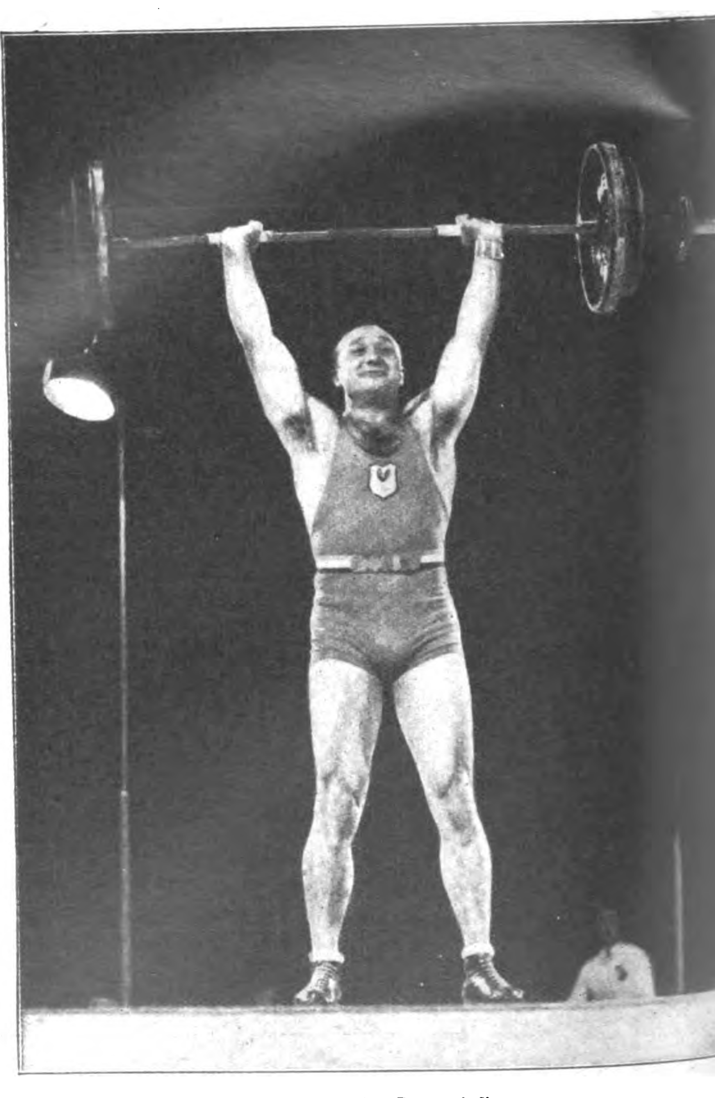
Hammerwerfen

Weltrekord 54,77 m Ryan-USA.
Olymp. Rekord 54.74 m Mc Grath-USA.

	Name	Land	Weite
1.	Karl Hein	Deutschland	56,49 m
2.	Erwin Blask	Deutschland	55,04 m
3.	Wangard	Schweden	54,83 m

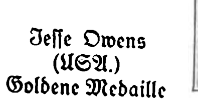
Hammerwerfen

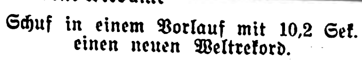

Erwin Blask bei seinem Hammerwurf von 55,04 Meter, mit dem er schon den olympischen Rekord von 1932 übertraf.


Der lachende Olympiasieger.
Der Franzose Hostin (Halbschwergewicht) hob insgesamt 372,5 kg.

100 m-Lauf




Jesse Owens
(USA.)
Goldene Medaille


Schuf in einem Vorlauf mit 10,2 Sek. einen neuen Weltrekord.

R. H. Metcalfe
(USA.)
Silberne Medaille



M B Osendarp
(Holland)
Bronz Medaille

100-m-Lauf

Weltrekord 10.3 Sek. Williams, Kanada
Olymp. Rekord 10.3 Sek. Tolan, USA

	Name	Land	Zeit
1.	Jesse Owens	USA.	10,3 Sek.
2.	Metcalfe	USA.	10,4 Sek.
3.	Osendarp	Holland	10,5 Sek.

Start zum letzten 100-Meter-Lauf. Am rechten Flügel der Weltrekordmann und Olympiasieger Jesse Owens, Amerika.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (7), Weltbild (2), Bayer. Bildbericht-Fischer (1) Schütze & Schorer (1), Carla M. Busch (1).

Gewichtheben - Halbschwergewicht

	Name	Land	kg
1.	Louis Hostin	Frankreich	372.5
2.	Eugen Deutsch	Deutschland	365
3.	Ibrahim Wasif	Ägypten	360

Gewicht-heben



Louis Hostin
(Frankreich)
Goldene Medaille

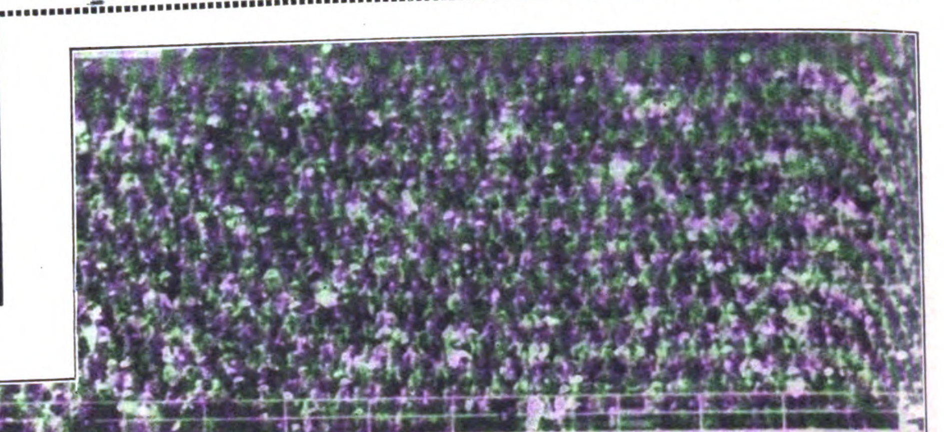


Eugen Deutsch
(Deutschland)
Silberne Medaille



Ibrahim Wasif
(Ägypten)
Bronz. Medaille

3. Kampftag



Gisela Mauermayer beim Diskuswurf.



G. Mauermayer (Deutschland) Goldene Medaille



Hedwig Weiß (Polen) Silberne Medaille



P. Mollenhauer (Deutschland) Bronz. Medaille

Diskuswerfen für Frauen

Diskuswerfen (Frauen) Weltrekord 47,12 m Mauermayer, Dtschl.

	Name	Land	Weite
1.	Gisela Mauermayer	Deutschland	47,63 m
2.	Hedwig Weiß	Polen	46,22 m
3.	Paula Mollenhauer	Deutschland	39,80 m



Helen Stephens (USA.) Goldene Medaille





St. Walasiewicz (Polen) Silberne Medaille

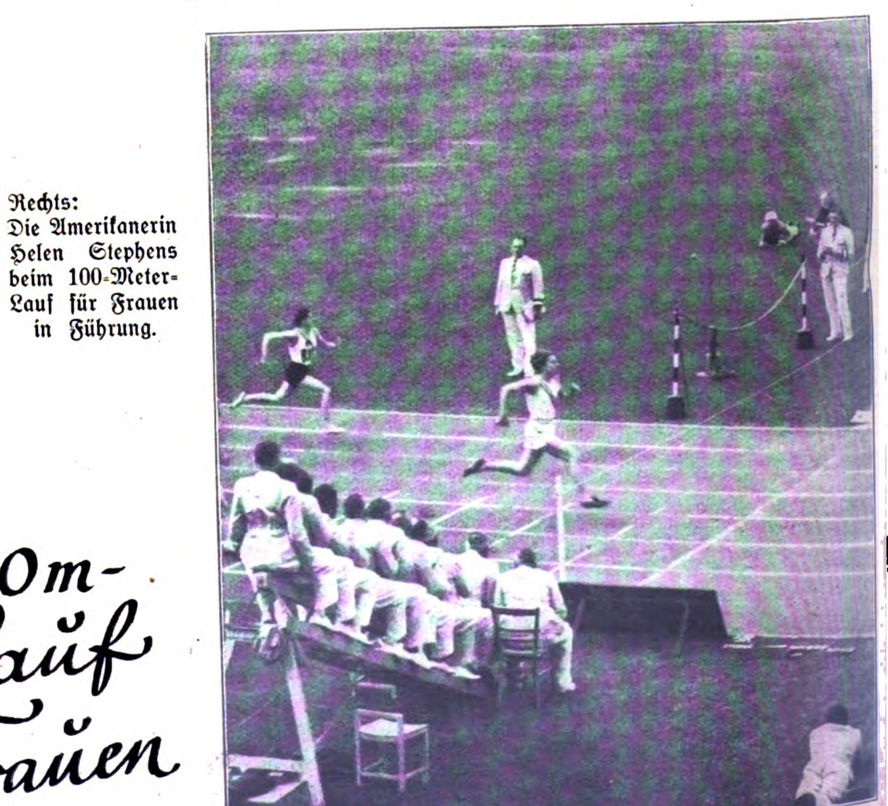


Käthe Krauß (Deutschland) Bronz. Medaille

100-m-Lauf (Frauen) Weltrekord 11,7 Sek. Walasiewicz, Polen.

	Name	Land	Zeit
1.	Helen Stephens	USA.	11,5 Sek.
2.	Stella Walasiewicz	Polen	11,7 Sek.
3.	Käthe Krauß	Deutschland	11,9 Sek.

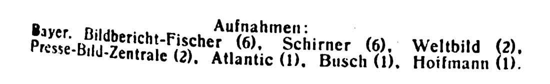
100 m-Lauf für Frauen



Rechts: Die Amerikanerin Helen Stephens beim 100-Meter-Lauf für Frauen in Führung.



Der vorzügliche deutsche Springer Long beim Weitsprung.



Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer (6), Schirner (6), Weltbild (2), Presse-Bild-Zentrale (2), Atlantic (1), Busch (1), Hoffmann (1).





Jesse Owens (USA.) Goldene Medaille



Lutz Long (Deutschland) Silberne Medaille



Tajima (Japan) Bronz. Medaille

Weitsprung

Weltrekord 8,13 m Owens-USA.
Olymp. Rekord 7,73 m Hamm-USA.

	Name	Land	Weite
1.	Jesse Owens	USA.	8.06 m
2.	Lutz Long	Deutschland	7.87 m
3.	Tajima	Japan	7.74 m

400m-Hürdenlauf



Gl. F. Hardin (USA.) Goldene Medaille



J. W. Loaring (Kanada) Silberne Medaille



Miguel White (Philippinen) Bronz. Medaille

800m-Lauf

400-m-Hürdenlauf

Weltrekord 50,6 Sek. Hardin-USA
Olymp. Rekord 51.8 Sek. Tisdall-Irland

	Name	Land	Zeit
1.	Glenn Foster Hardin	USA.	52.4 Sek.
2.	John W. Loaring	Kanada	52.7 Sek.
3.	Miguel White	Philippinen	52.8 Sek.



John Woodruff (USA.) Goldene Medaille



Mario Lanzi (Italien) Silberne Medaille



Dr. A. Edwards (Kanada) Bronz. Medaille



800-m-Lauf

Weltrekord 1:49,8 Min. Hampson-England
Olymp. Rekord 1:49,8 Min. Hampson-England

	Name	Land	Zeit
1.	Woodruff	USA.	1:52.9
2.	Lanzi	Italien	1:53,3
3.	Edwards	Kanada	1:53,6



Ein Bild vom 400-Meter-Hürdenlauf im Stadion des Reichssportfeldes.



Zombori
(Ungarn)
Goldene Medaille



Flood
(USA.)
Silberne Medaille




Herbert
(Deutschland)
Bronzene Medaille

Bantamgewicht.

K. Pihlajamäki
(Finnland)
Goldene Medaille



Millard
(USA.)
Silberne Medaille



Joensson
(Schweden)
Bronzene Medaille

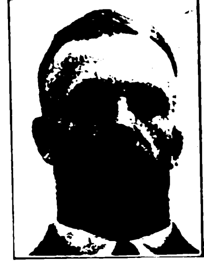
Federgewicht.



Karpati
(Ungarn)
Goldene Medaille



Ehrl
(Deutschland)
Silberne Medaille



H. Pihlajamäki
(Finnland)
Bronzene Medaille

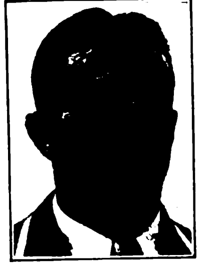
Leichtgewicht.



Lewis
(USA.)
Goldene Medaille



Andersson
(Schweden)
Silberne Medaille



Schleimer
(Kanada)
Bronzene Medaille

Weltergewicht.



Poilvé
(Frankreich)
Goldene Medaille

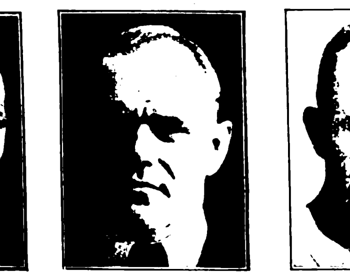


Vovila
(USA.)
Silberne Medaille



Kirecci
(Türkei)
Bronzene Medaille

Mittelgewicht.



Fridell
(Schweden)
Goldene Medaille



Neo
(Estland)
Silberne Medaille



Siebert
(Deutschland)
Bronzene Medaille

Halbschwergewicht.



Palusalu
(Finnland)
Goldene Medaille



Klapuch
(Tschechoslowakei)
Silberne Medaille



Nyström
(Finnland)
Bronzene Medaille

Schwergewicht.

Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer (22),
Schirner (2), Dr. Paul Wolff (1).





Die entscheidende Begegnung im Mannschafts-Florettfechten zwischen Italien und Frankreich im Kuppelsaal der Reichsakademie für Leibesübungen.

Links: Die italienische Florett-Mannschaft, die das Ergebnis von Los Angeles umkehrte und diesmal vor Frankreich den Sieger stellte.

Florett-Mannschaftswertung

	Land	Treffen / Punkte
1	Italien	3 Siege
2.	Frankreich	2 Siege
3.	Deutschland	1 Sieg

Freier Ring-kampf

Bantamgewicht: 1. Zombori-Ungarn 4 Fehlerpunkte. 2. Flood-USA. 5 Fehlerpunkte, 3. Herbert-Deutschland 5 Fehlerpunkte;

Federgewicht: 1. K. Pihlajamäki-Finnland 1 Fehlerpunkt. 2. Millard-USA 2 Fehlerpunkte. 3. Joensson-Schweden 5. Fehlerpunkte;

Leichtgewicht: 1. Karpati-Ungarn: 3 Fehlerpunkte. 2. Ehrl-Deutschland 4 Fehlerpunkte. 3. H. Pihlajamäki-Finnland 7 Fehlerpunkte;

Weltergewicht: 1. Lewis-USA. 3 Fehlerpunkte. 2. Andersson-Schweden 4 Fehlerpunkte. 3. Schleimer-Kanada 6 Fehlerpunkte;

Mittelgewicht: 1. Poilvé-Frankreich 2 Fehlerpunkte. 2. Vovila-USA. 6 Fehlerpunkte. 3. Kirecci-Türkei 7 Fehlerpunkte;

Halbschwergewicht: 1. Fridell-Schweden 2 Fehlerpunkte. 2. Neo-Estland 5 Fehlerpunkte. 3. Siebert-Deutschland 5 Fehlerpunkte;

Schwergewicht: 1. Palusalu-Finnland 2 Fehlerpunkte. 2. Klapuch-Tschechoslowakei 4 Fehlerpunkte. 3. Nyström-Finnland 6 Fehlerpunkte.



Teilnehmer auf der Treppe über dem Marathontor.

Hunderttausend Menschen aus allen Ländern im größten und schönsten Stadion der Welt.

4. Kampftag



Earle Meadows
(USA.)
Goldene Medaille



Shuhei Nishiba
(Japan)



Sueo Oe
(Japan)

Silberne und Bronzene Medaille



Hochsprungwettbewerb auf dem Reichssportfeld. Der Amerikaner Graber beim Sprung.



Stabhochsprung

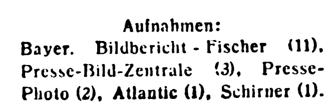
Weltrekord 4,39 m Brown-USA.
Olymp. Rekord 4,31,5 m Miller-USA.

	Name	Land	Höhe
1.	Meadows	USA.	4,35 m
2.	Nishida	Japan	4,15 m
3.	Oe	Japan	4,15 m



K. Carpenter
(USA.)
Goldene Medaille

Stab-hoch-sprung



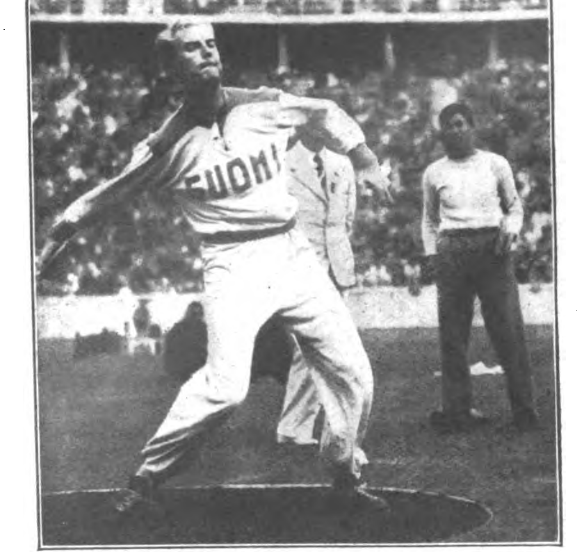
Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht - Fischer (11), Presse-Bild-Zentrale (3), Presse-Photo (2), Atlantic (1), Schirner (1).



G. G. Dunn
(USA.)
Silberne Medaille



Diskus-werfen



Einer der Finnen beim Diskuswurf.

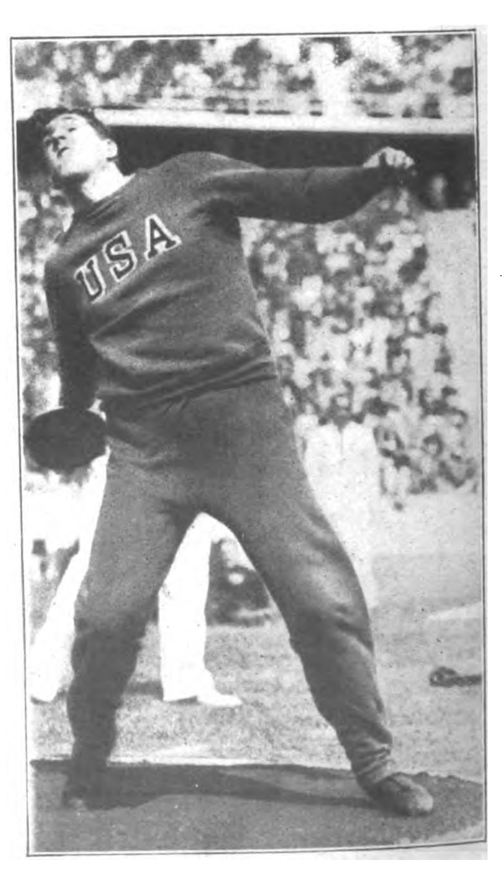


G. Oberweger
(Italien)
Bronz. Medaille

Diskuswerfen

Weltrekord 53,10 m Schröder-Deutschland
Olymp. Rekord 49,48 m Anderson-USA.

	Name	Land	Weite
1.	Carpenter	USA.	50,48 m
2.	Dunn	USA.	49,36 m
3.	Oberweger	Italien	49,32 m



Rechts: Der Amerikaner Dunn holt sich mit 49,36 Meter die Silberne Medaille.



H. H. Whitlock
(England)
Goldene Medaille



A.-Tell Schwab
(Schweiz)
Silberne Medaille



Adalb. Bubenko
(Lettland)
Bronz. Medaille





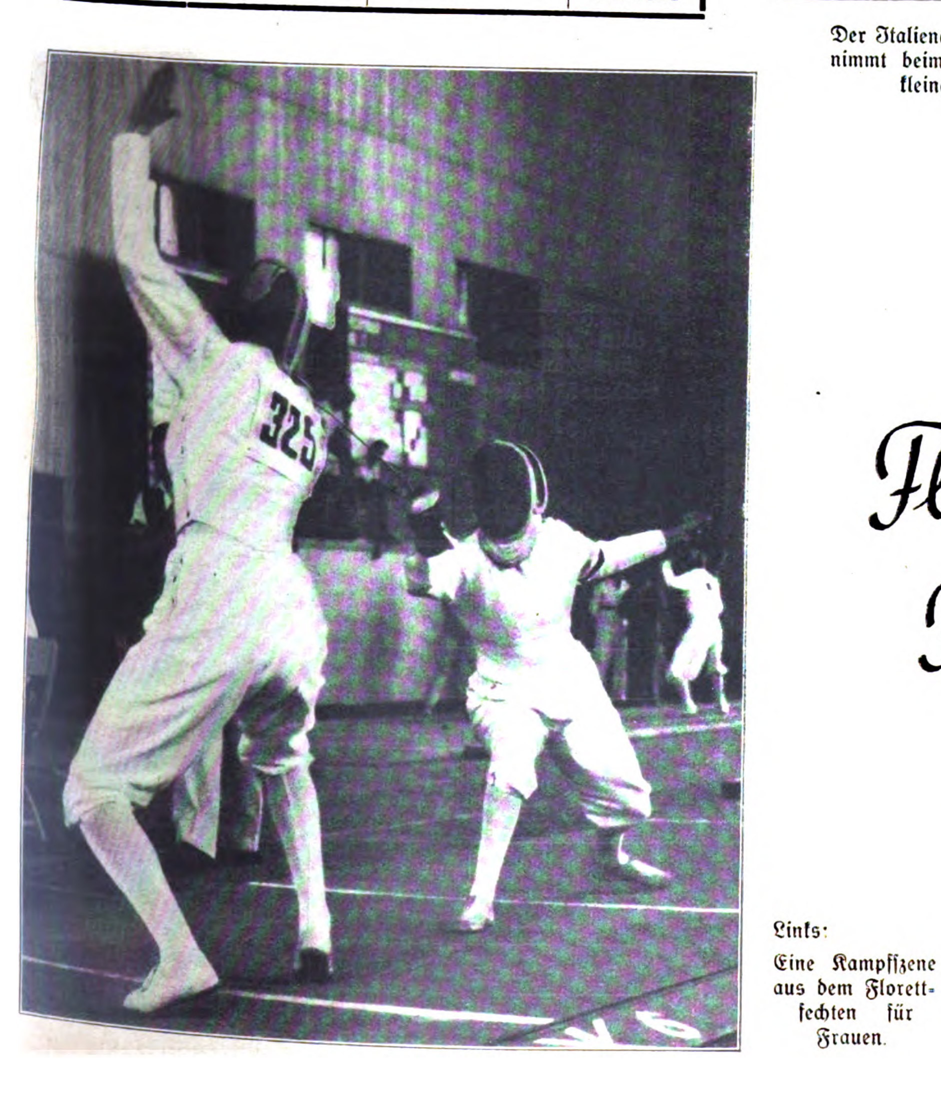
Rechts:
Der Engländer Whitlock, Sieger im 50-km-Gehen, trifft im Stadion des Reichssportfeldes ein.

50-km-Gehen — Entscheidung

Weltrekord — Wird nicht geführt
Olymp. Rekord — Wird nicht geführt

	Name	Land	Zeit
1.	H. H. Whitlock	England	4:30:41
2.	A.-Tell Schwab	Schweiz	4:32:09.2
3.	Bubenko	Lettland	4:32:42.2

Der Italiener Giuseppe Gobbato nimmt beim 50-km-Gehen eine kleine Erfrischung.



Links:
Eine Kampfszene aus dem Florettfechten für Frauen.



J. Schacherer-Elek
(Ungarn)
Goldene Medaille



Helene Mayer
(Deutschland)
Silberne Medaille

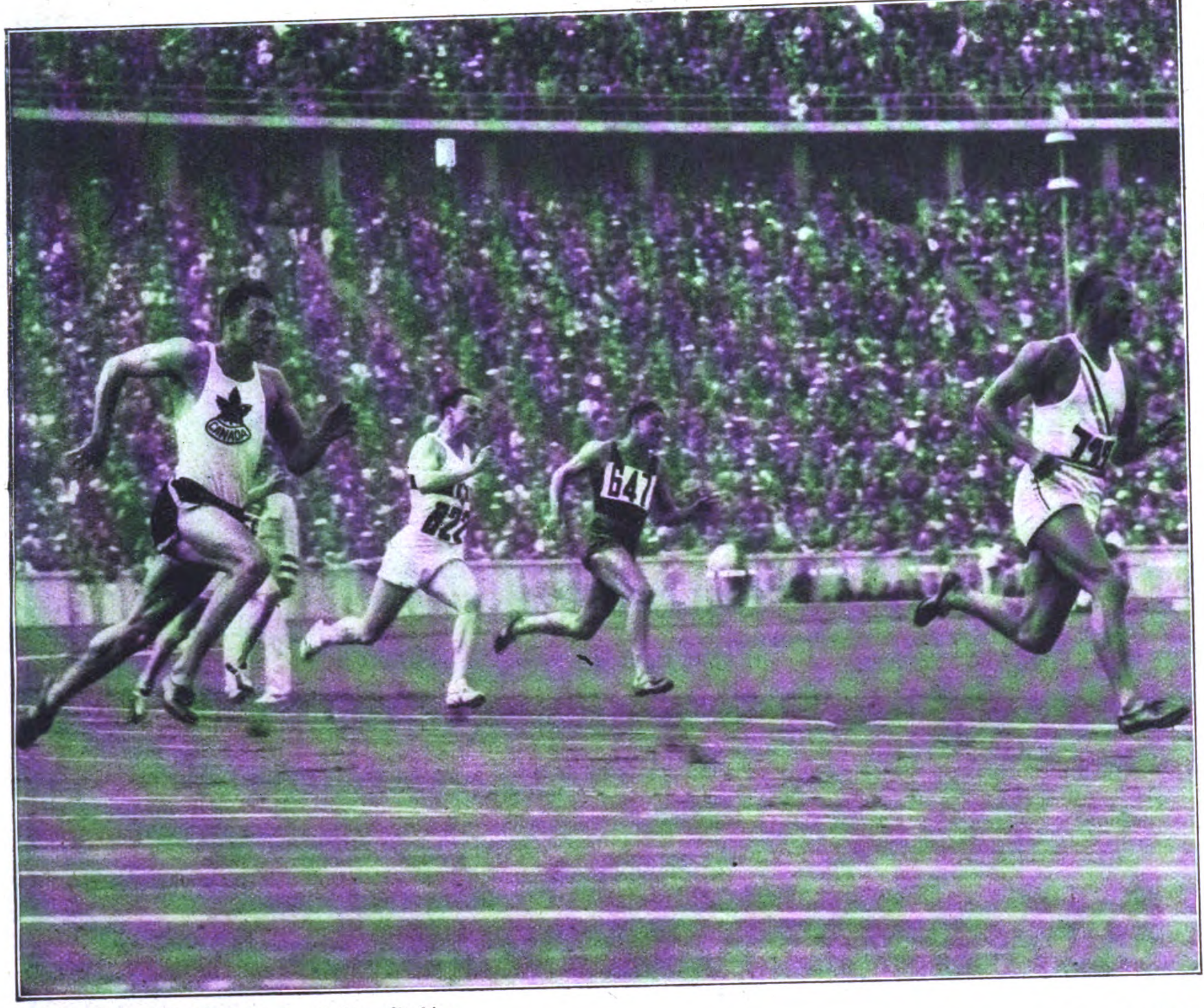
Florett für Frauen



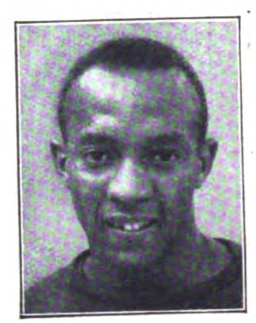
Ellen Preiß
(Österreich)
Bronz. Medaille

Fechten (Frauen) – Florett-Einzelwertung

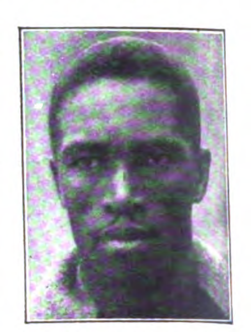
	Name	Land	Siege / Treffer
1.	Ilona Schacherer-Elek	Ungarn	6 / 17
2.	Helene Mayer	Deutschland	5 / 19
3.	Ellen Preiß	Österreich	5 / 20



Die 200-m-Läufer rasen durch das Stadion. An der Spitze liegt wieder Jesse Owens (USA.), der sich mit diesem Sieg die dritte Goldmedaille holte.



Jesse Owens (USA.) Goldene Medaille

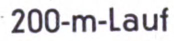


M. M. Robinson (USA.) Silberne Medaille



M. B. Osendarp (Holland) Bronz. Medaille





200-m-Lauf

Weltrekord 20,6 Sek. Locke, USA.
Olymp. Rekord 21,2 Sek. Tolan, USA.

	Name	Land	Zeit
1.	Jesse Owens	USA.	20,7
2.	Robinson	USA.	21,1
3.	Osendarp	Holland	21,3



Khadr El Touni (Ägypten) Goldene Medaille



Rudolf Ismayr (Deutschland) Silberne Medaille



A. Wagner (Deutschland) Bronz. Medaille



Der „Überathlet" Touni (Ägypten) hebt im Entscheidungskampf 387,5 kg.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (4), Bayerische Bildbericht-Fischer (7).



Josef Manger (Deutschland) Goldene Medaille



Vaclav Psenicka (Tschechoslowakei) Silberne Medaille



Arnold Luhaär (Estland) Bronz. Medaille

Gewichtheben - Mittelgewicht

	Name	Land	kg
1.	El Touni	Ägypten	387,5
2.	Ismayr	Deutschland	352,5
3.	Wagner	Deutschland	352,5

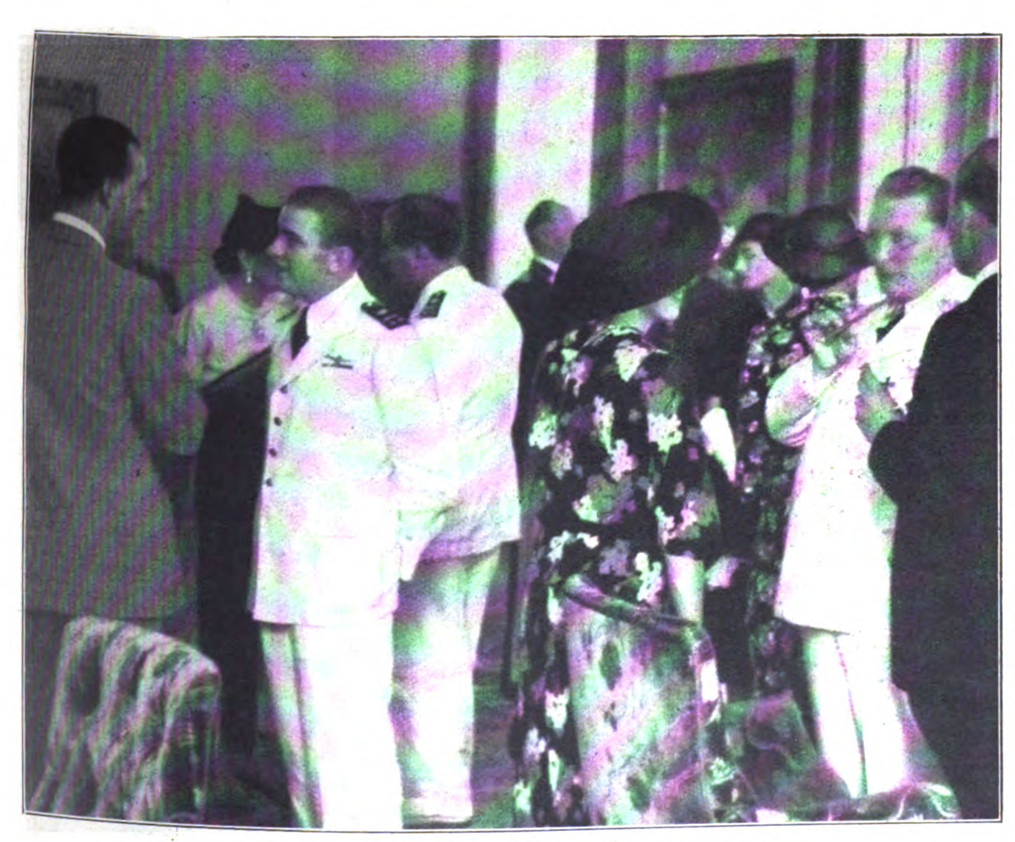
Schwergewicht

	Name	Land	kg
1.	Josef Manger	Deutschland	410
2.	Psenicka	Tschechoslow.	402,5
3.	Luhaär	Estland	400

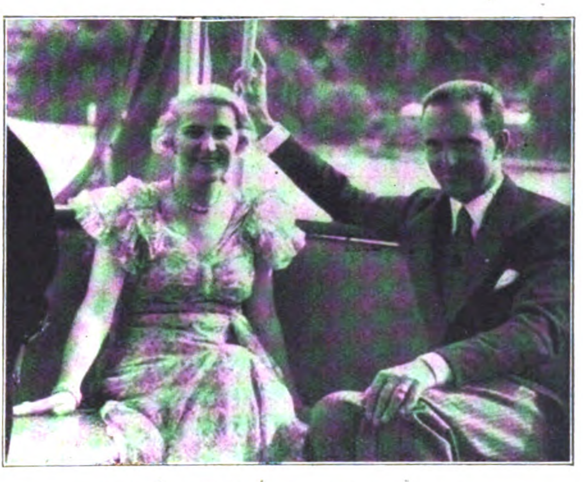
Besuch in der Reichskanzlei. Der Führer im Gespräch mit dem Erbprinzen Gustav Adolf von Schweden und dessen Gemahlin.
Rechts: Generalfeldmarschall v. Blomberg und König Boris von Bulgarien.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

OLYMPIA-EMPFÄNGE
IN DER REICHSHAUPTSTADT



Empfang im Hause des preußischen Ministerpräsidenten.
Links: Kronprinz Umberto von Italien und die Söhne Mussolinis, Vittorio und Bruno (beide in weißer Uniform).
Rechts: Generaloberst Göring und die Prinzessin von Hessen.



Gäste des Reichspropagandaministers: Frau Goebbels und Kronprinz Umberto von Italien bei einer Fahrt auf den Havelseen.



Reichspropagandaminister Dr. Goebbels mit Prinzessin Maria von Savoyen (rechts) und der Filmschauspielerin Luise Ullrich (links).

5. Kampftag



Oblt. Handrick
(Deutschland)
Goldene Medaille



Lt. Leonard
(USA.)
Silberne Medaille

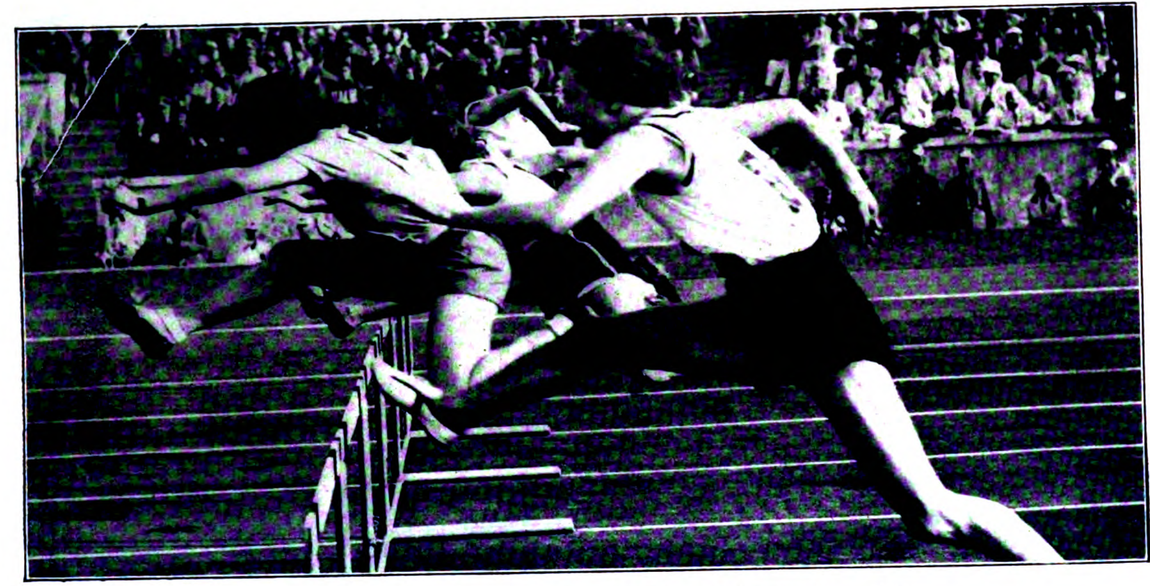


Oblt. Abba
(Italien)
Bronz. Medaille

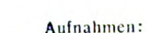
Moderner Fünfkampf

	Name	Land	Punkte
1.	Oblt. Handrick	Deutschland	31,5
2.	Lt. Leonard	USA.	39,5
3.	Lt. Abba	Italien	45,5

Moderner Fünf-Kampf



Die Frauen bei der Endentscheidung im 80-Meter-Hürdenlauf.





Oblt. Handrick am Ziel des Geländelaufes beim Fünfkampf.
Das Bild zeigt deutlich die Entspannung nach Vollbringung der Höchstleistung.

80 m-Hürdenlauf für Frauen

Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer (8), Presse-Bild-Zentrale (5), Weltbild (3), Schütze & Schorer (1), Schirner (1), Heinrich Hoffmann (1).

80-m-Hürdenlauf (Frauen) Weltrek. 11,6 Sek. Engelhardt-Dtschld.

	Name	Land	Zeit
1.	Valla	Italien	11,7 Sek.
2.	Anni Steuer	Deutschland	11,7 Sek.
3.	Tailor	Kanada	11,7 Sek.



Valla
(Italien)
Goldene Medaille



Anni Steuer
(Deutschland)
Silberne Medaille



Tailor
(Kanada)
Bronz. Medaille





Lovelock
(Neuseeland)
Goldene Medaille
(3 Min. 47,8 Sek.)

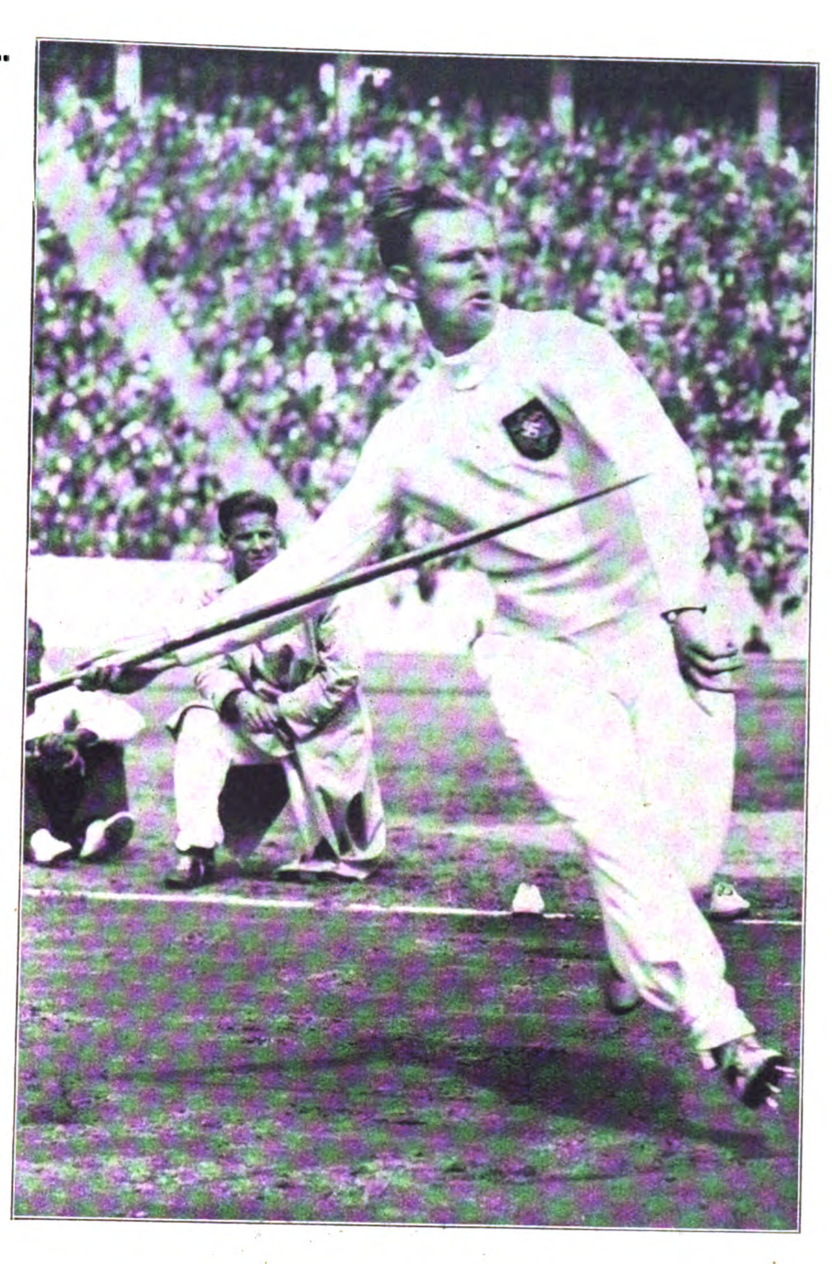


Cunningham
(USA.)
Silberne Medaille
(3 Min. 48,4 Sek.)



Beccali
(Italien)
Bronzene Medaille
(3 Min. 49,2 Sek.)





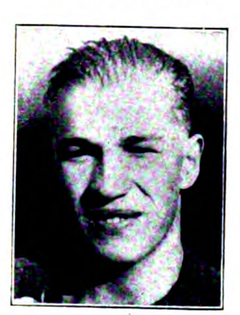
Rechts:
Gerhard Stöck holt sich seinen zweiten olympischen Erfolg und eine neue Goldmedaille für Deutschland.



Gerhard Stöck
(Deutschland)
Goldene Medaille



Yrjö Nikkanen
(Finnland)
Silberne Medaille



Kaarlo Toivonen
(Finnland)
Bronz Medaille

Speerwerfen

Speerwerfen

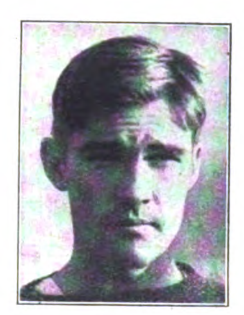
Weltrekord 76,66 m M. Järvinen-Finnland
Olymp. Rekord 72,71 m M. Järvinen-Finnland

	Name	Land	Weite
1.	Gerhard Stöck	Deutschland	71,84 m
2.	Yrjö Nikkanen	Finnland	70,77 m
3.	Kaarlo Toivonen	Finnland	70,72 m

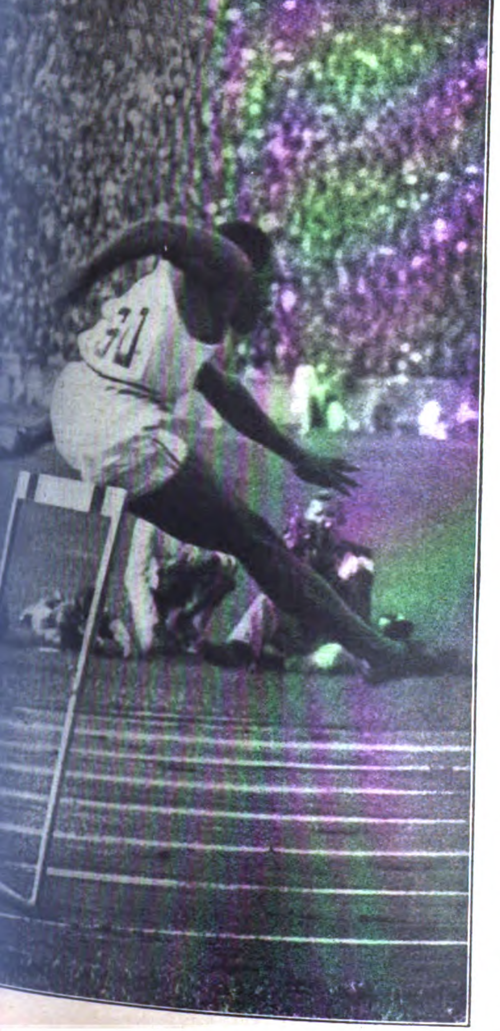


Weltrekord 14,2 Sek. Beard-USA
Olymp. Rekord 14,4 Sek. Saling-USA.

	Name	Land	Zeit
1.	Towns	USA.	14,2 Sek.
2.	Finlay	England	14,4 Sek.
3.	Packard	USA.	14,4 Sek.



Towns
(USA.)
Goldene Medaille



Beim 110-Meter-Hürdenlauf an der 2. Hürde. Der dritte, Packard - Amerika, streift die Hürde (rechts), wirft sie aber glücklicherweise nicht um

110 m-Hürdenlauf



Finlay
(England)
Silberne Medaille



Packard
(USA.)
Bronz Medaille



Der Dreispringer (Wöllner, Deutschland) sucht mit langen Sätzen Raum zu gewinnen.



Naoto Tajima
(Japan)
Goldene Medaille



J. P. Metcalfe
(Australien)
Silberne Medaille

Drei-sprung



Masao Harada
(Japan)
Bronz. Medaille

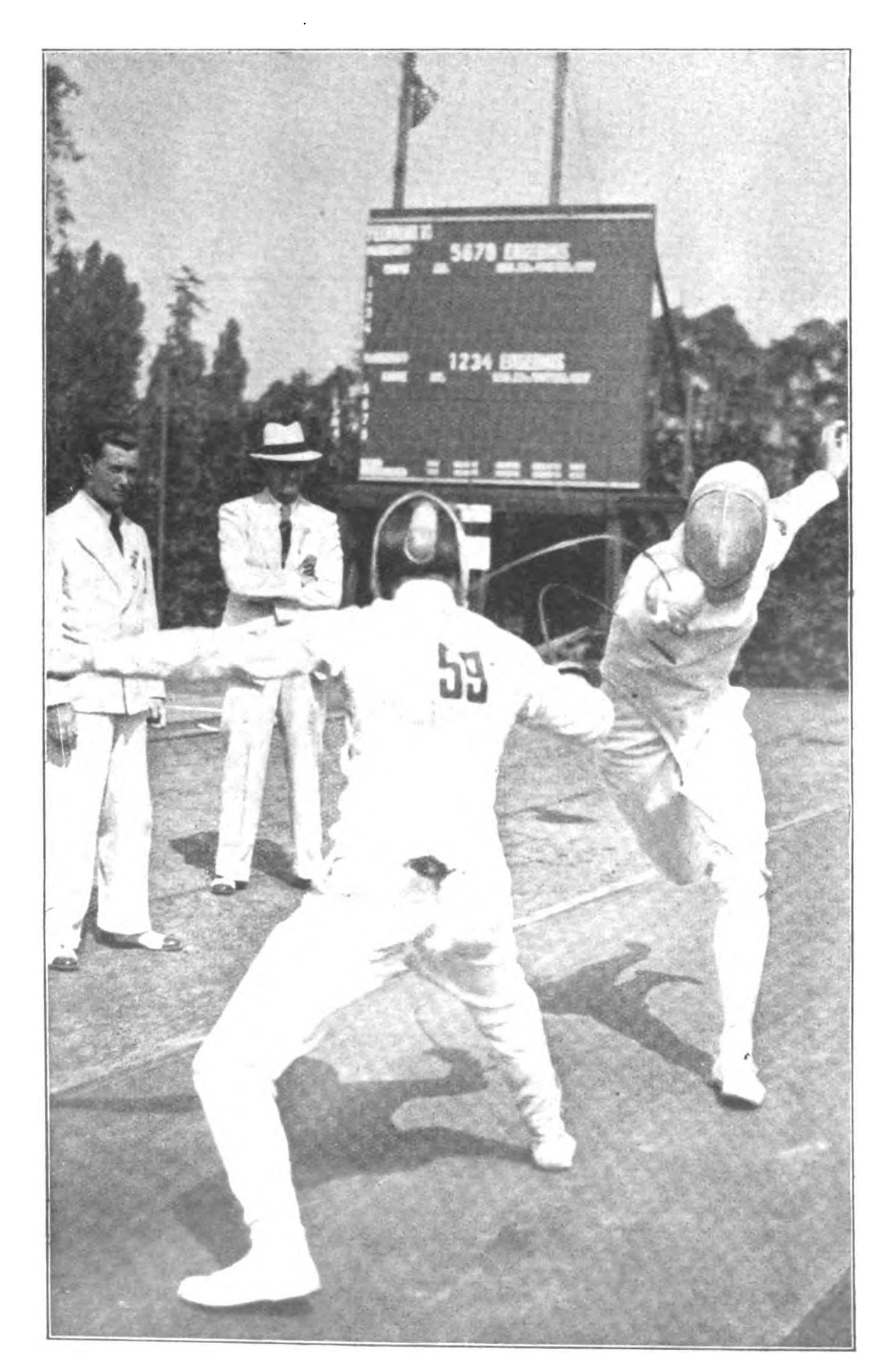
Dreisprung

Weltrekord 15,82 m Oshima-Japan
Olymp. Rekord 15,72 m Nambu-Japan

	Name	Land	Weite
1.	Naoto Tajima	Japan	15,76
2.	Metcalfe	Australien	15,50
3.	Harada	Japan	15,45

Florett-Einzelwertung

	Name	Land	Siege/Treffer
1.	Gaudini	Italien	7/20
2.	Edward Gardère	Frankreich	6/25
3.	Bocchino	Italien	4/22



Florett-Fechten



Gaudini
(Italien)
Goldene Medaille

Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer (4),
Presse - Bild - Zentrale (2),
Weltbild (1),
Schütze & Schorer (1).

Links:
Von den Florettkämpfen der Männer.



Edw. Gardère
(Frankreich)
Silberne Medaille



Bocchino
(Italien)
Bronz. Medaille

5000 m-Lauf

Weltrekord 14,17 Min. Lehtinen-Finnland
Olymp. Rekord 14,30 Min. Lehtinen-Finnland

	Name	Lang	Zeit
1.	Gunnar Höckert	Finnland	14:22,5
2.	Lauri Lethinen	Finnland	14:25,8
3.	J. Henri Jonsson	Schweden	14:29,0

6. Kampftag

5000 m-Lauf



Gunnar Höckert (Finnland) Goldene Medaille



Lauri Lethinen (Finnland) Silberne Medaille



John H. Jonsson (Schweden) Bronz. Medaille



Großer Moment im 5000-m-Lauf: Höckert (Finnland) setzt zum Endspurt an und holt für sein Land die goldene Medaille.



Scheiben-Pistolen

Auf den Schießständen in Wannsee bei Berlin. Pistolenschießen auf Scheiben in 50 m Entfernung aus den Ständen der verschiedenen Nationen.



Torsten Ullmann (Schweden) Goldene Medaille



Erich Krempel (Deutschland) Silberne Medaille



Charles des Jamonnières (Frankreich) Bronz. Medaille

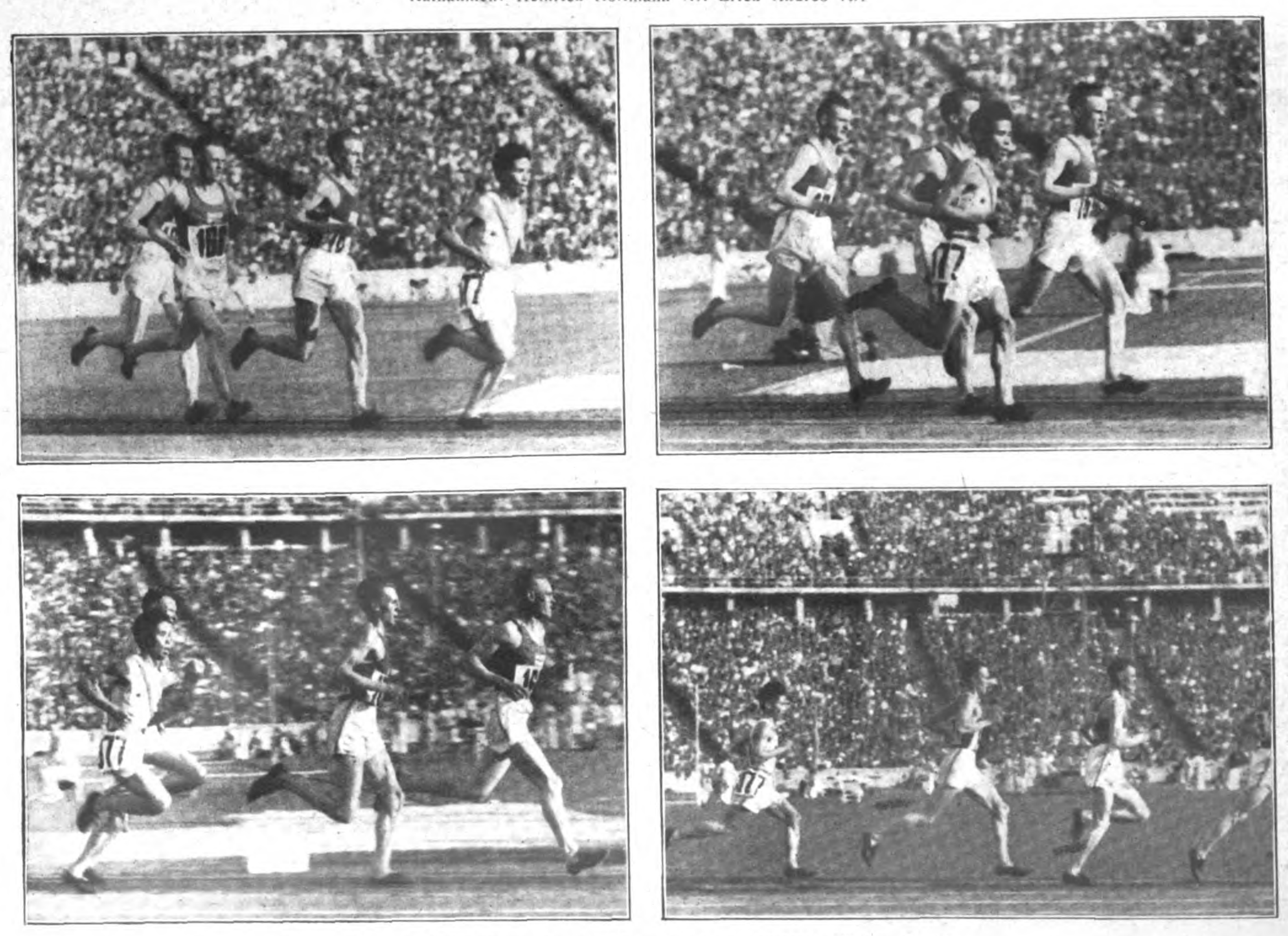
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (5) und Presse-Bild-Zentrale (3).

Scheibenpistolen

	Name	Land	Ringe
1.	Torsten Ullmann	Schweden	559
2.	Erich Krempel	Deutschland	544
3.	Ch. des Jamonnières	Frankreich	540

Olympia-Empfang in der Staatsoper, bei dem die Reichsminister Göring und Dr. Goebbels den Gästen den Gruß des Führers entboten.
Aufnahme aus dem Opernhaus während der Ballettvorführungen. In der mittleren Loge, sitzend: Erbprinz Gustav Adolf von Schweden und König Boris von Bulgarien; stehend: Kronprinz Umberto von Italien und Generaloberst Göring.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (1). Erich Andres (4).



Die entscheidenden Augenblicke aus dem 10 000-Meter-Lauf.
Bis einige hundert Meter vor dem Ziel hatte der Japaner Kohei Murakoso die Führung, ständig gefolgt von den drei Finnländern Salminen, Askola und Iso-Hollo. In den letzten Minuten gingen sie an dem tapfer kämpfenden, aber ausgepumpten Japaner vorbei und belegten die drei ersten Plätze.

400m-Lauf

400-m-Lauf

Weltrekord 46,2 Sek. Carr-USA
Olymp. Rekord 46,2 Sek. Carr-USA

	Name	Land	Zeit
1.	A. F. Williams	USA.	46.5
2.	A. G. K. Brown	Großbritannien	46,7
3.	J. E. Lu Valle	USA.	46,8



A. F. Williams
(USA.)
Goldene Medaille




A. G. K. Brown
(Großbritannien)
Silberne Medaille



J. E. Lu Valle
(USA.)
Bronz. Medaille

1km-Malfahren (Radrennen)



Toni Merkens
(Deutschland)
Goldene Medaille



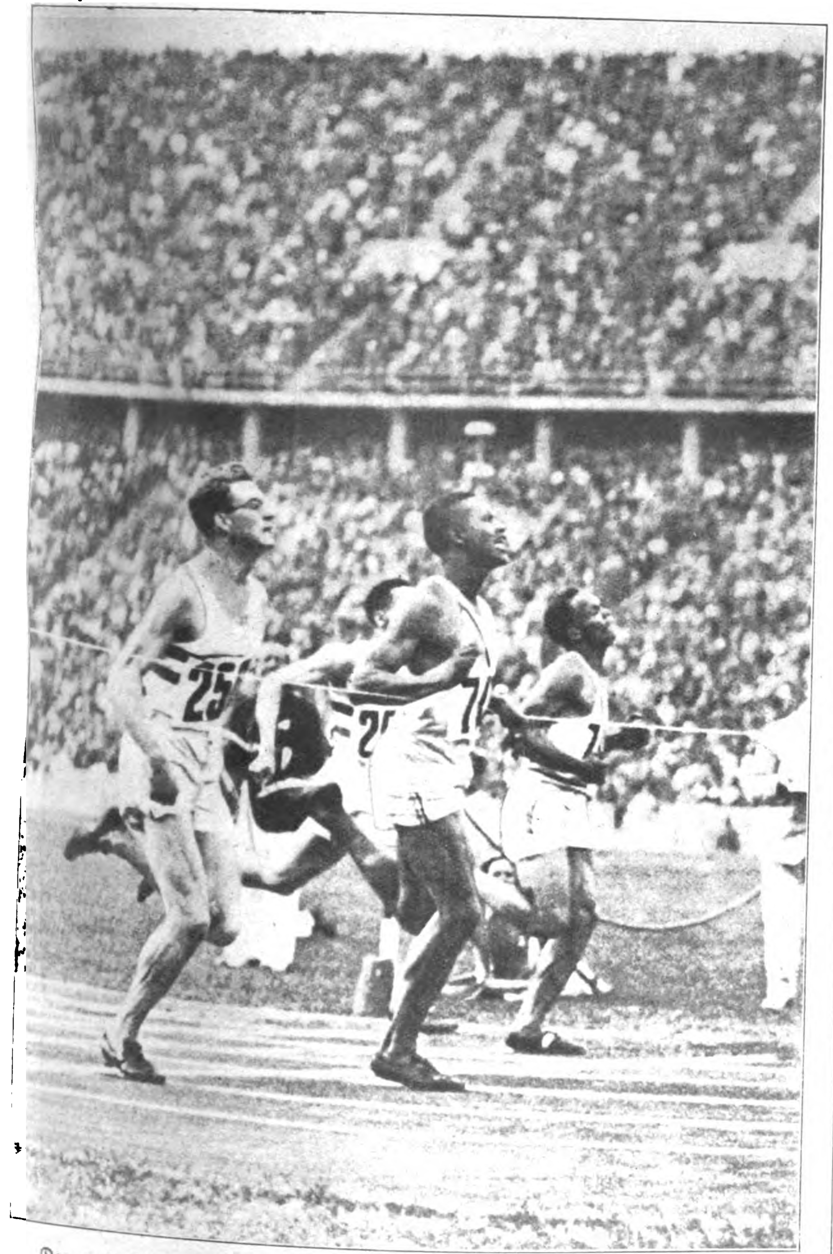
A. G. van Vliet
(Holland)
Silberne Medaille

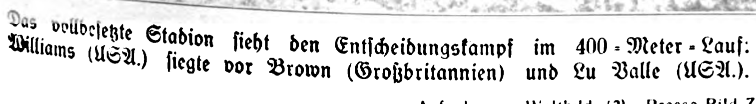


Louis Chaillot
(Frankreich)
Bronz. Medaille

1-km-Malfahren

	Name	Land	Zeit
1.	Toni Merkens	Deutschland	—
2.	Arie Gerrit van Vliet	Holland	—
3.	Louis Chaillot	Frankreich	—



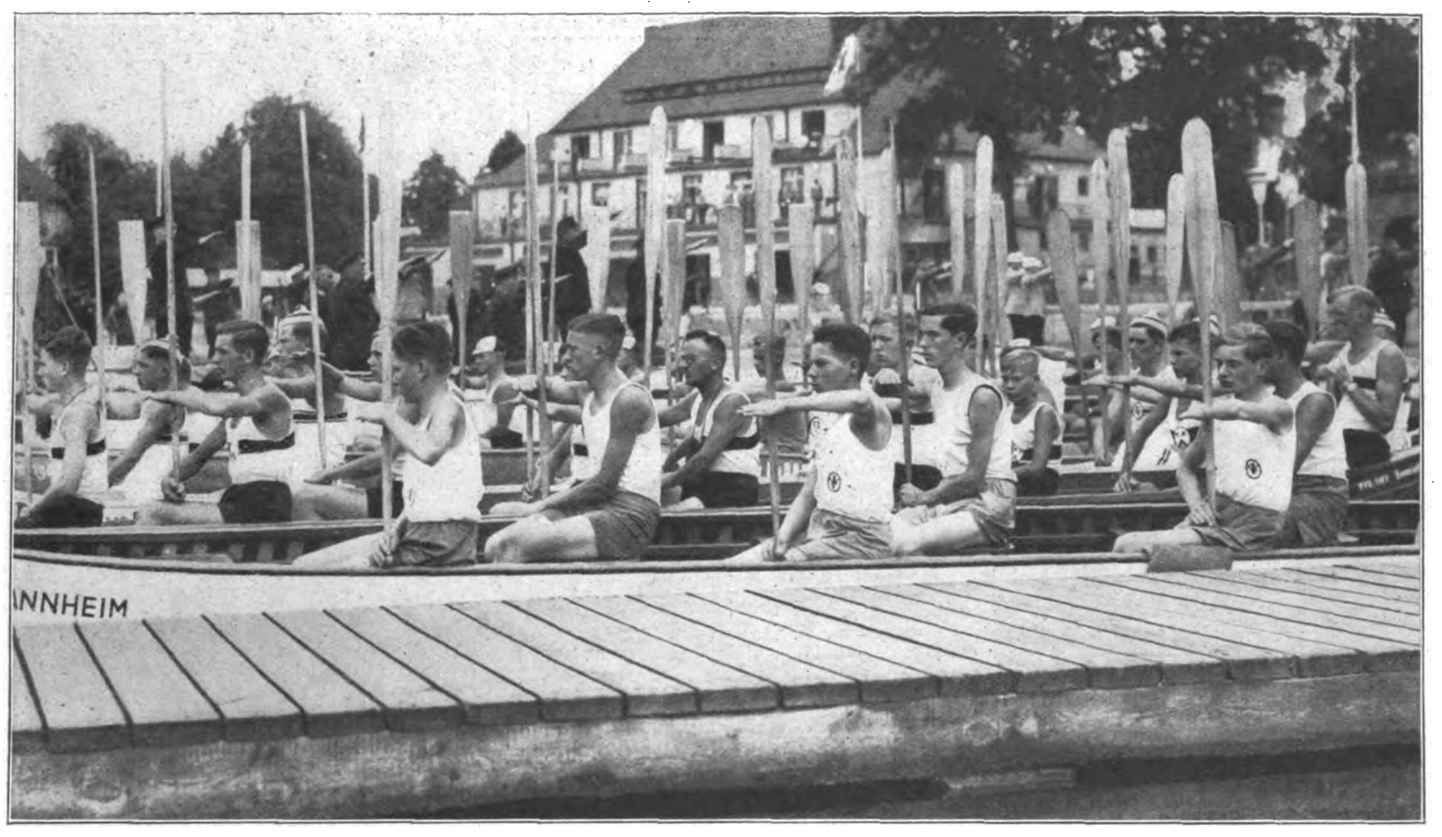


Das vollbesetzte Stadion sieht den Entscheidungskampf im 400-Meter-Lauf: Williams (USA.) siegte vor Brown (Großbritannien) und Lu Valle (USA.).



Ein seltsames Bild von den Vorläufen zum Malfahren: Es will keiner „führen" — und so kommt es zu diesen sonderbaren Stehversuchen.

Aufnahmen: Weltbild (2), Presse-Bild-Zentrale (1) und Bayer. Bildbericht-Fischer (5).



Im Rennen für den Zweier-Kajak gingen Landen-Wevers (Deutschland) als erste durchs Ziel. Im Kajak-Einer holte Ernst Krebs (Deutschland) eine weitere Goldmedaille.
Das Bild zeigt die Ehrung des Olympischen Feuers, das vom Reichssportfeld auf das Regattagelände in Grünau gebracht wurde.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3) und Weltbild (2).

Kanu-Langstrecke

Einer-Faltboot: 1. Österreich (Hradetzky) 50:01,5. 2. Frankreich (Eberhardt) 50:04,2. 3. Deutschland (Hörmann) 50:06,5.

Zweier-Faltboot: 1. Schweden (Johannsson, Bladström) 45:48,9. 2. Deutschland (Horn, Hanisch) 45:49,2. 3. Holland (Gebrüder Wijdekop) 46:12,4.

Einer-Kajak: 1. Deutschland (Krebs) 46:01,7. 2. Österreich (Landertinger) 46:14,7. 3. USA. (Riebel) 47:23,9.

Zweier-Kajak: 1. Deutschland (Landen-Wevers) 41:45. 2. Österreich 42:05,4, 3. Schweden 43:06,1.

Zweier-Kanadier: 1. Tschechoslowakei (Mottel, Skrdlant) 50:33,8. 2. Kanada (Saker, Charters) 51:15,8. 3. Österreich (Weinstab, Prois) 51:28,0



Das olympische Feuer in Grünau.
Der letzte Fackelträger entzündet die heilige Flamme in der Feuerschale.



C. van Oyen (Deutschland) Goldene Medaille



Heinz Hax (Deutschland) Silberne Medaille



Torsten Ullmann (Schweden) Bronz. Medaille

Schnellfeuer Pistolen

Schnellfeuerpistolen

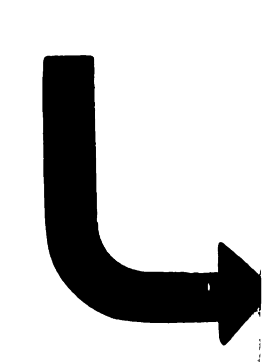
	Name	Land	Ringe
1.	Cornelius van Oyen	Deutschland	18 – 6 6 6
2.	Hauptmann Hax	Deutschland	18 6 6 5
3	Torsten Ullmann	Schweden	18 6 6 4

„JB."-Leser Achtung!

Diese JB.-Folge aufheben!

Das nächste Heft

Folge 34 hier in den Mittelfalz einlegen



Sie bringt die Fortsetzung des

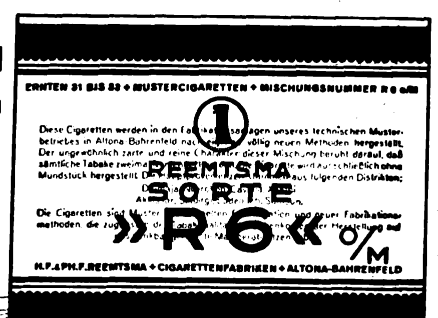
Olympia-Tagebuchs

Ein umfassender Bildbericht von den Olympischen Spielen ist Ihnen dadurch gesichert

STARK VERGRÖSSERT

Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« o/M



doppelt fermentiert

4 ₰

In der linken unteren Ecke der Abbildung sieht man den offenen Tabakstrang, in den die ausgebreiteten Tabakfäden rieseln und somit eine gleichmäßig dichte Füllung der Cigaretten gewährleisten.

Auch als Letzter: Sieger!

Auf der Landstraße, die von San Francisco durch Kaliforniens Obstgärten nach Los Angeles führt, wandert ein Mann. Seit Wochen hat es nicht geregnet, weiß liegt der Staub in dichten Schichten auf den Bäumen; erbarmungslos brennt die Sonne.

Der Mann läuft barfuß. Die Schuhe hat er von den schmerzenden Füßen gezogen und ihre Bänder miteinander verknotet. Nun hängen sie über der linken Schulter und schlagen bei jedem Schritt den Takt gegen Brust und Rücken. Auf der anderen Schulter trägt der Mann ein schweres Büschel goldgelber Bananen, von dem er von Zeit zu Zeit eine Frucht pflückt, um sie im Gehen zu verzehren

So hält Brasiliens Olympia-Mannschaft ihren Einzug in Los Angeles, um die Farben ihres Landes bei den X. Olympischen Spielen zu vertreten! Denn dieser Mann, der da seit langen Stunden unverdrossen den Staub einer kalifornischen Straße schluckt, ist der Brasilianer Cardozo und der einzige Vertreter seines Landes. Für den 10 000-Meter-Lauf hat er sich gemeldet. Morgen soll er an den Start gehen. Wer seine Gegner sind, das weiß er nicht. Von Virtanen, dem unbezwinglichen Läufer aus Finnland, hat er ebensowenig gehört, wie von dessen großen Landsmann Nurmi, der, eben disqualifiziert und aus den Reihen der Kämpfer gestoßen, auf der Tribüne sitzt, anstatt seine Runden auf der Aschenbahn zu ziehen. Er, der Brasilianer Cardozo, kennt die Finnen nicht Er weiß nur, daß er morgen gegen ein paar Leute laufen soll, wie er daheim oft gegen die Freunde im Klub gelaufen ist.

Fast hätte er nicht kommen können. Sein Verband ist arm, das Reisegeld für auch nur einen Kämpfer ist einfach nicht in der Kasse. Von Freund zu Freund ist Cardozo gelaufen, hat gebettelt und gepumpt und Schulden gemacht, ein paar Gönner haben dazugelegt, und endlich langte es für die Passage auf einem langsamen, schmierigen Frachtdampfer. Bis San Francisco war die Karte bezahlt, und Los Angeles liege gleich daneben, hatte man ihm daheim gesagt Dahin würde er wohl auch noch kommen.

Heute früh, bald nach Sonnenaufgang, war er in Frisco an Land gegangen. Nach der Straßenbahn nach Los Angeles hatte er in seinem gebrochenen Englisch gefragt. Gelacht hatten sie, aus vollem Halse gelacht! Straßenbahn? Armer Junge — wenn du zu Fuß marschierst, dann wirst du morgen früh wohl eben dort sein!

Gut — bis morgen früh hatte er ja Zeit Wo der Weg sei, hatte er die Verblüfften gefragt Dann war er, die Schachtel mit seinem verblichenen Trikot unter den Arm gedrückt, losgewandert. Ein armseliges, verschossenes Trikot war es, aber die Freunde hatten ihm das leuchtende Wappen Brasiliens auf die Brust genäht Das trug er nun über die staubigen, glühheißen Straßen Kaliforniens. Die Bananenstaude hatten ihm mitleidige Spanier geschenkt, kleine, arme Fruchthändler, die er am Hafen getroffen hatte. Sie besaßen genau soviel Geld wie er — nichts! Aber Wegzehrung konnten sie ihm geben, und gute Wünsche für morgen.

Ja — morgen. Der Tag war verdammt lang geworden. Gegen Abend ging es schon, aber bis Los Angeles schien es noch weit zu sein. Zweimal hatten ihn Lastwagen ein Stück Weges mitgenommen. Aber nun fuhren alle Autos achtlos an ihm vorüber. Es dämmerte schon, und wer nimmt in der Dämmerung einen Wanderer mit, der einem Tramp mächtig ähnlich sieht?

Cardozo ärgerte sich nicht, wenn sie abwinkten. Vielleicht hatten sie es eilig, wer weiß. Aber schließlich hatte auch er es eilig. Rascher schritt er aus die Abendkühle erfrischte ihn. Einmal ruhte er auch trank aus einem Graben, aß seine letzten Bananen, dann schritt er weiter in die sternenklare Nacht hinein.

Er war kein „Star" des Sports, dieser Läufer Cardozo. Er war nicht beleidigt, brüllte nicht Gott und die Welt an, er gebärdete sich nicht wie eine hysterische Primaballerina. Er war ein armer Mann, sein Verband war arm, die Freunde hatten getan, was sie konnten — nun, es mußte eben gehen. Wenn er nur rechtzeitig an den Start kam. Aufgeben? Das wäre der letzte Gedanke gewesen, der ihn beschäftigt hätte. Still, ohne jedes Pathos, schritt er durch die Nacht, nun schon fast vierundzwanzig Stunden lang, ein einsamer Wandersmann, den, ohne daß er sich dessen bewußt war, olympischer Geist mit reinem Feuer erfüllte.

Ein Lieferwagen nimmt ihn auf und bringt ihn bis zur Stadtgrenze. Er versucht, zwischen den Kisten und Säcken zu schlafen, aber er muß aufpassen, von der rumpelnden Ladung nicht zerquetscht zu werden Zum Stadion? Oh — eine kleine halbe Stunde. Mit der Straßenbahn, hatten sie gemeint. Zu Fuß sind es zwei Stunden.

Er schafft auch sie. Vor dem riesigen Bau aus Stahl und Zement steht er. Schmutzig, abgerissen, verdreckt. Mühsam findet er den Eingang für Kämpfer. Sie wollen ihn nicht einlassen; wie soll dieser Schnorrer auch ein Teilnehmer sein. Die haben schmucken Dreß mit Wappen und Landesfarben — aber dieser da?

Der zückt seinen Ausweis. Das hilft. In einen Ruheraum führt man ihn, neben die Zelle der Finnen Essen bringt man ihm. Dann ist er allein. Nebenan schwirrt es wie im Taubenstall. Trainer, Reisebegleiter, Masseur, Offizielle — er bleibt allein.

Dann kommt einer und führt ihn an den Start. Rennschuhe aus ganz weichem, schmiegsamem Leder tragen die anderen, mit Dornen unter den Sohlen. Er geht barfuß — Ein Schuß dröhnt. Mit einem Blick faßt er noch das weite Oval, aus dem ihn hunderttausend helle Punkte anstarren. Das sind die Gesichter von hunderttausend Menschen, die ihn, den Brasilianer Cardozo, um den olympischen Sieg laufen sehen wollen.

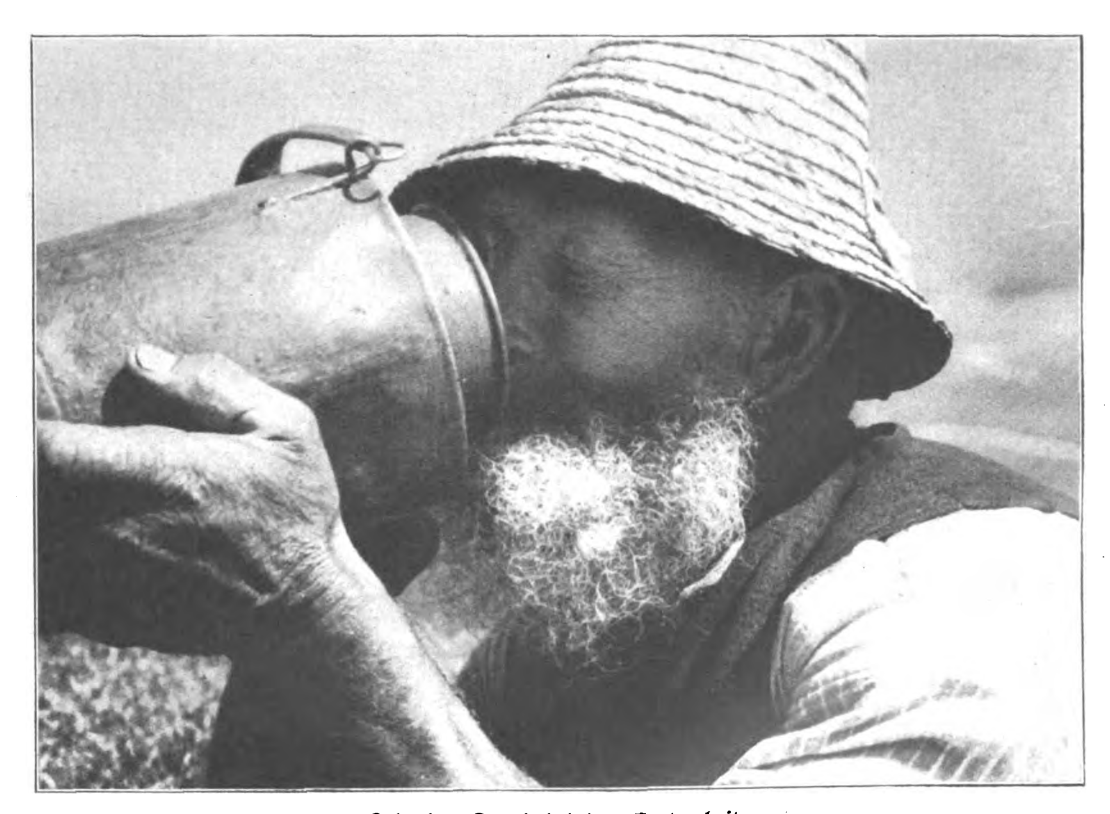
Und nun läuft er. Vierundzwanzig Stunden ist er marschiert. Durch Staub und Sonnenglut, ohne Rast, ohne Schlaf. Nun trabt er seine zehn Kilometer mit den andern. Einmal streicht er leicht und scheu mit der Linken über das Wappen auf seiner Brust.

Die drei Mann der Spitzengruppe, zwei Finnen und ein Pole, überrunden das ganze Feld. Aber er ist nicht der erste, den sie einholen. Vor ihm kommen andere an die Reihe. Dann ziehen sie mit einer Runde Vorsprung auch an ihm vorbei.

Als der Pole als Überraschungssieger durchs Ziel geht, hören die anderen Überrundeten einfach auf. Sie werden doch nicht mehr gewertet. Wozu sich also noch quälen! Nur einer läuft weiter. Der Brasilianer Cardozo. Und wenn er auch Letzter bleibt: über zehntausend Meter geht der Lauf, und diese zehntausend Meter werden abgelaufen. Keiner schaut ihm mehr zu, als er seine letzten beiden Runden hinter sich bringt. Erst, als er eine dritte Runde — die Zielrichter, längst mit anderen Dingen beschäftigt, haben vergessen, ihm das Schlußzeichen zu geben — nutzlos und schon längst über 10 000 Meter hinaus zurücklegt, wird man wieder auf ihn aufmerksam. Da rufen und singen und johlen sie, da gellen Pfiffe und gelbe Strohhüte segeln durch die Luft.

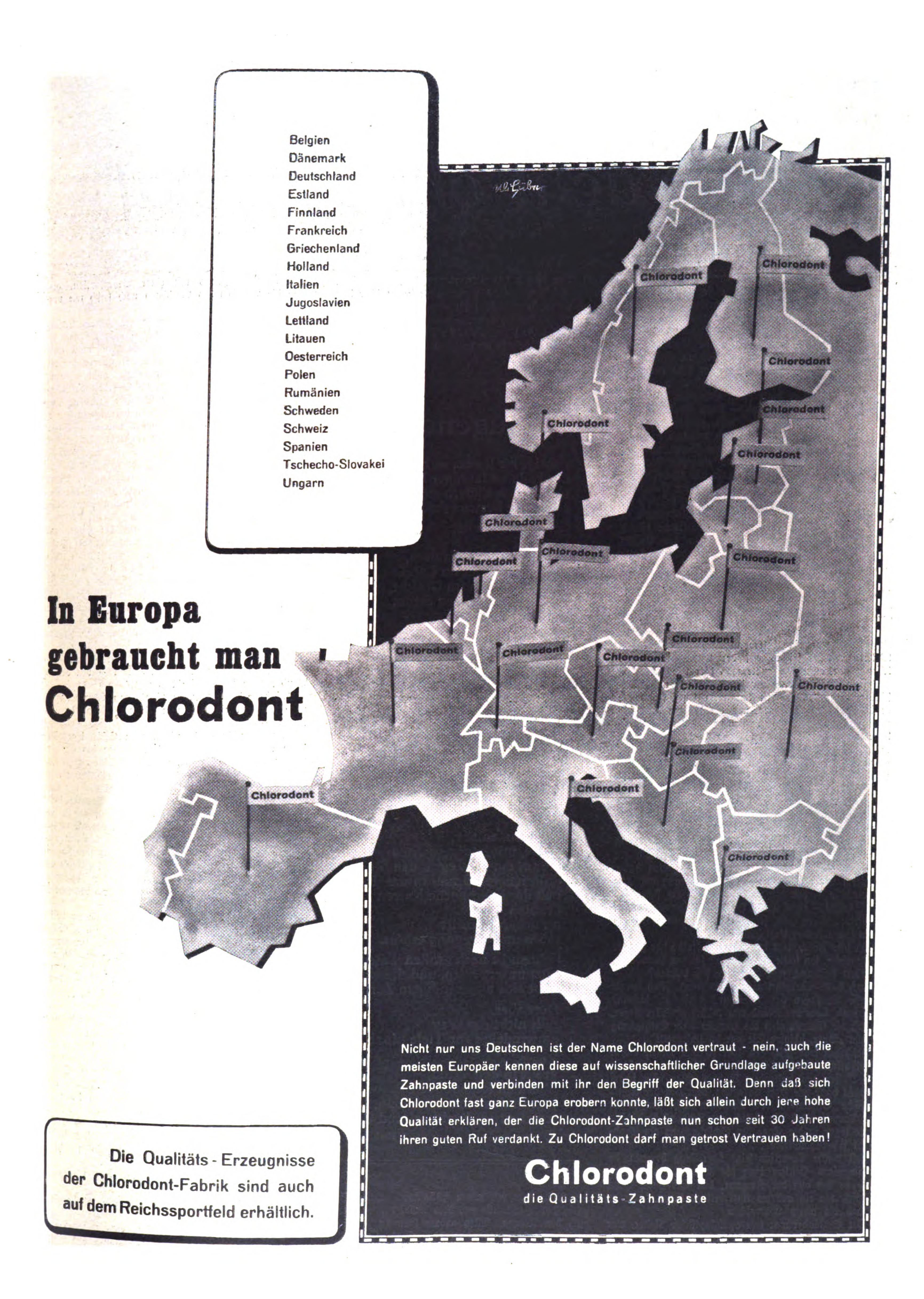
Aber Cardozo war kein nervöser Star Gleichmütig tritt er von der Bahn, gleichmütig geht er in seinen Ruheraum wo er einsam bleibt bis zum Abend Dann erbarmt sich ein Ordner seiner und nimmt ihn mit

Er hatte besseren Lohn verdient als das Lärmkonzert zum Schluß. Denn dieser Brasilianer Cardozo der sich den Weg nach Los Angeles mühsam hatte erkämpfen müssen war ein Held Ein stiller unbekannter Held des Sports, der nicht aufgab wo Größere vielleicht längst umgekehrt wären. H. H.



Labender Trunk bei der Erntearbeit.

Aufnahme: Springorum.



Belgien
Dänemark
Deutschland
Estland
Finnland
Frankreich
Griechenland
Holland
Italien
Jugoslavien
Lettland
Litauen
Oesterreich
Polen
Rumänien
Schweden
Schweiz
Spanien
Tschecho-Slovakei
Ungarn
In Europa gebraucht man Chlorodont
Chlorodont
Nicht nur uns Deutschen ist der Name Chlorodont vertraut - nein, auch die meisten Europäer kennen diese auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Zahnpaste und verbinden mit ihr den Begriff der Qualität. Denn daß sich Chlorodont fast ganz Europa erobern konnte, läßt sich allein durch jene hohe Qualität erklären, der die Chlorodont-Zahnpaste nun schon seit 30 Jahren ihren guten Ruf verdankt. Zu Chlorodont darf man getrost Vertrauen haben!
Chlorodont
die Qualitäts-Zahnpaste
Die Qualitäts-Erzeugnisse der Chlorodont-Fabrik sind auch auf dem Reichssportfeld erhältlich.

HEINZ STEGUWEIT:

Die Nacht ohne Schlaf

Obwohl es unnötig wäre, den Namen dessen zu nennen, dem das Geschick dieser Fabel widerfuhr, möge er als Herr Cornelius unsere Teilnahme verdienen. Dieser Cornelius schrieb sich um keinen Buchstaben anders als der Meister der apokalyptischen Reiter, jenes zeichnerischen Kartons, auf dem Seuche, Krieg, Teuerung und Tod als Gespenster der Vernichtung galoppieren. Das alles steht auch mit dem Menschen unseres Herrn Cornelius in einiger Verbindung. Denn er hatte jeden Schrecken, jede Not der Kriegsjahre kosten gelernt — heute diente er, wie wir alle, froheren Pflichten. Also geschah es, daß Herr Cornelius eines Tages Urlaub nahm. Die Seele hungerte nach einem Blick auf grüne Berge, und der Körper sehnte sich Wanderschaften entgegen, die das Wohlbefinden nützlicher ernähren als alle Übereilungen im Qualm der Stadt. Und weil sich Herr Cornelius einen Spaß besonderer Art gönnen mochte, beschloß er, zum erstenmal die Behaglichkeit eines Schlafwagens in Anspruch zu nehmen; denn schon die Vorfreude dünkte ihm köstlich, wie er gleichermaßen zu der Ansicht neigte, daß diese Einrichtung für abgehastete Leute menschenfreundlich zu nennen sei.

Mithin zog Cornelius alle tunlichen Auskünfte ein, und bald hatte er das Wissen um die Dinge, die man vom Schlafwagen merken mußte. Er bestellte mit kluger Voraussicht ein Unterbett, weil dort das Rütteln der Räder weicher zu spüren war als in den oberen Kojen. Ja, wer ein Unterbett hatte, dem blieb das Klettern erspart, sei es auf der Leiter, sei es mit Klimmzügen, außerdem ruhte man hier wie daheim.

Triumphierend hielt Cornelius Fahrkarte und Bettschein in der Hand. Mit kindlichem Entzücken zeigte er beides seinen Nachbarn, und der Vortag des schönen Erlebens wurde mit Studien vertan, die der Landkarte galten. Immer wieder wanderte der Finger die bayerischen Seen ab, bei Rottach sollte es Forellen geben, vor den Blaubergen läuteten Kuhherden, und weit drüben beim Bauer in der Au flossen Milch und Honig aus Eutern und Waben . .

Wer abergläubisch ist, wird dreimal auf Holz pochen und flüstern, so viel Triumph im voraus sei vom Übel, denn die Enttäuschung bleibe der nächste Nachbar allen Übermuts. Tatsächlich widerfuhr unserm Schwarmgeist eine Bitterkeit, zwar kein Unglück, doch immerhin ein Kummer. Als er nämlich das Abteil betreten hatte, neugierig wie ein Kind vor der Bescherung und alle Geheimnisse — von den Lichtknöpfen bis zur sinnvollen Waschschüssel — ergründend, klopfte ihm jemand auf die Schulter: „Mein Herr, seien Sie ein Gentleman, überlassen Sie mir das Unterbett!" —

Der dies sprach, war der andere Schlafbursche zweiter Polsterklasse, ihn hatte das Schicksal für das schaukelnde Oberbett bestimmt, nun wollte er sich drücken?

Noch hatte Cornelius nicht geantwortet. Noch konnte er alle Tonstufen der Ablehnung versuchen, lächelnd oder grob. Aber der Mund war rascher als aller Ärger, so daß die Gutmütigkeit des Herzens diese Entgegnung formte: „Bitte, schlafen Sie nur im Unterbett!"

Geschehen war geschehen. Der Fremde winkte einem Hotelburschen, einiges Gepäck ließ sich nieder, Taschen und Koffer aus duftendem Juchten. Wer aber scharf gehorcht hatte wie Herr Cornelius, dem war der angelsächsische Stimmfalll des Nachbarn nicht entgangen. Ein Tommy also? Womöglich aus London? Daß diese Leute sogar in der Enge des Schlafwagens als Großmacht sich behaupteten . . .

Fast wollte Cornelius seine Übereilung bereuen, da er sie einen Seufzer lang für Schwäche hielt. Fast trieb es ihn aus der Kammer, den Schaffner, wenn möglich, um ein anderes Unterbett zu bitten. Aber es geschah ein neues Überraschen.

Der Engländer war kein apokalyptischer Reiter, war eher eins ihrer Opfer, denn er trug im Knopfloch das bunte Ordensband seiner Nation, so, wie sich Cornelius mit den Abzeichen deutscher Ehrenkreuze ausweisen konnte. Der eine sah es am andern. Der andre am einen Das war beruhigend Das schien wie ein Erkennen, wie ein Wiedersehen, klärend und ohne laute Geste. Wir können uns nicht zürnen, dachte Cornelius, ich gab dir etwas, nämlich mein Unterbett. Sicher hast du auch eine Freundlichkeit für mich, von der ich nichts weiß und mit der ich keineswegs rechnen darf . .

Der Zug rollte schon. „Ich lasse Ihnen den Vortritt", sagte der Deutsche und wollte hinaus in den Flur. Aber der Brite kam mit neuen Wünschen. „Seien Sie so gütig, helfen Sie mir aus dem Mantel lösen Sie mir auch den Kragen. Alles andere kann ich allein Sie verstehen? Hier, mir fehlt eine Hand. Vom Kriege her Darum das Unterbett. Gentleman Wie sollte ich hinaufsteigen, es wäre zu schwer!"

Cornelius empfing damit den letzten Rest, dessen er zur Aussöhnung noch bedurfte Und er half dem Fremden aus Mantel und Joppe, löste ihm auch den Kragen, tat das alles mit einer Behutsamkeit, als wären die Wunden des Nachbarn noch frisch wie vor zwanzig Jahren.

Eine Stunde später ruhte jeder in seinem Lager, unten wie oben, stumm voreinander, doch wachsam in der Enge dieser Dunkelheit. Cornelius schlief nicht, weil das Erlebnis es so wollte. Und der andere horchte gleichermaßen in seine Vergangenheit, nicht ahnend, daß die Gedanken des Mannes im Oberbett auf ähnlichen Pfaden wanderten Der Deutsche erinnerte sich, im Artois einmal einen Gefangenen beruhigt zu haben, die Schenkel waren ihm zerbrochen, und die Stimme kam mit dem Tonfall dieses Engländers: „Helfen Sie mir, tragen Sie mich, Gentleman . . .!"

Er hatte ihm geholfen. Er hatte ihn getragen. Durchs wüste Granatenwetter. Das war ein mutigerer Dienst gewesen als der Verzicht aufs Unterbett. Und der Gefangene von 1916 hatte dem Helfenden einen Ring geschenkt, zum Dank, zum Erinnern.

Wie oft ist ein Ring am Finger der Gegenstand wunderlicher Geschicke gewesen. Nicht nur bei Polykrates. Nicht nur in den Märchen der Kinder. Also flüsterte Cornelius in die Dunkelheit: „Tommy — —?"

Das Licht flammte gleich auf: „Comrade —?"

Cornelius zeigte den Ring, erzählte von ihm, wurde heiß in den Adern, und der Engländer, dessen Augen noch blinzelten, machte die Blicke stark und glänzte von innen her: „O, kenne ich, siebtes Regiment von die Highlanders. Wo hast du ihn her —?"

„Schade, daß ich ihn nicht von Ihnen — von — — dir habe. Oder wenigstens von Ihrem — von deinem Bruder. Wie schön wäre das jetzt!"

„Ich habe keinen Bruder, Gentleman. Aber der Ring wird sein von einem meiner Brüder. Kannst du verstehen —?"

Es wäre nicht geschmackvoll vom Schicksal gewesen, hätte der Brite auch noch den Namen des einstigen Besitzers gewußt. Dafür kamen die Männer tiefer ins Gespräch, tauschten die Seelen aus und fanden kein Ende, weil das alles sehr viel war, sehr weit, sehr ans Letzte rührend, von dem man das Allerletzte hinwiederum nicht erschöpfte. Sie wußten nur, daß sie sich erlösten, so, als hätte jeder das Wort des andern seit langem begehrt: Carvin, Douai, Hulluch, das Kanonengehölz bei Lens, die Nahkämpfe und stürzenden Fördertürme von Courrières — — damned, die Tanks vor Cambrai, tausend Zyklopen in donnernder Phalanx —

„Wie haben wir euch verflucht und doch bewundert!"

„Comrade, wir euch nicht weniger!" —

In der Morgenfrühe, die Sonne glomm wunderbar über den Feldern, wußte keiner von den Soldaten, warum er für diese Fahrt den Schlafwagen gewählt hatte. War doch niemand das Schlafen geglückt, vielleicht aber das Träumen mit wachen Sinnen, und dies alles schien wert genug, daß man sich begriff, daß man auch den Geist des besseren Augenblicks beschwor Verweile doch — —!

Nach einer halben Stunde, der Schaffner hatte geweckt, half Cornelius dem Nachbarn noch williger, als er ihm am Abend geholfen hatte. Beide dachten wohl, daß sich alle Fremden nicht mehr so fremd wären, wüßten sie mehr voneinander. Ein kleines Schicksal, eine winzige Sorge nur, und sie hatten sich nötig, dieser half jenem, denn an den alten Wunden litten noch alle. Solche Weisheit erkannten ehestens die Männer, die vor zwanzig Jahren dabei waren und mitten darinnen: Sie wissen von den apokalyptischen Reitern, darum bleiben sie auch wachsam und schlafen nicht ein, wenn sie ihrer gedenken!

„Wirst du dich meiner noch einmal erinnern, Tommy?"

„Ich werde überall und viel von dir erzählen, Gentleman!" —

Tags darauf erlebte Cornelius die Kuhherden der blauen Berge, erlebte auch die Forellen von Rottach und den Honig beim Bauern in der Au Alles war voll heller Lauterkeit weil die Seele das Helle und Lautere zu spüren vermochte

Von dem andern hoffen wir's desgleichen.

Jugend

Hurtig, ihr Rosse, es knallt
der Peitsche launiger Bogen,
und in den Rädern stöhnt
schon die bezwungene Zeit.

Seht diese Weite,
das Tal,
die gebückten Gestalten,
dienende Hügel im Land,
bärtigen Busch im Gesicht,
und die Städte, den Strom
und die Sonne.

Fortan,
flammenhufige Rosse,
strebt empor in den Kranz
ewig strahlenden Lichts.

Hinter den Gipfeln dort,
seht,
reicher säumte es nie,
wenn es sonst Friedlichen
über die Dachkronen schien,
seht,
dort müssen wir hin,
in den bläulichen Himmel.

Hurtig,
flieht ihn empor,
Rosse, mit feurigem Atem
brennt euren Weg in den Stein,
dröhnt euren Schall in das Tal,
daß der knechtische Karren
drunten
an unserm Schritt
mühsam Bewegung erhört.

Sehnsucht nach großen Taten
hitzt unsere Stirn, und die Hand
ballt sich aus freudigem Zorn.

Dort aber,
fällt nicht der Weg
schwindelnd zur Tiefe hinab?

Rosse,
greift in den Wind,
über den Regenbogen
jagt in den Himmel hinein,
trotzt euerm Schicksal und Gott!

Herbert Böhme

Zehnkampf das Ideal der Leichtathletik

Man hat den modernen Zehnkampf das Ideal der Leichtathletik genannt. Leider vergessen wir über den Glanzleistungen des Spezialisten allzu leicht, daß der Mehrkämpfer, der in seinen Einzelleistungen meist hinter dem Spezialisten zurücksteht, in der Tat der Idealtyp des Leichtathleten ist. In den antiken Olympischen Spielen stand der Mehrkampf in besonders hoher Gunst, und wer im Fünfkampf, dessen wichtigste Übung der Ringkampf war, gesiegt hatte, war der erste Olympionike, und ihm standen Ehren zu, wie sie sonst nur einem siegreichen Heerführer zuteil wurden.

In der ja nur kurzen modernen Sportgeschichte wird man den Zehnkampf zunächst vergeblich suchen. Die ersten vier Olympischen Spiele kannten ihn noch nicht. Erst 1912 wurde er in Stockholm ausgefochten und von dem Indianer Thorpe mit hervorragenden Leistungen gewonnen. Seitdem wird, glücklicherweise auch in Deutschland, der Zehnkampf immer eifriger gepflegt, und es ist für unsere Leichtathletik sicher ein außerordentlicher Gewinn, daß an ihrer Spitze der Mann steht, der zum ersten Male deutscher Zehnkampfmeister wurde: Dr. Ritter von Halt.

Die Antike stellte den Ringkampf in den Mittelpunkt des Mehrkampfes. Wer Sieger im Ringen wurde, war Mehrkampfsieger, gleichviel wie er in den anderen Übungen abgeschnitten hatte. Der moderne Zehnkampf ist dagegen gewissermaßen auf „wissenschaftlichen" Erwägungen aufgebaut. Er setzt sich aus den leichtathletischen Elementarübungen zusammen, aus Laufen, Springen und Werfen. Der kurze Lauf (100 Meter), der mittlere (400 Meter), der lange Lauf (1500 Meter) und der Hürdenlauf über 110 Meter, ferner der Hochsprung, der Weitsprung, der Stabhochsprung sowie schließlich der Kugelstoß, der Diskuswurf und der Speerwurf machen den modernen Zehnkampf aus. Nur wer über eine harmonische und vollendete Beherrschung seines ganzen Körpers verfügt, nur der „Idealtyp" unter den Leichtathleten, kann in all diesen zehn Übungen Leistungen erreichen, deren Gesamtsumme ihn zum Meister macht.

Sieger des Zehnkampfes ist nicht, wer in möglichst vielen Sportarten gegen seine Gegner gewinnt, sondern wer die höchste Gesamtpunktzahl erreicht. Die Punktwertung hat viel dazu beigetragen, daß der Zehnkampf noch nicht so volkstümlich ist wie die Einzelübungen, zumal sie wie jede Punktwertung ihre Schwächen hat.

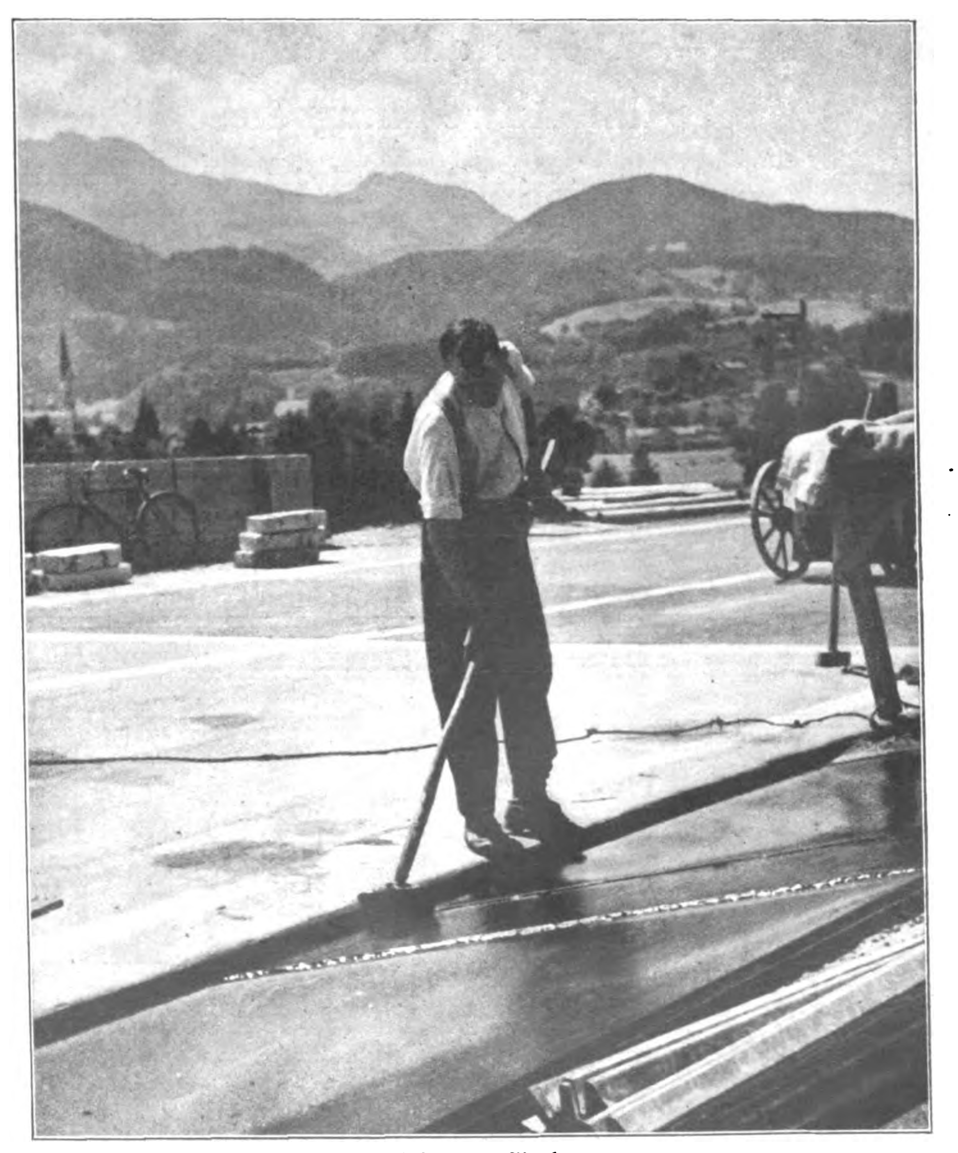
Die Kampfrichter gehen bei der Bewertung des Zehnkampfes von der Punktzahl 1000 für jede Übung aus. Dabei hat man für die einzelnen Sportarten eine theoretische Idealleistung festgesetzt, die 1934, als man die heute gültige Wertung einführte, zum Teil über den einzelnen Weltbestleistungen lag, heute aber von den Spezialsportlern bereits überholt ist. Mit 1000 Punkten werden zum Beispiel bewertet: 100 Meter in 10,5 Sekunden, 400 Meter in 48 Sekunden, 110 Meter Hürden in 14,6 Sekunden, 7,70 Meter im Weitsprung, 1,97 Meter im Hochsprung usw. Wie man sieht, also Leistungen, die heute nur von den besten Athleten erreicht werden. Von den 1000 Grundpunkten werden nun je nach Zentimetern und Zehntelsekunden Punkte abgezogen, oder es werden, bei Leistungssteigerungen, Punkte hinzugezählt. Dabei verfährt man jedoch nicht mechanisch, indem daß man einfach eine Zehntelsekunde oder einen Zentimeter einem Punkt gleichsetzt, sondern man berücksichtigt auch die relative Leistungssteigerung. Je näher der Mehrkämpfer mit seiner Leistung an das theoretische Ideal herankommt, um so höher bewertet man seine Leistung. Der Mehrkämpfer zum Beispiel, der seine Hochsprungleistung von 1,92 Meter auf 1,93 Meter verbessert, bekommt mehr Punkte angerechnet, als ein Springer, der seine Leistung ebenfalls um einen Zentimeter, aber nur von 1,85 auf 1,86 Meter, steigert. Diese Punktrechnung ist kompliziert, aber gerecht.

10 000 Punkte wären die Idealleistung. Diese Leistung ist nie auch nur annähernd erreicht worden. Der erste olympische Sieger, 1912, erzielte 7751,06 Punkte. Erst 1928 wurde diese Leistung überboten Aber damals galt noch eine andere Berechnungsgrundlage, so daß man diese Zahlen nicht ohne weiteres mit den heutigen vergleichen kann. Den Weltrekord hält mit 7880 Punkten der Amerikaner Glenn Morris. Deutschland besitzt in Sievert einen ausgezeichneten Zehnkämpfer, der mit 7824,5 Punkten kaum hinter dem Amerikaner zurücksteht.

Ein anderer Mehrkampf, der Fünfkampf, geht von ganz anderen Gesichtspunkten als der Zehnkampf aus, nämlich von militärischen. Alles, was einem Soldaten auf einem Patrouillenritt passieren kann, und alles, was er dabei unter ungünstigen Bedingungen zu leisten hat, ist in das Programm des Fünfkampfes aufgenommen: Reiten, Schwimmen, Laufen, Degenfechten und Pistolenschießen. Dem Sinn des Kampfes entspricht es, daß der Ritt (5000 Meter) und der Lauf (4000 Meter) über schwieriges, abwechslungsreiches und unbekanntes Gelände geht, und daß für das Schwimmen (300 Meter) kein Stil vorgeschrieben ist. Für die Bewertung werden die Platznummern zusammengezählt, die jeder bei jeder einzelnen Übung erhalten hat. Die höchst erreichbare Zahl ist also fünf, die den fünf ersten Plätzen entsprechen würde.

Man hat den modernen Fünfkampf erst 1912 in die Olympischen Spiele aufgenommen, aber er wurde schon vorher in einigen Ländern, namentlich in Schweden, betrieben. Obwohl er scheinbar wenig mit dem antiken Fünfkampf zu tun hat, so ist der Grundgedanke doch derselbe, denn Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen, die Übungen des antiken Fünfkampfes, waren ja schließlich die Hauptfähigkeiten, die man von dem antiken Infanteristen verlangte.

K. F.



Arbeiter am Werk.
Die Bernauer Brücke auf der Reichsautobahn, Strecke München—Siegsdorf, geht der Vollendung entgegen.
Aufnahme: Mantler.

"4711"- die liebe Gewohnheit

Sport strengt an

Aber auch das Zuschauen ermüdet. Dann rasch "4711"! Mit Freude und Wohlbehagen wird diese köstliche Erfrischung begrüßt. "4711" Echt Kölnisch Wasser verbreitet mit seinem feinen Duft das Gefühl gepflegter Frische und angeregter Munterkeit.

Uhrflakon	RM. –.85, 1.35
Flachformat	RM. 1.15, 1.90, 2.85
Original-Flasche	RM. 1.35, 2.20, 3.30

No. 4711 Echt Kölnisch Wasser

E. V. von RUDOLF:

Friedrich der Große

Geschichtliches und Anekdotisches um den großen König

ZU SEINEM 150. TODESTAG AM 17. AUGUST 1936

Es gibt wenig geschichtliche Gestalten, die in der Jugend, im Mannesalter und im Greisentum gleicherweise so bedeutungsvolle Züge aufweisen, wie Friedrich der Große. Er war durch Geburt und Erziehung zu einem besonderen Schicksal auserlesen, er war aber stets größer als sein Schicksal. Wenn er nicht König gewesen wäre, hätte er auch jedem anderen Berufe Ehre gemacht. Er war nicht nur ein großer Herrscher, nicht nur Soldat und Feldherr von unsterblichem Ruhm, ein Neuerer in der Heerführung und Befestigungskunst, ein Redner, der durch seine begeisternden Ansprachen Offiziere und Mannschaften zu höchsten Heldentaten mitriß, — er war auch ein unvergleichlicher Staatsmann und Diplomat von höchster Klugheit, ein großzügiger Förderer der Landwirtschaft und der Siedlung, der Industrie und des Bankwesens. Als Schriftsteller zählte er zu den Besten seiner Zeit, als Musiker und Dichter wurde er von den hervorragendsten Künstlern als ebenbürtig erachtet, als tiefgründiger Philosoph und Geschichtsschreiber seiner eigenen Großtaten stand er mit den größten Denkern aller Länder in persönlichem und schriftlichem Verkehr. Er war gefürchtet wegen seiner spöttischen Ironie und zugleich geliebt wegen seines wahrhaft königlichen Humors, er war Menschenverächter und zugleich der gütigste und fürsorglichste Vater seines Volkes, er war Weltmann voll sprühenden Geistes und zugleich harter Pflichtmensch und Mann der Tat.

Bei all diesen hohen Gaben, von der keine der anderen im Wege stand, hatte Friedrich der Große nur ein einziges Ziel, dem er alles unterordnete: das leibliche und geistige Wohl seines Volkes. Sein Leben lang stand er zwischen Haß und Liebe, zwischen Verleumdung und Verehrung. Aber unbekümmert um beides ging er seinen einsamen Weg zur Größe und führte sein Volk auf diesem Wege mit.

Das Leben und Werk des großen Königs ist schon in unzähligen Darstellungen gewürdigt worden; sein Bild als Herrscher, Feldherr und einsamer Grübler ist allgemein bekannt. Wie reich muß aber seine Natur gewesen sein, daß ihm sein Volk, jenseits aller historischen und kritischen Würdigungen, als Denkmal eigenster Art jenen köstlichen und unvergeßlichen Legendenkranz wand, zu dem alt und jung, hoch und nieder aus allen Provinzen des Königs Blüten und Zweige herbeigetragen haben. So weit durch Hoheit entrückt der König dem Volke war, so nah und verständlich war diesem der große Mensch, der trotz der Einsamkeit und Kälte, in der er zu leben gezwungen war, seine tiefe und innige Volksverbundenheit doch nie verhehlte. Das Volk fühlte, daß ein Schicksal seiner Art nur von einem starken Herzen getragen werden konnte, und es erkannte die höchste Tugend des Königs: den unbeugsamen Sinn für Gerechtigkeit.

Dieses Bild des Königs, an welchem sein Volk weit über seinen Tod hinaus gearbeitet hat, ist, wie Reinhold Schneider zu den uns von Unger und Nicolai überlieferten Anekdoten um Friedrich den Großen bemerkt, das beste und uns das liebste geblieben. Es ist gleichsam eine von Humor durchtränkte, aus zahllosen Farbenbrechungen, Einzelzügen und glücklich aufgefangenen und weitergesponnenen Begebenheiten zusammengefügte, liebevolle Dichtung, aus der im folgenden zu Ehre und Ruhm des großen Königs und zum rechten Verständnis seines innersten Wesens einige der schönsten und ergreifendsten Züge herausgegriffen wurden.

Gleich nach dem Tode seines Vaters berief Friedrich seine Generale zu sich und ermahnte sie zur unablässigen Sorge um die Tüchtigkeit der Truppen: „Seien Sie stets dessen eingedenk: es ist die Pflicht eines guten Soldaten, ebenso menschlich und vernünftig zu sein wie unerschrocken und brav. Ich ermahne Sie als König, danach zu handeln, ich rate es Ihnen als aufrichtiger Freund, ich bitte Sie darum als treuer Kamerad."

Seinen Ministern legte er ebenso das Wohl des Volkes ans Herz. „Lassen Sie sich ein für allemal gesagt sein: Ich sehe mein Interesse nur in dem, was zur Erleichterung des Loses meines Volkes und zu seinem Glücke beitragen kann."

Damals schrieb er auch die Worte: „Wenn mein Vaterland mir entgegenträte, würde ich ihm sagen: ‚Mein Herz ist voll Liebe und Dankbarkeit. Ich brauche dich nicht zu sehen und zu hören, um dich zu lieben. Ja, ich gestehe, daß ich dir alles verdanke. Deshalb hänge ich auch unlöslich und zärtlich an dir. Meine Liebe und Dankbarkeit werden erst mit meinem Tode enden. Mein Leben selbst ist dein Eigentum. Wenn du es zurückforderst, werde ich es dir mit Freuden opfern. Für dich sterben, heißt im Andenken der Menschen leben.'"

Nach dem Tode Kaiser Karls VI. im Oktober 1740 beschloß Friedrich unverzüglich, das unbestreitbare Anrecht seines Hauses auf die schlesischen Herzogtümer geltend zu machen. Im Dezember marschierte er in Schlesien ein. Man legte dem König damals nahe, auf die preußische Fahne die Worte zu setzen: „Pro deo et patria — Für Gott und Vaterland!" — Der König aber strich „deo" und sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg geht um eine Provinz, nicht um die Religion!"

Der Sieg von Chotusitz im Jahre 1742 brachte den Frieden. Durch ihn kam Schlesien an Preußen. Die folgenden Jahre wurden zur Stärkung der Kriegsmacht verwendet, wobei der König aber die innere Verwaltung des Landes keineswegs übersah. Kanäle wurden hergestellt, Hafenbauten errichtet, dem Gewerbefleiß alle Tore geöffnet. Im Jahre 1744 wurde die Akademie der Wissenschaften erneuert, und weltberühmte Forscher, wie Euler u. a., waren ihre Mitglieder.

Auf dem Platz vor dem Potsdamer Stadtschloß hatte der König die lutherische Kirche errichten lassen, gerade gegenüber dem Hauptportal des Schlosses. Sie war mit einer prächtigen Fassade aus Quadersteinen im Stil der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom geschmückt, durch die freilich das Innere verdunkelt wurde. Die Prediger stellten dem König vor, daß die Gemeinde infolgedessen ihre Gesangbücher nicht recht lesen könnte. Da der Bau indessen schon zu weit vorgeschritten war, schrieb der König an den Rand der Denkschrift: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!"

Schon im Jahre 1744, als in Sanssouci die Terrassen angelegt wurden, ließ der König, noch ehe mit dem Bau des Schlosses begonnen war, in aller Stille eine Gruft graben, das Gewölbe mit Marmor bekleiden und darüber das Bildnis einer liegenden Flora aufstellen. Als er nun eines Tages während des Schloßbaues mit d'Argens über den Platz spazierte, sagte er zu ihm: „Als ich den Entschluß faßte, mir auf diesem angenehmen Fleck ein Lusthaus zu bauen, kam mir auch gleich der Gedanke, dort mein Grab einzurichten: Quand je serai là, je serai sans souci — Wenn ich dort sein werde, werde ich ohne Sorgen sein!" Dabei deutete er auf die verborgene Gruft. Der alte König hat dort später alle seine geliebten Windspiele bestattet, eines nach dem anderen, und die ruhende Flora bewachte seine Lieblinge, die er auch im Tode nahe bei sich haben wollte.

Im Jahre 1745 schloß auch der zweite Schlesische Krieg mit dem vollen Siege Friedrichs. Er hatte die unabhängige Stellung einer Großmacht inmitten der europäischen Mächte erkämpft.

Zahlreich sind die Legenden, die das Leben des Königs im Zeitraum bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges umranken. Damals pflegte der König in seinen Kammerkonzerten öfters eigene Kompositionen auf der Flöte zu blasen. Unter den Begleitenden befanden sich auch die berühmten Musiker Quantz und Benda. Als er einmal ein neues Solo zum erstenmal spielte, waren in einem Satz etwas merkwürdig durchgehende Quinten, was nach der strengen Kompositionslehre nicht gestattet ist. Quantz, dessen musikalische Orthodoxie das nicht duldete, schnaubte sich die Nase und räusperte sich einige Male. Die anderen schlugen dabei die Augen nieder. Der König sagte nichts, untersuchte sein Solo und fand bald die Stellen. Er zeigte sie nach einigen Tagen nicht Quantz, sondern dem Konzertmeister Benda unter vier Augen und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft sei. Dieser bejahte. Der König änderte hierauf die Stellen mit Hilfe Bendas und setzte hinzu: „Wir wollen doch sorgen, daß Quantz sich nicht wieder einen Husten zuzieht!"

Je besser die Laune des Königs war, desto bitterer wurden seine ironischen Bemerkungen. Das erfuhr eines Abends der französische Gesandte Marquis de Vaiori in der Berliner Oper. Die Sänger standen schon alle auf der Bühne, aber als man den Vorhang aufziehen wollte, hakte er sich fest und ging nur so weit in die Höhe, daß man die Beine der Sänger sah. Da wandte sich der König zu seinen Nachbarn und sagte so laut, daß man es in der Loge des französischen Gesandten hören mußte: „Sehen Sie da — das Ministerium von Frankreich: viele Beine und kein Kopf!"

Einmal sagte der König bei Tafel zu d'Argens: „Man spricht soviel davon, daß wir Könige das Ebenbild Gottes auf Erden wären. Darauf habe ich mich im Spiegel besehen und muß sagen: Desto schlimmer für Gott!"

Der Rat einer kleinen märkischen Stadt ließ einen Bürger ins Gefängnis bringen, der beschuldigt war, Gott, den König und einen edlen Rat gelästert zu haben. Der Rat berichtete dies dem König, um zu erfahren, welche Strafe ein solcher Missetäter verdient habe. Folgender Bescheid war von des Königs eigener Hand an den Rand geschrieben: „Daß der Arrestant



Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennet; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen."

Mit dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges beginnt die leidenreichste, aber auch die ruhmreichste Periode Friedrichs des Großen. Seinem unerhörten persönlichen Mut, seiner genialen Feldherrnkunst, seiner seltenen Gabe, die Mutlosen und schon Wankenden wieder aufzurichten und mit sich vorwärts zu reißen, und nicht zuletzt seiner eisernen Beharrlichkeit gelang das fast Unmögliche: er ging auch aus diesem gigantischen Kampfe gegen eine ungeheure Übermacht, gegen eine Welt von Feinden, als Sieger hervor.

Als Friedrich die Gefahr, die ihn von allen Seiten bedrohte, sah, beschloß er mit einer Kühnheit sondergleichen, den ersten Schlag zu tun. Er verlangte erst von Maria Theresia eine bestimmte Erklärung über ihre Absichten; sie sollte klipp und klar sein, so fügte er hinzu, denn: „Ich mag keine Antwort im Orakelstil!" Auf die ausweichende Antwort hin marschierte er mit 60 000 Mann im reichen Kurfürstentum Sachsen ein, schloß Pirna, wo der König von Polen eine feste Stellung eingenommen hatte, ein und nahm Dresden, wo sich die Königin noch befand. Friedrichs erste Angelegenheit war, sich des sächsischen Staatsarchivs zu bemächtigen; dort lagen die Dokumente dafür, daß nicht er der angreifende, sondern der angegriffene Teil war. Die Königin von Polen kannte den Wert jener Beweisstücke ebenso gut wie Friedrich und hielt sie in ihrem Schlafzimmer verborgen. Als ein preußischer Offizier auch dort vor ihr erschien, stellte sie sich vor den Koffer, der die Papiere enthielt, und setzte sich schließlich darauf nieder. Vergeblich! Die Papiere wurden Friedrich gebracht, der sie sofort veröffentlichte. Die Welt wußte nun, daß er nur in Verteidigung handelte, als er dem drohenden Streiche zuvorkam.

Schlag auf Schlag folgten einander die Ereignisse: die Österreicher wurden unter Browne in Böhmen geschlagen, König August und sein Günstling Brühl flohen nach Polen. Damit war ganz Sachsen in den Händen Friedrichs Dann aber folgte das Jahr 1755, das den Großen König im Abgrunde der tiefsten Verzweiflung und am Gipfel höchsten Triumphes sehen sollte.

Am 6. Mai 1755 schlug er wiederum den österreichischen Feldherrn Browne in einer unter schweren Opfern erkauften siegreichen Schlacht bei Prag. Aber dann mußte auch er die Erfahrung machen, daß weder Genie noch Tapferkeit das launische Glück für immer zu fesseln vermögen. Am 18. Juni erlebte er bei Kolin, daß er seine unter fürchterlichen Verlusten wiederholt zurückgeschlagenen Truppen nicht mehr zum Angriff führen konnte. Rücksichtslos gegen sein eigenes Leben, stellte er sich immer wieder an die Spitze der durch die Verluste immer dünner werdenden Reihen seiner braven Grenadiere, bis einer der Offiziere seines Stabes ihm zurief: „Gedenken Eure Majestät die Batterien allein zu stürmen?" — Als aber 13 000 seiner tapfersten Soldaten am Boden lagen, blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als den Kampf abzubrechen und seine Armee schleunigst aus Böhmen zurückzuziehen.

Dieser Schlag schien der Anfang vom Ende zu sein. Seit seiner Thronbesteigung waren seine Preußen gegen die Österreicher fast stets siegreich geblieben. Jetzt war der Ruhm seiner Waffen dahin. Das Vertrauen seiner Soldaten auf seinen Glücksstern war geschwunden. Alle, die durch seine bitteren Sarkasmen verletzt worden waren, beeilten sich, den Spott an dem Spötter zu rächen

Dann aber kamen die Hiobsbotschaften von allen Seiten: die Franzosen waren in Deutschland eingefallen und hatten den Herzog von Cumberland geschlagen, der darauf mit ihnen ein Übereinkommen traf, das den Franzosen den Weg nach Preußen öffnete. Gleich nachher drang ein großes russisches Heer in Preußen ein und verwüstete alles Land bis an den Pregelfluß. Aber auch eine schwedische Armee war nach Stralsund übergesetzt und machte Streifzüge nach Pommern und der Uckermark. Und endlich war auch die Reichsexekutionsarmee zusammengetreten und hatte Erfurt besetzt, während die Österreicher Schlesien überschwemmten.

So war Friedrich von allen Seiten bedroht, und fast überall standen die feindlichen Heere auf dem Boden seines Landes, deren furchtbarer Übermacht er nur sein zusammengeschmolzenes und durch die Niederlage bei Kolin entmutigtes Heer entgegenstellen konnte. Aller menschlichen Voraussicht nach konnte er dem baldigen gänzlichen Verderben nicht mehr entgehen. Und um das Maß seines Kummers voll zu machen, entriß ihm um diese Zeit ein unerbittliches Schicksal auch noch Mutter und Bruder. Das Unglück war jetzt bis ans innerste Leben gedrungen. Sein Gesicht war so hohl und seine Gestalt so hager, daß man ihn nach seiner Rückkehr aus Böhmen kaum wiedererkannte Sein Schlaf war abgebrochen, und das Grab erschien seinem zerrissenen Gemüte als die einzige Zufluchtsstätte vor Schmach und Elend. Sein Entschluß stand fest: er wollte sich niemals lebendig ergreifen lassen und niemals einen unehrenhaften Frieden schließen.

Der Zustand der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung dauerte nicht lange: der König fand wieder die Zuversicht in seine Sendung, und mit dieser Zuversicht auch die Kraft, die ihn buchstäblich über eine Welt von Feinden siegen ließ. Von da an beginnen die unvergleichlichen herrlichen Taten des großen Königs.

Erst wandte er sich gegen die vereinigten Reichstruppen und Franzosen. Er täuschte den Feind durch geschickte Teilung seiner Abteilungen. Sein General Seydlitz schlug bei Gotha mit einer winzigen Schar die weit überlegenen Gegner und hätte beinahe auch ihren Anführer gefangengenommen. Dabei fiel den Preußen der ganze Troß und das Gepäck der Franzosen in die Hände. Die preußischen Husaren ergötzten sich an den Pomaden, den Pudermänteln, Haarbeuteln, Schlafröcken, Sonnenschirmen und Papageien, die sie in großen Massen unter dem Gepäck der französischen Offiziere gefunden hatten. Die Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, Mätressen, Feldpaters und Komödianten aber, die den Troß ausmachten, sandten sie unentgeltlich zurück.

Am 5. November 1757 stieß Friedrich bei Roßbach gegen die Franzosen, die doppelt so stark waren als er. Seine geniale Feldherrnkunst und die Tapferkeit seiner Truppen trugen einen glorreichen Sieg davon: die Franzosen flohen, wie der englische Historiker Macaulay sagt, wie ein „auseinandergetriebener Pöbelhaufe".

Aber noch galt es, einen ungleich gefährlicheren Feind zurückzuschlagen. In größter Eile wandte er sich gegen Schlesien, wo alles verloren zu sein schien. Breslau war gefallen, und die Österreicher hielten ganz Schlesien besetzt. Aber Friedrich war entschlossen, sie unter allen Umständen anzugreifen. Diese Gelegenheit fand sich bald, und er tat alles, um die Zuversicht seiner Soldaten und Offiziere zu stärken. Berühmt ist seine Ansprache an die Generale und Offiziere am Tage vor der Schlacht bei Leuthen, in welcher seine 32 000 Preußen gegen 80- bis 90 000 Österreicher kämpfen sollten: „Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee der Feinde angreifen, wo ich sie finde. Ich muß diesen Schritt wagen, oder alles ist verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden!"

Gegen Abend ritt der König ins Lager und traf erst auf seine Garden. Einige alte Krieger drängten sich um den König und fragten ihn:

„Was bringst du uns noch so spät?"

„Eine gute Nachricht", antwortete der König. „Kinder, ihr sollt mir morgen die Feinde brav zusammenhauen!"

Das wurde mit einem derben Soldatenschwur bekräftigt.

„Ja, aber seht einmal", fing der König wieder an, „wo sie stehen, wie sie verschanzt sind!"

„Und wenn sie den Teufel bei sich hätten, wir schmeißen sie doch heraus. Führ du uns nur hin!"

„Nun, ich werde sehen, was ihr könnt. Legt euch nieder und schlaft wohl!"

„Gute Nacht, Fritz!" rief ihm alles nach; und so ritt der König an der ganzen Front herunter und unterhielt sich mit jedem Regiment.

Der Sieg des nächsten Tages war ein vollständiger und Schlesien damit wiedergewonnen.

Der König begab sich noch am selben Abend mit kleinem Gefolge nach dem Schlosse Lissa, wo er unvermutet eine größere Anzahl österreichischer Offiziere fand, die ihn hätten leicht gefangen nehmen können. Er aber trat auf die nicht minder überraschten und ehrerbietig grüßenden Offiziere zu und sagte gleichmütig höflich: „Bon soir, messieurs, kann man hier wohl auch noch unterkommen?" — Der Eigentümer des Schlosses, Baron Mudrach, wartete seinem hohen Gaste bei dem frugalen Abendessen, das er ihm bieten konnte, selbst auf. Plötzlich sah der König den Baron starr an und sagte mit bedeutsamer Miene „Mein lieber Mudrach, kann er Pharo spielen?" — Der Baron, der wohl wußte, daß der König das Hazard haßte, war in einiger Verlegenheit und antwortete stammelnd: „In meiner Jugend . . " — „Nun", versetzte der König, „so weiß Er doch, was Va banque ist — das habe ich heute gespielt!"

Der Engländer Macaulay sagt in seinen kritischen und historischen Aufsätzen über die Folgen dieser Schlacht: „Friedrich wurde ein einigender Mittelpunkt für alle Deutschen. Damals erst wurde es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation waren. Damals zeigten sich die ersten Spuren jenes patriotischen Geistes, welcher 1813 die große Befreiung Mitteleuropas vollbrachte und noch heute die alte Freiheit des Rheins gegen fremden Ehrgeiz behütet und noch lange behüten wird."

Der Krieg ging unter wechselvollen Schicksalen weiter, aber schließlich behielt Friedrich auch in diesem ungleichen Ringen die Oberhand. Im Februar 1763 wurde der Kampf durch den Frieden von Hubertusburg beendet. Der König konnte sein Reich unversehrt erhalten. Ganz Europa in Waffen war nicht im Stande gewesen, seiner eisernen Faust Schlesien wieder zu entreißen.

Die lange Zeit von Beendigung dieses Krieges bis zu seinem Tode war dem unvergeßlichen Friedens- und Kolonisationswerk des großen Königs gewidmet. Unzählige Legenden knüpfen an diese seine Alterszeit an; denn bis zu seinem Tode blieb er innig verbunden mit seinen Soldaten und seinem Volke, blieb er ein Hort der Gerechtigkeit auch in allen Dingen des Alltags.

Wie unrecht man dem Großen König tut, wenn man ihm jedes Verständnis für die deutsche Literatur abspricht, zeigt der berühmte Ausspruch Friedrichs, den er in seinen letzten Lebensjahren tat: „Erst seit kurzem wagen die Gelehrten, in ihrer Muttersprache zu schreiben, schämen sich nicht mehr, Deutsche zu sein. Man hegt den Ehrgeiz, den Nachbarn gleichzukommen. Doch wer zuletzt kommt, überholt bisweilen seine Vorgänger. Das könnte bei uns schneller geschehen, als man glaubt. Wir werden unsere Klassiker haben. Jeder wird sie lesen, um von ihnen zu lernen. Die Höfe werden Deutsch lernen, und es kann geschehen, daß unsere geschliffene und vervollkommnete Sprache sich dank unseren guten Schriftstellern von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen: ich kündige sie an. Ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter raubt mir die Hoffnung darauf.

Ein halbes Jahr vor Friedrichs Tod, am 26. Januar 1786, war der greise Zieten verschieden. Niemand wagte, dem König den Namen des toten Freundes zu nennen. Friedrich aber hatte die Nachricht schon empfangen und begann selbst davon zu sprechen. „Unser alter Zieten", sagte er, „hat sich auch im Tode noch als mein General gezeigt. Im Felde kommandierte er immer die Avantgarde, ich führte die Hauptarmee. Nun hat er wieder den Anfang gemacht — ich werde ihm folgen!"

Kurz vor seinem Tode hat Friedrich die tiefergreifenden Worte gesprochen: „Ich fühle, daß es mit meinem irdischen Leben bald aus sein wird. Da ich aber überzeugt bin, daß nichts, was einmal in der Natur existiert, wieder vernichtet werden kann, so weiß ich gewiß, daß der edlere Teil von mir darum nicht aufhören wird zu leben. Zwar werde ich wohl im künftigen Leben nicht König sein, aber desto besser: ich werde doch ein tätiges Leben führen und noch dazu ein mit weniger Undank verknüpftes!"

Diese Worte des großen Königs erweisen seinen echt deutschen Charakter und führen unmittelbar zu der Urväterweisheit. Wie unsere Ahnen, so wußte auch Friedrich, daß das höhere Ich ewig dauert, daß es wohl Namen und Gestalt wechselt, aber in den Ring des Geschehens, in die unaufhörliche Folge der Dinge, vom Entstehen über das Sein zum Vergehen und damit zum Neuerstehen, eingeschlossen ist. Wie alle nordischen Menschen kannte auch Friedrich keine Todesfurcht: der Tod war für ihn nur ein Übergang zu etwas Neuem Darum konnte er auch mit heiterer Unbefangenheit, mit unerschütterlichem Vertrauen in seine Sendung, der Welt und dem Schicksal gegenüberstehen — unverzagt und schaffensfreudig, wie es nur Menschen mit der Überzeugung von der Ewigkeit des eigenen Ichs im Leben und im Tode beschieden ist.

Der Kabinettsminister Graf Hertzberg berichtet über die letzten Tage und den Tod Friedrichs: „Noch in seinen letzten Lebenstagen unterzeichnete er nachmittags alle Depeschen und Briefe, die er am Morgen diktiert hatte. Den übrigen der Abende brachte



er damit hin, daß er sich die Werke einiger alter Schriftsteller vorlesen ließ, hierauf seine neuen Depeschen las und endlich den wenigen Schlaf genoß, den ihm sein Zustand erlaubte. Dies dauerte bis zum 15. August, wo er noch so richtig durchdachte Depeschen diktierte, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben. Erst am 16. August hörte er auf, die großen Geschäfte als König und Staatsmann zu führen. An diesem Tage verlor er sein Bewußtsein, und in der Nacht zum 17. endete sein Leben, indem er seine große Seele ohne eine krampfhafte Bewegung in meiner und des Arztes Gegenwart aushauchte. Man sieht daraus, daß dieser große Mann seinen Charakter bewahrt hat und bis zum letzten Augenblick seines Lebens sich gleich geblieben ist, ohne von den Schwachheiten der Natur eine Änderung zu erleiden."

Der König war in der Morgenfrühe des 17. August 1786 in Sanssouci verschieden. Seine letzten Worte lauteten: „Die Höhe ist erklommen: der Weg wird leichter!"

Im Konzertsaal des Schlosses wurde er aufgebahrt; hier grüßten ihn am anderen Tage seine Offiziere und Soldaten zum letzten Male. Er lag, in einen leichten Mantel gehüllt, auf seinem Feldbett, als ruhe er nach einem Schlachtentage aus. Sein Wunsch, im Garten zu Sanssouci sein Grab zu finden, blieb unerfüllt. Man bestattete ihn in der Potsdamer Garnisonkirche neben seinen Vater.

Das von Friedrich dem Großen hinterlassene Testament schloß mit folgenden Worten: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blute bis ans Ende der Zeit fortdauern!"

Wieviel Unheil, Elend und Schande mußte das deutsche Volk noch über sich ergehen lassen, ehe diese Segenswünsche Friedrichs in Erfüllung gingen, ehe jener 21. März 1933 kam, da Adolf Hitler in der altehrwürdigen Potsdamer Garnisonkirche, unter deren Kanzel der große König und sein Vater im ewigen Schlafe ruhen, den neuen Reichstag eröffnete und das deutsche Volk den „Tag von Potsdam" feierte. So kann sich diese ehrwürdige Stätte, die einst den Beschluß eines der stolzesten Abschnitte deutscher Geschichte erlebte, heute rühmen, daß von ihr die wundersamste Epoche im Bestande des deutschen Reiches ihren Anfang nahm: die Erfüllung dessen, wofür auch der große König sein Leben lang gekämpft hatte und das er nicht erleben durfte — die Einigung des Volkes unter einem großen Führer und die Auferstehung des Reiches!

HANS HEYCK:

ZWEI KÜNFTIGE

Eine Erinnerung aus Friedrichs des Großen Kronprinzenzeit

Man schreibt den 26. Februar des Jahres 1732. Über den dunklen Kiefernwäldern der Mark Brandenburg, über fahlen Wiesen und sandigen Äckern steht klar und lind die Tauwetterluft eines windstillen Nachmittags: nur vereinzelt noch liegen des Winters mürb gewordene Schneetücher über der atmenden Flur, und blasentreibend gurgelt Schmelzwasser durch die Gräben

Preußens Kronprinz fährt nach Hause — sofern er ein Zuhause hat. In früher Morgenstunde hat er Küstrin verlassen, und heute abends um 6 Uhr erwartet ihn der Königliche Vater im Berliner Schloß: noch hat der Prinz zwei Stunden Fahrt vor sich, die noch ganz ihm, ganz seinen Träumereien gehören.

Aus dem geöffneten Fenster der Kutsche, die mit zwei Meilen in der Stunde sich durch den märkischen Sand mahlt, schaut Friedrich in die gelassen vorüberwandelnde Landschaft, versonnen ihre friedlichen Bilder mit befreiten Blicken in sich aufnehmend. Auch in seiner, des Zwanzigjährigen, Brust waltet heute ein freundlich-lindes Tauwetter nach der langen Winterstarre seiner Küstriner Verbannungszeit, und windstill schweigend wie draußen über den Feldern ist es auch in Friedrichs jungem Herzen: noch brausen durch dieses Herz keine beseeligenden Frühlingsstürme; noch wird es gefangengehalten von der übermächtigen Erinnerung an Kattes, des viellieben Herzbruders, bitteren Sterbegang und Tod, — von allem andern Leid jener schlimmen Monate zu schweigen!

Bald anderthalb Jahre sind verflossen, seit der Freund vor seinen Augen unterm Richtschwert fiel, und seitdem ist er selber nur einmal vom unerbittlichen Küstriner Dienst beurlaubt gewesen: im vergangenen November, als er zu Wilhelminens Hochzeit nach Berlin befohlen und vom König wieder in die Armee aufgenommen war. Doch schon nach wenigen Tagen hat der väterliche Wille, zwar liebevoll, aber unbeirrbar, den Sohn in die fatale Oderfestung zurückgeschickt: er solle dort auch weiterhin den Büroschemel in der Domänenkammer drücken und sich zu einem tüchtigen Verwaltungsbeamten ausbilden!

Nun aber ist vor wenigen Tagen, ganz unerwartet, der königliche Befehl eingetroffen: Auskultator Fritz habe seine Wohnung in Küstrin aufzukündigen, seine Rechnungen zu begleichen (sehr schön; aber womit?? Man hat ja doch Schulden über Schulden!!) und sich selber am 26 Februar, abends 6 Uhr, in Berlin einzufinden, um dort dem künftigen Schwiegersohn des Kaisers, dem jungen Herzog Franz Stephan von Lothringen, vorgestellt zu werden, dessen Besuch am preußischen Hof bevorstehe

Meinem künftigen Kaiser hab' ich also die vorzeitige Befreiung aus der Küstriner Galeere zu verdanken! denkt Friedrich Er weiß, daß der Lothringer nicht zu seinem Vergnügen von Hof zu Hof reist, sondern zu dem erhabenen Zweck, sich für seine spätere Wahl zum Römischen Kaiser die Stimmen der norddeutschen Kurfürsten, namentlich die des stark gewordenen Brandenburgers zu sichern. — und Friedrich weiß auch daß Franz Stephan sich aus den hohen Würden und Aufgaben, die seiner im Reich harren, nicht allzu viel macht, lebenslustiger Schwerenöter der er ist. Regiert er doch schon seit bald drei Jahren sein schönes Herzogtum Lothringen, — nicht von Danzig, sondern von Wien aus, wo es sich angenehmer leben und liebeln läßt, und wo die hübschesten Komtessen sich um den jungen, flotten Souverän reißen! —

Und nun kriegt er gar noch die Maria Theresia, das schöne, gescheite Frauenzimmer, das einmal ganz Österreich und Ungarn erben wird! Diese junge Erzherzogin hättest auch du selber gern gefreit, nicht wahr, Aus-

kultator Fritz?? Und wenn nicht sie, dann wenigstens ihre jüngere Schwester! Manchen Fühler hast du deswegen aus Küstrin vorgestreckt, nachdem deine englischen Heiratspläne so schmählich zu Bruch gegangen; aber zu Wien hat man von deinem verwegenen Plan nichts wissen wollen, und die Kaiserin hat sich gut katholische Eidams für ihre Töchter gesucht; dir aber will sie ihre Nichte zuschanzen, die Älteste von Bevern, und der königliche Herr Vater in Berlin findet es ganz in der Ordnung, daß sein lieber Successor mit solch einer farblosen Duodezprinzessin auf Lebenszeit verkopulieret werde —!!

Verdrossen lehnt Friedrich sich in den Fond der Kutsche zurück. Das Einerlei der märkischen Landschaft draußen erscheint ihm plötzlich als Abbild des Einerleis, das sein künftiges Leben ihm bescheren wird, und er schließt die großen, starren Augen; ein harter Ausdruck tritt in sein langes, blasses Gesicht:

Welch bittere Ironie, dies ganze Leben! Wozu, wozu das alles??

Zur gleichen Stunde kniet in der katholischen Garnisonskirche zu Potsdam der Herzog Franz Stephan im Gebete vor dem Altar, an dem der Garnisonspfarrer, Dominikanerpater Bruns, das Meßopfer zelebriert. Es ist das erste Mal, daß ein Verwandter des Erzhauses sich zu offiziellem Besuch am preußischen Hof einfindet; und der König umhegt den erlauchten Gast mit allen Ehren, die einem regierenden Herrn nur irgend zustehen. Einen erhöhten Sessel unter seidenem Baldachin hat Pater Bruns in der Kirche für ihn herrichten lassen müssen; doch Franz Stephan verschmäht diesen frommen Thron und kniet in einer der Bänke zwischen den anderen Gläubigen. Außer seinem Gefolge sind es fast nur katholische Gardegrenadiere, die zum Kirchgang befohlen wurden, und der Herzog verschwindet schier zwischen den Riesenleibern der langen Kerls, die rings um ihn im Gebet verharren, nicht ohne hinter ihren Blechmützen hervor neugierig, verstohlen auf den illustren Gast zu starren.

Nun, auch des Lothringers Andacht ist nicht besonders versunken: seine lebhaften Augen gehen unter den etwas schweren Lidern heimlich im Kreise herum, durchmustern den nüchternen Kirchenraum, prüfen den bescheidenen Altar, die kahlen Wände. Man merkt, daß unsere römische Lehre bei den Preußen nur geduldet, nicht gefördert wird! sagt er sich. Nicht einmal eine Lampe haben sie hier vor dem Sanktissimum; ich werde ihnen eine schenken müssen, den versprengten Schafen unseres Oberhirten! Überhaupt: wie schrecklich kühl, ärmlich und verschlossen ist dies ganze Land! Nirgendwo riecht es nach Backhendeln hier, aber überall riecht es nach Pflicht und nach Verzicht, und diese Potsdamer Riesengarde ist, weiß Gott, die beklemmendste Inkarnation dieses Pflichtgehabes! Bitt schön: Ist das noch Leben?

Von Kaisers Majestät, von meinem allergnädigsten Herrn Schwiegervater in spe, behauptet man an den Höfen, er habe, außer der Durchfechtung seiner Pragmatischen Sanktion nur eine wahre Passion: auf jeglicher Brucken in seinen Erblanden eine Statue des itzo heilig gesprochenen Franz von Nepomuk zu etablieren! Hingegen scheint der pausbäckige Herr Vetter von Preußen die nicht ganz so sublime Passion zu hegen, in jegliches Haus seiner hiesigen Garnison einen langen Lümmel als Quartiergast einzulegen. De gustibus . . .! Mir persönlich wird das junge Frauenzimmer stets erfreulicher scheinen als alle steinernen Heiligen und knochigen Grenadiers zusammen, und im ganzen Land Preußen interessiert mich eigentlich nur ein Mann: der Kronprinz! Nicht als ob ich ihn beargwöhnte; denn nach Seckendorfs Bericht an den Prinzen Eugen scheint der junge Herr alles andere, nur kein Staatsmann zu sein; aber er drechselt Verse und hat eine pikante Tragödie erlebt: das ist, enfin, nichts Alltägliches unter Standesgenossen! Morgen also werd' ich das berühmte Herrlein kennenlernen!

Während der nächsten Tage haben die beiden manche Gelegenheit, sich auszusprechen: zwischen Paraden und Galavorstellungen, beim großen Preisschießen, im abendlichen Tabakskollegium, wo Franz Stephan sich mit brennender Tonpfeife dem Wohlwollen seines königlichen Wählers empfiehlt — täglich finden die beiden Künftigen ein Viertelstündchen ungestörter Unterhaltung. Aber sie bleiben sich fremd; die geistreichsten Gespräche zwischen Seiner Hoheit und Seiner Liebden vermögen kein herzliches Band zu knüpfen, allem guten Willen zum Trotz. — Nur einmal, beim Tontaubenschießen am königlichen Küchengarten, den Friedrich Wilhelms bürgerlicher Humor „mein Marly" getauft hat, — nur bei dieser ländlichen Belustigung geht Fritz aus seiner liebenswürdigen Verschlossenheit heraus: er deutet auf den sanften Hügelhang und flüstert dem Herzog zu: „Was würden Eure Hoheit dazu sagen, wenn ich mir hier später einmal ein Lustschlößchen bauen würde? Ich möchte es Sanssouci nennen!" — Und Franz Stephan erwidert: „Mein Kompliment, Euer Liebden! Unsereiner kann nichts Besseres tun, als sich den Freuden der Geselligkeit und der Liebe hinzugeben! Bella gerant alii —!"

Friedrich beneidet den Lothringer um seine Freiheit, um sein Herzogtum, um seine künftige Kaiserwürde. Er ahnt nicht, daß Franz Stephan schon zwei Jahre später sein Lothringen für immer an Frankreich verlieren wird, und daß er dereinst als Kaiser wenig, als Mitregent seiner energischen Frau in den österreichisch-ungarischen Landen noch weniger zu sagen haben wird Friedrich lebt in dem merkwürdigen Glauben, ein gekröntes Haupt habe die größten Pflichten, und wer diese Pflichten nicht zu erfüllen bereit sei, der dürfe sich auch nicht krönen lassen. Nicht als ob Friedrich jetzt bereits erkannt habe daß man als König alles selber tun müsse; O nein! Er will sich gute Minister aussuchen, die für ihn arbeiten sollen; aber er will sie überwachen um des Volkswohls willen. Man kann auch flötenspielenderweise ein guter Landesvater sein!

Franz Stephan dagegen denkt: ein komisches Bürscherl, dieser Fritz! Mit dem werden wir einmal leichtes Spiel haben! Wir werden ihm Musikanten und Philosophen an seinen Hof schicken — und ab und zu ein hübsches Komtesserl, das ihn ausborchen soll! Mag er sich nur sein Sanssouci bauen und uns seine Regimenter subsidienweise überlassen: dagegen bin ich gern bereit, seine schlechten französischen Verse zu lesen, wenn's durchaus sein muß!

Wenn den beiden in diesen Tagen eine Seherin verkündet hätte, daß der eine von ihnen mit der Gemahlin des andern durch ein Menschenalter hin eine Reihe der schwersten Kriege führen würde, — sie hätten ungläubig gelächelt. Und hätte die Seherin ihnen gar verkündet, daß der gute Kaiser Franz während des Siebenjährigen Krieges dem genialen Gegner seiner Maria Theresia zufriedenen Sinns Waffen über Waffen verkaufen werde — zu Wucherpreisen, versteht sich! — die beiden hätten schallend gelacht:

„Mais c'est impossible mon Cousin!"

Und doch ist es dahin gekommen.

Wie gut, daß wir nicht in die Zukunft schauen können!

Fernverständi

Der bekannte Afrikaforscher Schomburgk hat sich auf seinen Reisen auch mit der Fernverständigung bei Tieren beschäftigt, die er an Hand seiner Beobachtungen zum mindesten bei Giraffen und Elefanten nachzuweisen vermochte. Er nimmt an, daß diese Tierarten, wenn sie „räumlich weit voneinander getrennt im dichten Walde stehen und sich nicht sehen können" eine Möglichkeit oder Gabe besitzen, die sie befähigt, sich auch unter diesen Umständen, also ohne Zurhilfenahme des Gehör- und Geruchssinnes, miteinander verständigen zu können.

So weiß Schomburgk u. a. von einem Erlebnis auf der Elefantenjagd zu berichten, bei dem ein über einen Kilometer voneinander entfernt stehendes Elefantenpaar zu gleicher Zeit flüchtig wurde, als der Jäger sich dem Bullen näherte, ohne daß die Elefantenkuh von diesem etwas wahrgenommen haben konnte.

Um die naheliegende Erklärung dieses Vorganges durch einen Zufall auszuschließen, betont der Forscher, daß er ähnliche Beobachtungen mehrfach ausführen konnte. In Verbindung mit diesen rätselhaften Vorgängen weist er ferner darauf hin, daß Prof. Ferdinando Cozzamali von der Universität Mailand bereits vor Jahren an Menschen Untersuchungen angestellt habe, die ihn zu dem Ergebnis führten, „daß das menschliche Gehirn imstande sei, gewisse radiographische Strahlen auszusenden, die mit entfernten Menschen leicht eine Verbindung herstellen könnten"

Ob diese Erklärung das Richtige trifft, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls handelt es sich hierbei um ein Problem, das wissenschaftlich noch heiß umstritten ist. Ein Erlebnis, das mir persönlich widerfuhr, und auf das ich am Schlusse meiner Ausführungen noch zurückkomme, scheint vielleicht für die Richtigkeit der Cozzamalischen Untersuchungen zu sprechen, wenn es sich dabei auch nur um relativ geringe Entfernungen, die zu überbrücken waren, handelt.

Uns interessiert zunächst, ob es Tieren in der Tat möglich ist, ohne Zurhilfenahme des besonders beim Wilde hochentwickelten Gehör-, Geruch- und Gesichtssinnes miteinander in Verbindung zu treten, bzw. sich zu verständigen. Im Volksmund würde man diese Möglichkeit durch den „sechsten Sinn" zu erklären versuchen, was allerdings nicht den Kern der Sache trifft, da „übernatürliche" Erscheinungen, wie sie der Volksglaube bei diesen Geschehnissen voraussetzt, hierbei sicherlich nicht mitspielen.

Trotzdem wäre die Annahme eines solchen Sinnes für manche rätselhaften Beobachtungen, die wir beim Wilde feststellen können, und die sich normalerweise durch die uns bekannten Sinnesäußerungen der Tiere nicht erklären lassen, gar nicht abwegig. Für den aufmerksamen Tierfreund besteht jedenfalls kein Zweifel darüber, daß manche Vorgänge bei der Verständigung von Tieren sich ohne Zuhilfenahme einer besonderen Gabe, die sie befähigt, auch ohne die bekannten Sinne miteinander in Verbindung zu treten, nicht erklären lassen.

So beobachtete ich eines Sommerabends einmal einen Rehbock von einem Hochsitz aus, der links von einer vorspringenden Waldzunge ins Feld ausgetreten war. Rechts vom Holze trat nach einiger Zeit ein weibliches Reh aus. Durch den Holzbestand voneinander getrennt, waren die Tiere unter keinen Umständen imstande, sich zu sehen oder durch Geruch oder Gehör wahrzunehmen. Beide gaben sich längere Zeit ungestört der Nahrungsaufnahme hin.

Plötzlich tauchte an der Holzkante, an der der Bock stand, auf weite Entfernung ein Schäferhund auf, der sich dem ruhig äsenden Stück in voller Flucht näherte. Auch der Bock hatte seinen Feind bereits erkannt. Trotzdem sprang er nicht ohne weiteres ab, sondern wartete, die gespannte Aufmerksamkeit in Person, die weitere Annäherung des Hundes ab. Als dieser dann auf annähernd 100 Schritt herangekommen war, warf sich der Bock blitzschnell herum und flüchtete in das Holz. Soweit wäre dieser Vorgang ja ein durchaus alltäglicher gewesen.

Nun aber ereignete sich etwas, das ich mir, obwohl ich mit den Gewohnheiten des Wildes durchaus vertraut bin, mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu erklären vermochte. In dem gleichen Augenblick, in dem der Bock absprang, ich möchte behaupten, mit dem Satze, mit der er zum Sprung ausholte, suchte auch die Ricke in vollster Fluch das Holz auf! Das ganze Verhalten der Tiere rief zweifellos den Eindruck hervor, daß sie in unmittelbarster Verbindung miteinander standen.

Hätte der Bock bei seinem Flüchten „geschreckt", so wäre es nicht weiter verwunderlich gewesen, wenn die Ricke, auf diese Schrecktöne hin, die sie auch auf die angedeutete Entfernung unter Umständen noch vernehmen konnte, gleichzeitig mit ihm abgesprungen wäre. Das kam hier aber keineswegs in Frage. Völlig lautlos war der Bock im Holze verschwunden, so daß es für die Ricke unter keinen Umständen möglich war, durch ein bei dieser Gelegenheit verursachtes Geräusch gewarnt zu werden, zumal die Entfernung zwischen den beiden Tieren so groß war, daß selbst ein stärkeres Geräusch von der Ricke auf keinen Fall vernommen werden konnte. Charakteristisch für den Vorgang war auch, daß das Flüchten der Tiere genau gleichzeitig einsetzte, wie es zumeist dann vorkommt, wenn sie sich, bzw. ihr Verhalten bei solchen Gelegenheiten, durch das Gesicht wahrnehmen können.

gung bei Tieren

Einen ganz ähnlichen Fall von Fernverständigung konnte ich ein anderes Mal bei zwei Dambirschen beobachten, dessen Beschreibung sich hier aber erübrigt, da er unter nahezu den gleichen Bedingungen erfolgte, wie bei den Rehen und daher nichts Neues bietet.

Dagegen möchte ich noch ein persönliches Erlebnis anführen, das sich vor reichlich 50 Jahren zutrug, das ich aber trotzdem noch genauestens im Gedächtnis behalten habe, was sicherlich als bester Beweis dafür gelten kann, daß mir die Sache schon damals sehr beachtenswert erschien.

Ich hatte zu jener Zeit Jagdgelegenheit auf einem Gute, in dessen Fichtenschonungen sehr viele Kaninchen vorkamen, denen ich leidenschaftlich nachstellte. Eines Abends, vielleicht eine Stunde vor Sonnenuntergang, setzte ich mich an einer Schonung auf den Anstand an. Ich saß auf einer Wiese, frei auf einem kleinen Erdhügel, so daß ich nach vorne, gegen die Schonung, gar keine, nach hinten nur für meine Beine Deckung hatte. Aus diesem Grunde lugte ich mit Anspannung aller Sinne in die Schonung hinein, um die herauskommenden Kaninchen rechtzeitig wahrzunehmen, damit ich möglichst schon in Anschlag gehen konnte, bevor das scheue Wild ins Freie rückte. Da ich damals noch ein äußerst passionierter Jäger war, war ich mit meinen Gedanken voll und ganz bei der Sache. Ich führe alle diese Nebenumstände nur aus dem Grunde an, um damit darzutun, daß meine Sinne nur geradeaus, nach der Schonung hin, gerichtet waren. Trotzdem hatte ich plötzlich das Gefühl, daß ich mich umdrehen müsse, da hinter meinem Rücken etwas vorgehe. Ich tat dies auch und sah nun auf einem reichlich 300 Meter entfernten Sandweg, der an einer höheren Fichtenkultur entlang führte, die parallel zu meiner Schonung gelegen war, die Besitzerin dieses Gutes mit dem Administrator vorübergehen. Gehört hatte ich von ihnen nicht das allergeringste; weder ein Wort, noch ein Schritt, noch ein sonstiges Geräusch war an mein Ohr gedrungen, was in Anbetracht der Entfernung auch nahezu unmöglich gewesen wäre.

Später teilte mir der Administrator dann folgendes mit:

Er war, in Begleitung der Gutsherrin, auf dem erwähnten Weg gegangen und hatte mich sogleich gesehen. „Dort sitzt Herr G. auf dem Anstand, wir wollen möglichst ruhig vorübergehen, damit wir ihn nicht stören", hatte er gerade zu der Dame gesagt, als ich auch schon den Kopf nach ihnen umdrehte. Beide, so erzählte er mir, wären völlig überrascht gewesen, daß ich sie in meinem Rücken hätte bemerken können. „Ja", hatte der Administrator zu der Gutsherrin noch gesagt, „das ist der sechste Sinn, der Jägersinn, der zeigt dem echten Weidmann auch das an, was hinter seinem Rücken vorgeht!"

An diese Äußerung des Beamten, der mir später von ihr berichtete, mußte ich noch oftmals denken. Der gute Mann, der selber kein Jäger war, hatte gleich eine Erklärung bei der Hand, die ihm, zum wenigstens gesprächsweise, einleuchtend erschien. Häufig habe ich dann später erlebt, daß er hierin nicht so ganz unrecht hatte wenn ich auf der Pirsche oder auf dem Anstand auf begehrtes Wild, oftmals, wie gezwungen, den Kopf nach hinten wenden mußte und dann ein Stück Wild hinter mir bemerken konnte, ohne daß ich auf dessen Herankommen durch Geräusche oder dergleichen aufmerksam gemacht worden war. War ich zunächst auch geneigt, das erste Erlebnis dieser Art als Zufall anzusprechen, so kann ich das heute, nachdem sich bei Wild, bei mir und anderen Jagdgenossen, diese Vorfälle verschiedentlich wiederholten, nicht mehr.

Ich will es durchaus dahingestellt sein lassen, worauf diese Erscheinungen zurückgeführt werden können. Da wir in der Kenntnis der verschiedenartigsten und mannigfaltigsten Strahlen und Wellen fraglos noch am Anfange eines weiten, in unbekannte Fernen führenden Weges stehen, ist es sehr wohl möglich, daß deren Einflüsse auch bei solchen Gelegenheiten entscheidend mitwirken, und daß die Untersuchungen des Prof. Cozzamali betr. der radiographischen Strahlen zutreffen. Sicher ist jedenfalls, daß Menschen — gleichviel wie hoch der Prozentsatz von ihnen, auf die Allgemeinheit bezogen, auch ist — durch ein rätselhaftes Etwas auf Vorgänge, die sie durch die gewöhnlichen Sinnesorgane nicht wahrnehmen konnten, aufmerksam gemacht wurden. Was liegt da wohl näher als die Annahme, daß bei Tieren, besonders bei wildlebenden Tieren, die fraglos ein in mancher Beziehung weit höher entwickeltes Sinnessystem besitzen als der Mensch, sich solche Erscheinungen ebenfalls und vielleicht in weit ausgesprochenerem Maße zeigen werden. Auf welche Weise diese Vorgänge letzten Endes zu erklären sind, darüber vermögen wir uns bislang noch keine einwandfreien Aufschlüsse zu geben. Vielleicht lassen sie sich auf unser „Unterbewußtsein" zurückführen, das, nach neueren Forschungen, eine Sinnesschärfe besitzt, welche diejenige unseres „Wachbewußtseins" um ein Vielfaches übertrifft. Mit Sicherheit dürfen wir dann annehmen, daß gerade diese Seite unseres Seelenlebens sich auch bei den Tieren vorfindet.

Eines darf hierbei aber als unbedingt gegeben vorausgesetzt werden: um abergläubische oder gar um Vorstellungen, die auf Autosuggestion zurückzuführen sind, handelt es sich in diesen Fällen nicht! Das wäre zum mindesten bei den Tieren völlig ausgeschlossen. Und daß bei diesen eine Fernverständigung stattfindet, die auf dem gemeinen Wege nicht zu erklären ist, darüber können Zweifel nicht bestehen.

Herm. Götze.





Training vor 2500 Jahren

Als die amerikanische Rückenschwimmerin Eleanor Holm von der Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 ausgeschlossen worden war, weil ihr der Champagner besser geschmeckt hatte als die Vorschriften ihrer Lehrer, bedauerte mancher das „arme Geschöpf", das nun umsonst nach Berlin gekommen war und mit einer peinlichen Blamage im Koffer nach Amerika zurückkehren mußte.

Die schöne Eleanor konnte froh sein, daß ihr das nicht vor 2500 Jahren passiert war. Damals nämlich verstanden die Trainer, die „Paidotriben" und die „Gymnasten", weit weniger Spaß als ihre Kollegen von heute. Man hätte sie erbarmungslos den „Mastigophoroi" ausgeliefert, die der Schrecken aller Athleten in den antiken Olympischen Spielen waren. Die Mastigophoroi hätten ihre Peitschen gezückt und Eleanor mit der zielbewußten Kraft geschulter Athleten verdroschen. Vor 2500 Jahren hätte Eleanor allerdings auch nicht in die Versuchung geraten können, gegen die Trainingsbestimmungen zu verstoßen, denn Frauen nahmen an den Olympischen Spielen nicht teil.

Die olympische Jugend hatte vor 2500 Jahren nichts zu lachen, denn die Trainingsbedingungen waren ungeheuer streng. Jeder Jüngling, der an den Spielen teilnehmen wollte, mußte den Nachweis erbringen, daß er sich zehn Monate lang gewissenhaft auf die Spiele vorbereitet hatte, und da für das Heimatdorf oder Städtchen des Olympia-Anwärters der Siegeszweig die denkbar kostbarste Trophäe war, übten sämtliche Bewohner eine strenge Kontrolle über die Übungen des Kandidaten aus. Man schreckte nicht davor zurück, die Athleten zu verprügeln, wenn sie nach Ansicht der Dörfler ihre Sache nicht gut machten, und sehr gerecht mag es dabei nicht immer zugegangen sein, zumal in den Verfallszeiten der Olympischen Spiele, als die reicheren Gemeinden dazu übergingen, sich Berufsathleten für die Spiele zu kaufen (das geschah aber erst, als die Olympischen Spiele ihre Leuchtkraft bereits verloren hatten und kurz vor ihrem Verbot durch den byzantinischen Kaiser Theodosius standen).

Mindestens einen Monat vor dem Beginn traf der Athlet in Olympia ein, und wenn seine Verwandten es irgend ermöglichen konnten, kamen sie mit, um Zeugen des weiteren Trainings, das nun im „Gymnasion" oder in der „Palaistra" zu Olympia vor sich gehen mußte, und vor allem, um Zeugen des Siegs oder der Niederlage ihres Favoriten zu sein.

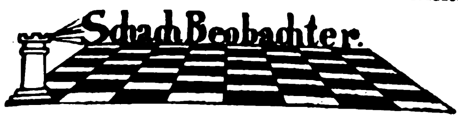
In Olympia standen die Jünglinge unter der Aufsicht der „Offiziellen", wie wir heute sagen würden, der Paidotriben und Gymnasten (von gymnos = nackt), die über eine fleißige und sorgfältige Vorbereitung der Spiele wachten und über ein anständiges Benehmen der Athleten. Es kam ja, wenigstens in der Blütezeit der Olympischen Spiele, nicht nur darauf an, daß die einzelnen Kandidaten möglichst gut abschnitten, sondern daß sie auch in ihrer Haltung und Lebensweise dem Ideal nahekamen, das in den Olympischen Spielen seinen höchsten Ausdruck fand, nämlich „kalokagathoi" zu sein, nicht nur vollendeter Athlet, sondern auch von tadelfreier Sittlichkeit. Dieses Ideal wurde den Athleten, die ihm noch nicht ganz entsprachen, von der „Olympia-Polizei" buchstäblich eingebläut, den Mastigophoroi, deren Peitschen auf den Kampfbahnen des Gymnasion gefürchtet waren.

Welche außerordentlichen Anforderungen man damals an die Olympia-Kämpfer stellte, ersieht man daraus, daß die Mastigophoroi selten Ruhe hatten, obwohl es doch die körperliche und sittliche Auslese des griechischen Volkes war, mit der sie zu tun hatten.

Im übrigen unterschied sich die Vorbereitungszeit nicht wesentlich von unserem heutigen Training. Für jede Sportart waren Trainer vorhanden, und die wohlhabenderen jungen Griechen brachten sich ihre eigenen Trainer mit, die auch im übrigen Leben ihre Erzieher und Berater zu sein pflegten. In der Hauptsache be-

(Schluß auf Seite 1330)

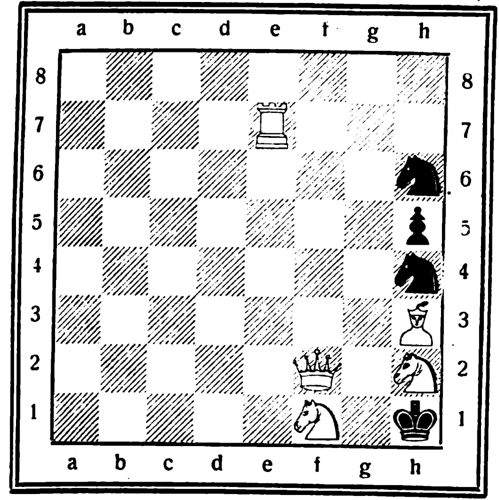




Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Friedrich Bethge, Frankfurt a. M.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine Kavallerie-Attacke!

Weiß: Ludwig Bachmann, München
Schwarz: Julius Kunstmann, Augsburg

1. e2—e4	e7—e5	8. Ld3×g6![2]	Sf2×d1
2. Sg1—f3	Sb8—c6	9. Lg6×f7†	Ke8—e7
3. c2—c3	Sg8—f6	10. Lc1—g5†	Ke7—d6
4. d2—d4	Sf6×e4	11. Se5—c4†	Kd6—c5
5. d4—d5	Sc6—e7	12. Sb1—a3[3]	Dd8×g5
6 Sf3×e5	Se7—g6	13. b2—b4‡	
7. Lf1—d3	Se4×f2[1]		

[1] Besser wäre S×Se5; doch ist das weiße Spiel nach L×Se4 dem schwarzen vorzuziehen.
[2] Ausgezeichnet gespielt! Weiß läßt die Dame einstehen, um dafür den feindlichen König zu fangen.
[3] Falls S×b2, so setzt der Läufer auf e3 Matt! Eine ebenso schöne wie kraftvolle „Kleinkriegspartie"!

Spanische Partie

Weiß: Ludwig Bachmann, München
Schwarz: Fiechtl, Regensburg

1. e2—e4	e7—e5	7. Te1×e5†	Lf8—e7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	8. Sb1—c3	Sd6×b5
3. Lf1—b5	Sg8—f6	9. Sc3—d5	d7—d6
4. 0—0	Sf6×e4	10. Te5×e7†	Ke8—f8
5. Tf1—e1	Se4—d6	11. Dd1—f3	f7—f6
6. Sf3×e5	Sc6×e5	12. d2—d3!	c7—c6?

Schwarz glaubte nun, eine Figur zu gewinnen, war aber sehr verblüfft, als Weiß Matt in drei Zügen ankündigte! Wodurch?

Lösung:
Durch 13. Df3×f6+!, g7×f6; 14. Lc1—h6+ Kf8—g8; 15. Sd5×f6‡! Sehr hübsch!

Aufgabelösung aus Folge 28

Dreizüger von Heinrich Gue, Magdeburg

Weiß: Kf6, Tb3, Td6, Lc5, Lf5, Sd4, Bg2 (7).
Schwarz: Kf4, De4, Ta3, Ta6, Lb7, Sf7, Ba5, b2, b4, g3 (10).

1. Tb3—d3, Ta6×d6; 2. Lc5×d6†, Sf7×d6; 3. Se2‡.
1. ..., D×S† 2. T×d† Le4; 3. T×L‡ usw.

Richtig gelöst: O. Hoffmann, Hamburg; H. Schmid, Rodheim; Dr. Münch, Bocholt; Ch. Steffen, Stuttgart; Cl. Pornefeld, Arnsberg; L. Hohensee, Berlin W; Dr. Zint, Saarbrücken; M. Templin, Friedensstadt; O. Behncke, Cuxhaven; A. Hinrichs, Naumburg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; G. Peipers, Eckardtsheim; H. Schneider, Regensburg; Dr. Krug, Dresden; J. Herwig, Gotha; W. Reisewitz, Bln.-Steglitz; Erika Schupp, Wiesbaden; J. Diehl, Oberschmitten; Adele Berkhan, Herzberg-H.; A. Seber, Trier; Dr. E. Stamatis, Dr. K. Astitopoulos, Berlin; E. Schinze, Willingen; stud. jur. Lenz, Obermockstadt; F. Neupert, Gera; W. Hackhart, Bln.-Treptow; J. Lahner, Fürth i. B.; K. Roß, Hamburg; W. Brunken, Oldenburg; Pf. Klein, Setzingen; B. Kubosch, Bln.-Weißensee; C. Weinrich, Syke; Ch. Ellrich, Spangenberg; E. Dräger, Lauenburg; A. Schweers, Harmenhausen; L. Schlobach, Rochlitz; H. Fischer, Ebingen.

Einige Löserurteile: „Herrliche Varianten durch den Verstellungszug". H. Sch., R.: „Auch sehr fein und nicht leicht". Dr. K., D.: „Auch diese Aufgabe ist kombinationsreich" E. Sch., W.: „Kurz und schmerzlos, aber doch interessant" K. R., H., usw.

Geist und Witz, diese glückliche Mischung findet jeder Partie- und Problemfreund besonders gewürzt in der „Brennessel". Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" erscheint jeden Dienstag neu und ist überall für 30 Pfg. erhältlich.

MITTEILUNG DER SCHRIFTLEITUNG

Ab Folge 34 bringt der „I B." am Schluß wieder mindestens 4 Bildseiten.

(Schluß von Seite 1328)

stand das Training in Wettkämpfen. denn da es noch keine Uhren gab. konnte sich ein Läufer ja nur kontrollieren wenn er im Wettstreit mit anderen lief

Wie heute noch wurde am Vorabend des Kampfbeginnes der olympische Eid geleistet, zu dem nur zugelassen wurde wer freier Hellene und von rein griechischer Abstammung war und sich im Gymnasion nichts hatte zuschulden kommen lassen. Auch die Eltern und Lehrer der Athleten mußten im „Buleuterion" zu Olympia den olympischen Eid schwören. Verletzte ein Kämpfer in der Hitze des Gefechtes den Eid, etwa indem er sich unfaire Griffe erlaubte so folgte die Strafe auf dem Fuße, denn während des Kampfes standen neben ihm die „Olympia-Polizisten", die ihn mit ein paar kräftigen Rutenschlägen wieder zur Besinnung brachten.

Es waren also schwere Monate, die der Olympia-Kämpfer durchzumachen hatte, bevor ihm der Siegerpreis, ein Ölbaumzweig, winkte. Kehrte er mit diesem Zweig geschmückt in seine Heimat zurück, war er dann allerdings für die nächsten vier Jahre der Nationalheld, dem bei allen Veranstaltungen der Stadt der erste Platz gebührte und der im Kriege neben dem Feldherrn kämpfen durfte. Fi—

Eins nach dem andern

Die Finanzen Ludwigs XV. waren die meiste Zeit seiner Regierung in der größten Unordnung.

Oftmals waren die Kassen so leer, daß der König nicht einmal den Angestellten des Hofes ihr Gehalt auszahlen konnte.

Die Sänger der Hofoper reichten deshalb bei dem Finanzminister des Königs ein Gesuch ein, worin sie um die Zahlung ihrer rückständigen Gehälter baten.

Der Minister las die Bittschrift aufmerksam durch, dann gab er sie dem Abgesandten der Sänger zurück und meinte:

„Wir müssen erst die bezahlen, welche weinen; dann erst können wir die befriedigen, welche singen."

Unterwürfigkeit

Der Prinz Eugen ging einst bei strahlendem Wetter mit einigen Ministern des Kaisers nach der Wiener Hofburg.

Als er sich unterwegs einmal umsah, bemerkte er, daß die Herren ihm in beträchtlichem Abstand folgten.

Der Prinz drehte sich um und fragte:

„Aber, meine Herren, warum bleiben Sie denn so weit zurück?"

Die Minister kamen näher, und der erste von ihnen meinte:

„Wir konnten doch nicht auf Ihren Schatten treten, Exzellenz."

HUMOR

„Sagen Sie mal, Angeklagter, wie kamen Sie eigentlich dazu, die Kleider der Dame zu stehlen, als diese in dem See badete?"

„Ich war in dem guten Glauben, daß sie niemand gehören würden!"

„Erzählen Sie uns doch keine Märchen, haben Sie denn die Dame nicht im Wasser gesehen?"

„Natürlich! Aber ich habe gedacht, es wäre eine Nixe!"

*

„Frau Kruke, finden Sie nicht auch, daß meine Tochter von Tag zu Tag jünger wird?"

„Jawohl, ich sehe es eines Tages schon so kommen, daß ich ihren Namen noch unter den Geburtsanzeigen finden werde."

*

„Mein Herr, den Scheck kann ich leider nicht auszahlen, weil nämlich gar keine Deckung mehr dafür vorhanden ist!"

„Das ist ja allerhand Wozu braucht man denn noch ein Bankkonto, wenn man doch kein Geld bekommt!?"

*

„Hulda, verfolgt dich der Herr Lackaffe immer noch mit seinen Anträgen?"

„Jawohl, jetzt gibt er mir im Traum sogar schon Küsse."

„Was du nicht sagst, dann ist es ja Zeit, daß du seinen Antrag annimmst, damit du endlich deine Ruhe bekommst."

Frau Holler raste am abendlichen Strand umher.

„Was haben Sie denn nur?" fragte Frau Doller.

Seufzte Frau Holler: „Mein Mann will nicht wieder aus dem Wasser 'rauskommen!"

„Aber warum denn nicht?"

„Weil er die Garderobemarken verloren hat!"

„Pfui, Junge, warum wirfst du denn den Kleinen da drüben mit Steinen?"

„Ich darf nicht näher herangehen, weil der die Masern gehabt hat!"

In der Schule wird die Bruchrechnung durchgenommen

„Fritzchen" fragt der Lehrer, „was gibt es, wenn du ein Stück Kuchen in vier Teile teilst?"

„Viertel."

„Und die Viertel wieder in vier Teile?"

„Sechzehntel"

„Und die Sechzehntel wieder in vier Teile?"

Fritzchen stockt und überlegt Schließlich meint er:

„Dann gibt's Krümel, Herr Lehrer"

*

„Wanda, trotzdem mich mein Erich acht Tage kennt, behauptet er, mich zu lieben"

„Ja, liebe Ingrid, bei dieser kurzen Zeit mag das ganz gut möglich sein!"

*

„Was muß ich tun, um recht weiche weiße Hände zu bekommen?" fragte das Fräulein im Briefkasten ihrer Zeitschrift

Die Antwort lautete: „Am besten gar nichts!"

*

Butterbluhm, der Dichter, liest seiner Frau eines seiner Werke vor Plötzlich unterbricht er sich:

„Hörst du auch zu?" fragte er

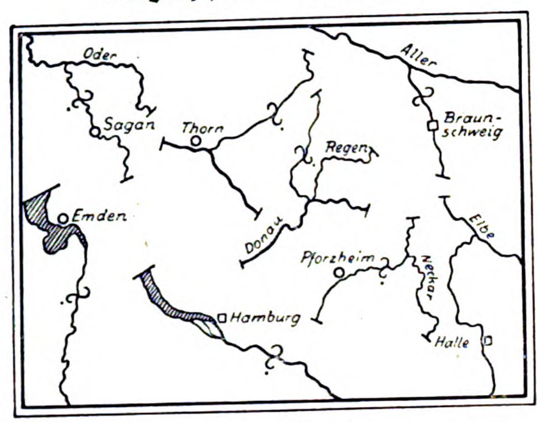
„Ja, natürlich."

„Du hast aber eben gegähnt"

„Na ja, daran siehst du's ja"

RÄTSEL

Geographisches Suchrätsel



In vorstehendem Bild sind 8 Flußnamen zu suchen, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, einen deutschen See ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bahn be bruch cha che dech del der der dorf ei fröh gnei keit keit ken ko krat len lich lich lo man man nau nek nen nie nie nol o rei rei rin rutsch sa se se son ster tar te wald wirt wol zer sind 16 Wörter zu bilden, denen je drei Buchstaben, dem letzten zwei, zu entnehmen sind, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Führers auf dem ersten Parteitag in Weimar ergeben (ch = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Tatsache, 2 Hochhaus, 3 Schlachtort der Befreiungskriege, 4. lustige Stimmung, 5. Göttertrank, 6. Schutzgebiet, 7 rheinischer Bergrücken, 8 vorsichtig, 9. ostdeutsche Landschaft, 10. General zur Zeit Blüchers, 11. Südfrucht, 12. Vergnügungseinrichtung, 13 Stadt in England, 14. Teil der Wehrmacht, 15. Reptil, 16 Süßstoff.

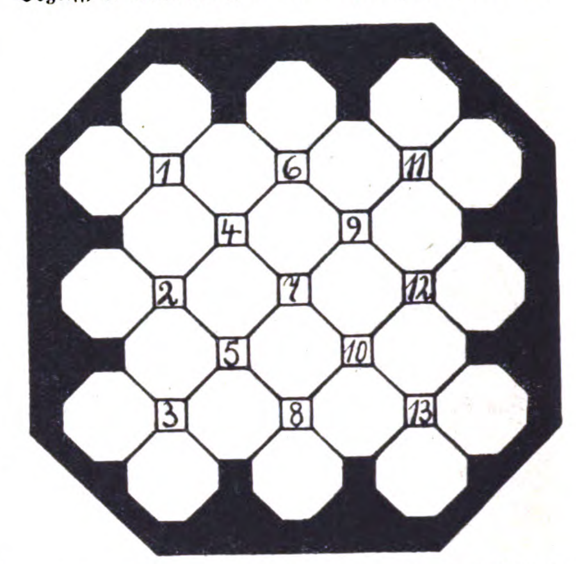
1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Gegensatzrätsel

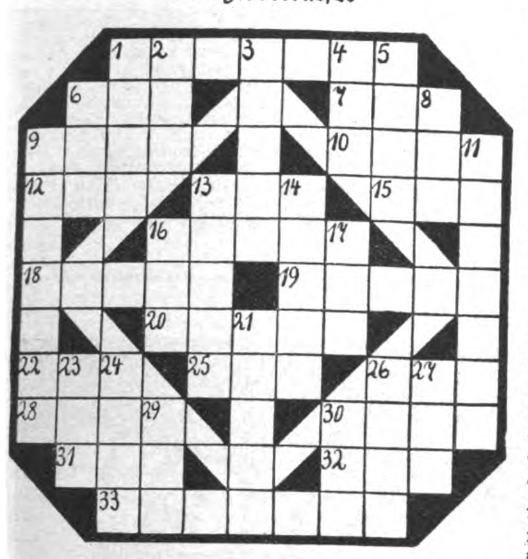
reich, voll, grob, glatt, hügelig, dick, eckig, zu, Norden, weit, Überfluß, Tal, gemein, gekocht, schlecht — von diesen Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Reichsleiters in der NSDAP. ergeben.

Wabenrätsel

Die Wörter drehen in Uhrzeigerrichtung, der Anfang ist selber zu ermitteln 1 dänische Insel, 2 Weinstock, 3. letzte Ruhestätte, 4 Vogel, 5 geographischer Begriff, 6. Verwandte, 7 männliches Haustier, 8 Gegenteil von fein, 9. griechische Göttin, 10. Hautöffnung, 11. griechische Sagengestalt, 12. Signalinstrument, 13. Musikwerk.

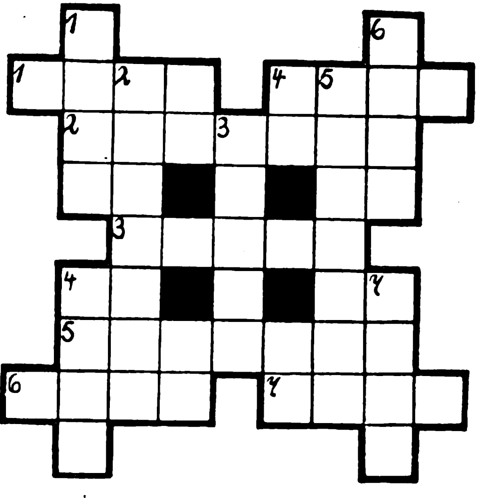


Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. böhmische Grenzstadt, 6. Stadt in Serbien, 7. Papageienart, 9. europäische Hauptstadt, 10. Behälter, 12. abgekürzter Männername, 13. biblische Gestalt, 15. franz. Münze, 16. Reptil, 18. Dichtung, 19. Stadt in Schleswig-Holstein, 20. alte deutsche Römerstadt, 22. alttestamentarischer Priester, 25. größter Strom der Welt, 26. Beklemmung, 28. Frauenname, 30. Heilpflanze, 31. Erfrischung, 32. Farbe, 33. Ersatzpferd. Senkrecht: 1. Berg in der Schweiz, 2. Abkürzung für ein Weltreich, 3. franz. Opernkomponist, 4. Titel, 5. zerbröckeltes Gestein, 6. afrikanischer Strom, 8. europäische Hauptstadt, 9. Flugzeugbauer, 11. Muse, 13. Himmelskörper, 14. Zufluchtsort der preuß. Königsfamilie 1807, 16. Himmelsrichtung, 17. selten, 21. engl. Bezeichnung für Heißsporn, Hetzer, 23. Auszeichnung, 24. Fluß in Bayern, 26. afrikan. Pflanze, 27. altes Gewicht, 29. Abschiedsgruß, 30. Gattung.

Magische Figur



1. Sinnesorgan, 2. Stadt in Persien, 3. Friedensgöttin, 4. heiliger Stier der Ägypter, 5. Überrock, 6. Verschlagenheit, 7. Holzmaß.

Kapselrätsel

Quadrille, Lavendel, Strandkorb, Erschaffung, Panoptikum, Schneidemühl, Schurke, Kostroma, Zypressenhain, Verwilderung, Lauterberg, Terrasse, Kryptogamen, Himmelfahrt, Ostern, Fremdenverkehr, Karolinger, Kirchengeschichte, Monotype, Kalmus, Extrablatt, Fischleim, Lorbeer, Grunewald, Elaborat, Hellebarde, Menagerie, Diedenhofen, Schabernack, Kreisel, Wieland. — Jedem der vorstehenden Wörter ist ein selbständiges Hauptwort zu entnehmen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben ein Zitat Rosenbergs. (st und ch = ein Buchstabe.)

Kryptogramm

Linde, Rheinland, Chiemgau, Laubholz, Rebensaft, Fistel, Deichsel, Menschenhirn, Imme, Überlingen, Deiche, Nemesis, Herberge, Ranze, Deister, Angebinde, Schicksal. Jedem der vorstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat Arndts ergeben (ch und ck = ein Buchstabe).

Füllrätsel

Die Buchstaben: a a a b c d d d e e e e e e e e e g h h i i i i i l l l l m m n n n n n n o p r r r s s s u u u sind so in die Figur einzuordnen, daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen. Bei richtiger Lösung ergeben die beiden fettumrandeten senkrechten Reihen ein Sprichwort.

1. Verdienst, 2. Gartenblume, 3. Edelsteinnachahmung, 4. Vorort Dresdens, 5. Hauptstadt der Bewegung, 6. europäischer Staat, 7. Stadt in Spanien, 8. römische Kalendertage.

Umstellungsrätsel

Nachstehende Wörter sind durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens in Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben aneinandergereiht einen Ausspruch unseres Führers.

Eos, Seni, Neid, Lade, Beil, Pari, Adel, Bon, Grat, Erda, Edi, Are, Leu, Adel, Laut, Tuba, Iltis, Aller, Sein, Erna, Ella, Labe, Maid, Salm, Siam.

Silbenkasten

1 2 3 4 = militärische Erstürmung, 1 3 = Fluß in Spanien, 1 9 = Speisewürze, 2 11 = nordischer Frauenname, 3 10 = Kamelart, 4 2 4 = Zehnzahl, 4 12 = Stoßwaffe, 5 6 7 8 = Pflanze, 5 6 = Nebenfluß der Unstrut, 6 4 = Ackerunkraut, 6 5 = Wut, Zorn, 6 10 = indischer Held, 8 5 13 14 = Quellennymphe, 8 6 = Nebenfluß des Arno, 8 5 4 = Apostel der Grönländer, 9 10 11 12 = Stadt an der Donau, 10 4 = Insektenlarve, 10 13 14 5 = Kartenspiel, 10 13 14 15 = ehemalige deutsche Kolonial-Inselgruppe, 11 4 = Teil des Baumes, 13 14 = abgekürzter Frauenname, 14 13 8 = Lied.

1	2	3
4	5	6
7	8	9
10	11	12
13	14	15

Lösungen der Rätsel aus Folge 34

Kryptogramm Womit Hangar Bresche Ehre Primat sachte Daimler Mastkorb Stein Gewahrsam Rhabarber lustig Gyges Gewissen Sense. „Wo man Geschrei macht, da ist kein wahrhaftiges Wissen." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Makrele, 2. Elemi, 3. Inspektion, 4. Nargileh, 5 Erato, 6 Police, 7. Frankreich, 8. Lukullus, 9. Insurgent, 10 Chartreuse, 11. Traber, 12. Ingeborg, 13. Saldo, 14. Talent, 15. Magnat. „Meine Pflicht ist mein höchster Gott." ✱ **Silbenkreuz:** Stufe, Stute, Stube, Feie, Seife, Seite, Taufe, Taube. ✱ **Rätselfries:** 1—11 Nordenham, 2—12 Tauroggen, 3—7 Goten, 4—8 Netze, 5—1 Eisen, 5—9 eitel 6—2 Horst, 6—10 Hegar, 9—3 Legierung, 10—4 Rehposten, 11—7 Magen, 12—8 Nonne. ✱ **Magische Silbentreppe:** 1. Esse, 2. Senator, 3. Tornado, 4. Domäne, 5. Nebelhorn, 6. Hornsilber, 7. Bernina, 8. Nase. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Ulme, 5. Oran, 7. Andorra, 10 Gilet, 12 Alt 14 Finesse, 17 Wega. 18. Elbe, 20. Aue, 22 neu, 23 London, 26. Ahr., 28. Bar, 29. Goa, 31. Laib, 32 Rips. 33. Euere, 34. Senat. Senkrecht: 2. Ma, 3 eng, 4. Rolle, 5. Oit, 6. Na, 8. Diana, 9. Reise, 11. Efeu, 13 Rebe, 15. Igel, 16 Sinn, 17. Wachau, 19. Europa, 21. Idar, 24 Ob, 25. er, 26. Alt, 27. nie, 29. Gin, 30. Ast, 32 re. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Lanzette, 2. Italien, 3. Tahiti, 4. Zement, 5 Marathon, 6. Aurora, 7. Nassau, 8. Narzisse „Litzmann." ✱ **Füllrätsel:** 1. Nauheim, 2. Knaster, 3. Venares, 4. Cranach, 5. Ilmenau, 6. Ravenna. ✱ **Rösselsprung:** Bleibe nicht am Boden haften! Frisch gewagt und frisch hinaus! Kopf und Arm mit heit'ren Kräften, überall sind sie zu Haus: Wo wir uns der Sonne freuen, Sind wir jeder Sorge los; Daß wir uns in ihr zerstreuen, Darum ist die Welt so groß. Goethe. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Graf, 5. Apis, 8. Alepsis, 11. Uhu, 13 See, 14. Ara 16. Lama, 18 Arad, 19 Angst. 20 Star. 22 Eien, 24. Sir, 25. Uli, 27 Inn. 28 Astarte, 29 Klee, 30. Ende. Senkrecht. 2. Raum, 3 As, 4 Fes, 5 Ase. 6 Isar, 7. Kulisse 9 Pergola. 10. Madonna, 12. Haut, 15. Rasen, 17. Aar, 18 Ate, 21 Aral, 23 Lied, 25 Ute, 26 Ire ✱ **Magisches Gitter:** 1. Chianti, 2 Kamerun 3. Strudel ✱ **Zahlenrätsel** 1 Fiume, 2. Radium, 3 Eifel, 4. Iller, 5. Madrid 6 Arnika 7 Ulme, 8. Reiher, 9. Euklid, 10. Ranke „Freimaurer" ✱ **Kryptogramm:** Gewicht Verlobung, Emir Greis, Renner, Germane, Tender, Pfirsich, gemächlich, Seide, Mensch, Schatten, Halfter, Nuntius, dein, Einerlei, Gunst Sessel, China, Glücksspiel, Walnuß, Richtung, Tübingen Verderben, Henkel, Topfen, Wache, Sachse Bahnlänge, vergießt. „Ich lobe mir einen Mann, der sich Leidenschaften und ein ernstes Schicksal nicht über den Kopf wachsen läßt."

Um die Tausendstelsekunde

Die alten Griechen hatten es leicht, auf ihren Olympischen Spielen die Sieger zu bestimmen. Nach Punkten wurde nicht gewertet, und die Zehntelsekunde spielte keine Rolle. Überhaupt kümmerte man sich nicht um die Zeiten, solange es sich nicht um Stunden handelte. Darum sind uns leider auch so wenige genaue Angaben über die Leistungen antiker Athleten hinterlassen worden. Heute ist das ja nun erheblich anders geworden, und wenn wir heute etwa im sportlichen Laufen Rekorde nur anerkennen, wenn sie die bisherige Bestzeit um wenigstens eine Zehntelsekunde verbessern, so tun wir das nicht, weil es zu schwierig wäre, kleinere Zeitspannen schnell und genau zu messen, sondern weil es zu überspitzt wäre, in den Kampf um den Rekord etwa noch die Hundertstel- oder gar Tausendstelsekunde einzuführen. Aber was nicht ist, kann schließlich noch werden, und je mehr sich unsere Athleten den natürlichen Leistungsgrenzen nähern, um so notwendiger werden noch genauere Zeitmessungen werden. Es bereitet aber heute schon keine Schwierigkeit, etwa von zwei Läufern, von denen der eine auch nur eine Tausendstelsekunde früher als der andere über das Ziel geht, den Sieger zu bestimmen.

Die modernsten technischen Mittel werden aber merkwürdigerweise erst jetzt in den Dienst des Sportes gestellt. Noch bei den Olympischen Spielen von 1932 begnügte man sich mit der alten und reichlich primitiven Methode der Zeitnahme durch die Stoppuhr. Mehrere Kampfrichter bauten sich, die Uhr in der Hand, auf der Höhe des Zielbandes auf, die Stoppuhren wurden beim Startschuß in Bewegung gesetzt und gestoppt, sobald der erste Läufer das Zielband erreicht hatte. Jeder weiß, daß die Reaktionsfähigkeit des Menschen ziemlich grob ist und daß sich Zeitdifferenzen von Zehntel- oder gar Hundertstelsekunden seinem Gefühl völlig entziehen. Darum amtieren bei großen Sportkämpfen stets mehrere Zielrichter, die sich wahrscheinlich nach jedem Lauf in die Haare bekommen würden, wenn eine internationale Vorschrift nicht besagte, daß allein der Durchschnitt aller aufgenommenen Zeiten gültig ist.

Im üblichen Sportbetrieb reicht diese Methode trotz ihrer großen Mängel meist auch aus. Treffen sich aber wie jetzt bei den Olympischen Spielen die besten Athleten der ganzen Welt, so kann der Sieg einmal außerordentlich knapp ausfallen, so daß die alte gute Stoppuhr nicht mehr ausreicht. Man verwendet daher von nun ab das Kino als Zeitnehmer, eine naheliegende Idee, die aber gar nicht so einfach zu verwirklichen war, denn jeder, der einmal im Kino Aufnahmen von Wettläufen oder Pferderennen gesehen hat, kann sich vorstellen, daß die Feststellung des Siegers in einem scheinbar toten Rennen durch die übliche Aufnahmetechnik nicht möglich ist. Anders ist es schon bei den Zeitlupenaufnahmen, bei denen jedes Filmbild nur eine Tausendstelsekunde belichtet wird und die jede einzelne Bewegungsphase des Läufers oder Pferdes genau erkennen lassen.

Aber auch hier gibt es eine Schwierigkeit: Der gewöhnliche Film zeigt die Bilder unplastisch, flächenhaft, zweidimensional, während das lebende Auge dreidimensional sieht. Die geringen Täuschungen, die durch die flächenhafte Aufnahme der Bilder unter Umständen möglich werden, schaltet man nun dadurch aus, daß man am Ziel der Laufbahn zwei Aufnahmekameras aufstellt, die in einem winzigen Winkel zueinander stehen. Beide Filmbänder werden nachher gleichzeitig so auf die Leinwand geworfen, daß sie sich überdecken. Mit Hilfe von zwei verschieden gefärbten Brillen kann der Zuschauer dann die Bilder plastisch sehen. Das System ist bereits etliche Jahre alt und spielt bei den Bemühungen um den plastischen Film eine große Rolle. Für den Spielfilm reicht es noch nicht ganz aus, aber für sportliche Zwecke genügt es. Die außerordentliche Schnelligkeit der Aufnahmen gestattet es später, den Endlauf der Läufer in mehrfacher Verlangsamung zu zeigen, Dinge, die uns allen ja gut bekannt sind. Unter allen Umständen ist auf dem Zielfilm der Sieger deutlich zu erkennen, und wenn die Zeitdifferenz zwischen dem Ersten und dem Zweiten auch nur eine Tausendstelsekunde beträgt.

Aber man will schließlich nicht nur wissen wer der Sieger ist, sondern auch wieviel Zeit er für seine Strecke gebraucht hat. Also doch die Stoppuhr? Nein, man photographiert einfach zusammen mit den laufenden Athleten eine Präzisionsuhr, die noch den tausendsten Teil einer Sekunde angibt. Die Filmkamera wird mit dem Startschuß ausgelöst. Die einzige Differenz, die nun noch zwischen der wirklichen und der aufgenommenen Laufzeit vorhanden sein kann, ist die Zeit zwischen dem Startschuß und dem Laufbeginn, die Reaktionszeit der Läufer, und diese Differenz muß man wohl oder übel in Kauf nehmen. Sollte ein Läufer einmal eine zu lange Leitung haben, wie der Berliner sagt, so wird man das ja vermutlich auch so merken.

Nun verlieren Läufer und Zuschauer leicht die Geduld und das Interesse, wenn man ihnen erst am nächsten Tag das genaue Endergebnis mitteilen würde. Notwendig war also, daß der fertige Filmstreifen den Zielrichtern möglich umgehend vorgeführt werden kann. Aber Entwickeln, Kopieren und Vorführen dauern ihre Zeit, und wenn es gelungen ist, diese Zeit auf zehn Minuten hinunterzudrücken, so weiß auch der Laie, daß er hier eine außerordentliche Leistung der deutschen Industrie vor sich hat.

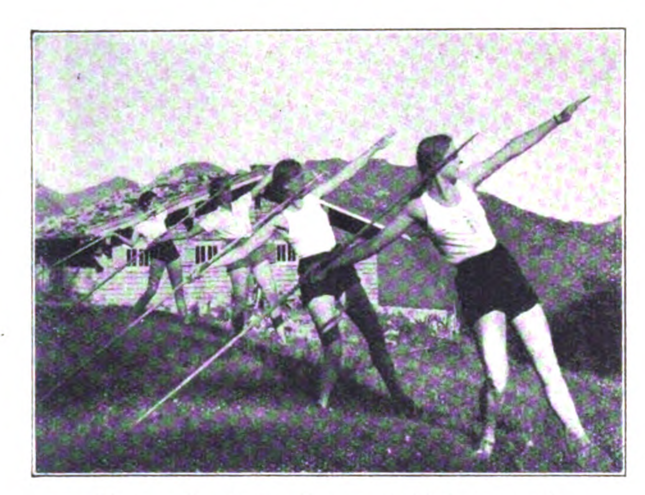
Bei den anderen Sportarten sind so genaue Messungen nicht nötig oder auch nicht möglich. Man wird nie auf den Millimeter genau die Weite eines Speerwurfes oder Weitsprunges feststellen können. Wenn sich die technischen Schwierigkeiten auch überwinden ließen, so wäre doch eine allzu umständliche Apparatur notwendig. Auf manchen Sportgebieten erzielt man ja auch bereits durch die Genauigkeit des Sportgerätes, man denke etwa an den Hoch- und den Stabhochsprung, ausreichende Resultate, und bei den Wurfübungen sind im allgemeinen die Differenzen groß genug, um mit dem Bandmaß einwandfrei festgestellt werden zu können. Die größten Meinungsverschiedenheiten hat es bisher stets nur beim Laufen gegeben, und hier hat man jetzt durch das Zeitlupenkino einen Zielrichter, über den sich niemand mehr zu beschweren braucht.

K. F.

Auf der *Firstalm*

Das erste deutsch-englische Mädellager in Deutschland

Während unter der Olympiaflagge die Jugend der Welt zu ihrem friedlichen Wettkampf zusammengetreten ist, haben sich in diesen symbolhaften Tagen Mädel zweier verwandter großer Nationen in Kameradschaft und gegenseitiger nationaler Achtung zusammengetan. Nach den Erfolgen der deutsch-englischen Jugendlager, die Jochen Benemann vor zwei Jahren ins Leben rief, wurde hier auf der Firstalm zum erstenmal der Versuch eines deutsch-englischen Mädellagers gemacht. Es werden Brücken über Länder und Meere gespannt, die jungen Menschen diesseits und jenseits der Grenzpfähle reichen sich die Hände. Spiel, Sport und Lied lassen die Mädel einander freund werden.

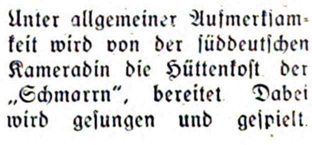


Speerwerfen ist den jungen Engländerinnen ein fast unbekannter Sport. Gemeinsames Üben mit den deutschen Kameradinnen macht sie schnell zu beachtlichen Speerwerferinnen.

Aufnahmen: Alice Heß.



Unter allgemeiner Aufmerksamkeit wird von der süddeutschen Kameradin die Hüttenkost der „Schmorrn", bereitet. Dabei wird gesungen und gespielt.





Nach Arbeit, Spiel und Sport ein ruhiges Stündchen in Bergeinsamkeit.

Das Erleben dieses Zusammenseins vertieft den Geist der Kameradschaft im Mädellager.

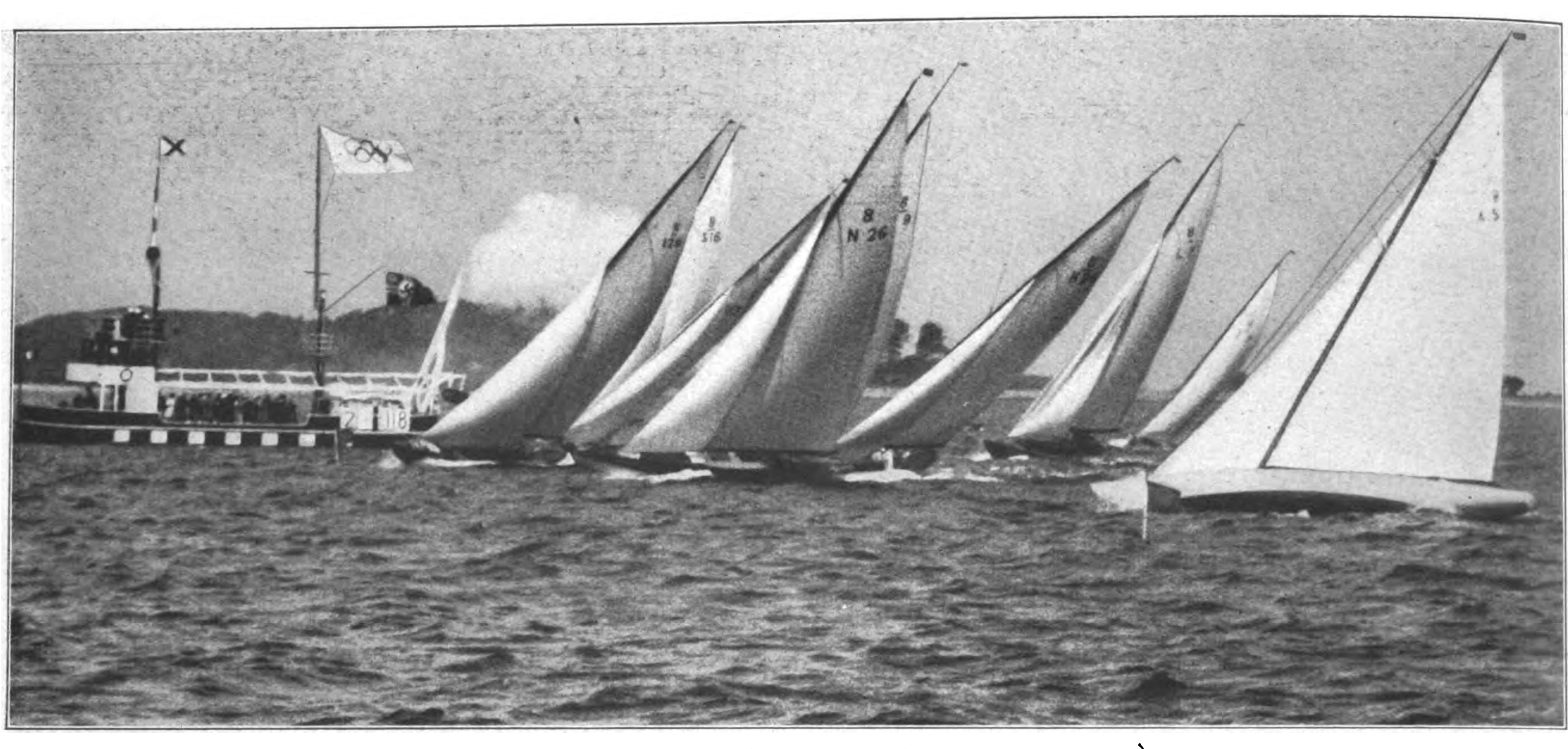
Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 6 47 und 22 1 31, zwischen 12—2 Uhr 22 1 34. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855; Wien 79 921; Prag 77 303; Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 190 423; Budapest 13 532; Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20 7 55 und 20 8 01. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680 000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[A B C D E F]



Adolf Hitler, der Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht,
beobachtet von Bord seines Avisos „Grille“ aus die olympischen Segelwettkämpfe auf der Kieler Förde.

Hinter ihm Konteradmiral Götting, der Leiter des Marinestabes für das Segel-Olympia.

Sonderaufnahme für den „J.B.“ von Heinrich Hoffmann



Sturmfahrt der Olympia-Segler in Kiel.
An den Wettfahrttagen machte das stürmische Wetter den Seglern viel zu schaffen. Hier nehmen die Boote der 8-Meter-Klasse dichtgedrängt die Wendeboje.



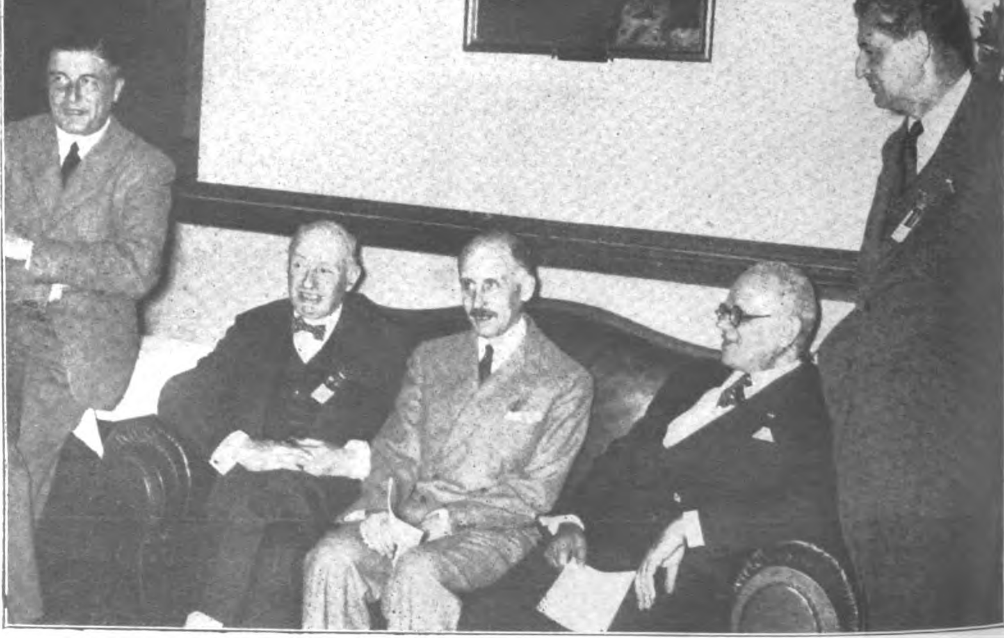
Der Führer bei seinem Besuch des Segel-Olympia in Kiel an Bord der Jacht „Nixe".
Links Generaladmiral Dr. h. c. Raeder, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, halbrechts Brigadeführer Schaub und Obergruppenführer Brückner.



Englische Matrosen an Bord des Kreuzers „Neptune" in Kiel,
der im Auftrag der britischen Admiralität die Schiffsglocke des bei Scapa Flow versenkten ehemaligen Schlachtkreuzers „Hindenburg" nach Deutschland zurückbrachte.

Aufnahmen:
Presse-Bild-Zentrale (2), Presse-Photo (1), Schirner (1).





Rechts: Empfang des Internationalen Olympischen Komitees in Kiel im Rathaus.
Von links: Gesandter v. Bülow-Schwantke, Graf von Baillet-Latour, Gesandter Vicomte Davignon, Belgien, Botschafter Attolico, Italien, Graf Bonacossa.

Fortsetzung des Olympia-Tagebuchs des „J.B.":

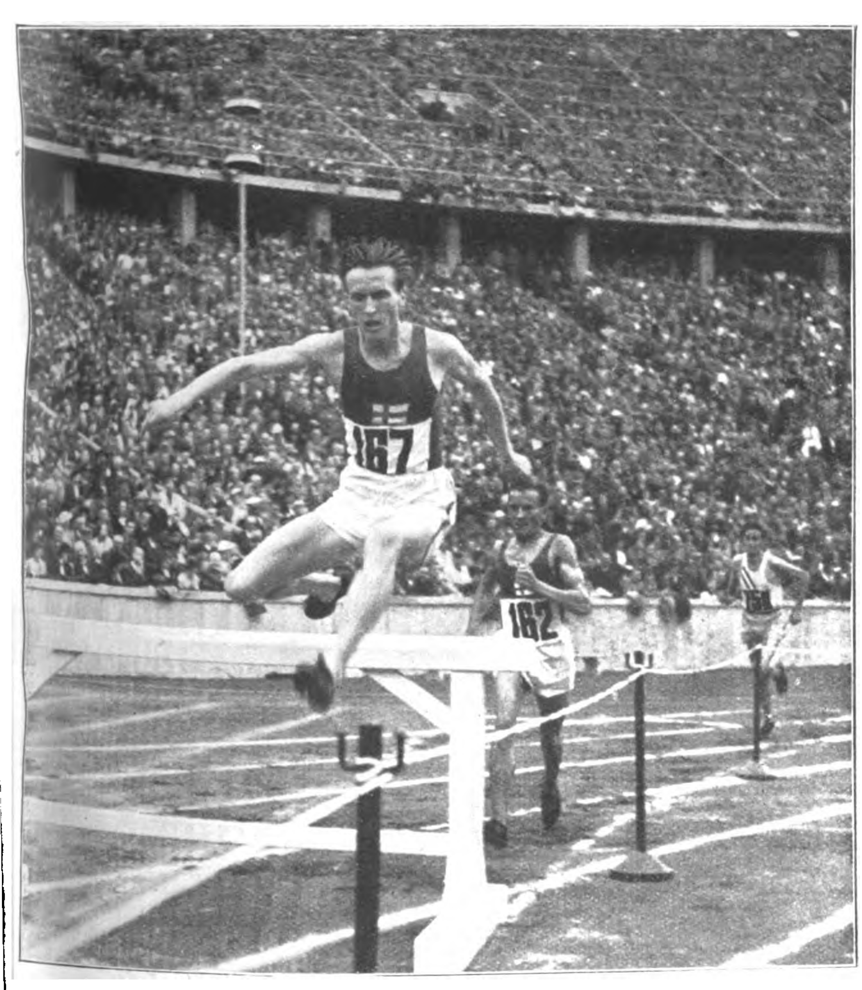

Iso-Hollo (Finnland) Goldene Medaille


Tuominen (Finnland) Silberne Medaille


Dompert (Deutschland) Bronz. Medaille

3000m-Hindernislauf

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (8).


Der finnische Sieger Iso-Hollo führte vom Start weg mit großem Abstand beim 3000-Meter-Hindernislauf.

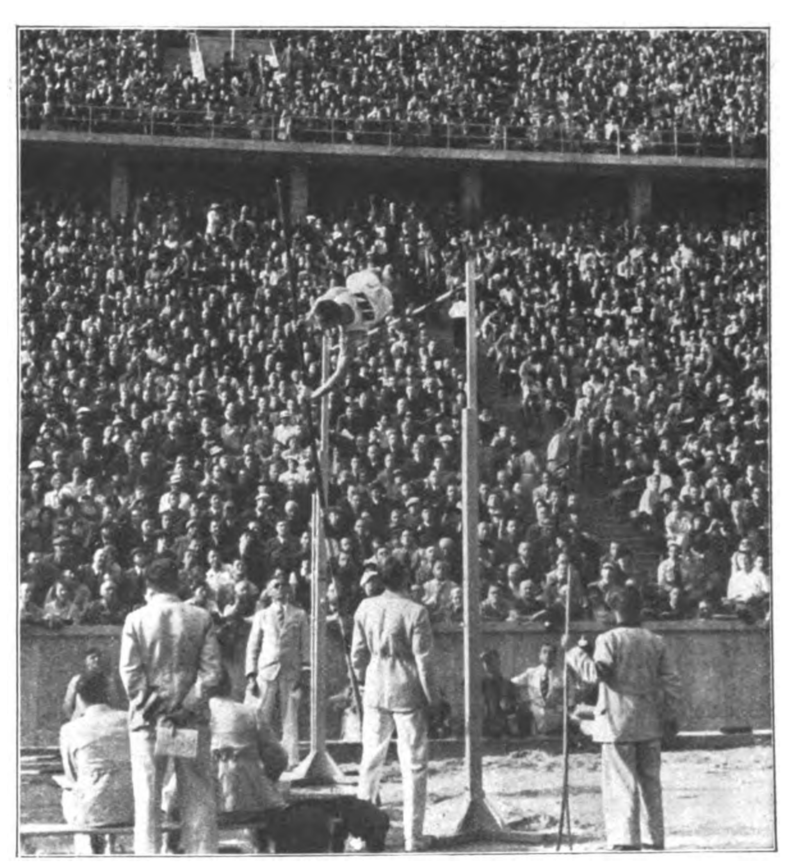
3000-m-Hindernislauf Olymp. Rekord 9,21,8 Min. Loukola-Finnland

	Name	Land	Zeit
1.	Iso-Hollo	Finnland	9:03,8 Min.
2.	Tuominen	Finnland	9:06,8 Min.
3.	Dompert	Deutschland	9:07,2 Min.

7. Kampftag

Zehnkampf Weltrekord 7825 Punkte Sievert-Deutschland
Olymp. Rekord 7398 Punkte Bausch-USA.

	Name	Land	Punkte
1.	Glenn E. Morris	USA.	7900
2.	Robert Clark	USA.	7601
3.	Jack Parker	USA.	7275

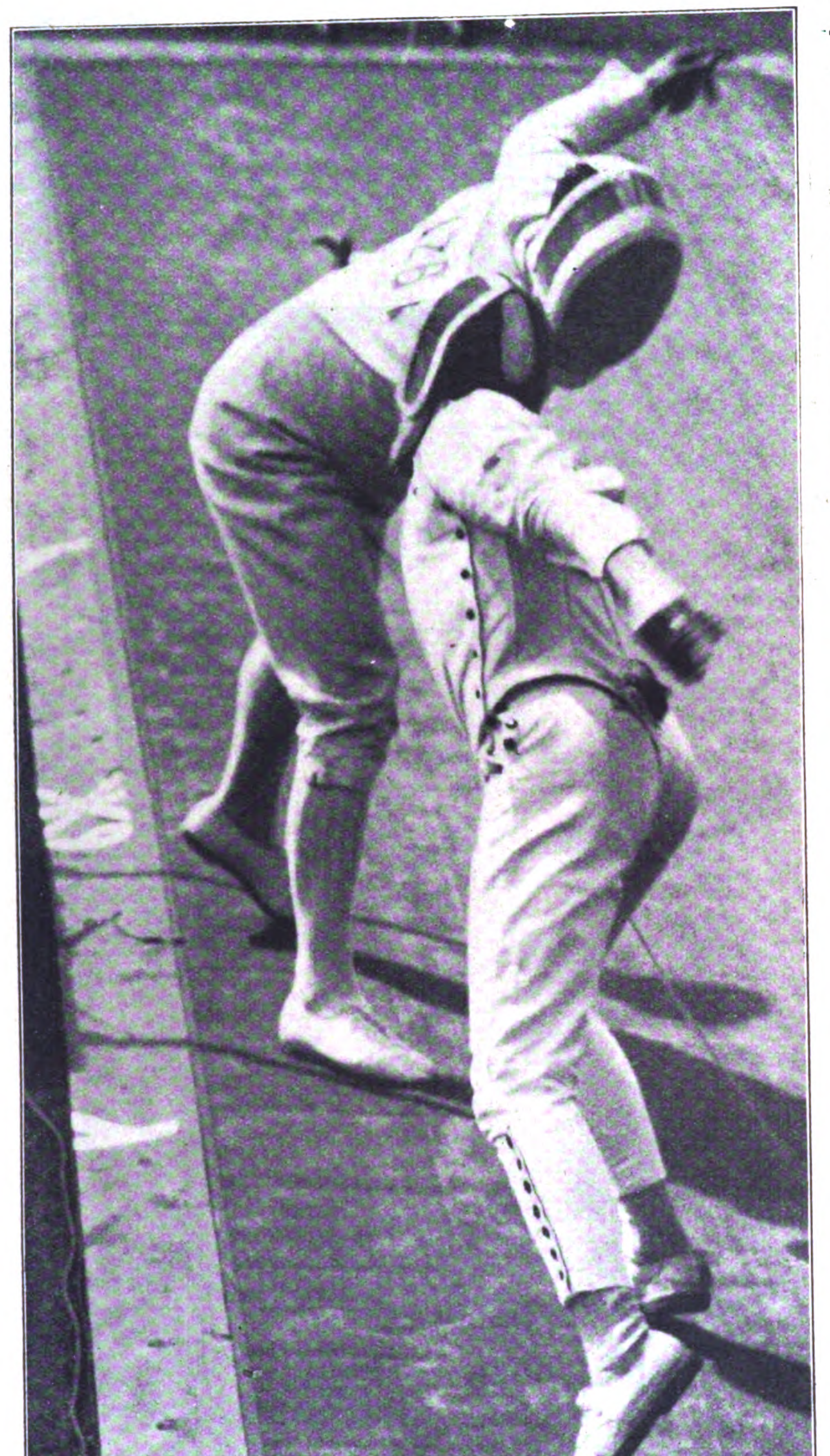

Stabhochsprung-Konkurrenz beim Zehnkampf. Der Deutsche Bonnet beim Sprung.

Zehnkampf


Glenn E. Morris (USA.) Goldene Medaille


Robert Clark (USA.) Silberne Medaille


Jack Parker (USA.) Bronz. Medaille



Ein Moment
aus dem Degen-Mannschaftskampf.



Die siegreiche italienische Degenmannschaft.
Goldene Medaille



Die schwedische Degenmannschaft.
Silberne Medaille



Die französische Degenmannschaft.
Bronzene Medaille

Degen-Mannschafts-Kampf

Italienische Degenmannschaft: 3 Siege; schwedische Degenmannschaft: 2 Siege; französische Degenmannschaft: 1 Sieg.



Willy Rogeberg
(Norwegen)
Goldene Medaille



Dr. Berzseny
(Ungarn)
Silberne Medaille



Karas
(Polen)
Bronz. Medaille

Klein-kaliber-Schießen

Aufnahmen: Bayer, Bildbericht-Fischer (6), Sch…

Kleinkaliberschießen — Olymp. Rekord: 294 R. Rönnmark (Schweden)

	Name	Land	Ringe
1.	Willy Rogeberg	Norwegen	300
2.	Dr. Berzseny	Ungarn	296
3.	Karas	Polen	296



Ihbe und Lorenz (Deutschland)
holen im Tandemfahren eine weitere Goldmedaille für uns.


A. van Vliet
(Holland)
Goldene Medaille


P. Georget
(Frankreich)
Silberne Medaille


R. Karsch
(Deutschland)
Bronz. Medaille

1000 m-Rad nach Zeit

1-km-Zeitfahren

	Name	Land	Zeit
1.	A. van Vliet	Holland	1:12,0 Min.
2.	P. Georget	Frankreich	1:12,8 Min.
3	R. Karsch	Deutschland	1:13,2 Min.

2000 m-Tandem

2-km-Tandemfahren

	Name	Land	Zeit
1.	Ihbe-Lorenz	Deutschland	—
2.	Ooms-Leene	Holland	—
3.	Georget-Maton	Frankreich	—

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (6), Schirner (1), Presse-Bild-Zentrale (2), Hoffmann (1).



Ihbe und Lorenz (Deutschland)
Goldene Medaille



Leene und Ooms (Holland)
Silberne Medaille


Georget und Maton (Frankreich)
Bronzene Medaille

Die Goldmedaillenträger im Kanu-Wettfahren




Wevers und Landen (Deutschland)
Kajak-Zweier. 10 000 Meter.




Johansson und Bladström (Schweden)
Faltboot-Zweier. 10 000 Meter.



Mottel und Skrdlant (Tschechoslowakei)
Kanadier-Zweier. 10 000 Meter.



Krebs
(Deutschland)
Kajak-Einer
10 000 Meter.



Hradetzky
(Österreich)
Faltboot-Einer
10 000 Meter.






Syrovatka und Brzak (Tschechoslowakei)
Kanadier-Zweier. 1000 Meter.



Hradetzky
(Österreich)
Kajak-Einer
1000 Meter.



Kains und Dorfner (Österreich)
Kajak-Zweier. 1000 Meter.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (14). Weltbild (1).

Kanu-Kurzstrecke



Amyot
(Kanada)
Kanadier-Einer
1000 Meter.

Kajak-Einer: 1. Hradetzky (Österreich) 4:22,9 2. Cämmerer (Deutschland) 4:25,6. 3. Kraaier (Holland) 4:35,1

Kajak-Zweier: 1. Österreich (Kains, Dorfner) 4:03,8. 2. Deutschland (Tilker, Bondruit) 4:08,9 3. Holland (Tates, van der Kroft) 4:12,8 4. Tschechoslowakei.

Kanadier-Einer: 1. Amyot (Kanada) 5:32,1. 2. Karlik (Tschechoslowakei) 5:36,9. 3. Doschik (Deutschland) 5:39,0.

Kanadier-Zweier: 1. Tschechoslowakei (Syrovatka, Brzak) 4:50,1. 2 Österreich (Proisl, Weins) 4:53,8 3. Kanada.



Ein nasser Glückwunsch! Einer von dem Siege seines Landsmannes Amyot begeisterter kanadischer Sportkamerad ist ins Wasser gesprungen und gratuliert dem Sieger zur Goldmedaille.



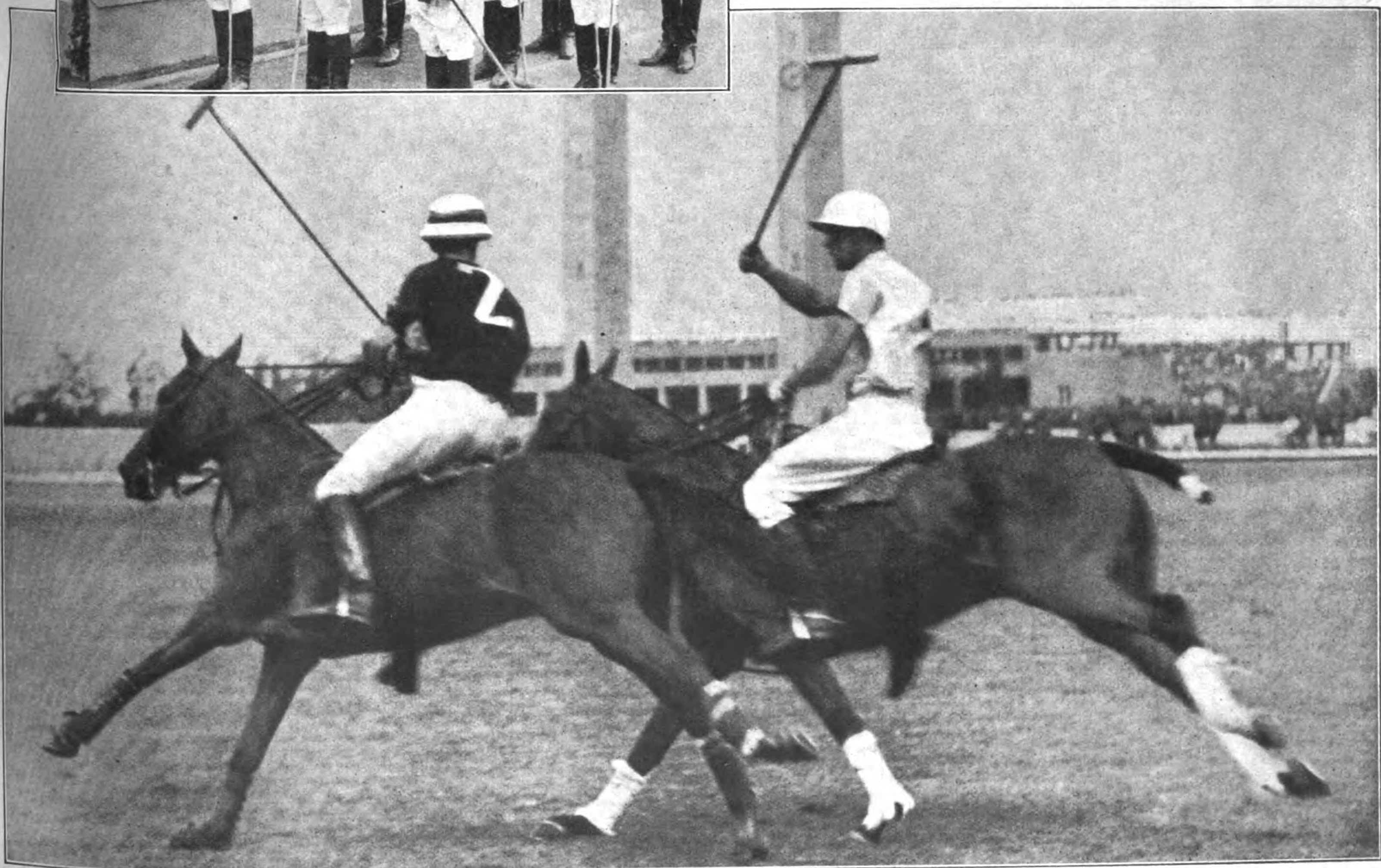
POLO

1. Argentinien
2. England
3. Mexiko

Die Bilder oben und unten zeigen Momente aus dem entscheidenden Wettspiel zwischen Argentinien und England.

Links: Die Siegerehrung der Polospieler im Stadion. Vorne die mexikanische Mannschaft (Bronzemedaille), dahinter die argentinische (Goldmedaille), zuletzt die englische (Silbermedaille).

Aufnahmen: Erich Andres (2). Bayer. Bildbericht-Fischer (1)



8. Kampftag

Beobachter



Die deutsche 4×100-Meter-Frauen-Staffel, die, nachdem sie im Vorlauf einen neuen Weltrekord aufgestellt hatte, beim Endkampf durch Stabverlust um den sicheren Sieg kam.

4x100-m-Staffel

Weltrekord 40,0 Sek. USA.
Olymp. Rekord 40,0 Sek. USA.

	Namen	Land	Zeit/Sek.
1	Owens. Metcalfe. Draper. Wykoff	USA	39.8
2	Mariani. Caldana. Ragni. Gonelli	Italien	41.1
3	Leichum. Borchmeyer. Gillmeister. Hornberger	Deutschland	41.2

4x400-m-Staffel

Weltrekord 3,08,2 Min. USA.
Olymp. Rekord 3,08,2 Min. USA.

	Namen	Land	Zeit/Min.
1.	Wolff. Rampling. Roberts. Brown	England	3:09
2.	Cagle. Young. O'Brien. Fitch	USA	3:11
3.	Hamann. v. Stülpnagel. Voigt. Harbig	Deutschland	3:11.8

4x100-m-Staffel (Frauen)

Weltrekord 46.4 Sek. Deutschland

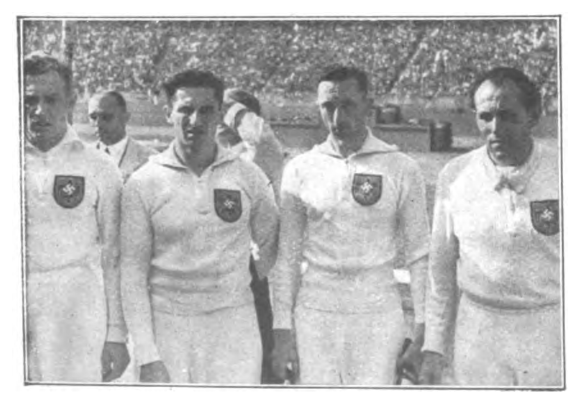
	Namen	Land	Zeit/Sek
	Bland. Rogers. Robinson. Stephens	USA	46 9
..	Hiscock Olney. Brown. Burke	England	47 6
).	Brookshaw. Dolson. Cameron. Meagher	Kanada	47.8

4×100m-Staffel

USA. / Goldene Medaille.
(Neuer Welt- und olympischer Rekord)



Italien / Silberne Medaille



Deutschland / Bronzene Medaille

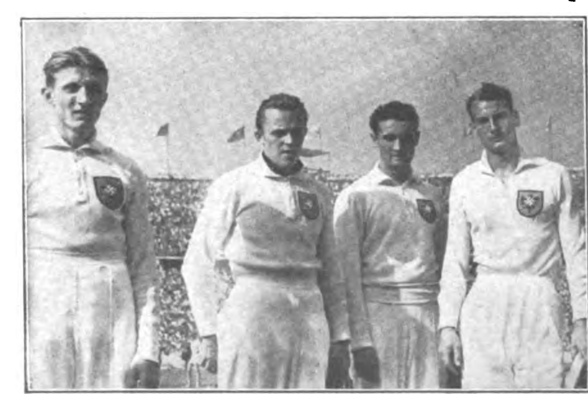
4×400m-Staffel



England / Goldene Medaille



USA. / Silberne Medaille



Deutschland / Bronzene Medaille.

4×100m-Staffel für Frauen



USA. / Goldene Medaille



England / Silberne Medaill[e]



Kanada / Bronzene Medaille

Start zum 100-Meter-Freistilschwimmen. Vorne der Ungar Csik, der den sensationellen Überraschungssieg über die Japaner davontrug



100-m-Freistil-Schwimmen

Weltrekord 56,4 Sek. Fick-USA.
Olymp. Rekord 58,0 Sek Miyazaki-Japan

	Namen	Land	Zeit
1.	Ferenc Csik	Ungarn	57.6 Sek.
2.	Masanori Yusa	Japan	57.9 Sek.
3.	Shigeo Arai	Japan	58.0 Sek.



Ferenc Csik
(Ungarn)
Goldene Medaille




Masanori Yusa
(Japan)
Silberne Medaille



Shigeo Arai
(Japan)
Bronz. Medaille

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (15). Heinrich Hoffmann (1). Erich Andres (1).



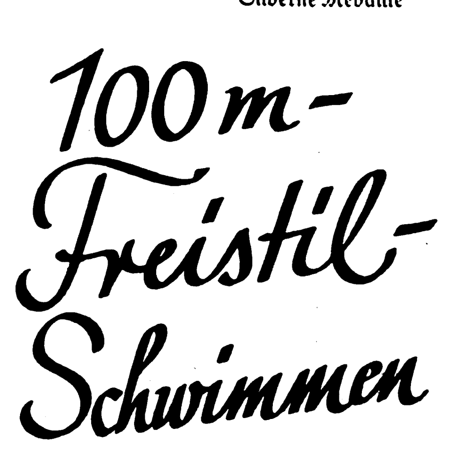
Ibolya Csak
(Ungarn)
Goldene Medaille



Dorothy Odam
(England)
Silberne Medaille



Elfriede Kaun
(Deutschland)
Bronz. Medaille





Hochsprung (Frauen)

Weltrekord 1,65 m Didrikson-USA

	Namen	Land	Höhe
1.	Ibolya Csak	Ungarn	1.60 m
2.	Dorothy Odam	England	1.60 m
3.	Elfriede Kaun	Deutschland	1.60 m

Hoch-sprung für Frauen

Griechisch-Römischer Ringkampf



M. Lörincz
(Ungarn)
Goldene Medaille



E. Svensson
(Schweden)
Silberne Medaille



J. Brendel
(Deutschland)
Bronzene Medaille

Bantamgewicht.

Bantamgewicht: 1. Lörincz-Ungarn 5 Fehlerpunkte, 2. Svensson-Schweden 6 Fehlerpunkte, 3. Brendel-Deutschland 5 Fehlerpunkte;

Federgewicht: 1. Erkan-Türkei 4 Fehlerpunkte, 2. Reini-Finnland 5 Fehlerpunkte, 3. Karlsson-Schweden 5 Fehlerpunkte;

Mittelgewicht: 1. Johansson-Schweden 2 Fehlerpunkte, 2. Schweikert-Deutschland 3 Fehlerpunkte, 3. Palotás-Ungarn 4 Fehlerpunkte;

Leichtgewicht: 1. Koskela-Finnland 2 Fehlerpunkte, 2. Herda-Tschechoslowakei 3 Fehlerpunkte, 3. Väli-Estland 4 Fehlerpunkte;

Halbschwergewicht: Cadier-Schweden 2 Fehlerpunkte, 2. Bietags-Lettland 4 Fehlerpunkte, 3. Neo-Estland 5 Fehlerpunkte;

Weltergewicht: 1. Svedberg-Schweden 3 Fehlerpunkte, 2. Schäfer-Deutschland 3 Fehlerpunkte, 3. Virtanen-Finnland 7 Fehlerpunkte;

Schwergewicht: Palusalu-Estland 3 Fehlerpunkte, 2. Nyman-Schweden 3 Fehlerpunkte, 3. Hornfischer-Deutschland 5 Fehlerpunkte.

Griechisch-römischer Ringkampf der Bantamgewichtler Brendel (Deutschland) und Berthunen (Finnland), wobei sich der Deutsche die Bronzemedaille sicherte.



Y. Erkan
(Türkei)
Goldene Medaille

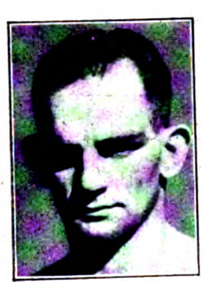


A. Reini
(Finnland)
Silberne Medaille



E. Karlsson
(Schweden)
Bronzene Medaille

Federgewicht.



J. Johansson
(Schweden)
Goldene Medaille



L. Schweikert
(Deutschland)
Silberne Medaille



J. Palotás
(Ungarn)
Bronzene Medaille

Mittelgewicht.



L. Koskela
(Finnland)
Goldene Medaille



J. Herda
(Tschechoslowakei)
Silberne Medaille



V. Väli
(Estland)
Bronzene Medaille

Leichtgewicht.



A. Cadier
(Schweden)
Goldene Medaille



Ed. Bietags
(Lettland)
Silberne Medaille



A. Neo
(Estland)
Bronzene Medaille

Halbschwergewicht.



R. Svedberg
(Schweden)
Goldene Medaille



Fr. Schäfer
(Deutschland)
Silberne Medaille

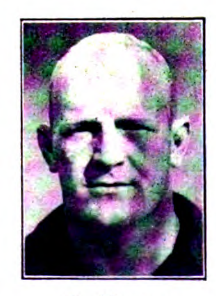


E. Virtanen
(Finnland)
Bronzene Medaille

Weltergewicht.



K. Palusalu
(Estland)
Goldene Medaille



J. Nyman
(Schweden)
Silberne Medaille



K. Hornfischer
(Deutschland)
Bronzene Medaille

Schwergewicht.

Aufnahmen: Bayer, Bildbericht-Fischer (20), Schirner (1), Presse-Bild-Zentrale (1).

Marathonlauf

Olymp. Rekord 2,31,6 Std. Zabala-Argentinien

	Name	Land	Zeit
1.	Kitei Son	Japan	2:29:19,2 Std.
2.	Ernest Harper	England	2:31:23,2 Std.
3.	Shoryu Nan	Japan	2:31:42 Std.

Marathon-Lauf



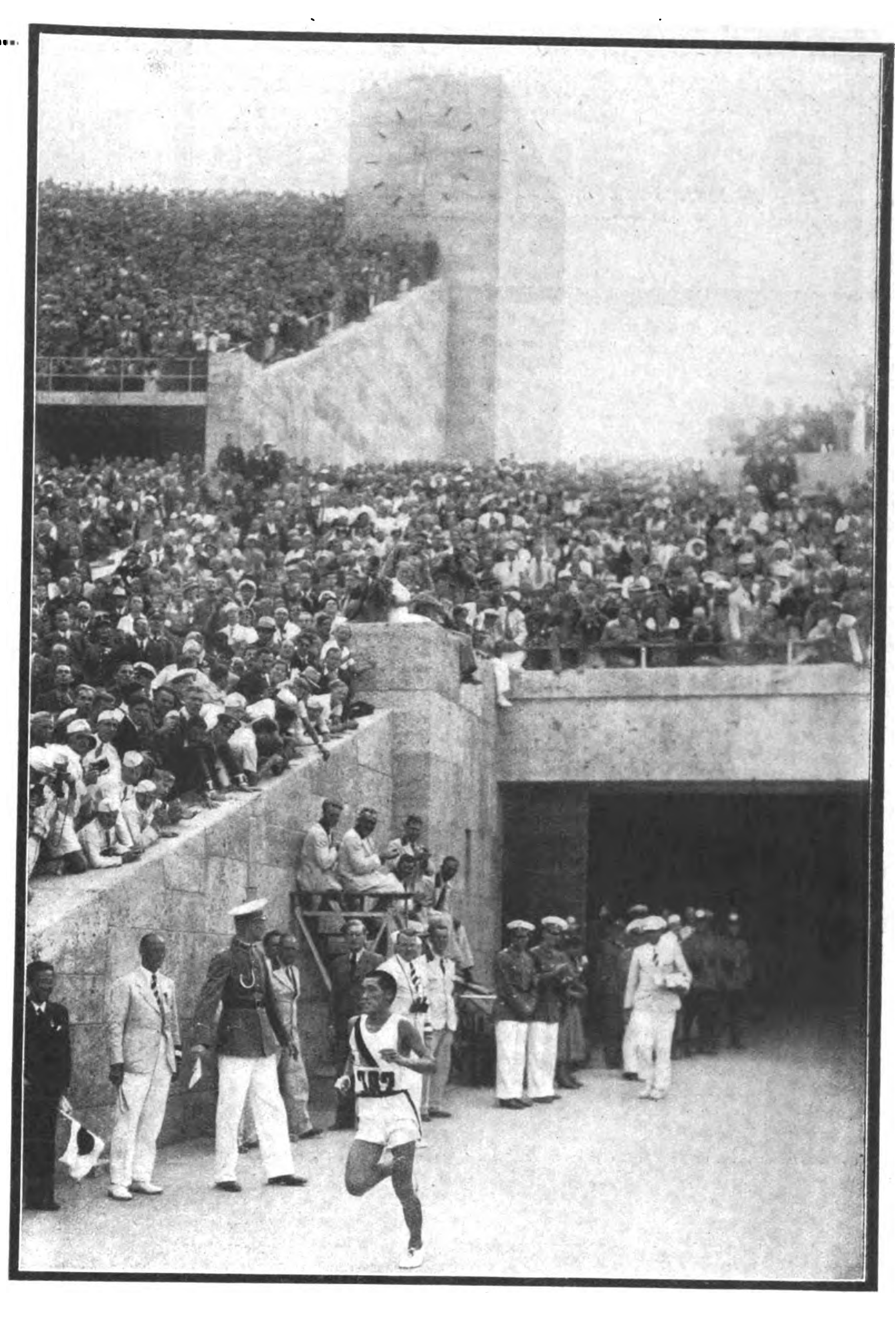
Kitei Son (Japan) Gold.Medaille

Ernest Harper (England) Silberne Medaille

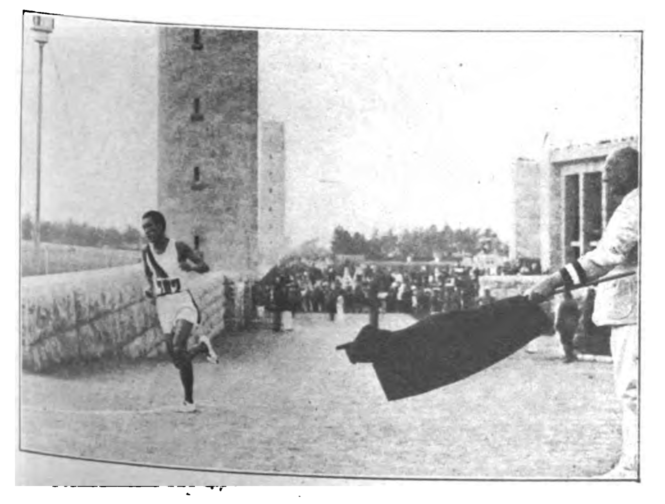


Shoryu Nan (Japan) Bronz. Medaille

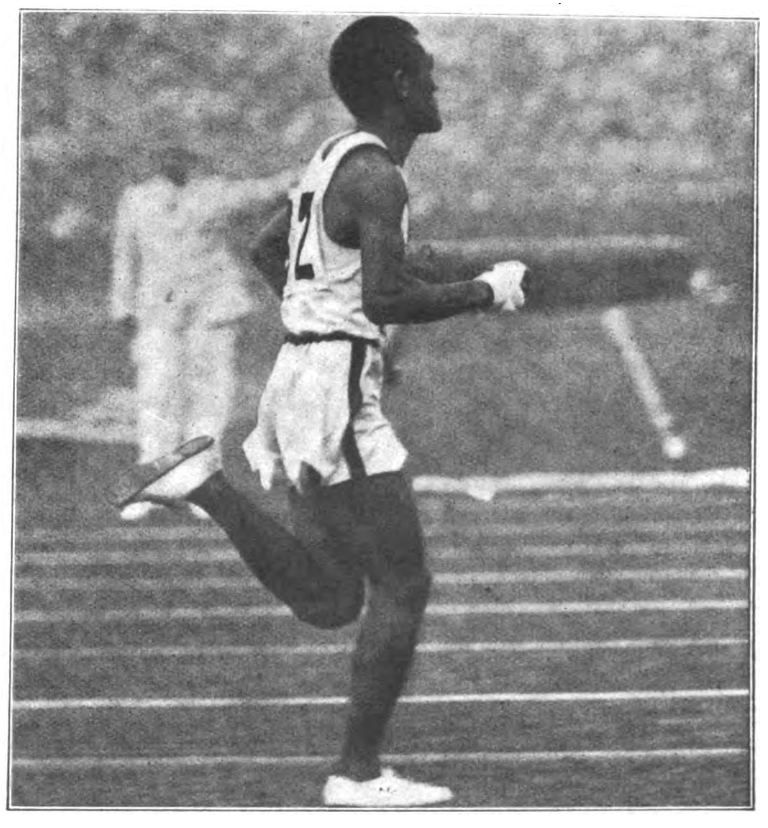
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (2), Schirner (1), Bittner (1), Presse-Bild-Zentrale (1) Weltbild (1)



Kitei Son, der Sieger, passiert das Eingangstor zum Stadion



Links: Der Japaner Kitei Son beim Eintreffen auf dem Reichssportfeld nach seinem hervorragenden Marathonlauf.



Die letzten Meter bis zum Ziel lief der siegreiche Marathonläufer Son vollkommen frisch in schnellstem Tempo.

9. Kampftag



R. Charpentier (Frankreich) Goldene Medaille



G. Lapebie (Frankreich) Silberne Medaille



E. Nievergelt (Schweiz) Bronzene Medaille

100-km-Straßenrennen

	Name	Land	Zeit/Std
1.	R. Charpentier	Frankreich	2:33:05
2.	G. Lapebie	Frankreich	2:33:05.2
3.	E. Nievergelt	Schweiz	2:33:05.8

100 km-Rad-Straßenrennen

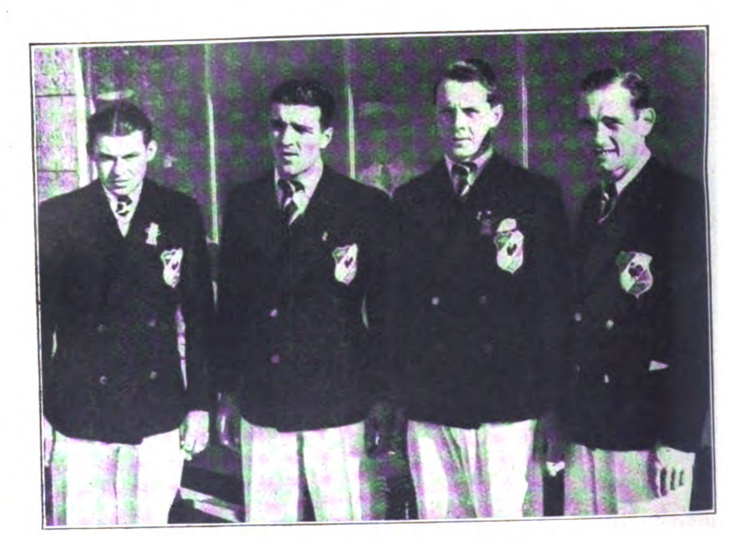
100 km-Mannschafts-Rennen

100-km-Mannschaftsfahren

	Land	Zeit
1.	Frankreich	7:39:16.2 Std
2.	Schweiz	7:39:20.4 „
3.	Belgien	7:39:21 „

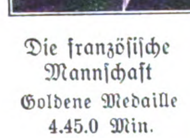


Beginn des 100-km-Straßenrennens
Auf der Avus ist das Feld der Fahrer noch nahezu geschlossen.



Die französische Mannschaft Goldene Medaille

4-km-Mannschafts-Verfolgungs-Rennen



Die französische Mannschaft Goldene Medaille 4.45.0 Min.



Rechts: Die italienische Mannschaft Silberne Medaille 4.51.0 Min.



Links: Die englische Mannschaft Bronzene Medaille 4.53.6 Min.

Aufnahmen: Bayer, Bildbericht-Fischer (8), Weltbild (1)



Rechts: Die Schweizer Mannschaft Silberne Medaille



Kunst-springen



Dick Degener
(USA.)
Goldene Medaille



Marshall Wayne
(USA.)
Silberne Medaille

Links: Der Amerikaner Degener, Sieger im Kunstspringen, während des Wettbewerbes in den Pflichtsprüngen.

Aufnahmen: Bayer Bildbericht - Fischer (3). Weltbild (2). Schirner (1) Presse - Bild - Zentrale (1) Edith Boeck (1) Georg Ebert (1)



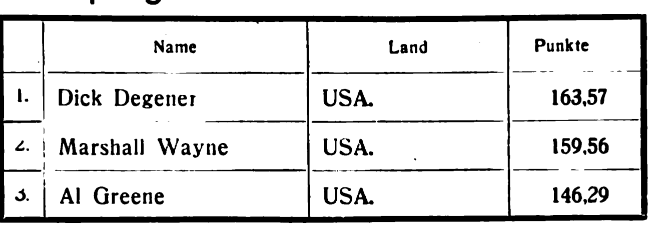
Al Greene
(USA.)
Bronzene Medaille

100-m-Freistil-Schwimmen (Frauen)

Weltrekord 1,04,6 Min. den Ouden-Holland. Olymp.Rekord 1,06,8 Min.Madison-USA.

	Name	Land	Zeit/Min
1.	Rie Mastenbroek	Holland	1:05,9
2.	J. M. Campbell	Argentinien	1:06,4
3.	Gisela Arendt	Deutschland	1:06,6

Kunstspringen



	Name	Land	Punkte
1.	Dick Degener	USA.	163,57
2.	Marshall Wayne	USA.	159,56
3.	Al Greene	USA.	146,29



Rie Mastenbroek
(Holland)
Goldene Medaille



J. M. Campbell
(Argentinien)
Silberne Medaille



Gisela Arendt
(Deutschland)
Bronzene Medaille

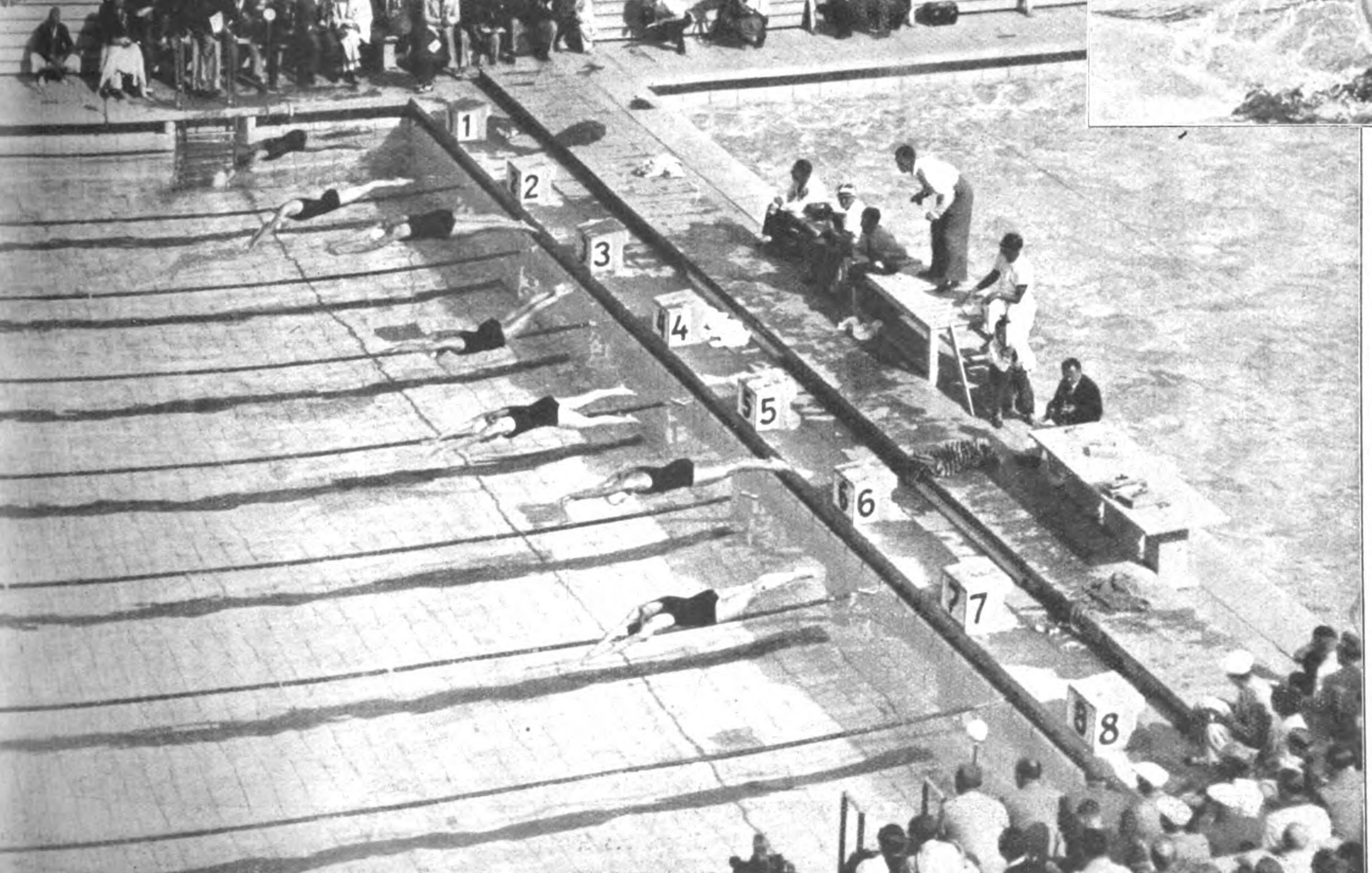
100 m-Freistil-schwimmen für Frauen

(Kraulen)



Die Holländerin Rie Mastenbroek

schlägt als Erste an und hat in der neuen olympischen Rekordzeit von 1:05,9 Minuten gewonnen.



Links: Start zum 100-Meter-Freistilschwimmen der Frauen

Vorne: Die Deutsche Gisela Arendt, die die Bronzemedaille errang, dahinter die Argentinierin Campbell, die Zweite wurde, und die Siegerin Rie Mastenbroek, Holland.



Blick in die dicht besetzte Dietrich-Eckart-Bühne während des Einmarsches der Nationen zum Endkampf der vier besten Turnermannschaften.

Links: Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, mit seiner Frau auf der Ehrentribüne des Schwimmstadions. Rechts hinter ihm Adjutant Leitgen.

Rechts: Generaloberst Göring im Schwimmstadion beim 200-Meter-Brustschwimmen der Frauen, bei dem die Krefelderin Martha Genenger die Silbermedaille holte. Neben Göring Reichspressechef Dr. Dietrich.

Hochbetrieb im Olympischen Schwimmstadion während des Kunstspringens.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1), Presse-Bild-Zentrale (1).

10. Kampftag

Turnen für Männer

Länderwertung: 1. Deutschland 657,430 Punkte. 2. Schweiz 654,802 Punkte. 3. Finnland 638,468 Punkte.

Zwölfkampf: 1. K. Schwarzmann-Deutschland 113,0 Punkte. 2. E. Mack-Schweiz 112,334 Punkte. 3. K. Frey-Deutschland 111,532 Punkte.

Reck: A. Saarvala-Finnland 19,433 Punkte. 2. K. Frey-Deutschland 19,267 Punkte. 3. K. Schwarzmann-Deutschland 19,233 Punkte.

Barren: K. Frey-Deutschland 19,067 Punkte. 2. M. Reusch-Schweiz 19,034 Punkte. 3. K. Schwarzmann-Deutschland 18,967 Punkte.

Seitenpferd: 1. K. Frey-Deutschland 19,333 Punkte. 2. E. Mack-Schweiz 19,067 Punkte 3. A. Bachmann-Schweiz 19,067 Punkte.

Langpferd: K. Schwarzmann-Deutschland 19,2 Punkte. 2. E. Mack-Schweiz 18,96 Punkte. 3. M. Volz-Deutschland 18,467 Punkte.

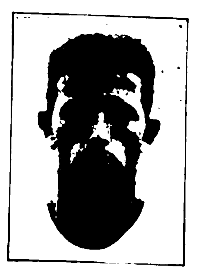
Ringe: 1. A. Hudec-Tschechoslowakei 19,433 Punkte 2. L. Stukelj-Jugoslawien 18,927 Punkte. 3. M Volz-Deutschland 18,667 Punkte.

Freiübungen: G. Miez-Schweiz 18,666 Punkte 2. J Walter-Schweiz 18,5 Punkte. 3. K. Frey-Deutschland 18,466 Punkte

Aufnahmen: Bayer Bildbericht-Fischer (11), Presse-Bild-Zentrale (1)



K. Schwarzmann (Deutschland) Goldene Medaille



E. Mack (Schweiz) Silberne Medaille

Zwölfkampf.




K. Frey (Deutschland) Bronzene Medaille



A. Saarvala (Finnland) Goldene Medaille

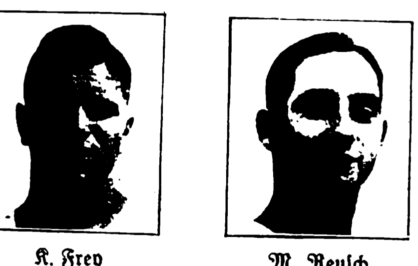


K. Frey (Deutschland) Silberne Medaille

Reck.




K. Schwarzmann (Deutschland) Bronzene Medaille



K. Frey (Deutschland) Goldene Medaille

M. Reusch (Schweiz) Silberne Medaille

Barren.



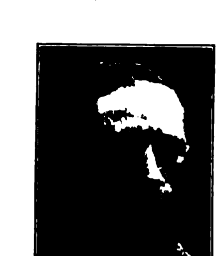
K. Schwarzmann (Deutschland) Bronzene Medaille



K. Frey (Deutschland) Goldene Medaille

E. Mack (Schweiz) Silberne Medaille

Seitenpferd.



A. Bachmann (Schweiz) Bronzene Medaille

K. Schwarzmann (Deutschland) Goldene Medaille



E. Mack (Schweiz) Silberne Medaille

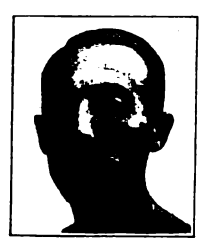
Langpferd.



M. Volz (Deutschland) Bronzene Medaille



A. Hudec (Tschechoslowakei) Goldene Medaille



L. Stukelj (Jugoslawien) Silberne Medaille

Ringe.



M. Volz (Deutschland) Bronzene Medaille

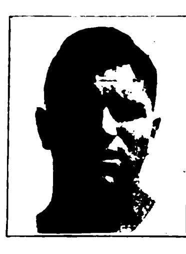


G. Miez (Schweiz) Goldene Medaille

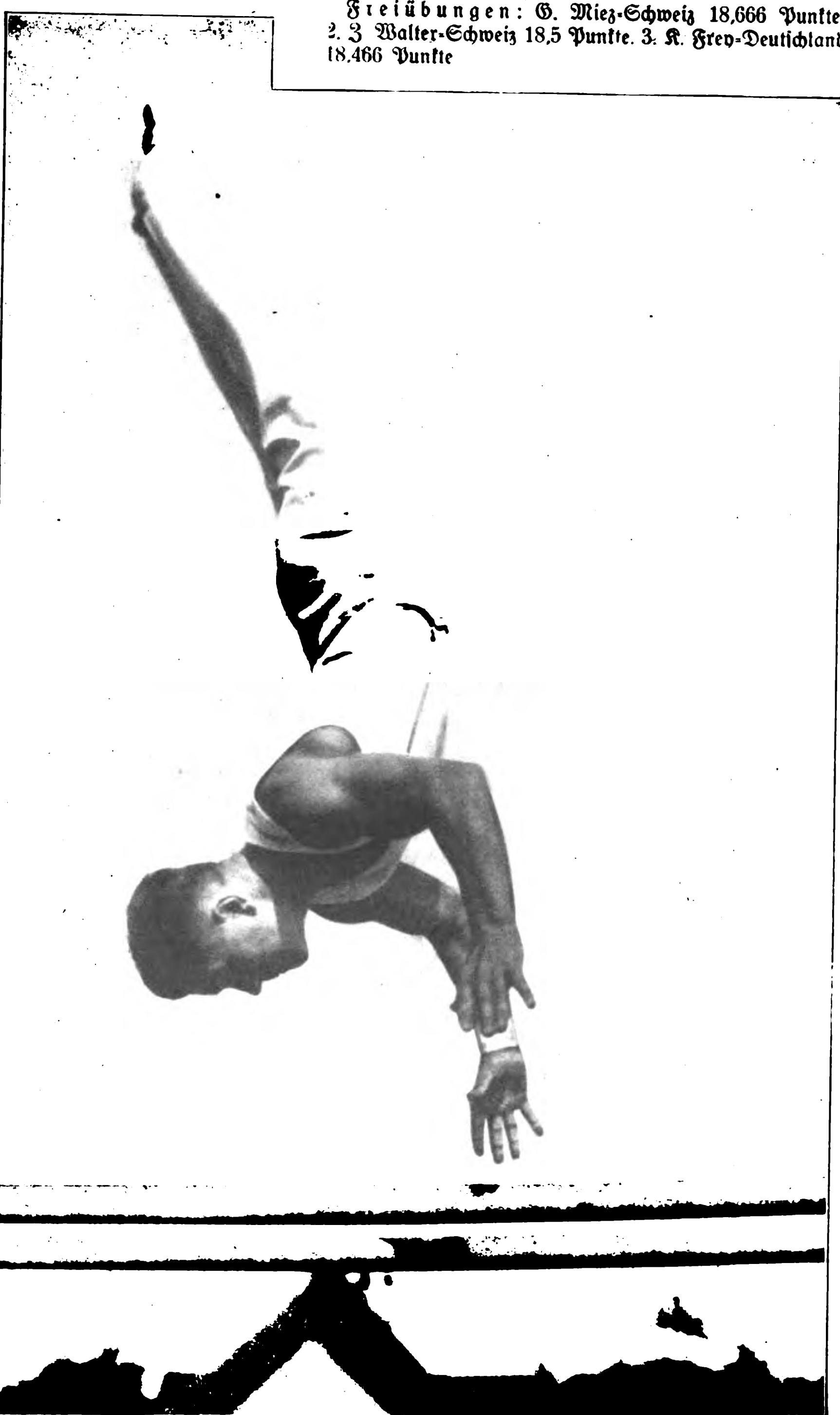


J. Walter (Schweiz) Silberne Medaille

Freiübungen.

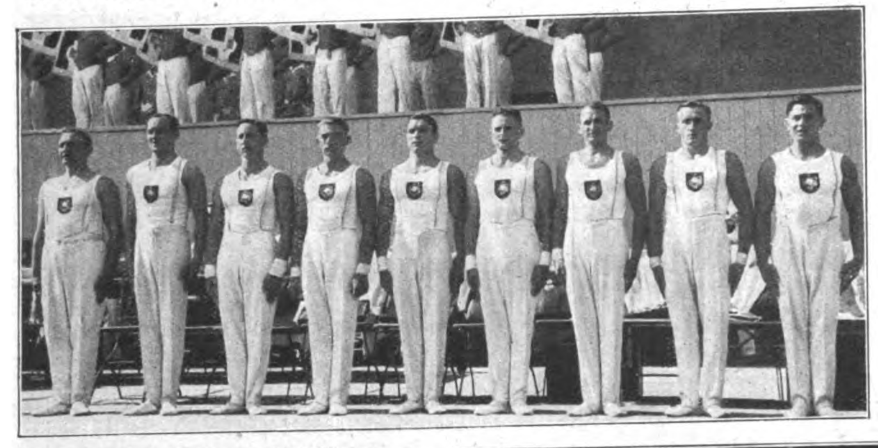


K Frey (Deutschland) Bronzene Medaille

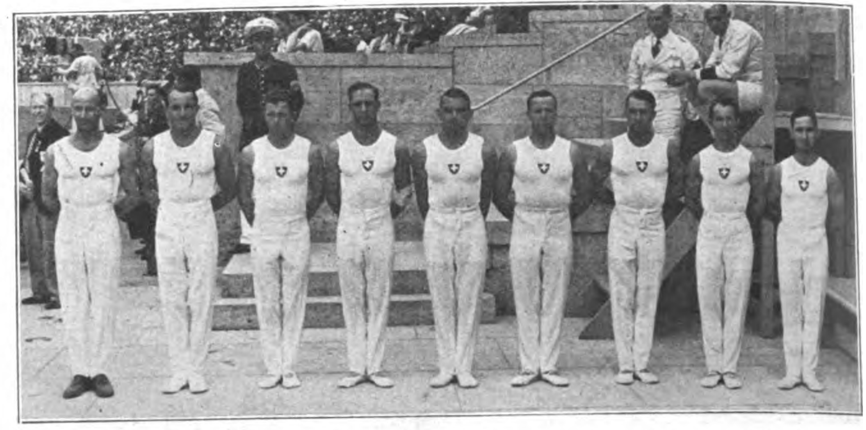


Der deutsche Gerätemeister Frey bei einer Luftrolle am Barren

Frey holte allein 5 Olympiamedaillen für Deutschland: 2 goldene, 1 silberne und 2 bronzene!



Die siegreiche deutsche Turnermannschaft.
Goldene Medaille.



Die Schweizer Turnermannschaft.
Silberne Medaille.



Die finnische Turnermannschaft.
Bronzene Medaille.

Zusammenstellung der Turn-Siege auf der vorhergehenden Seite.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (5), Schirner (4), Erich Andres (2), Bayer. Bildbericht-Fischer (2), Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1).

Degen-Einzel-fechten

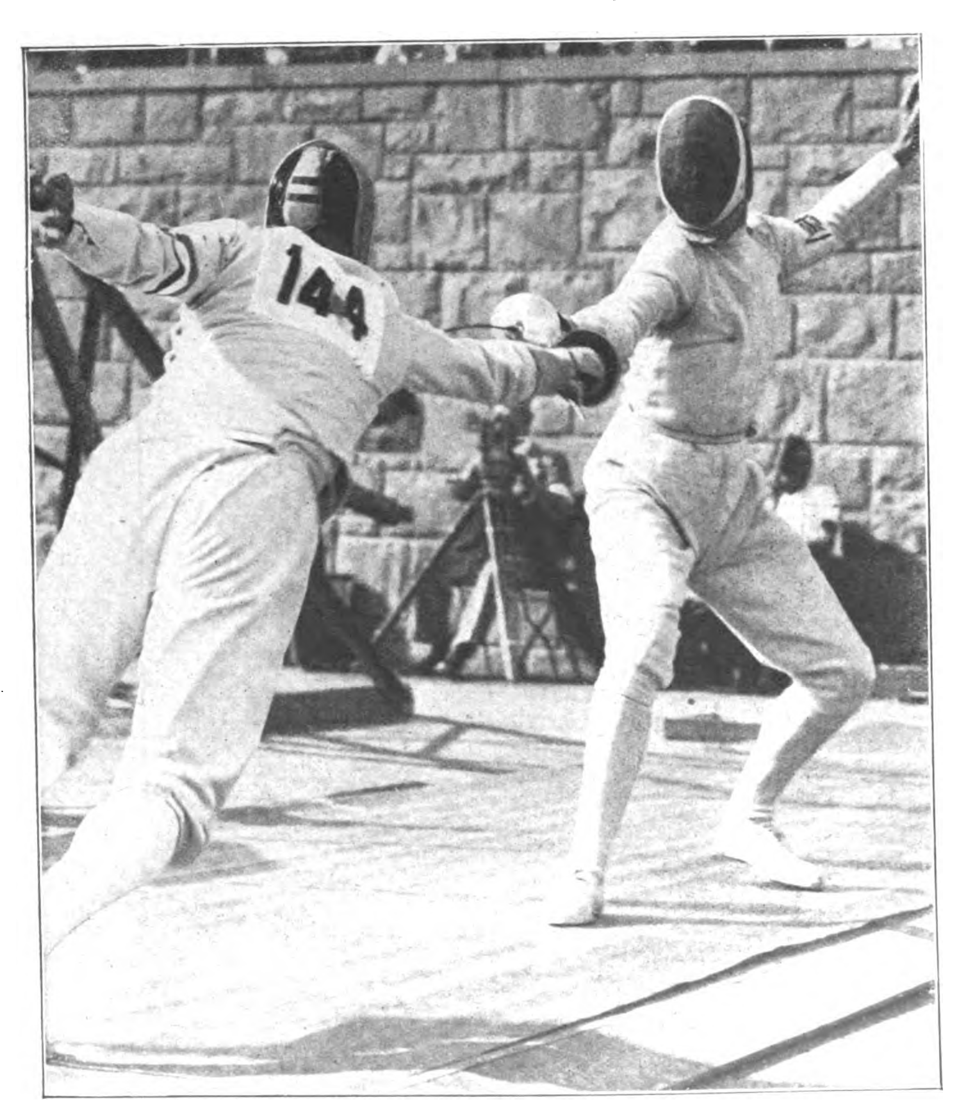
Fr. Riccardi
(Italien)
Goldene Medaille



S. Ragno
(Italien)
Silberne Medaille



C. Cornaggia-Medici
(Italien)
Bronzene Medaille



Der Italiener Riccardi, der die Goldmedaille errang, bei einem seiner schneidigen Angriffe gegen den Engländer Campbell-Cray.

Degen-Einzelwertung

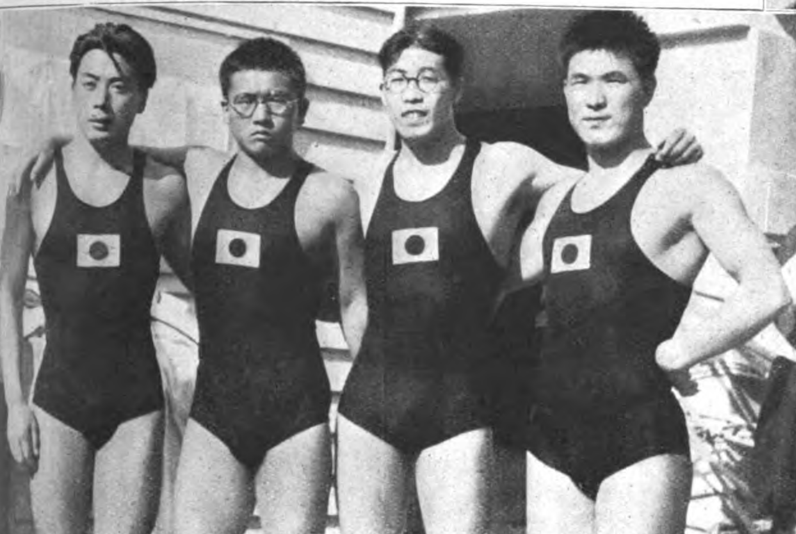
	Name	Land	Treffer Punkte
1.	Fr. Riccardi	Italien	18/13
2.	S. Ragno	Italien	15/12
3.	C. Cornaggia-Medici	Italien	16/12



Der Degen-Sieger Riccardi spricht nach dem Kampf durchs Mikrophon in den Rundfunk.

4x200m-Schwimmen

Bild unten:
Die japanische Weltrekord-Staffel.
Goldene Medaille.




Die amerikanische 200-Meter-Staffel.
Silberne Medaille.



Die ungarische Schwimmstaffel.
Bronzene Medaille.

4x200-m-Staffel

Weltrekord 8,52,2 Min. Japan
Olymp. Rekord 8,58,4 Min. Japan

	Land	Zeit
1	Japan	8:51,5 Min.
2.	USA.	9:03 Min.
3.	Ungarn	9:12,3 Min.



Hideko Mayehata
(Japan)
Goldene Medaille



Martha Genenger
(Deutschland)
Silberne Medaille



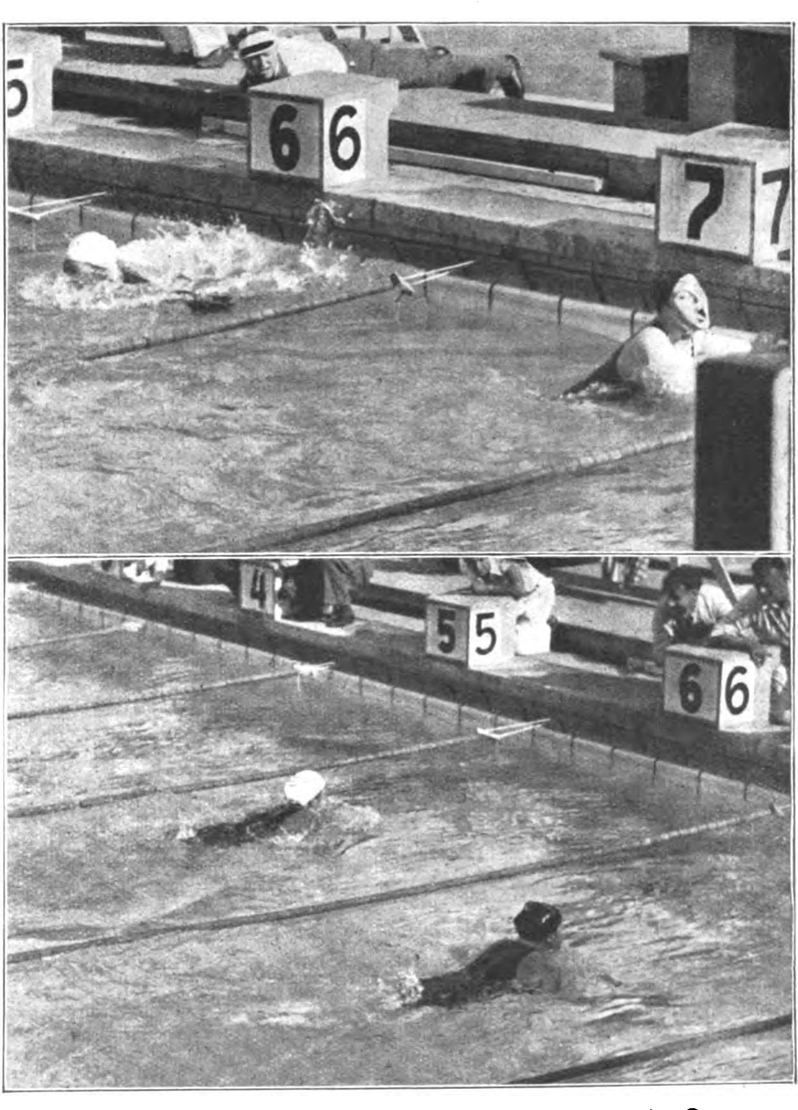
Inge Sörensen
(Dänemark)
Bronzene Medaille

200m-Brustschwimmen für Frauen

200-m-Brust, Frauen

Weltrekord 3,00,4 Min. Mayehata-Japan
Olymp. Rekord 3,06,3 Min. Dennis-Austral.

	Name	Land	Zeit
1.	Hideko Mayehata	Japan	3:03,6 Min.
2.	Martha Genenger	Deutschland	3:04,2 Min.
3.	Inge Sörensen	Dänemark	3:07,8 Min.



Ein aufregender Moment aus dem 200-Meter-Brustschwimmen der Frauen. Auf dem oberen Bild sieht man, daß die siegreiche Japanerin (Bahn 6) schon gewendet und abgestoßen hat, während die Krefelderin Martha Genenger soeben erst wendet; auf dem unteren Bild ist der geringe Abstand sichtbar, den die Deutsche von der Japanerin noch hat.

SIEGER-FREUDE



Sein „Küken" hat gesiegt! Der Trainer der amerikanischen Kunstspringerinnen mit der Jüngsten seiner Schützlinge, der 13jähr. Marjorie Gestring, die die Goldmedaille eroberte.

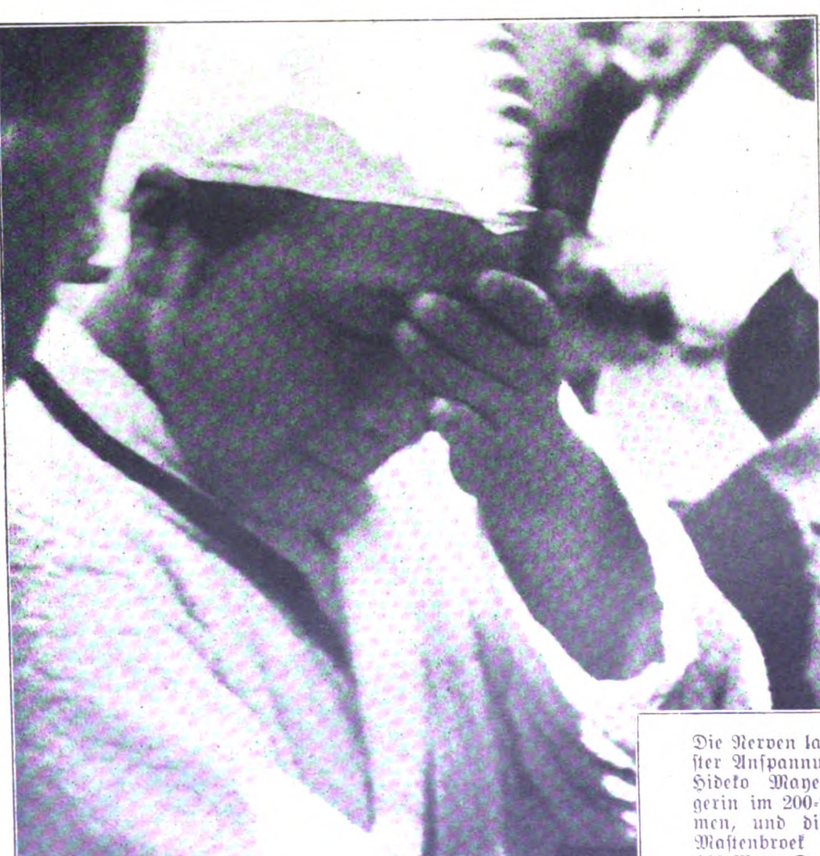


Der finnische Weltrekordmann Järvinen (links) beglückwünscht seinen deutschen Sportkameraden Gerhard Stöck zur Goldmedaille im Speerwerfen



Die Italienerin Valla, die im 80-Meter-Hürdenlauf für Frauen einen neuen Welt- und olympischen Rekord aufstellte, wird von ihren Landsleuten auf der Kampfbahn stürmisch begrüßt.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (2), Weltbild (2), Andres (1)





Die Nerven lassen aus, nach höchster Anspannung: Die Japanerin Hideko Mayehata (links), Siegerin im 200-Meter-Brustschwimmen, und die Holländerin Rie Mastenbroek (rechts), Erste im 100-Meter-Freistilschwimmen, sind unmittelbar nach Erlangung der „Goldenen" in Tränen ausgebrochen.

Kunstspringen, Frauen

	Name	Land	Punkte
1.	Marjorie Gestring	USA.	89,27
2.	Katherine L. Rawls	USA.	88,35
3.	Dorothy Poynton-Hill	USA.	82,36

11. Kampftag

Kunst-Springen für Frauen



Marjorie Gestring
(USA.)
Goldene Medaille

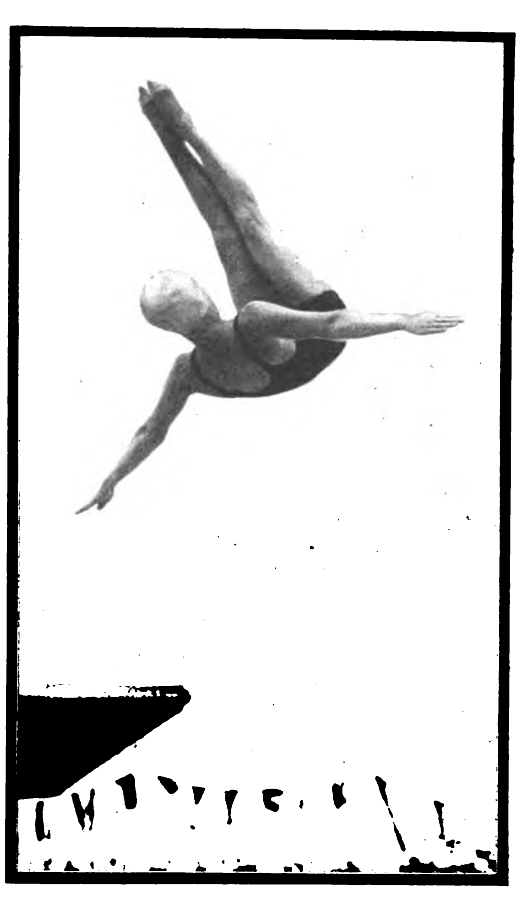


Katherine Louise Rawls
(USA.)
Silberne Medaille



Dorothy Poynton-Hill
(USA.)
Bronzene Medaille

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Georg Ebert (3), Weltbild (1), Atlantik (1).



Die 13jährige Marjorie Gestring beim Sprung.

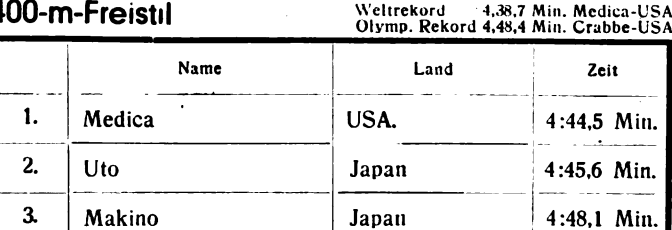
400m-Freistil-schwimmen



Das 400-Meter-Freistilschwimmen im Olympiastadion
brachte den erwarteten Sieg des amerikanischen Weltrekordmannes Medica, der einen neuen Olympischen Rekord aufstellte, aber hinter seiner eigenen Bestleistung zurückblieb.

400-m-Freistil

Weltrekord 4,38,7 Min. Medica-USA
Olymp. Rekord 4,48,4 Min. Crabbe-USA



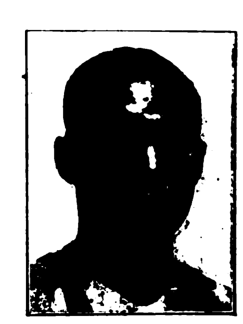
	Name	Land	Zeit
1.	Medica	USA.	4:44,5 Min.
2.	Uto	Japan	4:45,6 Min.
3.	Makino	Japan	4:48,1 Min.



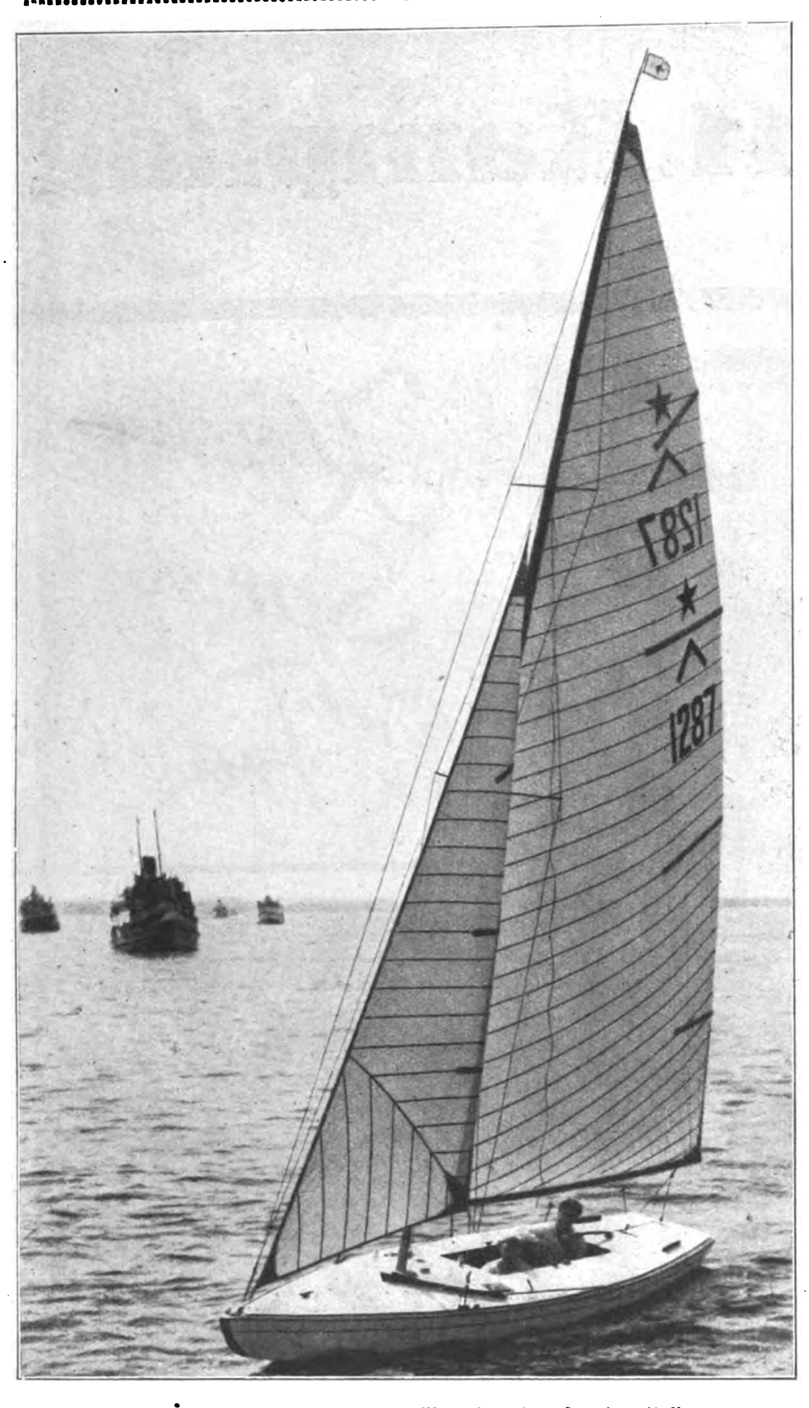
Medica
(USA.)
Goldene Medaille



Uto
(Japan)
Silberne Medaille



Makino
(Japan)
Bronzene Medaille



Das siegreiche deutsche Boot „Wannsee" der Starbootklasse mit Dr. Peter Bischoff am Steuer.

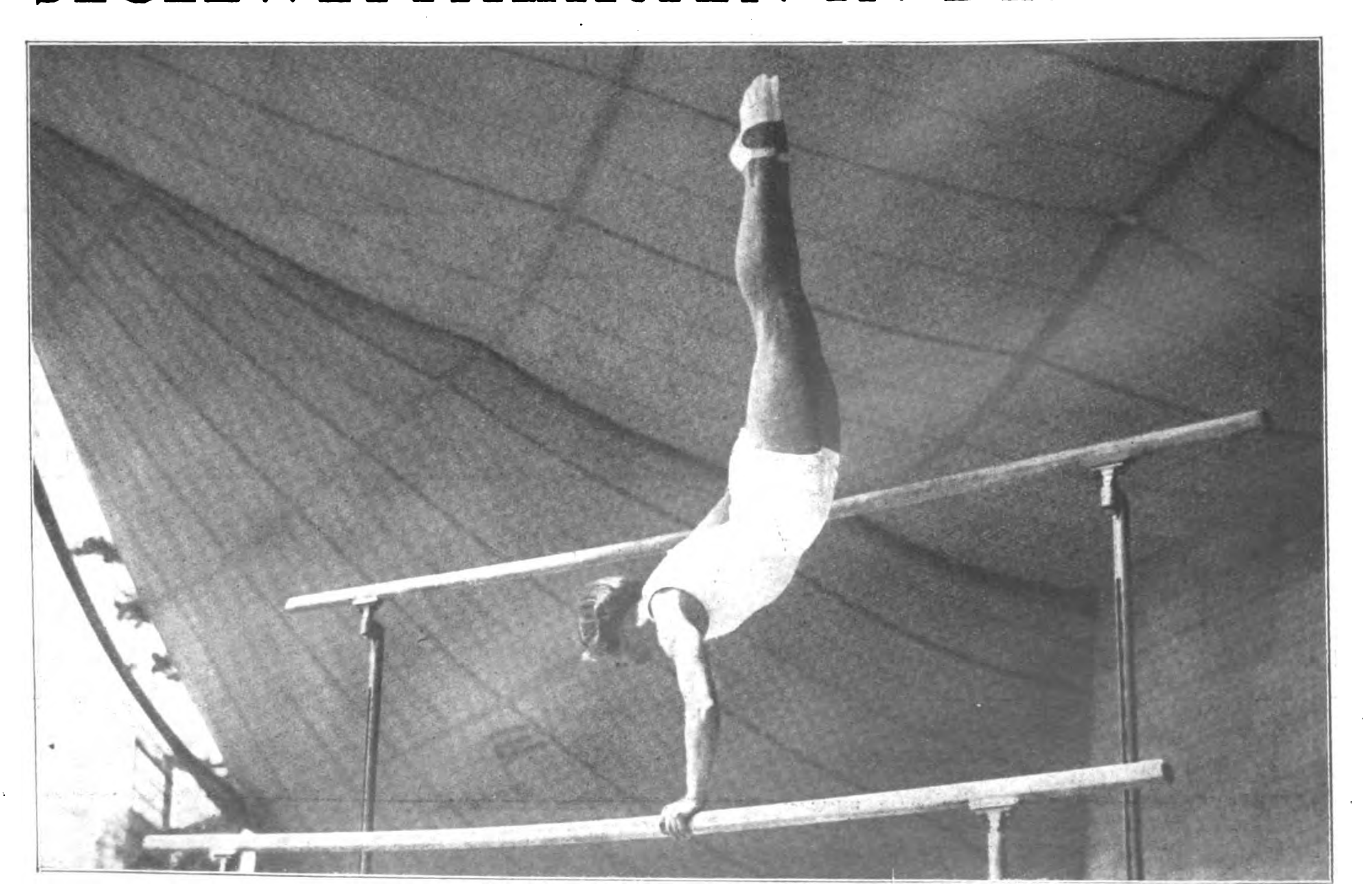


Die fröhlichen Sieger. Von links: Dr. Peter Bischoff, der Sieger der Starbootklasse, der Holländer Kagchelland, Sieger der Olympia-Einheitsjollen, und Hans-Joachim Weise, der Begleiter Dr. Bischoffs.

Segel-Wettfahrten

Klasse:	8-m-R-Jachten	6-m-R-Jachten	Starboote	Olympia-Einheitsjollen
Goldmedaille	Italien	England	Deutschland	Holland
Silbermedaille	Norwegen	Norwegen	Schweden	Deutschland
Bronzemedaille	Deutschland	Schweden	Holland	England

SEGELWETTFAHRTEN IN DER KIELER FÖRDE



Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (1), Weltbild (2)

Die deutsche Meisterin Friedel Iby bei der Pflichtübung am Barren.

Turnen für Frauen



Die deutsche Frauenturnmannschaft
Goldene Medaille.
Zum Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen haben die Turnerinnen ihre originellen Strohhüte aufgesetzt.

Aufnahmen: Weltbild (3), Presse-Bild-Zentrale (2) Schirner (1), Witzleben (1).



Die tschechoslowakische Frauenturnmannschaft
Silberne Medaille.
Sie behelfen sich in der Wartezeit mit großen Sonnenschirmen.

Links: Die ungarische Frauenturnmannschaft
Bronzene Medaille

Frauenturnen

	Land	Punkte
1.	Deutschland	506,5
2.	Tschechoslowakei	503,6
3.	Ungarn	499

12. Kampftag

Turm-Springen für Frauen



D. Poynton-Hill
(USA.)
Goldene Medaille



Velma Dunn
(USA.)
Silberne Medaille



Käthe Köhler
(Deutschland)
Bronz Medaille



Die amerikanische Turmspringerin Dorothy Poynton-Hill,
die sich schon im Kunstspringen die Bronzene Medaille geholt hatte, erneuerte vom 5- und 10-Meter-Brett ihren Olympia-Sieg von Los Angeles 1932.

Turmspringen (Frauen)

	Name	Land	Punkte
1.	Dorothy Poynton-Hill	USA.	33,93
2.	Velma Dunn	USA.	33,63
3.	Käthe Köhler	Deutschland	33,43


Dina Senff (Holland) Goldene Medaille


Rie Mastenbroek (Holland) Silberne Medaille


Ellis Bridges (USA.) Bronz. Medaille

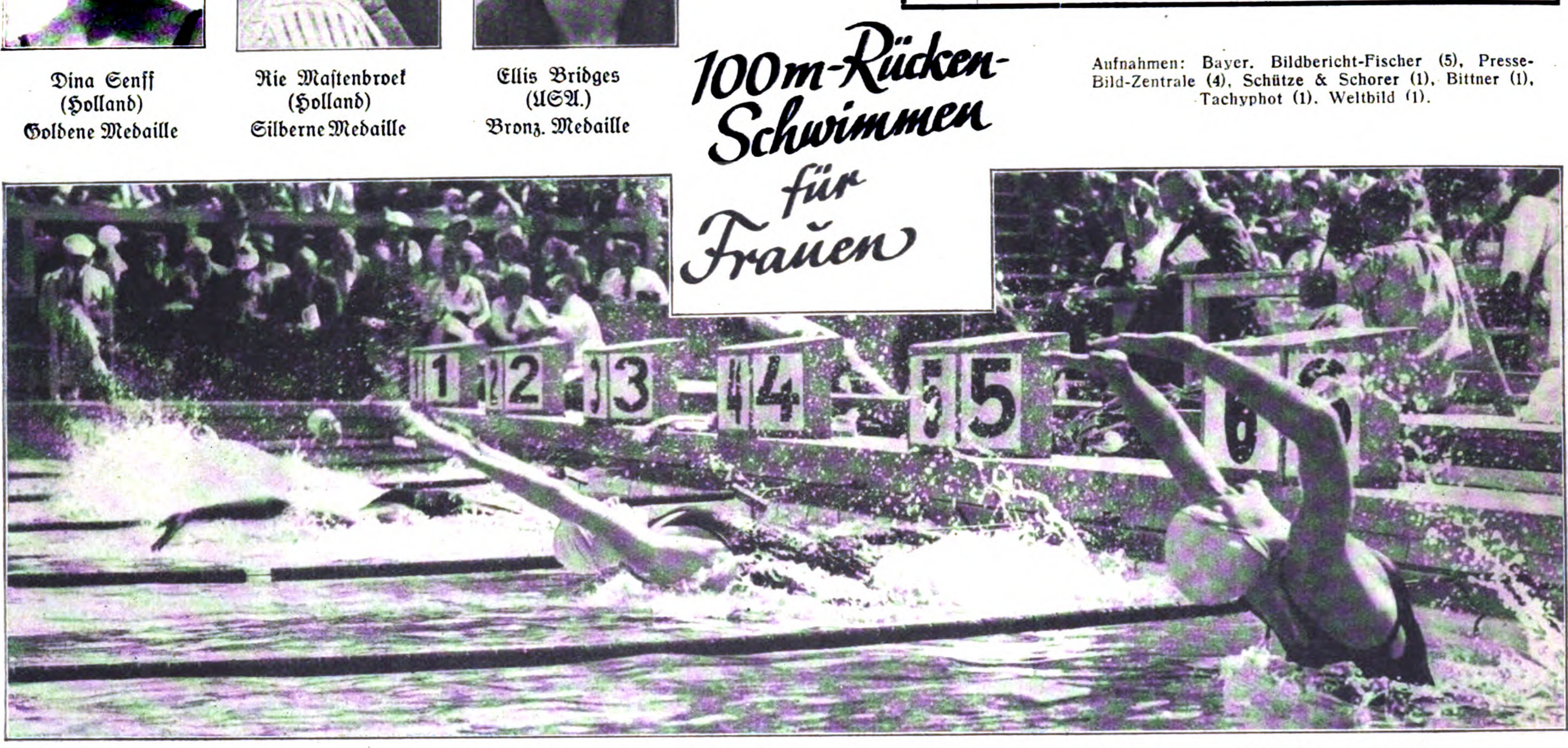

100-m-Rücken (Frauen)

Weltrekord 1,18,3 Min. Holm-USA.
Olymp. Rekord 1,18,3 Min. Holm-USA.

	Name	Land	Zeit/Min.
1.	Dina Senff	Holland	1:18,9
2.	R. Mastenbroek	Holland	1:19,2
3.	Ellis Bridges	USA.	1:19,4

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (5), Presse-Bild-Zentrale (4), Schütze & Schorer (1), Bittner (1), Tachyphot (1), Weltbild (1).

100m-Rücken-Schwimmen für Frauen



Beim ersten Vorlauf zum 100-Meter-Rückenschwimmen konnte die Holländerin Dina Senff einen neuen Weltrekord von 1:16,6 Minuten aufstellen.


Oblt. Heinz Pollay (Deutschland) Goldene Medaille

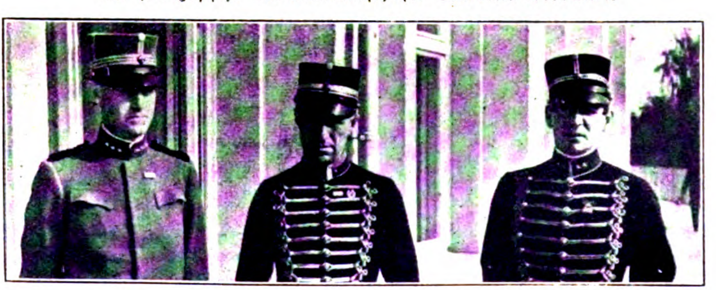
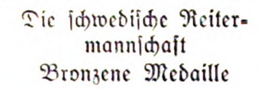

Die deutsche Reitermannschaft: Goldene Medaille.


Die ungarische Säbelmannschaft: Goldene Medaille.


Die französische Reitermannschaft: Silberne Medaille.


Die italienische Säbelmannschaft: Silberne Medaille.

Maj. Fr. Gerhard (Deutschland) Silberne Medaille



Die schwedische Reitermannschaft Bronzene Medaille


Die deutsche Säbelmannschaft Bronzene Medaille


Maj. A. Podhajsky (Österreich) Bronzene Medaille

Dressur-Reiten

Dressur-Prüfung.

Einzel: Oblt. Heinz Pollay (Deutschland) Platzziffer 15. 2. Major Friedrich Gerhard (Deutschland) Platzziffer 18. 3. Major Alois Podhajsky (Österreich) Platzziffer 19.

Mannschaft: 1. Deutschland (Oblt. Pollay, Major Gerhard, Rittmeister v. Oppeln-Bronikowski) 5.074,0 P. 2. Frankreich (Cap. Jousseaume, Comm. Gillois, Lt. de Ballore) 4.846,0 P. 3. Schweden (Hptm. Sandström, Major Colliander, Oblt. v. Adlercreutz) 4.660,5 P.

Säbel-Mannschaftskämpfe.

1. Ungarn (13:3 Siege). 2. Italien (10:6 Siege). 3. Deutschland (9:7 Siege).

Säbel-Mannschafts-Fechten

13. Kampftag

Die indische Hockeymannschaft — Goldene Medaille.
Auch in diesem Jahr bewährten sich die Inder als beste Hockeyspieler der Welt



Die deutsche Hockeymannschaft — Silberne Medaille.
Die Deutschen bilden zur Zeit den einzig ernsten Gegner der Inder, haben aber deren Vollkommenheit auch noch nicht erreicht.



Die holländische Hockeymannschaft — Bronzene Medaille.

100 m-Rücken-schwimmen

100-m-Rücken-Schwimmen

Weltrekord 1,04,9 Min Kiefer-USA Olymp Rekord 1,08,2 Min. Kojak-USA.

	Name	Land	Zeit/Min
1.	Kiefer	USA.	1 : 05,9
2.	Vandeweghe	USA.	1 : 07,7
3.	Kiyokawa	Japan	1 : 08,4



Adolf Kiefer
(USA.)
Goldene Medaille



Alb. Vandeweghe
(USA.)
Silberne Medaille



Hockey: 1. Indien — Deutschland 8:1.



Masaji Kiyokawa
(Japan)
Bronz. Medaille



Tor für Deutschland! Moment aus dem Hockeyspiel Indien gegen Deutschland, in dem die Inder mit 8:1 Sieger blieben.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Bayer. Bildbericht-Fischer (2), Schirner (1), Atlantic (1).

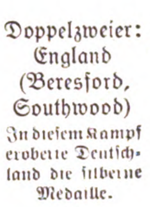


Einer (Skiff): Schäfer (Deutschland)



Riemen-Zweier: Deutschland (Eichhorn, Strauß)

Doppelzweier: England (Beresford, Southwood)



In diesem Kampf eroberte Deutschland die silberne Medaille.



Zweier mit Steuermann: Deutschland (Gustmann, Adamski, Arend am Steuer)



Vierer ohne Steuermann: Deutschland (Eckstein, Rom, Karl, Menne)

Am Ziel der 2 km langen Ruder-Rennstrecke in Grünau sind die Zuschauer aufgesprungen und jubeln einem deutschen Sieger zu.

Einer: 1. Schäfer (Deutschland) 8:21,5. 2. Hasenöhrl (Österreich) 8:25,8. 3. Barrow (USA.) 8:28. 4. Campbell (Kanada) 8:35. 5. Rufli (Schweiz) 8:38,9. 6. Giorgio (Argentinien) 8:57,5.

Riemen-Zweier: 1. Deutschland (Eichhorn, Strauß) 8:16,1. 2. Dänemark 8:19,2. 3. Argentinien 8:23,0. 4. Ungarn 8:25,7. 5. Schweiz 8:33,0. 6. Polen 8:41,9.

Doppel-Zweier: 1. England (Beresford, Southwood) 7:20,8. 2. Deutschland 7:26,2. 3. Polen 7:36,2. 4. Frankreich 7:42,3. 5. USA. 7:44,8. 6. Australien 7:45,1.

Zweier mit Steuermann: 1. Deutschland (Gustmann, Adamski, Steuermann Dieter Arend) 8:36,9. 2. Italien 8:49,7. 3. Frankreich 8:54,0. 4. Dänemark 8:55,8. 5. Schweiz 9:10,9. 6. Jugoslawien 9:19,4.

Vierer ohne Steuermann: 1. Deutschland (Eckstein, Rom, Karl, Menne) 7:01,8. 2. England 7:06,5. 3. Schweiz 7:10,6. 4. Italien 7:12,4. 5. Österreich 7:20,5. 6. Dänemark 7:26,3.

Vierer mit Steuermann: 1. Deutschland (Maier, Volle, Gaber, Soellner, Bauer) 7:16,2. 2. Schweiz 7:24,3. 3. Frankreich 7:33,3. 4. Holland 7:34,7. 5. Ungarn 7:35,6. 6. Dänemark 7:40,4.

Achter: 1. USA. (Morris, Day, Adam, White, McMillin, Hunt, Rantz, Hume, Steuermann Moch) 6:25,4. 2. Italien 6:26,0. 3. Deutschland 6:26,4. 4. England 6:30,1. 5. Ungarn 6:30,3. 6. Schweiz 6:35,8.





Vierer mit Steuermann: Deutschland (Maier, Volle, Gaber, Soellner, Bauer am Steuer)

Achter: USA. (Morris, Day, Adam, White, McMillin, Hunt, Rantz, Hume, Moch am Steuer) In diesem Kampf eroberte Deutschland die bronzene Medaille.


Holland: den Ouden, Mastenbroek, Wagner, Selbach
Goldene Medaille.

4×100m-Schwimmen für Frauen


Deutschland: Arendt, Lohmar, Schmitz, Halbsguth
Silberne Medaille

4×100-m-Staffel-Schwimmen (Frauen)

Weltrekord 4,33,3 Min. Holland — Olymp. Rekord 4,38,0 Min. USA.

	Land	Zeit
1.	Holland	4 : 36,0 Min.
2.	Deutschland	4 : 36,8 Min.
3.	USA.	4 : 40,2 Min.


USA.: Rawls, Ryan, McKean, Lapp
Bronz. Medaille.


Ein Moment aus dem Handballspiel, in dem Deutschland nicht zu schlagen war


Deutschland:
Goldene Medaille.


Österreich:
Silberne Medaille.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (8), Atlantic (3), Bayer. Bildbericht-Fischer (2), Schirner (1), Weltbild (1).


Schweiz:
Bronzene Medaille.



Handball

	Land	Gewonnene Spiele
1.	Deutschland	6 : 0
2.	Österreich	4 : 2
3.	Schweiz	2 : 4

14. Kampftag




Despeaux
(Frankreich)
Goldene Medaille.


Tiller
(Norwegen)
Silberne Medaille.


Villareal
(Argentinien)
Bronz. Medaille.

Mittelgewicht.


W. Kaiser
(Deutschland)
Goldene Medaille.


G. Mata
(Italien)
Silberne Medaille.


Laurie
(USA.)
Bronz. Medaille.

Fliegengewicht.


Michelot
(Frankreich)
Goldene Medaille.


Vogt
(Deutschland)
Silberne Medaille.


Risiglione
(Argentinien)
Bronz. Medaille.

Halbschwergewicht.


Sergo
(Italien)
Goldene Medaille.


Wilson
(USA.)
Silberne Medaille.


Ortiz
(Mexiko)
Bronz. Medaille.

Bantamgewicht.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (24), Presse-Bild-Zentrale (1).


H. Runge
(Deutschland)
Goldene Medaille.


G. Lovell
(Argentinien)
Silberne Medaille.


Nilsen
(Norwegen)
Bronz. Medaille.

Schwergewicht.

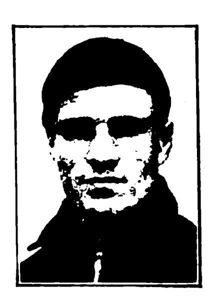

Casanovas
(Argentinien)
Goldene Medaille.


Catterall
(Südafrika)
Silberne Medaille.


Miner
(Deutschland)
Bronz. Medaille.

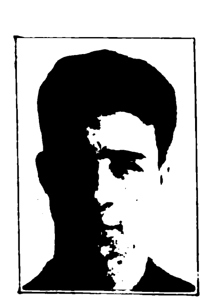
Federgewicht.


Harangi
(Ungarn)
Goldene Medaille.


Stepulov
(Estland)
Silberne Medaille.


Agren
(Schweden)
Bronz. Medaille.

Leichtgewicht.

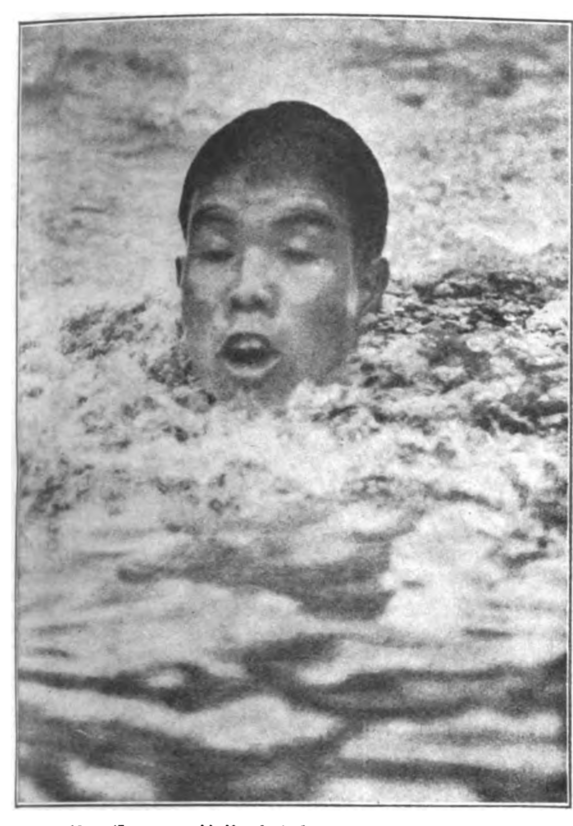

Suvio
(Finnland)
Goldene Medaille.


Murach
(Deutschland)
Silberne Medaille.


Petersen
(Dänemark)
Bronz. Medaille.

Weltergewicht.


Unmittelbar vor einem Kinnhaken! Eine Szene aus den Olympia-Boxkämpfen in der Deutschlandhalle.



Der Japaner Koike bei seinem Vorlauf-Sieg im 200-Meter-Brustschwimmen



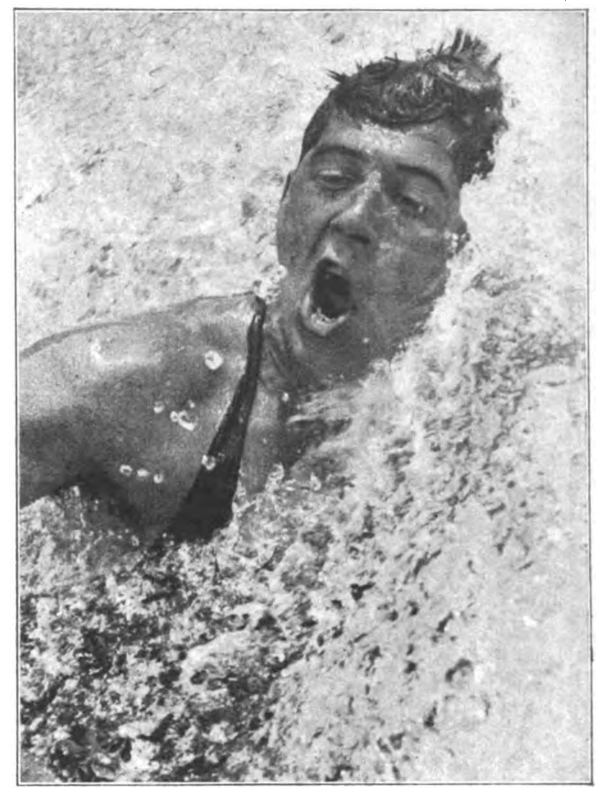
Rie Mastenbroek (Holland) Goldene Medaille



Ragnhild Hveger (Dänemark) Silberne Medaille



Wingard (USA.) Bronz. Medaille



Der amerikanische Weltrekordler Medica wurde im 1500-Meter-Schwimmen nach dramatischem Kampf von dem Japaner Terada knapp geschlagen

200-m-Brust-Schwimmen

Weltrekord 2.37,2 Min. Kasley-USA
Olymp. Rekord 2.44,9 Min. Koike-Japan

	Name	Land	Zeit/Min
1.	Tetsuo Hamuro	Japan	2 : 42,5
2.	Erwin Sietas	Deutschland	2 : 42,9
3.	Koike	Japan	2 : 44,2

400m-Freistil-schwimmen für Frauen

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (4), Weltbild (3), Schirner (3), Bittner (2)

1500-m-Freistil-Schwimmen

Weltrekord 19.06,8 Min. Medica-USA
Olymp. Rekord 19.12,4 Min. Kitamura-Japan

	Name	Land	Zeit/Min
1.	Terada	Japan	19:13,7
2.	Medica	USA.	19:34,0
3	Uto	Japan	19:34,5

400-m-Freistil-Schwimmen (Frauen)

Weltrekord 5.16,0 Min. den Ouden-Holland
Olymp. Rekord 5.28,5 Min. Madison-USA

	Name	Land	Zeit/Min
1	Rie Mastenbroek	Holland	5 : 26,4
2.	Ragnhild Hveger	Dänemark	5 : 27,5
3.	Wingard	USA.	5 : 27,5

200m-Brust-schwimmen



Tetsuo Hamuro (Japan) Goldene Medaille





Erwin Sietas (Deutschland) Silberne Medaille



Koike (Japan) Bronz. Medaille



Die Holländerin Rie Mastenbroek holte sich bei den Olympischen Spielen allein zwei goldene Medaillen und eine silberne.

1500m-Schwimmen



Terada (Japan) Goldene Medaille



Medica (USA) Silberne Medaille



Uto (Japan) Bronz. Medaille


Ein besonders schönes Bild vom Kampf der Säbelfechter.

Säbel-Einzel-Fechten

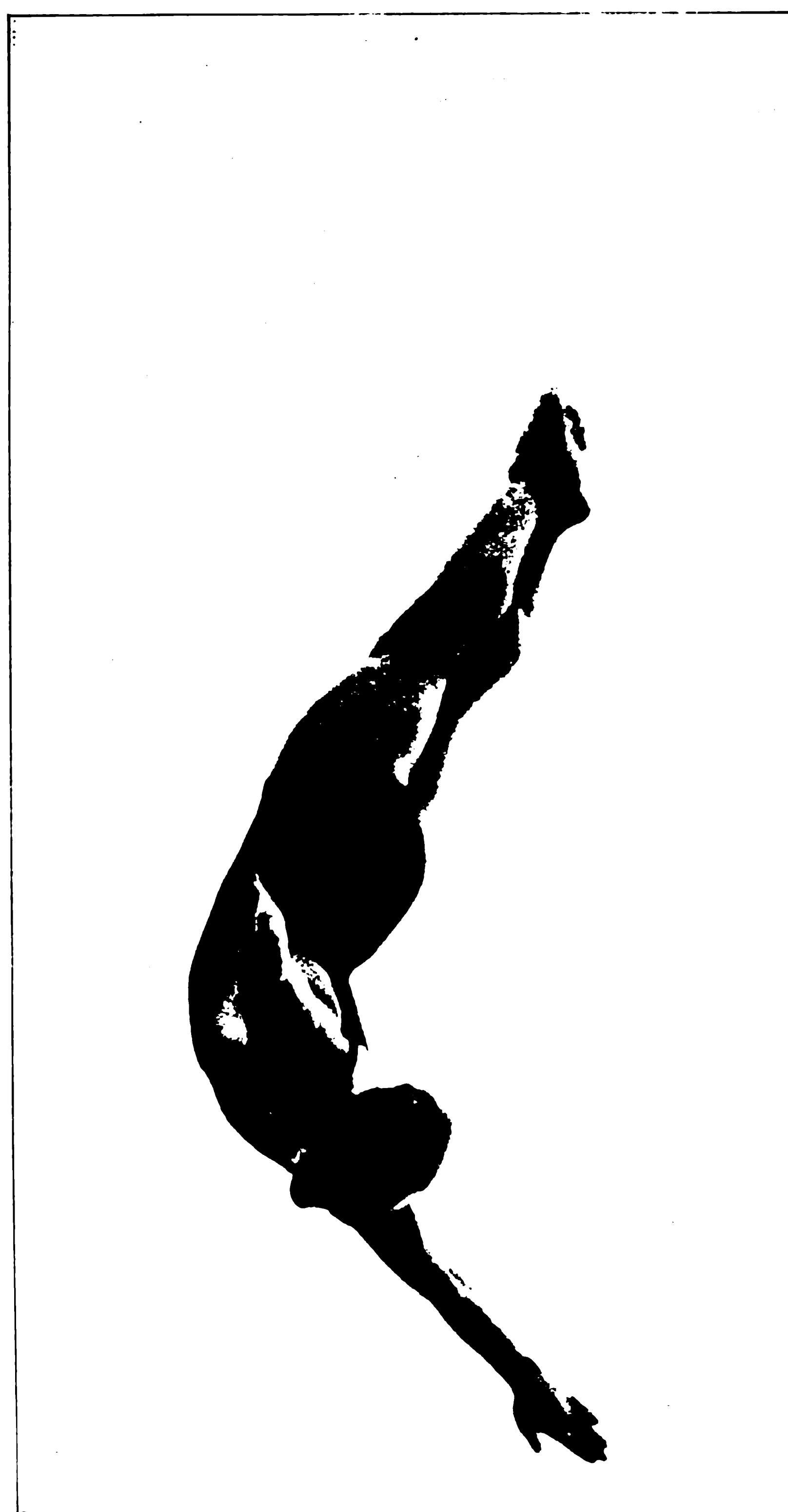

Endre Kabos
(Ungarn)
Goldene Medaille


Gustavo Marzi
(Italien)
Silberne Medaille


Aladar
Gerey - Gerevich
(Ungarn)
Bronz. Medaille

Säbel-Einzelwertung

	Name	Land	Siege	erh. Treffer
1	Endre Kabos	Ungarn	7	20
2	Gustavo Marzi	Italien	6	22
3.	Aladar Gerey-Gerevich	Ungarn	6	26


Der Deutsche Weiß beim Turmspringen der Männer.
Weiß lag beim Pflichtspringen an zweiter Stelle.


M. Wayne
(USA.)
Goldene Medaille


E. Root
(USA.)
Silberne Medaille


H. Storck
(Deutschland)
Bronz. Medaille

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Bayer. Bildbericht-Fischer (1), Schütze & Schorer (1), Presse-Photo (1), Weltbild (1), Schirner (1)

Turm-springen

Turmspringen

	Name	Land	Punkte
1.	M. Wayne	USA.	113,58
2.	E. Root	USA.	110,60
3.	H. Storck	Deutschland	110,31

Die Vielseitigkeitsprüfung stellte an Roß und Reiter die höchsten Anforderungen
Hptm. Stubbendorff (Deutschland), der Sieger, springt auf „Nurmi" über den Alexandergraben. Vorne der Italiener Cap. Dino Feruzzi, dessen Pferd den Graben verweigerte.

Reiten: Vielseitigkeit

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (4), Schwerdtfeger (1)

Vielseitigkeitsprüfung (Military) - Mannschaftswertung

	Land	Punkte
1.	Deutschland	676,75
2.	Polen	991,70
3.	England	1195,50

Vielseitigkeitsprüfung (Military) - Einzelwertung

	Name	Land	Punkte
1.	Hptm. L. Stubbendorff	Deutschland	37,70
2.	Capt. E. Thomson	USA.	99,90
3.	Kptlt. H. M. Lunding	Dänemark	102,20



Die deutsche Reitermannschaft: Goldene Medaille.
V. l. n. r.: Oblt. Frh. v. Wangenheim, der mit gebrochenem Schlüsselbein für Deutschland geritten ist, Rittmeister Lippert, Hauptmann Stubbendorff.



Hauptmann Ludwig Stubbendorff (Deutschland) Goldene Medaille



Captain Earl Thomson (USA.) Silberne Medaille



Kptlt Hans M. Lunding (Dänemark) Bronz. Medaille





Die ungarische Wasserball-Mannschaft. Goldene Medaille.

Bild links: Ein Moment vor dem deutschen Tor im letzten Wasserballspiel Deutschland gegen Ungarn, das unentschieden 2:2 endete.

Wasserball

Wasserball: 1. Ungarn 5 Punkte, 10 : 2 Tore; 2. Deutschland 5 Punkte, 14 : 4 Tore; 3. Belgien 2 Punkte, 4 : 8 Tore.



Die Basketball-Mannschaft der USA. Goldene Medaille.

Bild links: Blick auf den Tennisplatz im Reichssportfeld während des japanisch-deutschen Basketballspiels.

Basketball

Basketball: 1. USA. — Kanada 19 : 8.





Die italienische Fußballmannschaft. Goldene Medaille.

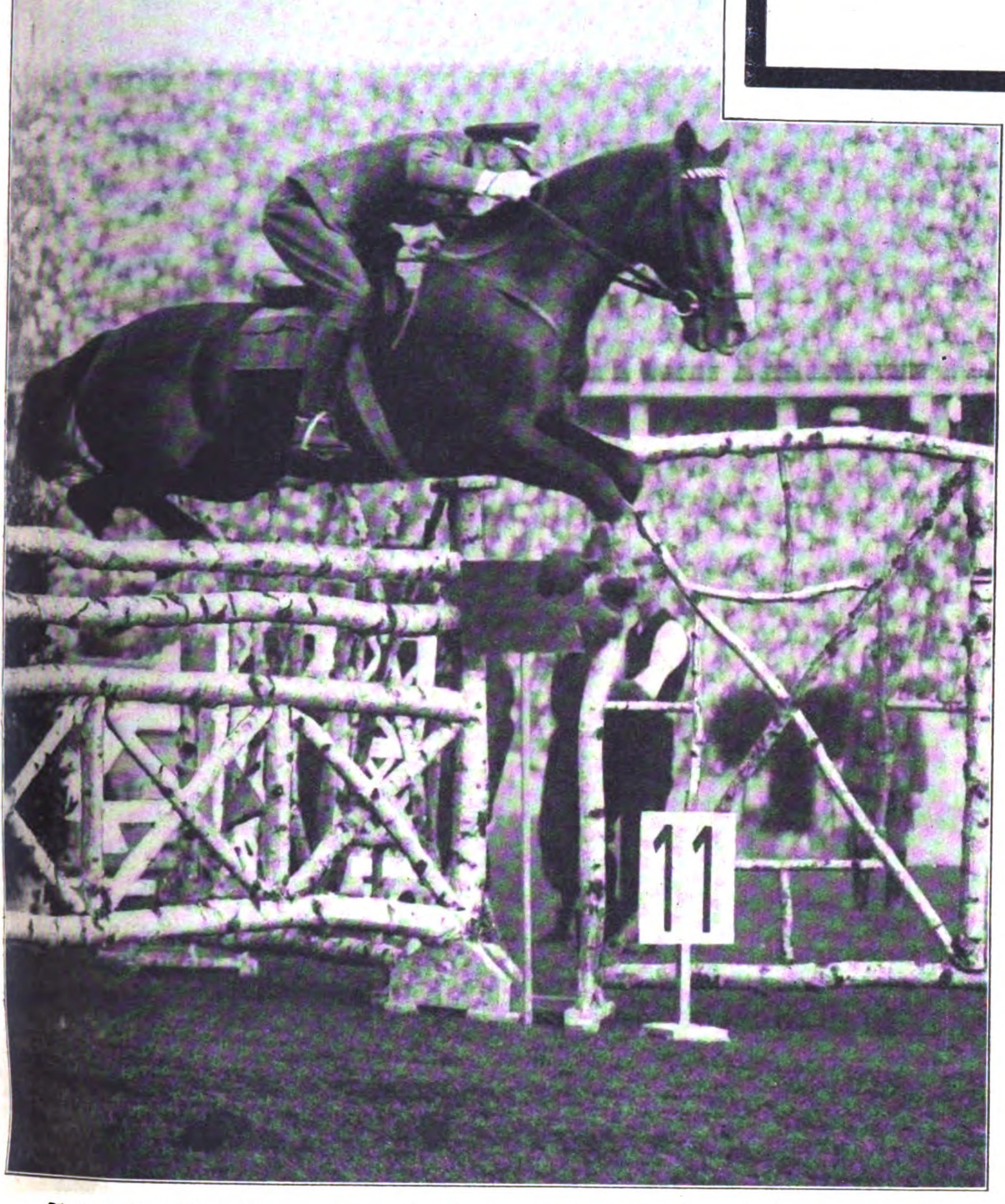
Bild links: Aus dem Fußball-Schlußkampf. Der italienische Torwart und ein Verteidiger sind nach dem Ball gesprungen, den ein österreichischer Stürmer (links) köpfen kann.

Fußball

Fußball: Italien — Österreich 2 : 1.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Schirner (2), Atlantic (1).

15. Kampftag



Oberleutnant Hasse auf „Thora" beim Sprung im Stadion des Reichssportfeldes, wo unsere deutschen Reiter die letzten Goldmedaillen der diesjährigen Olympischen Spiele eroberten



Oblt. Kurt Hasse (Deutschland) Goldene Medaille



Oblt. Henri Rang (Rumänien) Silberne Medaille

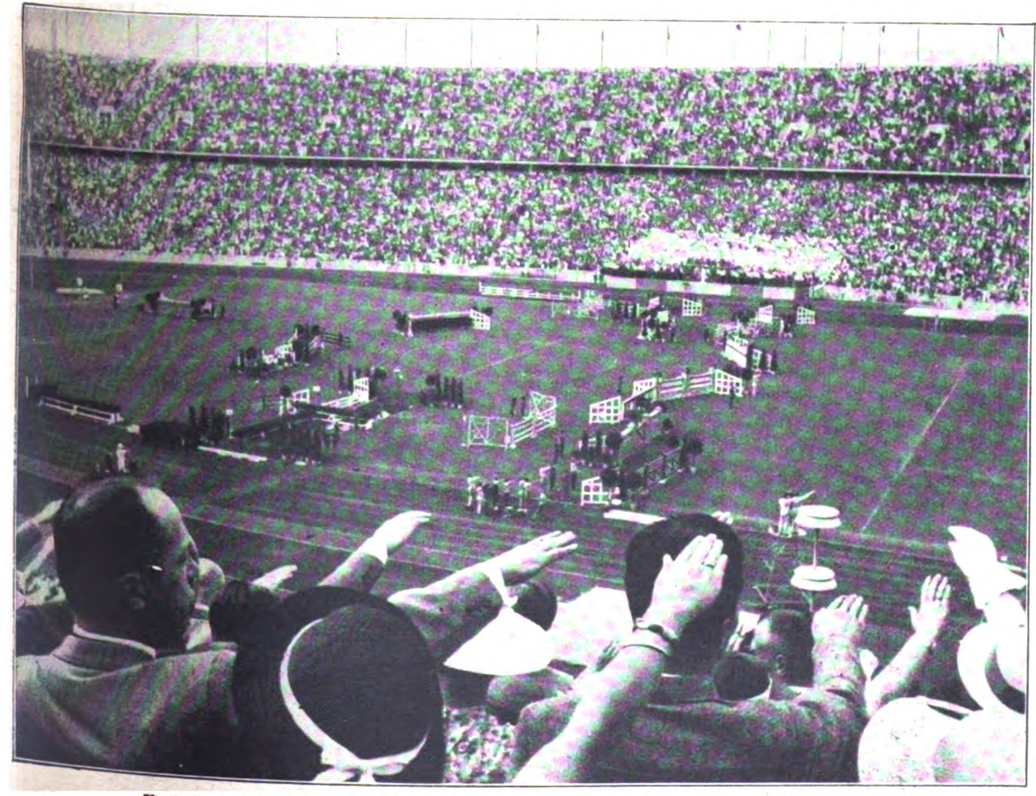
Kampf um den Preis der Nationen

Preis der Nationen (Einzelwertung)

	Name	Land	Fehler	Sek.
1.	Oblt. Kurt Hasse	Deutschland	4	59.2
2.	Oblt. Henri Rang	Rumänien	4	72.0
3.	Rittm. J. v. Platthy	Ungarn	0	62.2

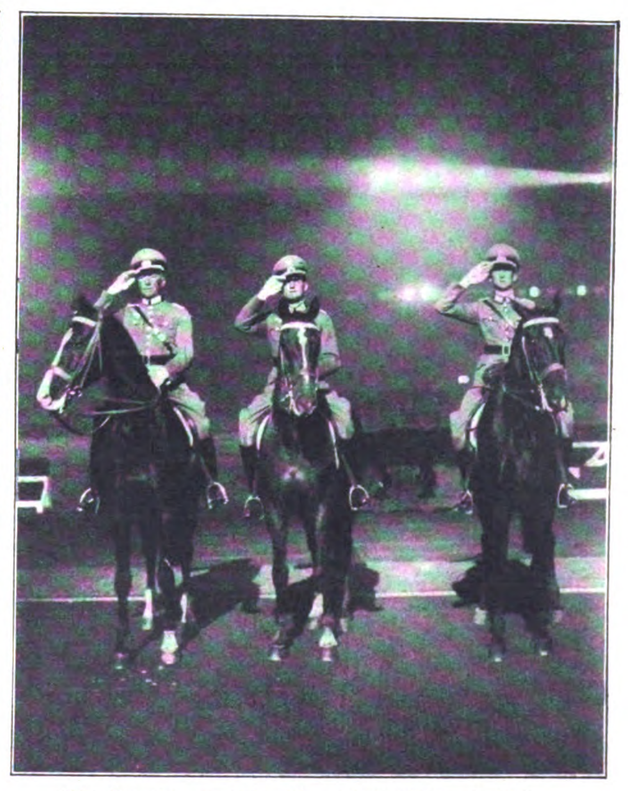
Preis der Nationen (Mannschaftswertung)

	Land	Fehler
1.	Deutschland	44.0
2.	Holland	51.5
3.	Portugal	56.0

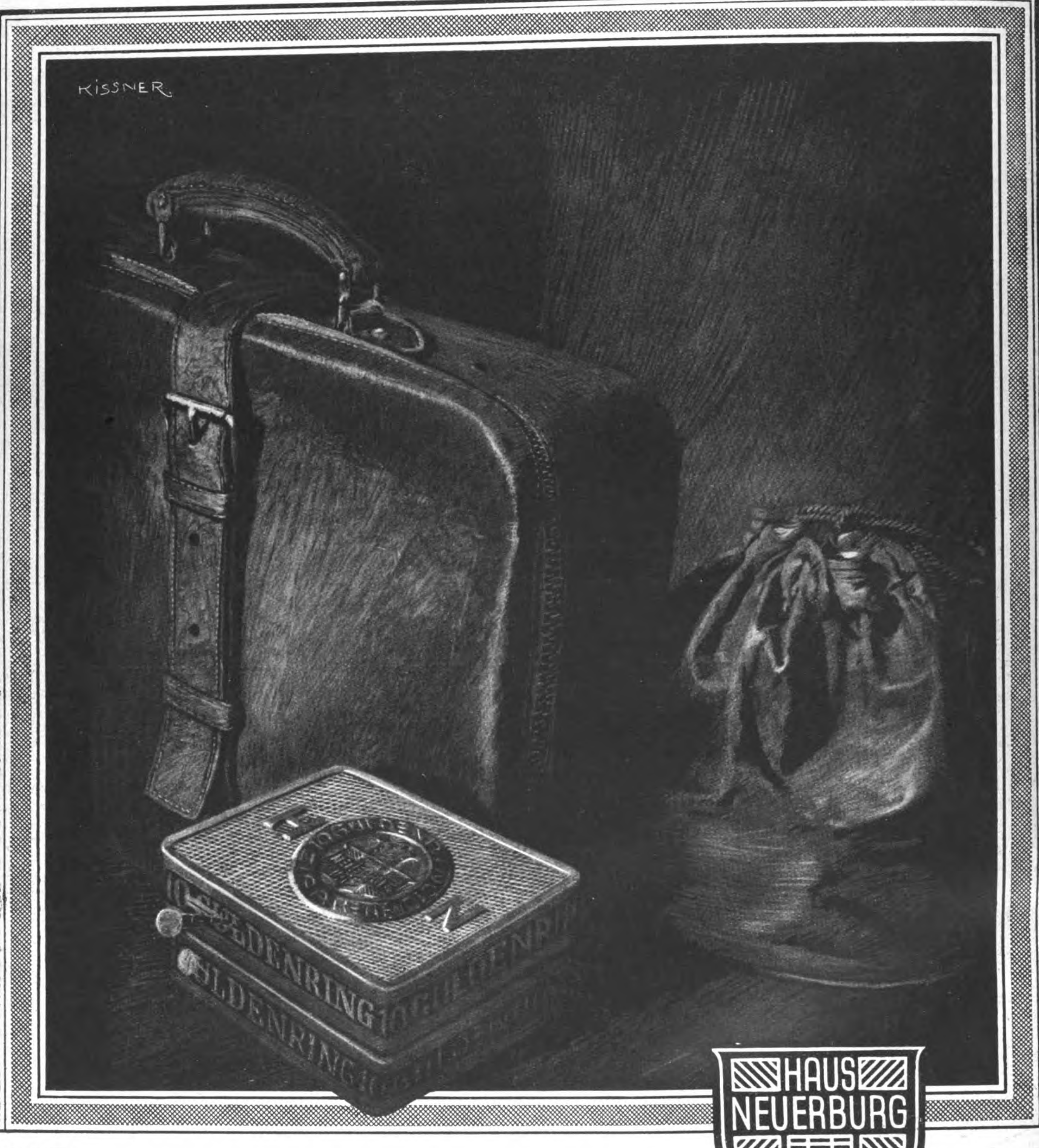


Nach Beendigung der „Military" fand auf dem Reichssportfeld am Sonntag die Siegerehrung der Vielseitigkeitsprüfung statt.

Aufnahmen: Bayer, Bildbericht-Fischer (2), Presse-Bild-Zentrale (1), Schirner (1), Weltbild (1).



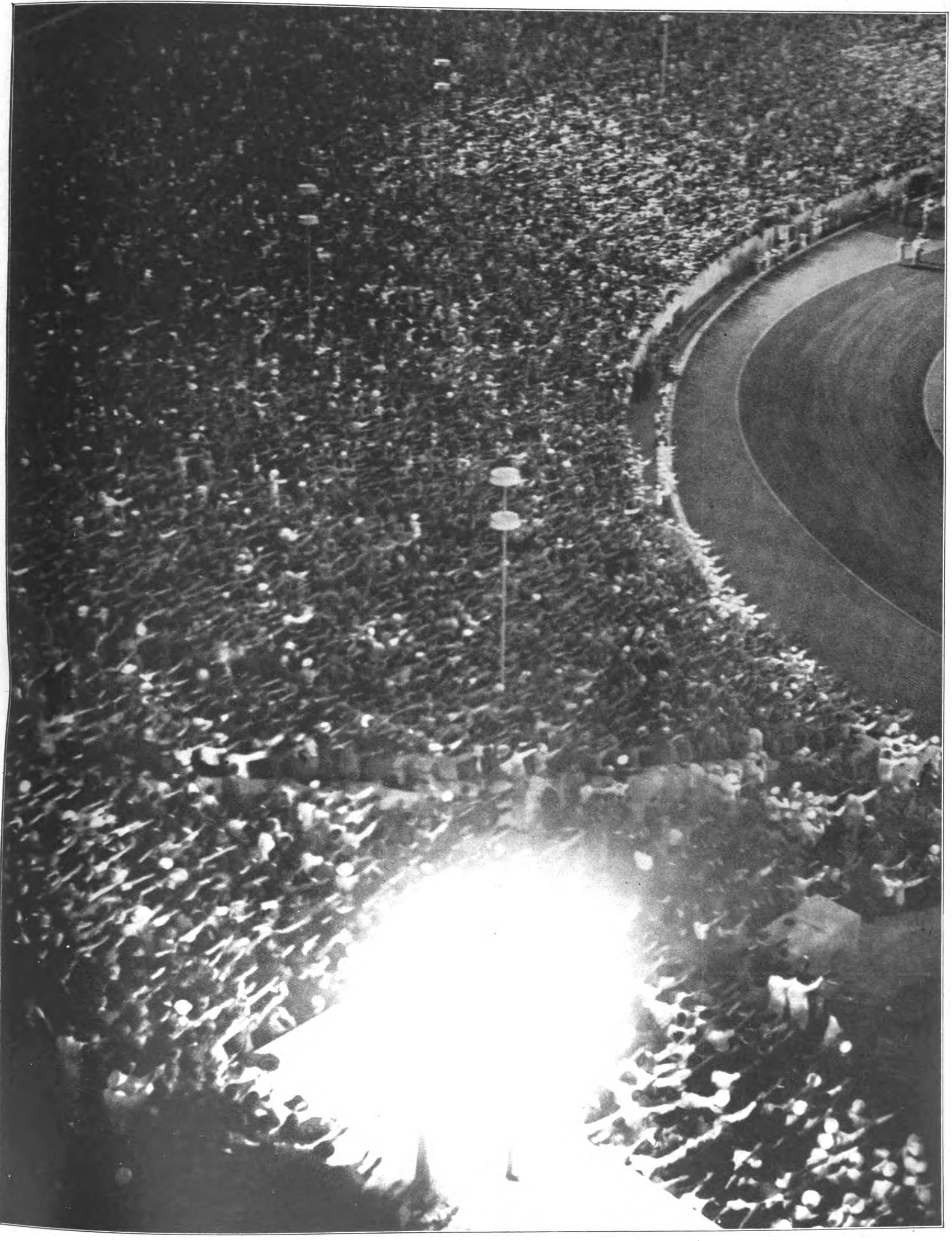
Die siegreiche deutsche Mannschaft (Goldmedaille). Hauptmann v. Barnekow, Lt. Brandt, Oblt. Hasse.



Wenn Sie zu einer Reise rüsten, dann empfehlen wir Ihnen, HAUS NEUERBURG Zigaretten mitzunehmen. Sie können sich sogar reichlich damit versorgen, ohne befürchten zu müssen, dass Ihr Vorrat unterwegs an Qualität verliert. Denn das Aroma wird durch die TROPEN-PACKUNG vor Einbussen derart geschützt, dass sich diese Zigaretten länger frisch halten, als Ihre Reise wahrscheinlich dauern wird.

GÜLDENRING 4 PF. MIT GOLD

DIE SCHLUSSFEIER
DER XI. OLYMPISCHEN SPIELE



Vor dem Erlöschen des olympischen Feuers: Ausklang der Spiele am Sonntagabend.
Die Menge hat sich erhoben und ehrt mit dem Deutschen Gruß zum letztenmal die Flaggen der kämpfenden Nationen.
Aufnahme: Weltbild.

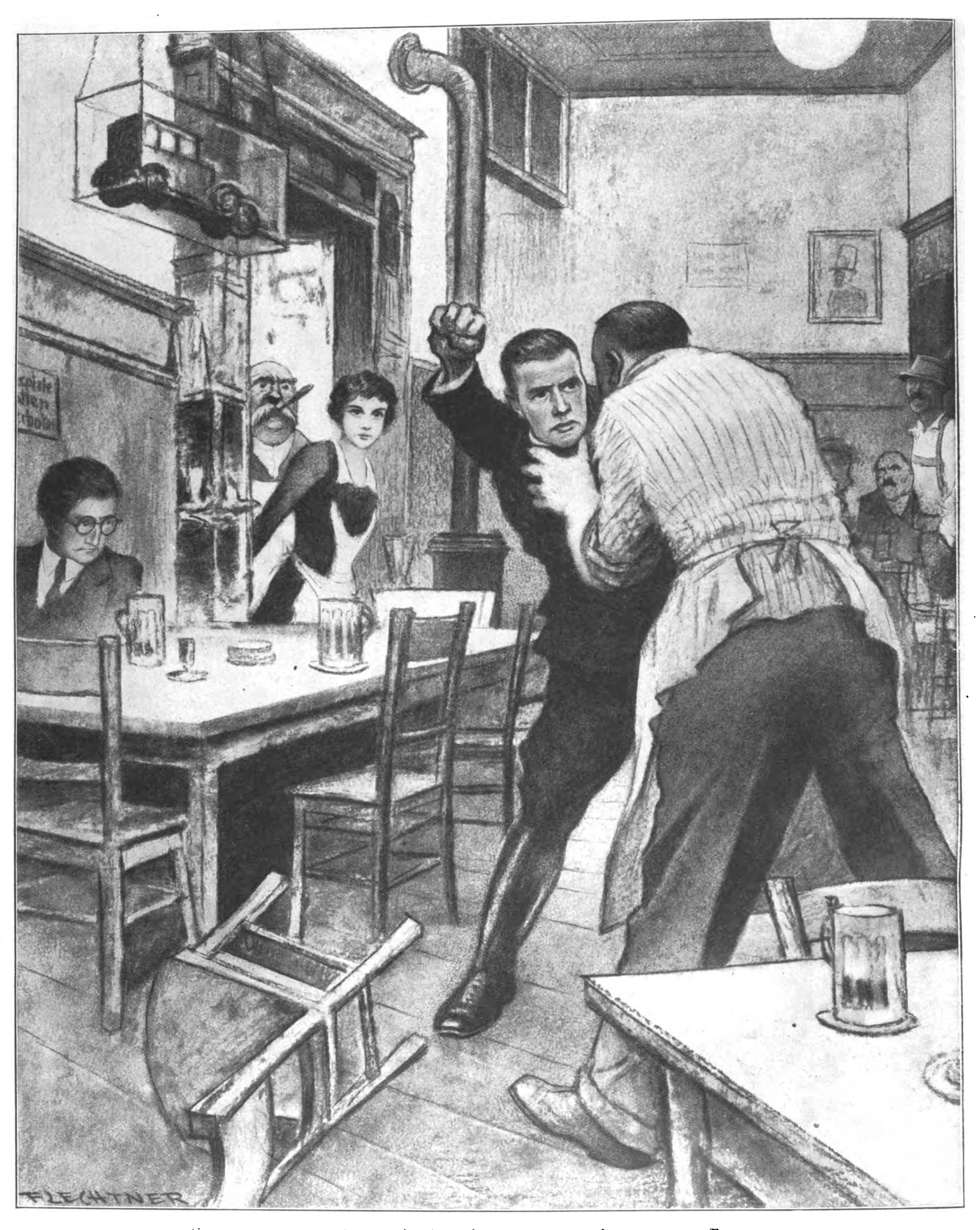
Im strahlenden Licht der Scheinwerfer liegt das überfüllte Stadion des Reichssportfeldes während der letzten Stunde der Olympischen Spiele Berlin 1936.

Aufnahme: Erich Andres.



Adolf Hitler, der Führer und Reichskanzler des Deutschen Reiches, Schirmherr der Olympischen Spiele, bei der Schlußfeier.

Heinrich Hoffmann.



Eine von den vielen packenden Szenen aus unserm neuen Roman:
„. . . Schuller geriet nicht leicht in Zorn. Nun aber wurde ihm die Geschichte doch zu dumm . . ."

Zeichnung von Otto Flechtner.

Ein Schlendrian geht zu Ende

So heißt der neue Roman, mit dessen Abdruck der „Illustrierte Beobachter" in Folge 35 beginnt. Der Verfasser ist Hermann Pirich, den Lesern der „Brennessel" schon lange bekannt und vertraut unter dem Namen Franzjoseph Friedl. Mit nie versiegendem, herzerquickendem Humor erzählt er von den kleinen Abenteuern des Münchner Taxichauffeurs Franz Schuller und läßt an unseren Augen eine Fülle köstlicher Gestalten vorüberziehen, die in ihrer Komik, aber auch in der spannenden Schilderung ihres Schicksals dem Leser unvergeßlich bleiben werden. Menschliches, Allzumenschliches wird hier von der ersten bis zur letzten Seite flott und anregend erzählt, so daß dieser neue Roman nicht nur jedermann stark fesseln wird, sondern auch lebendigen inneren Anteil an seinen Gestalten und an der Entwicklung der lebenswahren Handlung zu nehmen zwingt.



Auf jedem Weg der Schuh von

SALAMANDER

IRMGARD MUHLECK:

ANNA.

Das Telephon läutete, und eine mir fremde Stimme bat um Auskunft über Anna. Plötzlich wurde in mir wieder eine Zeit lebendig, die noch gar nicht so lange verflossen war, aber in unendlicher Weite zu liegen schien. Ich konnte über das Mädchen Anna die beste Auskunft geben. Sie war eine zuverlässige, treue Hilfe. Vier Jahre hatten wir in einer Wohnung gelebt. vier Jahre war sie mir treu ergeben gewesen. Dann ging sie fort, um sich zu verheiraten. Mir schien da irgend etwas unklar zu sein. Ich fragte Anna aber nicht; ich ließ sie schweren Herzens gehen. Sie bekam ein gutes Zeugnis und war bald von mir vergessen. Nur bis meine neue Hilfe angelernt war, dachte ich oftmals an dies stille, geschickte Mädchen. – Jetzt aber, bei dem Anruf, hatte ich sie wieder ganz deutlich vor mir: die stramme Figur, das runde, freundliche Gesicht, die verarbeiteten dicken und doch so erstaunlich geschickten Hände.

Kurze Zeit darauf klingelte es an der Haustür. Anna kam, um sich für die gute Auskunft zu bedanken. Sie war gerührt, als sie mich wiedersah und in dem Zimmer stand, das sie so häufig gereinigt hatte. Auch mir wurde es warm und irgendwie wehmütig ums Herz. Ich glaube, zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß ich Anna in den ganzen Jahren ihres Aufenthaltes bei mir nie so herzlich und so menschlich angeschaut habe, wie eben jetzt, als sie wiederkam, um sich für etwas zu bedanken, was ganz selbstverständlich war, die Bestätigung ihrer Treue und ihres Fleißes. „Nun, Anna, setzen Sie sich. Erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist", sagte ich.

„Wie es mir ergangen ist?" Anna wurde traurig. Sie blickte sich noch ein paarmal im Zimmer um. Alles war noch so wie früher Auch ich hatte mich wohl nicht verändert. Sie aber hatte das Leben manche Schwere und Härte gelehrt. Hoffnungen und Enttäuschungen waren ihr in reichem Maße beschieden. „Er wollte mich gar nicht heiraten damals. Sie wissen noch? Nun, ich paßte wohl nicht zu ihm als Frau. Aber wir haben eine schöne Reise miteinander gemacht. Oja, es war eine schöne Zeit damals. Jeden Tag frei haben, mal so richtig das tun, was man möchte. Natürlich dauerte das nicht lange. Aber ich bereue nichts. Ich habe oft von diesen Wochen gezehrt, damals, als ich arbeitslos war und keine Stellung finden konnte. Einige Wochen ohne Zeugnis, Sie verstehen. Ich durfte doch nicht sagen, was ich die Zeit über gemacht hatte. Bei uns will man immer geschlossene Zeugnisse, sonst wird man mißtrauisch. Na, und zu meiner Sehnsucht kam dann die schwere Gegenwart. Gerade als ich dachte, ich könnte so nicht mehr weiterleben, da half mir der Zufall, oder wie Sie es nun nennen wollen. Ich erbte etwas Geld und kaufte mir eine ganz kleine Kaffeestube. Ein einsames Leben war das. Alles machte ich allein vom frühen Morgen bis in die Nacht. Die Leute, die kamen, unterhielten sich kaum mit mir Meistens waren es auch junge Paare die stundenlang bei einer Tasse Kaffee saßen. Aber bald kannten wir uns Ich bekam so etwas wie eine Stammkundschaft. Ein Mann war dabei, der guckte mich immer ganz genau an. Täglich kam er. Half mir etwas ausbessern, machte mir Besorgungen Der wollte mich wirklich heiraten. Aber ich mochte nicht mehr. Schlaflose Nächte und verträumte Tage hatte mich dieser Entschluß gekostet Lieber wollte ich allein bleiben. Er kam dann auch nicht mehr. Nun ja, erst war das sehr leer. Jedesmal, wenn die Tür aufging, dachte und hoffte ich, – aber ich habe es ja selbst so gewollt. Na, dann hab' ich meine Kaffeestube wieder aufgegeben. Ich will wieder zu Menschen, will wieder in einer großen Wohnung sein, auch wenn ich nur arbeiten muß. Ich muß wieder für jemanden sorgen können. Ich muß hören, daß man nach mir ruft, daß man mich braucht und mich vermißt, wenn ich nicht da bin. Ich habe nun auch wieder eine Stellung bekommen und nächste Woche fange ich dann das alte Leben wieder an. Da habe ich gut Zeit, mir meine Schürzen und meine Wäsche fein in Ordnung zu bringen."

Wir sprachen dann noch über dieses und jenes. Anna erkundigte sich nach meinen Bekannten, die ihr noch ganz deutlich und sogar namentlich in Erinnerung waren. Ich habe nie gewußt, daß dieses Mädchen so sehr mit unserem Leben verwachsen war und Anteil an Dingen nahm, die sie doch eigentlich wenig berührten

Und jetzt entsinne ich mich auch wieder, daß Anna es damals war, die sich ein Herz faßte und mit unserem alten Dackel, der unheilbar krank geworden, zur Abdeckerei ging. Resolut begleitete sie unseren kleinen Hausgenossen dahin, wovor mir graute. Mit verweinten Augen kam sie wieder. Reinigte sein Körbchen, legte Halsband und Leine zusammen fort und sagte in ihrer bescheidenen Art, ich solle nicht traurig sein. Er habe gar nichts von allem gemerkt. Sie habe zugesehen, denn sie wollte ihn nicht bei seinem Sterben allein lassen.

Und immer wieder wird dieses Mädchen seine Treue und Anhänglichkeit fremden Menschen geben. Stilles kleines Heldentum des Alltags, das wir fordern, ohne es kaum zu beachten!

Bald zieht sie nun mit ihrem Spankorb, der ihre ganze Habe enthält, zu einer neuen Herrschaft. Alles, alles Gute, Anna!

560 Kilometer in 72 Stunden

Sind Naturvölker sportbegabter?

Die schnellsten Läufer Amerikas und der ganzen Welt sind Neger. Jesse Owens, den Sieger der beiden olympischen Kurzstrecken, hat man ein Laufwunder genannt, und nicht mit Unrecht, denn manche Athleten der weißen Rasse sind zwar an die Leistungen des Negers herangekommen, aber keiner erreicht die spielende Leichtigkeit, mit der Owens seine Rekorde aufstellt. Man spürt geradezu den natürlichen Urinstinkt, mit dem dieser Sohn der schwarzen Rasse läuft, dessen Familie vielleicht schon seit hundert oder zweihundert Jahren im zivilisierten Amerika wohnt.

Über die Laufleistungen der unzivilisierten afrikanischen Neger wissen wir nicht allzuviel, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie die eines Jesse Owens noch in den Schatten stellen. Von den afrikanischen Springern berichten jedenfalls Reisende, daß sie Höhen erzielen, die unseren Athleten noch auf lange Zeit unerreichbar sind und vielleicht niemals erreicht werden können. Unter den Watussi sind angeblich Sprunghöhen von zweieinhalb Metern keine Seltenheit.

Wir sind geneigt, solche Berichte mit großem Mißtrauen aufzunehmen. Aber vielleicht erinnern wir uns daran, daß es Angehörige von Naturvölkern waren, die vor einigen Jahrzehnten den Schwimmstil der Europäer revolutionierten. Nur der Kraulstil der Malaien machte es möglich, die Schnelligkeit im Schwimmen um etwa 50 Prozent zu verbessern und den Weltrekord für die 100-Meter-Strecke auf weniger als eine Minute zu drücken.

Am erstaunlichsten sind die Leistungen der Naturvölker, wenn es sich um Dauerbeanspruchungen handelt. In den Olympischen Spielen werden von den Gehern 50 Kilometer und von den Marathonläufern 42,195 Kilometer verlangt, Leistungen, die ungeheure Ansprüche an die Athleten stellen. Diese Leistungen sind aber nichts im Vergleich zu denen, die von den Tarahumarra-Indianern glaubwürdig berichtet werden. Nach A. Grix veranstalten die Indianer auf ihren Volksfesten Dauerläufe, die hoch in die Hunderte von Kilometern gehen. Es ist kaum anzunehmen, daß es jemals einem Mitglied der weißen Rasse gelingen wird, 560 Kilometer in 72 Stunden zurückzulegen, wie es von einem Tarahumarra-Indianer berichtet wird. Seit vielen Jahrhunderten sind diese Indianer, die die Pferde nicht kannten, allerdings gezwungen, in ihren nahezu menschenleeren Wohngebieten gewaltige Entfernungen zu Fuß zurückzulegen.

Klettern ist bei uns eine Turnübung und kein athletischer Sport. Aber auch ohne daß man bei uns oder in Amerika Rekordversuche im Klettern aufstellt, wissen wir, daß ein Weißer es hierin niemals mit den Südindern oder Malaien aufnehmen kann.

Es wäre jedoch abwegig, die Leistungen der Naturvölker kritisch mit denen unserer Athleten vergleichen zu wollen. Startet ein Mitglied einer nichteuropäischen Rasse unter genau den gleichen Bedingungen wie die europäischen Athleten, so zeigt es sich sehr bald, daß der Vorsprung der „Naturbegabung" nicht sehr groß ist. Von einigen Spitzenleistungen abgesehen, ersetzt das systematische Training durchaus die körperlichen Vorteile, die generationenlange Gewöhnung dem Naturmenschen gegeben hat. Und da der moderne Leichtathlet nicht nur mit seinen Muskeln, sondern auch mit seinem Kopf arbeitet, ist er unter bestimmten Bedingungen den naturbegabten Negern oder Indianern sogar noch weit überlegen.

Die zum Beispiel von Indianern erkämpften olympischen Siege sind selten. Die Leistungen eines Jim Thorpe, der auf den Stockholmer Spielen von 1912 der vollendetste Leichtathlet der Welt genannt wurde und damals den Zehnkampf gewann, sind längst von anderen, darunter dem Deutschen Sievert übertroffen worden, und der Indianer Ellison Brown, der in diesem Jahr das klassische amerikanische Marathonrennen bei Boston mit 2 Stunden 33 Minuten 40,8 Sekunden gewann, ist damit über den Leistungsdurchschnitt auf den fünf letzten Olympischen Spielen auch nicht hinausgekommen.

R—ne



Der älteste und der jüngste Sport

Erst seit wenigen Jahrzehnten kennt man in Europa den ältesten Sport der Welt und den jüngsten, Polo und Basketball. Den Erfinder des einen kennen wir nicht; der Ursprung des Polospiels verliert sich im Dunkel der Geschichte. Wohl aber kennen wir den Erfinder des anderen den amerikanischen Gymnastiklehrer Naismith, und wir können genau verfolgen wie und mit welcher Geschwindigkeit sich das neue Spiel über die Erde verbreitet hat

Für fast alle Sportarten kann man sich zwangsläufige Entstehungsursachen vorstellen: Laufen, Springen, Werfen, Ringen und Boxen mußten geübt werden damit der Jüngling auf der Jagd, im Krieg oder im Zweikampf seinen Mann stellen konnte; das erste Ballspiel der Welt war vielleicht ein religiöser Kult, bei dem der Ball das Sinnbild der Sonne war. Aber für das älteste und das jüngste Spiel der Welt sucht man eine Entstehungsursache, die zwingend ist vergebens

Wir wissen also nicht, wie die arischen Reitervölker des Iran vor 3000 oder noch mehr Jahren zum Polospiel kamen Sie spielten es jedenfalls damals schon mit Bällen und langen Schlagstöcken und auf kleinen wendigen Pferden genau wie heute, wenn wir auch die ältesten Spielregeln natürlich nicht kennen Nach Vorderasien und Indien trugen die reitenden Arier das Spiel und schmolz auch die arische Frühkultur mehr oder weniger mit der indischen zusammen — das Polospiel blieb, und als die Briten im vorigen Jahrhundert ihre Herrschaft in Indien endgültig gesichert hatten, brachten sie das Spiel nach dem Erdteil zurück, von dem aus es höchstwahrscheinlich nach Asien gekommen war

„Ausgezeichneter Drill für unsere Kavalleristen!" brummte General Sherar in seinen Bart, als ihm 1854 zum erstenmal auf einer Plantage das „Chaugan" wie das Spiel in jener Gegend Indiens hieß, vorgeführt wurde Aus dem Drill wurde dann sehr schnell ein Sport, dessen schöne Kühnheit nichts von „Drill" an sich hat und auch den begeistert, der nichts vom Reiten und vom Polo versteht

Leider ist das älteste Spiel der Welt reichlich teuer Es wäre verfehlt von dem Preis für Polohemden auf die anderen Kosten zu schließen Ein Polopferd kostet zwischen 5000 und 20 000 RM., und mit weniger als drei Pferden kommt der einzelne Spieler unter keinen Umständen aus

Dafür ist das Basketballspiel, der jüngste Sport der Welt, um so billiger Er kostet weniger als das Fußballspiel Sonderbar ist, daß das Spiel sozusagen eine Erfindung für den Hausgebrauch war und sich trotzdem in vierzig Jahren die Welt erobert hat. „Können Sie mit den Jungen nicht irgendein Spiel veranstalten das man auch in der Turnhalle betreiben kann? Sehen Sie, heute regnet es schon wieder!" hatte der Direktor des College, an dem Mister Naismith Turnlehrer war zu diesem gesagt. „'ll right, Sir," hatte Mister Naismith geantwortet und in einer Viertelstunde das Basketballspiel erfunden, angeregt durch einen leeren Pfirsichkorb auf den zufällig seine Blicke gefallen waren

Das Spiel war zunächst sehr primitiv Besagter Pfirsichkorb bildete den Basket, und am Spiel konnte sich beteiligen, wer wollte und soviel wollten Hauptsache war daß zwei Parteien da waren, die ungefähr nach den Regeln der Fußballkunst um den Ball kämpften und ihn in den Korb zu befördern versuchten. Sehr schnell wurde aus der Spielerei ein Spiel. Der ausgediente Pfirsichkorb wurde durch einen eisernen Korb mit bestimmten Maßen ersetzt, die Zahl der Spieler einer Partei auf sieben und später auf fünf begrenzt. Aus der ungeordneten Spielschar das Springfield College wurde ein Club, aus dem Club wurde ein Verband, aus dem Ver-

band eine internationale Vereinigung. Neben die Amateure traten Berufsspieler — kurzum: Basketball wurde schnell ernster Konkurrent des Fußballs und des Baseballs.

Zum erstenmal befindet sich jetzt das Basketballspiel im Programm der Olympischen Spiele. Man konnte es nicht mehr übersehen, nachdem es nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern vor allem auch im Fernen Osten eine der meistgeübten Sportarten geworden war, die überall Zehntausende von Zuschauern anzieht. Zweifellos geben die Olympischen Spiele dem Basketball einen neuen Auftrieb.

Um auf die ältesten Sportarten zurückzukommen: Das Polospiel ist natürlich nicht der einzige Sport, dessen Uranfang sich unserer Kenntnis entzieht. Der Diskus zum Beispiel war zweifellos schon bekannt, als die Olympischen Spiele begannen, und er wurde vor 2500 Jahren sicher schon genau so geworfen wie heute, denn eine zweckmäßigere Wurfart gibt es ja nicht. Auf einem Diskus war der älteste Sportvertrag aufgezeichnet, den die Welt kennt, ein Abkommen zwischen dem König Lykurgos von Sparta und dem König Iphitos von Elis über die Abhaltung der ersten Olympischen Spiele. Dieser Diskus ist leider nicht mehr erhalten. Und was gar das Speerwerfen anbelangt, so ist es selbstverständlich so alt wie der Speer selbst, reicht also in die frühe Steinzeit zurück — womit selbst das Polospiel nicht wetteifern kann. Laufen und Springen gehören ebenfalls zu den uralten Sportarten, die die Not und der Daseinskampf die Menschen lehrten. Nur von dem „Steinstoßer", der sich gegen seine Feinde wehrt, von dem „Sprinter", der vor dem wehrhaften Wild flieht, von dem „Speerwerfer", der den Auerochsen erlegt, bis zu dem Menschen, der bewußt Übungen betreibt, um seine Muskeln und Gelenke geschmeidig zu erhalten, war ein weiter Weg, ein weiterer als der von den verspielten Poloindern bis zum Notizbuch des Mister Naismith. K—s

---

Mit dem Fähnlein in der Hand...

Plauderei vom Sportler und seinem Talisman

Besiegt die schnellste Frau der Welt, die amerikanische Läuferin Helen Stephens, alle ihre Gegnerinnen, weil sie die flinkften Beine hat? Oder vielleicht darum, weil sie beim Lauf eine winzige amerikanische Flagge zusammengeballt in der Hand trägt? Sie selbst ist überzeugt davon, daß das winzige Stückchen bunter Seide in ihrer Hand ihre Schritte über ihre Kraft hinaus beflügelt, und daher vergißt sie niemals das Symbol ihrer Heimat, wenn es darauf ankommt. Die kleine Flagge ist in ihrer Hand mehr als ein simpler Talisman: Sie ist Amerika, das zugleich mit der Läuferin das Zielband sprengt.

Die schnellen finnischen Läufer sind sachlicher. Sie tragen beim Training und beim Wettlauf etwas anderes in der Hand, eine Stoppuhr, und das haben sie ihrem großen Vorbild Nurmi abgesehen. Aber deswegen sind sie keineswegs weniger patriotisch als ihre amerikanische Kameradin.

*

Woran denkt ein Sportsmann, wenn er, wie jetzt bei den soeben beendeten Olympischen Spielen, in den schwersten Kampf seines Lebens geht? An frühere Siege oder an den ersten Kampf zumeist, und er liebt es, damit die Erinnerung an bestandenen Kampf und Sieg ganz lebendig in ihm bleibt, ein sichtbares Zeichen bei sich zu haben. Der amerikanische Wunderathlet Jesse Owens zum Beispiel verläßt sich nicht allein auf seine federnden Muskeln. Zum Sieg gehört nicht nur, daß man etwas kann, sondern daß man auch will, und irgendein kleines Symbol, ein Talisman, ist wunderbar geeignet, die Kraft des Willens zu fördern. Die Medaille seines ersten Sieges, gewonnen auf irgendeinem Studentenwettkampf, ist Owens Glücks- und Willensbringer: Vor jedem Start küßt er sie verstohlen. Bisher haben Glück und Erfolg ihn nicht verlassen.

Der amerikanische Läufer Wyckoff macht es ähnlich; er startet ungern, wenn er nicht die kleine Schaufel bei sich hat, mit der er sich bei den Olympischen Spielen zu Amsterdam auf der Laufbahn sein Startloch grub. Sehr energisch wies er bei den jetzigen Spielen die Schaufel zurück, die ihm wie jedem Läufer übergeben wurde und die jeder Läufer als Erinnerung behalten darf.

Auch Laufschuhe, die ihren Besitzer einmal als Ersten durchs Ziel trugen, sind als Talisman begehrt. Betrübt mußte einer der 800-Meter-Läufer diesmal seine „glückbringenden" Schuhe beiseite legen. Es hatten schon allzu viele Schuster ihre Kunst an ihnen versucht. Ihm schwante Unheil, als er sich die funkelnagelneuen Schuhe mit den Dornen anzog, und er behielt recht: Er befand sich unter denen, die „ferner liefen...".

*

Nach dem Aberglauben von Sportsmännern fragt man besser nicht. Sie haben es nicht gern, wenn man öffentlich davon spricht. Aber die Schar derer, die mit ihrem Training niemals am 13 oder an einem Freitag beginnt, ist recht groß. Andere lachen über diesen Aberglauben und fangen gerade am 13. oder am Freitag an zu trainieren. Es ist schwer zu entscheiden, wer von beiden nun eigentlich abergläubischer ist.

Einzigartig dürfte der Fall des britischen Athleten Martins sein. Als im vorigen Jahr eine große sportliche Veranstaltung vom 22. auf den 23. Juni verlegt wurde, sagte er eine halbe Stunde vor Beginn ab. Ursache: Er hatte eben in der astrologischen Ecke einer Zeitung gelesen — und die meisten britischen Blätter haben eine solche Ecke —, daß für den 23. Juni folgendes verzeichnet stand: „Für schwere körperliche Betätigung ungeeignet. Wird empfohlen, das Haus zu hüten..."

*

In schwerer Verlegenheit um einen Glücksbringer sind die Boxer. Nachdem sich nun eindeutig herausgestellt hat, daß Hufeisen im Handschuh regelwidrig sind, wollen sie es mit Billardkugeln versuchen... L. M.

HUGO HARTUNG:

Unsere sportbeflissenen Großmütter

Um dich von vornherein zu beruhigen, lieber Leser: sie waren es nicht! Sie durften es auch gar nicht sein — selbst wenn sie es hätten sein wollen, denn es „schickte“ sich nicht und es war überhaupt gegen alle Regeln des guten Tons...

Blättert, bitte, mit mir in dem Stapel alter Bücher, der da verheißungsvoll aufgeschichtet liegt: In den Büchern mit dem vornehmen, roten Ganzleinen-Einband und dem noch vornehmeren Goldschnitt, nur für erste Gesellschaftskreise bestimmt — in den alten illustrierten Zeitschriften von riesenhaftem Format, die gleich gern in Haus und Familie wie im Wartezimmer des Dentisten gelesen wurden. Bitte schön, der Startschuß zum Rückwärtslauf in die Vergangenheit ertönt! Erste Etappe 1871 ...

1871! Da haben wir ein dickes Buch gefunden, in dem alles drinsteht, was einem im Leben zustoßen kann, angefangen von der Blumensprache und dem Briefmarkensammeln bis zur Wiederbelebung Scheintoter und zur böswilligen Verfälschung von Bier und Leberwürsten. Aber das Wort „Sport“ kommt in dem Buch noch nicht vor. Sollte es das überhaupt noch nicht gegeben haben? Eilfertigst und wissensdurstig schlagen wir in einem zeitgenössischen Lexikon nach. Da steht: „Sport, d. i. zu deutsch Spiel, Belustigung — das ehrgeizige Bestreben eines Mannes nach hervorragender körperlicher Leistung. Als sein wesentlichstes Merkmal ist anzuführen, daß seine Ausübung nicht um des Gelderwerbs willen geschieht.“ Und dann folgt eine Klassifizierung der Sportarten „nach den toten und lebendigen Gegenständen, welche zu deren Ausübung dienen“, wobei übrigens in Klasse 3 „Wassersport“ neben Rudern und Segeln auch das „Dampfen“ angeführt ist. (Es muß damals also einen olympischen „Wasserdampfmeister“ gegeben haben!) Unter den lebendigen Gegenständen, die den Sport ausüben, ist die Frau mit keinem Wort erwähnt. Nur der Mann war ehrgeizig bestrebt...

Treibt also die Frau von 1871 gar keinen Sport? Mit nichten: Sie geht spazieren! Und für diese Sportart wurden unseren Großmüttern ausführliche gute Ratschläge erteilt. Wir wissen nämlich gar nicht, wie gefährlich das Ausüben eines Spaziergangs ist Da sind z B die bösen Winde als Hindernisse aufgestellt. Der Nordwind hat „stark reizende Eigenschaften, weshalb man sich ihm nur mit großer Vorsicht aussetzen darf“. Der Südwind „ruft starke Schweiße hervor und erschlafft“. „Noch reizender und austrocknender als der Nordwind ist der Ostwind — wohingegen Erkältungen aller Art durch Beeinträchtigungen der Hautausdünstungen die lauwarmen, feuchten Westwinde hervorbringen“ Ost, Süd, Nord, West — zu Hause ist's am besten! Und zu Hause „bieten trockenes Frottieren oder Reiben des ganzen Körpers ein vorzügliches Ersatzmittel für körperliche Bewegungen — —“. Und wem auch das Frottieren noch nicht genügte, der konnte unter Anleitung seines Hausarztes zu Hause an Apparaten turnen, die den Folterwerkzeugen einer gutausgerüsteten mittelalterlichen Schreckenskammer nicht unähnlich waren. Im ganzen sehen wir, das Kapitel Frauensport ist 1871 noch nicht übermäßig reichhaltig.

Da geht's in einer Zeitschrift aus den 90er Jahren schon munterer zu: Damen beim Skatspiel, Damen beim „Konkurrenzkegeln“, wobei selbst beleibte und bejahrte Matronen selbstbewußt die Kugel in der nervigen Faust tragen, Damen, die mit Rüschen und

Spitzen am Sportkostüm in die Berge steigen — andere, die mit Rüschen und Spitzen vorsichtig das Wasser eines zahm brandenden Meeres betreten. In Wien, so lesen wir, läuft Fräulein Engelmann mit Herrn Euler auf dem Eise, und der begeisterte Chronist bemerkt hierzu: „Gäbe es eine Meisterschaft der Welt im Paarlaufen, so gebührte sie diesem Paar, dessen harmonische, wie aus einem Guß geformte Evolutionen der Gesetze der Schwere spotteten und statt an stahlbewehrte Sohlen an unsichtbare Elfenfittiche gemahnten." Demnach ist es erreicht! Die Dame treibt Sport und auf „stahlbewehrten Sohlen" läuft sie in ein Jahrhundert, das der Anmut einer Mari Herber verdienten Triumph bringt ...

O nein, so rasch geht es doch nicht, liebe Freunde! Die genannten Personen sind Außenseiterinnen ihres Geschlechts, sind allenfalls „Frauen" — aber „Damen" sind das nicht! Die Dame von 1892 hat andere Sorgen Sie liest im goldgeschnittenen guten Ton und lernt die 62 (!) Rangstufen auswendig, die das „Hofrangreglement" vorschreibt. Folgenden Satz mußte sie vor allem beherrschen: „Die Palastdamen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin und die Damen des Luisenordens, denen das Kreuz der ersten Klasse der zweiten Abteilung mit einer goldenen Krone verliehen worden ist, rangieren mit, die mit dem Kreuz desselben Ordens jedoch mit silberner Krone begnadeten (!) Damen, die Oberhofmeisterin Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Kronprinzessin und die Hofdamen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin unmittelbar nach den Exzellenzen, also vor den Gemahlinnen der Generalmajors." Frauen, die sich an dieser Denksportaufgabe übten, konnten keinen weiteren sportlichen Ehrgeiz haben. „Schließlich", heißt es in dem gleichen feudalen Buche weiter, „sprechen wir ja hier nicht von den zahllosen, etwa in Geschäftshäusern beschäftigten jungen Mädchen der geringeren Klassen, bei denen der gute Ton sehr wenig oder gar nicht in Frage kommt, sondern allein von den Damen der besseren Gesellschaft!" Mochten die Mädchen der geringeren Klasse todesmutig Kegelschieben oder auf dem Wasser dampfen ... !!

Und doch: Was steht im Inhaltsverzeichnis dieses Buches der besseren Gesellschaft? Zwischen den Stichworten „Spargelessen — Spenden an die Armen — Spezialarzt — Sprödigkeit und Standesamt" finden wir zu unserem Erstaunen auch das Wörtchen „Sport". Tatsächlich, da ist auf Seite 473 das Kapitel „Wetten, Vielliebchen und Geschenke", in das passenderweise der Sport, und zwar als einzige Gattung der Pferdesport, aufgenommen ist „Wettrennen ist ein Vergnügen, an dem sich Damen — selbstverständlich nur als Zuschauer — beteiligen können. Es gibt sogar viele Damen, welche ebenso tüchtige Pferdekenner sind wie die Herren; es ist aber jedenfalls empfehlenswert, diese Kenntnis nur bei näheren Bekannten zu zeigen — man könnte sonst leicht einen wenig günstigen Schluß auf die weiblichen Eigenschaften der Dame ziehen." Warum? — Das verschweigt der gestrenge Sittenrichter von Anno 90. Jedenfalls ist die aktive Sportbeteiligung der Dame hier sehr gering, „da es für eine Dame nicht passend ist, überhaupt die Tribüne zu verlassen".

Schon etwas beunruhigt schlagen wir nun das lockende Kapitel „Bad" auf. Und siehe: es wird aus der lockenden eine trockene Angelegenheit; denn von Wasser ist hier nirgends die Rede. Man geht aus ganz anderen Gründen in einen Badeort. „Gar häufig werden Badereisen unternommen, in der Hoffnung, erwachsenen Töchtern zu einer Zukunft zu verhelfen, und das freiere, die Menschen einander schneller und besser nähernde Badeleben gewährt in der Tat weitere Aussichten und Zufälligkeiten, als irgendwelches andere Verhältnis in der Gesellschaft. Und wir begreifen die Sorge wohl, die ein Mutterherz in solchem Falle bewegt und die Veranlassung wird, daß das Verhältnis zwischen Wollen und Können oft in gefahrdrohender Weise verschoben wird." In diesem gefahrdrohend dunklen Satz wird der „gute Ton" wieder einmal zum Sittenspiegel einer untergegangenen Kaste, die ihrem sportlichen Ehrgeiz nicht im Stadion, sondern auf dem Heiratsmarkte frönte.

Und das Rennen nach dem Mann wurde für jene wieder zum Hindernisrennen; denn, so heißt es weiter: „Die Bäder sind auch die Sammelpunkte von Glücksrittern und Abenteurern aller Art; denn gerade das Badeleben, das nach jeder Richtung hin die ausgiebigste Freiheit gestattet (!), erschwert es ungemein, die wahren Gesichter zu sehen, welche hinter den Masken verborgen sind. Hinter wie manchem Herrn Baron und Grafen steckt da ein einfacher Ritter von der Elle!" Und damit die Dame nur ja keinem „Ritter von der Elle" in die verbrecherischen Hände fiele, durfte sie im Bad mit ihrer ergiebigen Freiheit überhaupt nichts anfangen! Sie durfte nicht mal ins Lesezimmer des Kurhauses gehen, „insofern es zugleich Rauchzimmer ist. In diesem Falle nimmt sie die gewünschte Zeitung mit in den Musiksaal und bringt sie später wieder zurück" Spaziergänge durfte sie nur mit nahen Verwandten unternehmen — und baden? Pfui, davon spricht man doch nicht ...

So bleibt uns als letztes Kapitel des frisch-fromm-freien Sportlebens von 1892 noch die Jagd. Aber auch das ist nichts für wahre Damen; denn „auf der Jagd wie beim Kartenspiel kommen die Leidenschaften der Männer sehr leicht zum Ausbruch". „Die Frau möge sich daher lieber in echt weiblicher Entsagung üben und dafür Sorge tragen, daß der Gatte mit allem wohlausgerüstet ausziehe, was ihn vor einer Schädigung seiner Gesundheit behüten kann. Die Waffen und der Schießbedarf nehmen seine Gedanken vollauf in Anspruch, daß er darüber wohl das Flanellhemd, die für die Jagd notwendige Hausapotheke, Verbandzeug und dergleichen Dinge vergißt. Das möge sie bereithalten, und der Mann wird ihr Dank wissen und nicht nur mit leichtem Herzen hinausziehen, sondern auch mit Freuden an sein trautes Heim, in dem die Gattin liebevoll waltet, denken und mit Freude im Herzen zurückkehren. Er wird sich dann auch doppelt vorsehen, damit ihm kein Unglück widerfahre, denn er weiß den Schmerz zu ermessen, welchen ein solches herbeiführen würde."

Mit einem behutsamen „Weidmannsheil" klappen wir jetzt auch die unergiebigen 90er Jahre zu und schlagen ein Buch auf, das die Jugendstilranken seines Einbands an den Anfang unseres Jahrhunderts verweisen. Es ist ein Buch, das sich etwas emanzipiert gibt, das für alle Freiheiten der Frau kämpft — und siehe, mutig tritt es auch für den Frauensport ein! Sehr frisch legt es los: „Nichts

hat wohl zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Lage der weiblichen Welt einschneidender und angenehmer verändert, als die uns aus England überkommene Teilnahme unseres Geschlechts an allen den sportlichen Leibesübungen, Beschäftigungen und Spielen der Männerwelt." Aber schon kommt der Pferdefuß zum Vorschein: „Auch in den so sehr erweiterten Grenzen sind jedoch die lieben alten, großmütterlichen Anstandsgesetze um so dringender zu wahren" „Unsere abgeschlossenen Klubs, die zusammengehörige Gesellschaftsklassen in gleichen Neigungen vereinigen, bieten jedem berechtigten Teilnehmer die gleichen Annehmlichkeiten, und es ist daher strenge Pflicht, innerhalb solcher Verbindungen auf die Wahrung des guten Tones in jeder Hinsicht zu achten"

Der Sport ist also noch immer eine gesellschaftliche Kastenangelegenheit, ist „Klubsache", und so wundern wir uns auch gar nicht, wenn es im folgenden heißt: „Lawn"-Tennis und das Croquetspiel gehören zu den angenehmsten Formen, die für einen täglichen Gesellschaftsverkehr zwischen beiden Geschlechtern gefunden werden können und gewähren gleichzeitig persönlicher Anmut und Geschicklichkeit den allerweitesten Spielraum, ohne Anstrengungen zu fordern." Wie weit ist noch immer der Weg zur sportlichen Sachlichkeit unserer Generation — —!

Und damit unserer Betrachtung das völlig erheiternde Nachspiel nicht fehle, seien ein paar Sätze aus dem Kapitel „Die Frau als Radfahrerin" wörtlich hierhergesetzt. Denn das Radfahren war eben damals nicht nur der kühnste sondern auch der „mondänste" Frauensport. Weshalb auch die Kleidungsfrage im Vordergrund stehen mußte! „Sähe das Radfahren nur etwas günstiger aus, so säßen wir alle längst droben! Aber was die Männer so flott kleidet, bekommt bei der Übertragung ins Weibliche immerhin einen Beigeschmack von Absonderlichkeit und Übertreibung — und dennoch muß eine Sportkleidung immer ein gewisses männliches Gepräge haben, wenn es nicht ganz und gar wunderlich und theatralisch aussehen soll. Unserer festen Überzeugung nach gibt es nur eine einzige vollkommene Lösung der Frauentracht zu Rad, ja des Frauenradfahrens überhaupt und diese haben die Schwedinnen gefunden. Echt weibliche, nordisch kühle Frauen mit einem großen Feingefühl und ein wenig Gefallsucht. Sie haben auch das den Schönheitssinn Befriedigendste erdacht: Sie steigen auf das Rad, so wie sie eben gehen und stehen Das Radfahren ist damit etwas Selbstverständliches geworden, nicht ein gefallsüchtiger Sport, der eine eigene Vermummung braucht, und gleichzeitig werden durch die gewohnte reichlichere Bekleidung des Unterkörpers die weiblichen Formen bei der Fahrbewegung nicht in so schöner Weise gezeigt, die der Radfahrerin das seltsame Aussehen eines fliegenden Insekts zu verleihen vermag

Wichtig erscheinen uns auch die Regeln des Benehmens während der Radfahrt. Niemand kommt leichter in Verlegenheit als der Radfahrer: der gutmütigste Mensch wird da gelegentlich grob, wenn er beständig auf boshaften Widerstand, auf Spott, Unfreundlichkeit und Fahrthindernisse jeder Art zu stoßen hat. Jeder glaubt sich berechtigt, dem Vorüberradelnden ein lautes Urteil anhängen zu dürfen, und nicht umsonst haben Hundepeitsche und Revolver auf dem Rade ihren wohlvorgesehenen Platz. Alle Feindseligkeiten der Fußgeher und der Fuhrleute werden ihre Spitze doppelt reichlich gegen die Dame richten, deren Geschlecht auf dem Rade keineswegs berücksichtigt wird — ausgenommen von den Sportgenossen

Das Glockenzeichen des Radfahrers macht die meisten Leute noch immer erregt und ärgerlich Deshalb ziehen es viele ausgezeichnete und sogar berühmte Radfahrerinnen (!) vor, sich ihren Weg bloß durch Zuruf zu bahnen Außerhalb Deutschlands und Österreichs besteht da und dort die ganz ausgezeichnet vernünftige Anordnung, daß der Radfahrer außer der Signalglocke noch eine beständig klingelnde Schelle am Rad führt, die meist völlig genügt.

Zu einem Sportgruß werden Damen nur dann verpflichtet sein, wenn sich beide Begegnungen durch Sportkleidung und Abzeichen als dem gleichen Radfahrverbande angehörig ausweisen. Aber es ist wohl nicht zu denken, daß man sich besonders auf einsameren Landwegen begegnet, ohne ein Lächeln gemeinsamer Neigung für die Sache, dem ein Gruß gewiß folgen darf, zu wechseln."

Und damit verabschieden wir uns auch „mit einem Lächeln gemeinsamer Neigung" von unseren sportverhinderten Großmüttern und begeben uns fröhlich unter unsere Jugend, für die der Sport kein verwickeltes gesellschaftliches Problem mehr ist, sondern einfach eine der selbstverständlichsten, schönsten und gesündesten Seiten unseres Lebens . . .!

Gibt es den „absoluten Rekord"?

Betrachtung über sportliche Leistungen mit und ohne Gerät

Die Olympischen Spiele sind das Hohelied des menschlichen athletischen Könnens. Keine Spiele, auf denen nicht eine ganze Reihe neuer Höchstleistungen erzielt wird. Immer schneller werden die Läufer, immer weiter fliegen Diskus, Speer und Kugel, immer höher wird die Latte beim Hochsprung, immer weiter die Marke beim Weitsprung. Rekorde sind nur dazu da, um verbessert zu werden; ganze zwei Weltrekorde sind älter als zehn Jahre, der des Amerikaners Ryan, der 1913 den Hammer 57,77 Meter weit warf, und der Nurmis, der 1924 10 000 Meter in 30:6,2 Minuten lief.

Einmal werden wir dahin kommen, daß eine Steigerung athletischer Leistungen nicht mehr möglich ist. Selbst wenn wir uns, um neue Rekorde anzuerkennen, schon mit Leistungsverbesserungen von Hundertstelsekunden und Millimetern zufrieden geben würden, einmal muß Schluß sein, muß die absolute Höchstleistung erreicht sein. Aber wo liegt diese Grenze?

In manchen Sportarten sind die Leistungsverbesserungen seit den ersten Olympischen Spielen im Jahre 1896 bemerkenswert gering. Die 100-Meter-Strecke wurde 1896 in zwölf Sekunden gelaufen. Der Weltrekord. von dem amerikanischen Neger Jesse Owens aufgestellt, steht auf 10,2 Sekunden. Berücksichtigt man hierbei, daß die Laufbahn des olympischen Stadions 1896 keineswegs einwandfrei war, daß man moderne Trainingsmethoden noch nicht kannte, so scheint die Verbesserung außerordentlich gering zu sein. Noch geringer sind die Fortschritte im Hochsprung: 1,80 Meter sprang man vor vierzig Jahren, 1,98 Meter sind die olympische Bestleistung, 2,07 Meter die Weltbestleistung. Um wenig mehr als zehn Prozent haben die Hochspringer ihre Leistungen heraufschrauben können. Nicht anders steht es mit den Mittel- und Langstrecken und dem Hürdenlauf. Nur beim Weitsprung ist die Verbesserung beträchtlich: vor vierzig Jahren 6,34 Meter, heute die Weltbestleistung 8,13 Meter, die olympische Bestleistung 7,73 Meter.

In auffallendem Gegensatz zu diesen Leistungsverbesserungen, die im günstigsten Fall kaum mehr als zwanzig Prozent betragen, stehen die Fortschritte der Werfer: Man stieß auf den ersten Olympischen Spielen die Kugel 11,22 Meter weit, während der beste Kugelstoßer der Welt, der riesige Amerikaner Torrance. 17,40 Meter schafft. Der Diskus, das berühmte Sportgerät der Antike, flog vor vierzig Jahren nur 29,14 Meter weit, eine Leistung, die heute auf jedem Jugendsportfest überboten wird. Den Weltrekord hält der Deutsche Schröder mit 53,10 Meter. Hierbei darf man allerdings nicht vergessen, daß das Wurfgerät inzwischen leichter geworden ist. Auch im Stabhochsprung können sich die Athleten von damals nicht annähernd mit denen von heute vergleichen. Drei Meter war für unsere Väter eine sehr beachtliche Leistung, die nur selten erreicht wurde, und der erste Rekord, auf den Spielen von 1896, betrug 3,30 Meter. Heute liegen alle sehr guten Leistungen über vier Meter (Weltrekord, allerdings noch nicht anerkannt, 4,42 Meter).

Die Gegenüberstellung der Leistungen von damals mit denen von heute ist recht interessant. Wir lernen nämlich daraus, daß alle Übungen, bei denen der Athlet kein Gerät in der Hand hat, sondern allein auf seine körperliche Gewandtheit angewiesen ist, keine allzu auffallenden Leistungssteigerungen aufzuweisen haben, daß aber die Leistungen in den Übungen mit Geräten, mit Hammer, Kugel, Diskus, Speer, Sprungstab in den letzten vierzig Jahren ganz bedeutend verbessert worden sind. Wenn wir voraussetzen, daß die technischen Bedingungen beim Laufen und Springen und natürlich auch die Trainingsmethoden und Lauf- und Sprungstile heute vollkommen sind und nicht mehr verbessert werden können, daß es keine noch geeigneteren Laufbahnen als die Aschenbahnen gibt, daß es beim Laufen zweckmäßigere Schuhe als die Nagelschuhe nicht gibt, usw., dann werden wir uns also darauf gefaßt machen müssen, daß wir dicht an den möglichen menschlichen Höchstleistungen im Laufen und Springen angelangt sind. Unwillkürlich hat ja auch jeder Läufer das Empfinden, daß, wenn einmal die zehn Sekunden im Hundert-Meter-Lauf erreicht sind, auch die absolute Bestleistung da ist, und daß sich in Zukunft die Sprinter nur noch bemühen können, möglichst dicht an diese Leistung heranzukommen. Dagegen dürften wir noch weit von unseren Bestleistungen in allen Übungen entfernt sein, in denen wir uns eines Gerätes bedienen. So schwer man sich vorstellen kann, daß es einmal einen Menschen geben wird, der hundert Meter in fünf Sekunden läuft, so leicht können wir uns denken, daß die Kugel einmal zwanzig Meter weit gestoßen wird oder der Diskus siebzig Meter weit fliegt. L. R.

RÄTSEL

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 griech. Göttin, 1—4 Wandvertiefung, 2—6 Schicksalsgöttinnen, 3—1—5 Hafenstadt der Philippinen, 3—4 Schleife, 4—3 Vordruck, 4—6 abschneiden, 5—2 Pökelbrühe, 5—3 höckerloses Kamel, 5—4 Verbindungsstück für Schienen, 5—6 römische Schutzgötter, 6—2 Fisch.

Silbenrätsel

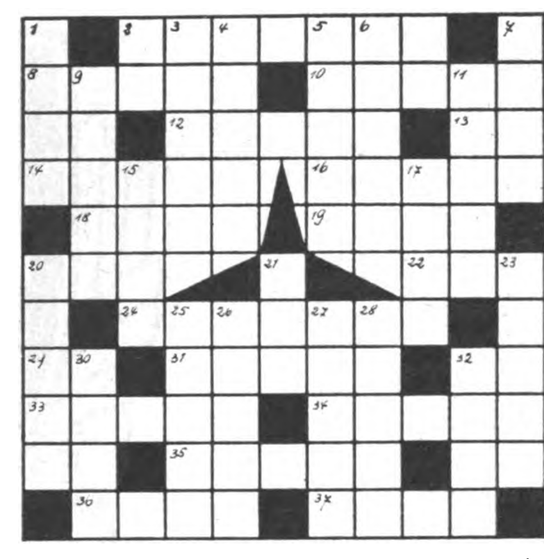
Aus den Silben: ar ba bar ben da dam de don e e ci eis el fen fi gan gat ger il in le li lon ma man nal ni ni ni no on ra ra ra ri ro ro se seg si spa tem tiv to to u vi ze sind 16 Wörter zu bilden, deren letzte Buchstaben, von unten nach oben und dann die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Shakespeare ergeben. (sp = 1 Buchstabe.)

1. weiblicher Vorname, 2 Luthers Geburtsstadt, 3. Erzählung, 4. Hunderasse, 5. Zeughaus, 6. Küste am Ligurischen Meer, 7. Verteidigung, 8. Muse, 9. grammatikalischer Begriff, 10. Weichselmündung, 11. britische Kolonie in Afrika, 12. Steirer Erzähler †, 13. indianisches Zeichen, 14. Verwandter, 15. Andengipfel, 16. europäische Hauptstadt.

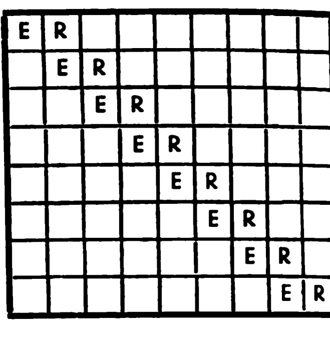
1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 2. Kranker, 8. Frühlingsgöttin, 10. Tiergattung, 12. Verordnung, 13. französischer Artikel, 14. geometrischer Begriff, 16. Hunnenkönig, 18. gleich, 19. Klebstoff, 20. schmal, 22. Erfrischung, 24. Staat in Südamerika, 29. sibirischer Strom, 31. Spielkarte, 32. Flächenmaß, 33. männlicher Vorname, 34. gegerbte Tierhaut, 35. Marderart, 36. Blutgefäß, 37. lateinisch: gleichfalls. — Senkrecht: 1. Vierhänder, 2. italienischer Fluß, 3. Kampfbahn, 4. Mißbilligung, 5. Nachkommen, 6. Kirsche, 7. sagenhafte Schale, 9. Dasein, 11. Harzart, 15. Ackergerät, 17. Schmuck, 20. Lob, 21. Handlung, 23. kräftig, 25. iranischer Nomadenstamm, 26. Europäer, 27. indische Provinz, 28. griechische Sagengestalt, 30. ungarischer Königsname, 32. Wohnung.



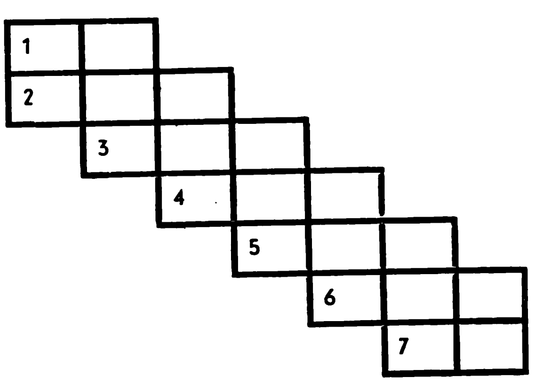
Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a b b b b b c d e e e c e e e f g h h h i i i k k l m m n n n n n n r r r r s s s s s s t t t u u u w z z sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß waagrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Suppenkonserve, 2. Stadt an der Saale, 3 Zusammenfassung von Sternen, 4. Privatsekretär Goethes, 5. nordische Sagengestalt, 6. Balletteuse, 7. Bezeichnung für einen furchtsamen Menschen, 8. lästige Krankheit.

Silbentreppe

Die Silben: bel bel der der cha de de de ga lan mo mo ne re ro ro to to zem werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Naturerscheinung, 2. Kunstgesang, 3. Stierkämpfer, 4. Schachausdruck, 5. Monat, 6. Stadt in Oberitalien, 7. Zeitgeschmack.



Rösselsprung

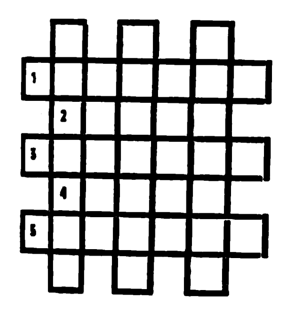
	her					ver	
ein	heit	rin	simm	wal	sind	weis	die
so	gia	fro	rer	heit	guts	und	der
ein	geist	vor	te	sie	be	früh	die
zum	reicht	be	ste	rat	wird	mensch	be
		bis	der	heit	ha		

Zahlenrätsel

1 8 2 11 6 12 — Planet
2 3 1 1 4 12 — Schweizer Kanton
3 11 9 3 — Nachtvogel
4 12 5 7 3 6 — Gewürz
5 3 4 3 6 — Raubvogel
3 9 3 5 4 3 — Klagelied
6 13 12 10 13 — Rundgesang
7 13 9 5 8 — russischer Strom
8 6 8 14 4 3 12 — asiatisches Land
9 3 14 3 6 — Körperorgan
10 6 13 1 1 3 9 — Singvogel

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines Höhenzugs in Franken.

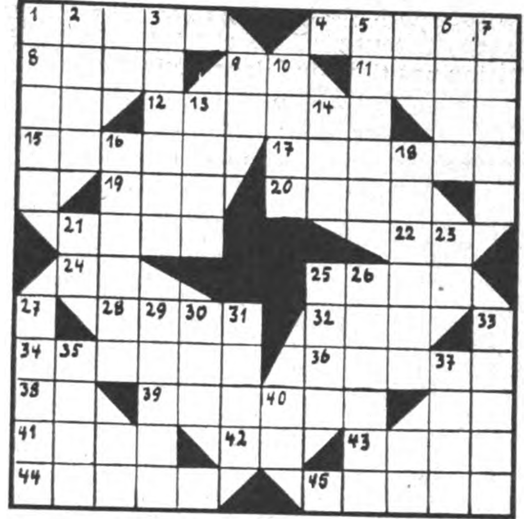
Magische Figur



Die Buchstaben: a b b c c e e e e e e e e e g g i i l l m m n n r r r r s s s s t t z z z sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen. 1. Sundainsel, 2. Hohlmaß, 3. Schlächter, 4. Berliner Bildhauer †, 5. Erdwachs.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Raubvogel, 4. Vorratsraum, 8. Fischart, 9. altrömische Münzeneinheit, 11. Stadt in Thüringen, 12. deutscher Volksstamm, 15. Schwimmvogel (Mehrzahl), 17. Stadt in den Abruzzen, 19. Hausflur, 20. Ruhepause, 21. europäische Hauptstadt, 22. Spielkarte, 24. Vorsilbe, 25 Schatulle, 28. Fluß in Armenien, 32. nordischer Gott, 34. Stadt in Westfalen, 36. Seidengewebe, 38. Flächenmaß, 39. Oderzufluß, 41. äußere Kante, 42. franz. Vorsilbe, 43. Ort bei Teterow, 44. Alpenland, 45. Ort auf Rügen. — Senkrecht: 1. Erdteil, 2. deutscher Geschichts-



schreiber, 3. Ort im Zillertal, 5. Frauenname, 6. Liebesgott, 7. Badeort in der Schweiz, 10. Singvogel, 12. Erderhebung, 13. Frauenname, 14. griechischer Buchstabe, 16. Badeort in Württemberg, 18. Scheune, 21. Teil des Segelschiffes, 22. vornehmer Stand, 23. Abkürz. für Selen, 25. Stadt an der Etsch, 26. Herbstblumen, 27. von der Art abweichend, 29. Musikstück, 30. englisches Bier, 31. einheitliche Form, 33. norweg. Stadt an der Glomma, 35. Stadt in Hindustan, 37. niederes Lebewesen, 40. Parteigliederung (ch = 1 Buchstabe).

Kryptogramm

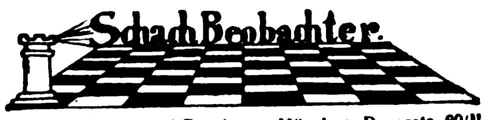
Aus den Wörtern: Diamant, Lackmus, Islam, Fanggerät, Helene, Beliebtheit, Kabel, Nummer, Zuneigung, Kerker, Lanner, Weinwirt, Seekuh, Herzdame, Gaslicht, Theben, Hornist, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben. (st = 1 Buchstabe.)

Buchstaben-Umstellrätsel

Nase, Sol, Eilen, Lese, Hafen, Duo, Lena, Eiger, Teile, Seil, Ton, Garbe, Irene, Amme, Serie, Oran, Stern, Torte, Luft, Rune, Heer, Ober, Meta, Ampel, Alb, Perle, vorstehende Wörter sind durch umstellen der Buchstaben in neue Wörter zu verwandeln, deren Anfangsbuchstaben einen zeitgemäßen Ausspruch ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 33:

Geographisches Suchrätsel: Bober, Oker, Drewenz, Ems, Rab, Saale, Enz, Elbe. **Bodensee.** ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wirklichkeit, 2. Wolkenkratzer 3. Nollendorf, 4. Fröhlichkeit, 5. Nektar, 6. Kolonie, 7. Niederwald, 8. besonnen, 9. Oderbruch, 10. Gneisenau, 11. Mandel, 12. Rutschbahn, 13. Manchester, 14. Reiterei, 15. Eidechse, 16 Sacharin. Wir wollen keine Kolonie, sondern ein Deutsches Reich sein. ✱ **Gegensatzrätsel:** arm, leer, fein, rauh, eben, dünn, rund, offen, Süden, eng, Not, Berg, edel, roh, gut. Alfred Rosenberg. ✱ **Wabenrätsel:** 1. Farö, 2. Rebe, 3. Grab, 4. Rabe, 5. Berg, 6. Base, 7. Eber, 8. grob, 9. Hebe, 10. Pore, 11. Hero, 12. Hupe, 13. Oper. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Rumburg, 6. Nis, 7. Ara, 9. Riga, 10 Tube. 12. Uli, 13. Sem, 15. Sou, 16. Otter, 18. Posse, 19. Maine, 20. Trier, 22. Eli, 25. Nil, 26. Alp, 28. Rosa, 30. Alve, 31. Bad, 32. rot, 33. Remonte. — Senkrecht: 1. Rigi, 2. USA, 3. Bizet, 4. Rat, 5. Grus, 6. Nil, 8. Abo, 9. Rumpler, 11. Euterpe, 13. Stern, 14. Memel, 16. Ost, 17. rar, 21. Jungo, 23. Lob, 24. Isar, 26. Aloe, 27. Lot, 29. Ade, 30. Art. ✱ **Magische Figur:** 1. Nase, 2. Schiras, 3. Irene, 4. Avis, 5. Paletot, 6. List, 7. Ster. ✱ **Kapselrätsel:** Drill, Ende, Rand, Haff, Optik, Eid, Chur, Strom, Essen, Wild, Erbe, Aas, Toga, Imme, Ster, Denver, Inge, Enge, Not, Alm, Trab, Ischl, Orb, Newa, Abo, Leba, Ena, Eder, Habe, Reis, Elan. Der hoechste Wert ist die nationale Ehre. ✱ **Kryptogramm:** In deinem Glauben ist dein Himmel, in deinem Herzen dein Geschick. ✱ **Füllrätsel:** 1. Lohn, 2. Reseda, 3. Simili, 4. Radebeul, 5. Muenchen, 6. Ungarn, 7. Espiel, 8. Iden. Leiden sind Lehren. ✱ **Umstellungsrätsel:** Dose, Eisen, Udine, Tadel, Silbe, Capri, Halde, Snob, Egart, Irade, Neid, Hera, Eule, Ideal, Salut, Staub, Tilsit, Kralle, Linde, Arena, Ralle, Salbe, Eidam, Islam, Nisam. Deutsch sein heißt klar sein. ✱ **Silbenkasten:** 1 2 3 4 = Eskalade, 1 3 = Esla, 1 9 = Essig, 2 11 = Karin, 3 10 = Lama, 4 2 4 = Dekade, 4 12 = Degen, 5 6 7 8 = Geranie, 5 6 = Gera, 6 5 = Rage, 6 10 = Rama, 8 5 13 14 = Egeria, 8 6 = Era, 8 5 4 = Egede, 9 10 11 12 = Sigmaringen, 10 4 = Made, 10 13 14 5 = Mariage, 10 13 14 15 = Marianen, 11 4 = Rinde, 13 14 = Ria, 14 13 8 = Arie.

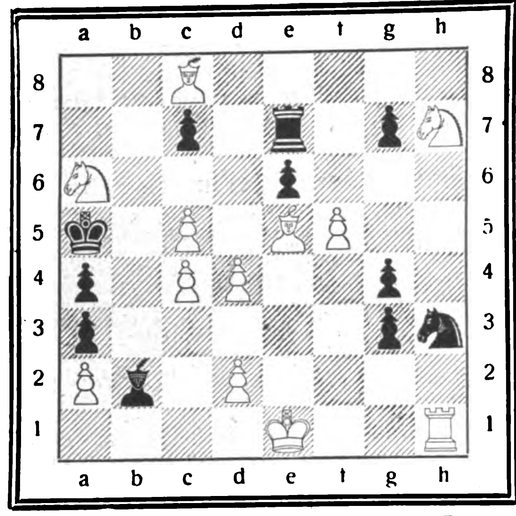


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Otto Reinartz, München-Gladbach

Schwarz: Ka5, Te7, Lb2, Sh3, Ba3, a4, c7, e6, g3, g4, g7 (11)



Weiß: Ke1, Th1, Lc8, Le5, Sa6, Sh7, Ba2, c4, c5, d2, d4, f5 (12).

Weiß zieht und setzt in sieben Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 29

Vierzüger von Prof. Dr. E. Witte, Blankenburg.

Weiß: Ke1, Te8, Lb3, Bd2, e3 (5).
Schwarz: Kd3 (1).

1. Te8—g8, Ke4; 2. Tg5, Kd3; 3. Tf5, Ke4; 4. Lc2‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; J. Herwig, Gotha; W. Rothamel, Gießen; Dr. Hartw. Coovs, Bremen; H. Schmidt, Rodheim; W. Brunken, Oldenburg; O. Behncke, Cuxhaven; J. Diehl, Oberschmitten; W. Eisele, Sandbach; Pfr. Klein, Setzingen; A. Kunst, Berlin; H. Schneider, Regensburg; Adele Berkhan, Herzberg (Harz); A. Hinrichs, Naumburg; W. Stumpf, Gr.-Zimmern; Dr. E. Stamatis; Dr. K. Askitopoulos, Berlin; J. Lenz, Friedberg-Obermockstadt; A. Seber, Trier; M. Templin, Friedensstadt; C. Weinrich, Syke; P. Marhold, Kassel; Dr. J. Krug, Dresden; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; L. Hohensee, Berlin; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Th. Menke, Hamm; E. Dräger, Lauernburg; H. Fischer, Ebingen; F. Fuchs, Lohr; C. v. Below, Berlin-Neukölln; K. Boerner, Chemnitz; O. Hoffmann, Hamburg; L. Schlobach, Rochlitz; K. Westermann, Bremen.

Einige Löserurteile: „Zwei schöne, raffiniert ausgedachte Mattbilder" Dr. M., B.; „Eine gut erfundene, wohlgelungene Kleinaufgabe" Pfr. K., S.; „Der Versuche gibt es viele, dreimal ‚türmen' führt zum Ziele" H. K., B.-N.

Eine positionelle Glanzpartie Kochs!

Gespielt in der 8. Runde des Olympia-Trainingsturniers in Swinemünde

Weiß: Koch (Berlin)
Schwarz: Ernst (Gelsenkirchen)

1.	e2—e4	e7—e5	15.	c2—c4	d5×e4
2.	Lf1—c4	Sg8—f6	16.	De1×e4	Tf8—e8
3.	d2—d3	Lf8—c5	17.	d4—d5	Sd7—c5
4.	Sb1—c3	d7—d6	18.	De4—f4	Le6—d7
5.	f2—f4[1]	Sb8—c6	19.	d5×c6	b7×c6
6.	Sg1—f3	e5×f4[2]	20.	Sf3—e5[4]	Te8×e5
7.	Lc1×f4	0—0	21.	Df4×e5	c6×b5
8.	Sc3—a4	Lc5—b6	22.	Lg5—e3	Sc5—b7
9.	Sa4×b6	a7×b6	23.	Le3—d4	f7—f6
10.	0—0	Dd8—e8	24.	Tf1×f6!	Dc8—e8[5]
11.	Dd1—e1	Lc8—e6	25.	De5—d5†	Kg8—h8
12.	Lc4—b5![3]	De8—c8	26.	Tf6—f7	Ld7—e6
13.	Lf4—g5	Sf6—d7	27.	Tf7×g7!	c7—c5
14.	d3—d4	d6—d5	28.	Dd5×b7	Aufg.

[1] Nun haben wir ein „Abgel. Königsgambit", die Lieblingswaffe Kochs; die von ihm gewählte Reihenfolge schaltet vor allem das gefürchtete „Falbeer-Gambit" (1. e4 e5, 2. f4, d5!) aus!

[2] Eine schwere positionelle Verkennung. Weiß erhält gratis die offene f-Linie, seine Zentrumsbauern können sich jederzeit in Gang setzen. Viel besser ist 0—0, denn 7. f5 ist wegen d5(!) nicht zu fürchten.

[3] Eigentlich bereits der Anfang vom Ende! Weiß bringt unter Tempogewinn seine Figuren auf die wirkungsvollsten Plätze!

[4] Die Pointe der weißen Angriffsführung! Schwarz muß die Qualität geben! Das dürfte er wohl übersehen haben, als er sich auf diesen gefährlichen Boden wagte!

[5] Der Turm auf f6 ist natürlich wegen Mattdrohung nicht zu nehmen! Der tapfere Turm gelangt nun auf die 7. Reihe und bringt sofortige Entscheidung.

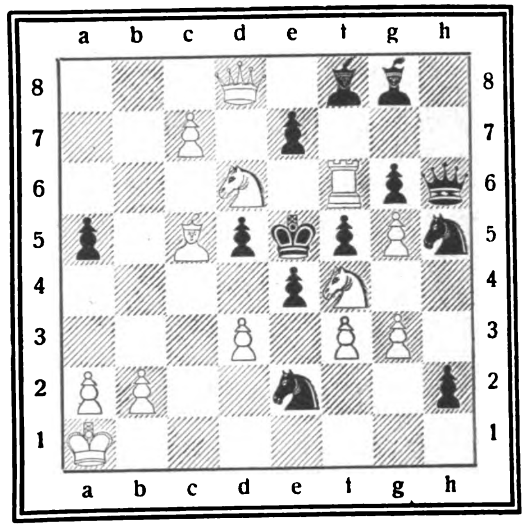
Durch Opfer zum Sieg

(Urdruck)

Kuriose Opferwendungen

von Eberhard Zimmermann, Berlin-Zehlendorf.

Schwarz: Ke5, Dh6, Lf8, Lg8, Se2, Sh5, Bb5, d5, e4, e7, f5, g6, h2 (13).



Weiß: Ka1, Dd8, Tf6, Lc5, Sd6, Sf4, Ba2, b2, c7, d3, f3, g3, g5 (13).

Weiß kündigt Matt in sieben Zügen an! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. Sd6—f7†, Lg8×f7; 2. Tf6—e6†, Lf7×e6; 3. d3—d4†, Se2×d4; 4. Lc5—d6†, e7×d6; 5. Dd8—f6†, Sh5×Df6; 6. Sf4×g6†, Dh6×g6; 7. f3—f4‡!

Der gute Sportsmann

Niemand wird ein guter Sieger, der nicht gut zu verlieren versteht. Ein „bad looser" zu sein, ist das ärgste, was ein Engländer einem Sportsmann, und nicht nur dem, nachsagen kann. Eine Tennisspielerin, die nach verlorenem Spiel Weinkrämpfe bekommt, ist ein peinlicher Anblick, und der unterlegene Sportsmann, der nach dem Verlust den Schiedsrichter der Parteilichkeit beschuldigt, ist eine weitaus üblere Erscheinung als der ruhmgekrönte Sieger, der mit seinem Lorbeer Geschäfte macht.

Spielst du das Spiel um des Spieles willen? fragen die Richtlinien, die auf dem olympischen Kongreß von Prag 1925 festgesetzt wurden.

Spielst du für deine Mannschaft und nicht für dich?

Führst du die Befehle deines Mannschaftsführers ohne zu fragen und ohne Kritik aus?

Erkennst du die Entscheidung des Schiedsrichters ohne Widerspruch an?

Verstehst du ohne Prahlerei zu gewinnen und ohne Murren zu verlieren?

Würdest du eher verlieren, als etwas Unehrenhaftes tun?

Die Jugend des neuen Deutschlands, beweist die Tugenden, die hier von dem guten Sportsmann verlangt werden, täglich, und nicht nur im Sport. Stars und Primadonnen gibt es im deutschen Sport nicht. Mit Bedauern müssen wir zugeben, daß es sie einst auch in Deutschland gegeben hat und daß mancher erfolgreiche Sportsmann früher ernstlich in Gefahr geraten konnte, größenwahnsinnig zu werden. Es sei ihm heute verziehen, denn in einer Zeit, die den Mannschaftsgeist nicht kannte und im Rekordwahn nur die Einzelleistung sah, konnte mancher leicht ein Opfer eines falschen Heroenkultes werden.

In der Antike scheint es viele Sportler gegeben zu haben, die „schlechte Verlierer" waren Mehrere Chronisten berichten, daß dieser oder jener Jüngling, der in Olympia unterlegen war, Selbstmord verübte oder sich nicht mehr in seine Heimat traute, sondern es vorzog, in der Masse der Namenlosen Athens zu verschwinden; „bad loosers" oder Feiglinge waren sie trotzdem nicht, denn die Einstellung der antiken Hellenen zum Sport und zu den Olympischen Spielen glich der unsrigen nur in einem Punkt: Die Athleten kämpften für ihre Heimat, ihre Vaterstadt oder ihr Dorf. Im übrigen aber spielten sie nicht „um des Spieles willen", wie es in den Richtlinien von 1925 heißt, sondern um den Ölzweig. Der Begriff einer „ehrenvollen Niederlage" ist in der Blütezeit der Olympischen Spiele unbekannt. Nur im Krieg konnte man ein „ehrenvoller Unterlegener" sein — wenn man seine Niederlage mit dem Leben bezahlt hatte. Der olympische Zweite jedoch konnte sich seines Beinah-Siegs nicht rühmen. Kam er als Zweiter heim, hätte er ebensogut als Letzter heimkehren können. Es herrschte Trauer im Hause seiner Eltern, seine Freunde kannten ihn nicht mehr, und nur die Einsicht, daß es schließlich in Olympia nur einen Sieger geben kann, mag schließlich die Gekränkten wieder versöhnt haben.

Es lag also nicht an den Sportlern, wenn es ihnen schwer wurde, eine Niederlage zu ertragen. Die Sucht nach dem Gewinn wurde übrigens auch schon im Altertum heftig verurteilt. Der Dichter der olympischen Siege, Pindar, der 442 v. Chr. starb, hatte bereits Anlaß, vor der Rekordsucht, wie wir heute sagen würden, zu warnen, und in einer seiner Oden schildert er das Los der Besiegten besonders jammervoll, um die griechischen Städte und das griechische Volk zu sportlicherem Verhalten zu ermahnen.

Gewiß ist, daß in der olympischen Blütezeit die Sieger jedenfalls „gute Sieger" waren, die über den Ölbaumzweig nicht den Kopf verloren. Von allen bekannten Sportsmännern wird berichtet, daß sie trotz ihres Ruhmes bescheidene und strebsame Menschen geblieben sind. Sie waren „gute Sportsmänner", auch in dem Sinn der Richtlinien, die 2500 Jahre nach ihnen in Prag formuliert wurden. F. B.

Die Lebensdauer

Arnold Böcklin und der Arzt

Der Maler empfing einst in seinem Atelier den Besuch eines bekannten Chirurgen, der sehr eingehend die Bilder des Meisters betrachtete, aber dabei betont kühl blieb. Böcklin merkte es wohl und fragte schließlich seinen Besucher:

„Nun, Herr Professor, Sie scheinen von meinen Bildern nicht gerade begeistert zu sein?"

„Nein, mein lieber Herr", bemerkte der Arzt freimütig, „ich kann mich mit Ihren Bildern nicht befreunden. Die Gestalten, die Sie malen, sind anatomisch derart unmöglich, daß sie in der Wirklichkeit gar nicht existieren könnten!"

Böcklin nahm die abfällige Kritik nicht übel. Gutmütig meinte er:

„Lassen Sie es man gut sein, Herr Professor, die leben trotzdem länger als Ihre Patienten!"

H. M.

HUMOR

„Herr Wirt, da ich großer Tierfreund bin, muß ich leider darauf verzichten, Hasenbraten bei Ihnen zu essen!"

„Darüber machen Sie sich nur keine Sorgen, meine Dame, dieser Hase hat mir erst vor ein paar Tagen meine Kanarienvögel aufgefressen."

*

„Sag' mal, Otto, was ist denn mit deiner Schwester los?! Gestern hab' ich ihr in der Straßenbahn meinen Platz angeboten; aber sie hat abgelehnt!"

„Och — das mußt du richtig verstehen, Willi! Sie lernt augenblicklich Rollschuhlaufen, und da sitzt sie ohnehin den ganzen Tag!"

*

„Ich sag' dir, mein Lieber", klagt Klupp seinem Freund, „es gibt nichts Schlimmeres, als wenn du versuchst, dich mit einem Messer zu rasieren, womit deine Frau gerade vorher einen Bleistift gespitzt hat!"

„Na, ich weiß nicht —", meint Flupp. „Hast du zum Beispiel schon einmal versucht, nachher mit dem betreffenden Bleistift zu schreiben?!"

*

„Heute steht in der Zeitung, daß die Sonne während der letzten zwei Monate nicht halb so oft herausgekommen ist, wie es für diese Jahreszeit normal wäre!"

„Das ist doch kein Wunder — bei dem schlechten Wetter, das wir dauernd hatten!"

*

Buller stand auf dem Sprungbrett und blickte zögernd.

„Haben Sie Angst?" fragte einer.

„Ich, Angst? Nee, aber meine Braut guckt noch nicht!"

„Du, Inge, sag' mal, haben blonde Frauen wirklich mehr Glück bei Männern als braune?"

„Weißt du, Edgar, da fragst du am besten mal deine Freundin Hilde! Die hat ja Erfahrung in beiden Farben!"

*

Die Kurkapelle spielt. Eine Dame sagt zu einem neben ihr sitzenden Herrn: „Sie werden verzeihen, mein Herr, wie hieß der Tango eigentlich, den die Kapelle eben spielte?"

„So wie du — —!"

„Na, woher wissen Sie eigentlich, wie ich heiße? Außerdem, wie kommen Sie dazu, mich zu duzen?"

*

John Kidmann wird nach Verbüßung einer fünfjährigen Strafe wegen Bankeinbruch aus Sing-Sing entlassen. Bei der Verabschiedung sagt teilnehmend der Direktor: „Sie haben sich gut geführt und sind hoffentlich auch ein besserer Mensch geworden, haben Sie schon irgendwelche Pläne für die Zukunft?"

Seufzt Kidmann: „Leider nicht, die Pläne von zwei Banken, die ich noch hatte, wurden mir von der Polizei seinerzeit bei der Verhaftung abgenommen!"

*

„Also, ein Reptil kann nicht stehen und gehen, sondern muß immer auf dem Boden herumkriechen. Kann mir einer ein Reptil nennen?"

„Mein Vater, Herr Lehrer, wenn er vom Kegelausflug zurückkommt."

*

„Eins müssen Sie sich merken, Huberbäuerin", erklärt der Geflügelfachmann. „Es ist sehr schädlich für die Hühner, wenn sie Eier mit zwei Dottern legen!"

„Mei —" zuckt die Huberbäuerin die Achseln, „was soll'n s' aba schließli sonst mach'n mit solchene Oar?"

*

„Na, Herr Meier, wie war's gestern auf der Jagd?"

„Oh — danke schön. Geschossen haben wir ja alle ganz prächtig! Bloß, die verdammten Biester hatten mal wieder ein unverschämtes Glück!"

*

Photograph: „Frau Simmer, wünschen Sie wiederum eine Aufnahme?"

„Nein, Herr Linse, ich möchte nur meine Photographie vergrößert haben, aber der Mund soll so bleiben, wie er jetzt ist!"

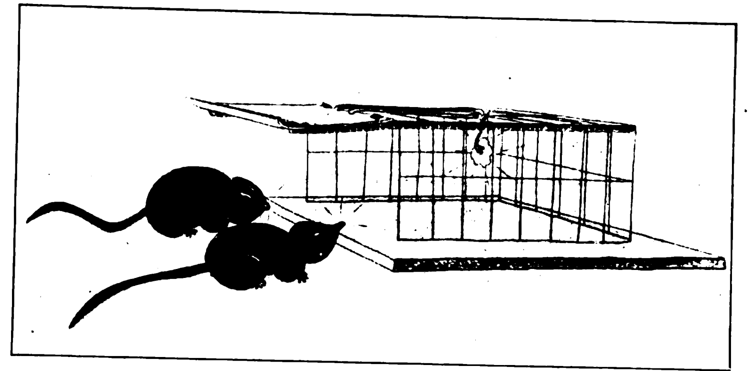
*

„Wie heißt du, mein Kind?" wird Inge von einem Herrn gefragt.

„Inge", antwortet sie.

„Und wie weiter?"

„Weiter kenn' ich mich noch nicht."



„Iß du nur den Speck, ich werde mir was anderes suchen!"



Auf den Spuren Olympias

Nach dem Willen des Führers wird den XI. Olympischen Spielen ein unvergängliches Denkmal gesetzt werden: Deutsche Gelehrte werden die seit geraumer Zeit eingestellten Ausgrabungsarbeiten in Olympia fortsetzen.

Der Gedanke, das alte heilige Olympia wiederzuerwecken, stammt von dem genialen deutschen Archäologen Winckelmann, der wohl selbst schon begonnen hätte, Olympia auszugraben, wenn er nicht auf einer Reise nach Griechenland einem Raubmord zum Opfer gefallen wäre. Nach ihm nahm der Philologe Ernst Curtius den Gedanken wieder auf. Nach jahrzehntelanger Werbung gelang es ihm, die Unterstützung des Deutschen Reiches zu finden, in dessen Namen und unter dessen Schutz drei Jahre nach der Reichsgründung der erste Spatenstich getan wurde. Drei Jahre nach der Gründung des Dritten Reiches wird das Werk fortgesetzt.

Der heilige Bezirk von Olympia und die Olympischen Spiele hatten alle Epochen der griechischen Geschichte überdauert. Die Unterwerfung und Einigung Hellas' nach dem Einbruch der Makedonier konnten den Spielen nichts anhaben. Die furchtbaren Diadochenkämpfe ließen Olympia unberührt. Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert wurde Griechenland römische Kolonie, aber die Olympischen Spiele blieben. Sie lebten Jahrhunderte hindurch weiter. Die antike Welt zerbrach, die alten Kulturen verfielen, aber alle vier Jahre fanden in Olympia die alten Spiele statt. Noch fast vier Jahrhunderte nach Christi Geburt brannte auf den Altären des Zeus im heiligen Hain das Opferfeuer, jubelte das Volk im Stadion der Altis, um erst zu verstummen, als Kaiser Theodosius 393 die tausendjährigen Spiele, die allerdings seit langem nichts mehr mit der alten olympischen Idee zu tun hatten, verbot.

Die Goten Alarichs fanden 395 ein schweigendes, totes Olympia vor Auf der Rennbahn mögen damals bereits die Schafe geweidet haben, und vielleicht war nicht einmal mehr ein Zeuspriester da, der den Fremden aus dem Norden von der großen Geschichte des Ortes erzählen konnte. Von den unendlich kostbaren Schätzen, die im Laufe der Jahrhunderte in den Tempeln und Palästen aufgestapelt worden waren, war vermutlich nur noch wenig vorhanden, denn bald nach dem Verbot der Spiele hatten sich Räuberbanden über die heiligen Hallen hergemacht. Die einstmals weltberühmte Zeusstatue des Phidias, wie des gleichen Künstlers Athene Parthenos aus Elfenbein und Gold gefertigt, war bereits nach Byzanz verschleppt worden und dort einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen Wahrscheinlich stand noch der größte Teil Olympias, als um 550 n. Chr. ein Erdbeben an den verfallenden Mauern das Werk der Vernichtung fortsetzte. Die Flüsse Alpheios und Kladeos bedeckten im Lauf der Jahrhunderte schließlich, zerstörend und bewahrend, die alte Stätte mit Schlamm und Erde. Olympia schlief

Es schlief, bis es von dem Deutschen Curtius und seinen Mitarbeitern dem Licht wiedergegeben wurde. Die olympischen Funde von 1874—1881 waren außerordentlich kostbar und aufschlußreich. In wenigen Jahren war es der deutschen Wissenschaft möglich, nicht nur den Zeustempel zu rekonstruieren, dessen wichtigste Skulpturen man gleich zu Beginn der Grabungen gefunden hatte, darunter die Nike des Paionius und die schönen Giebelfiguren. Auch die Stätten der Schatzhäuser und Gymnasien konnten genau bestimmt werden. Es gelang den Deutschen, der Welt ein getreues Bild der Altis, des olympischen Heiligtums, zu schenken. Nun wußte man es genau: So sah die klassische Reitbahn aus, so die Echohalle, das Schatzhaus, die Palaistra, das Buleuterion; Bezeichnungen nahmen Gestalt an, die man seit langem aus den Schriften der Alten kannte und verehrt hatte, ohne sich eine rechte Vorstellung von ihnen zu machen

Die wissenschaftlichen Diskussionen über das Alter der wertvollen Funde leiteten die fruchtbarste Epoche der Archäologie ein, und auch die Wiedererweckung der Olympischen Spiele wäre ohne die Arbeit der deutschen Wissenschaft nicht möglich gewesen.

Die Arbeiten von Curtius und Dörpfeld sind unvollendet geblieben. Wohl weiß man heute einigermaßen genau, wie die Altis, das Heiligtum von Olympia, ausgesehen haben mag. Manches aber schläft noch unter Erde und Schutt, so zum Beispiel das eigentliche Stadion und das Unterkunftshaus für die Zuschauer.

Aber weitaus wichtiger als die Vollendung dieser Grabungen, die möglicherweise keine sensationellen Funde mehr ergeben werden, ist die Klärung des Alters, des Ursprungs und des Wesens der ersten Olympischen Spiele. Als die Spiele 393 verboten wurden, hatte gerade die 293. Olympiade angefangen. Die erste Olympiade müßte demnach um das Jahr 775 vor Christi begonnen haben. Nach Dörpfeld aber muß man annehmen, daß es in Olympia schon lange vor diesem Zeitpunkt eine wichtige Kultstätte gegeben hat, die vielleicht sogar schon aus den vorarischen Zeiten Olympias stammt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der früheste olympische Kult mit den Olympischen Spielen nichts zu tun hat und daß erst unter dem Einfluß der nordischen Einwanderer aus dem alten Kult allmählich die Spiele entstanden sind, die zu den schönsten und erhebendsten Seiten unserer europäischen Kulturgeschichte gehören.

Die archäologische Forschung arbeitet heute mit anderen und genaueren Mitteln als noch vor wenigen Jahrzehnten. Aus der Erforschung der Deckschichten läßt sich heute mehr herauslesen als früher aus dem Funde ganzer Tempel, und wenn die Erde in und um Olympia noch ein Geheimnis bergen sollte, so werden wir uns darauf verlassen können, daß die deutsche Wissenschaft, wenn vielleicht auch erst in sehr langer Arbeit, es uns enthüllen wird.

K. F.

BEUTE DER KAMERA



So fängt man Krokodile

Bild aus dem Tierpark von Rhenen in Holland, wo sich an die 1000 Krokodile befinden. Zwei Mann drücken ein Brett ins Genick des Alligators, ein dritter packt den Schwanz.

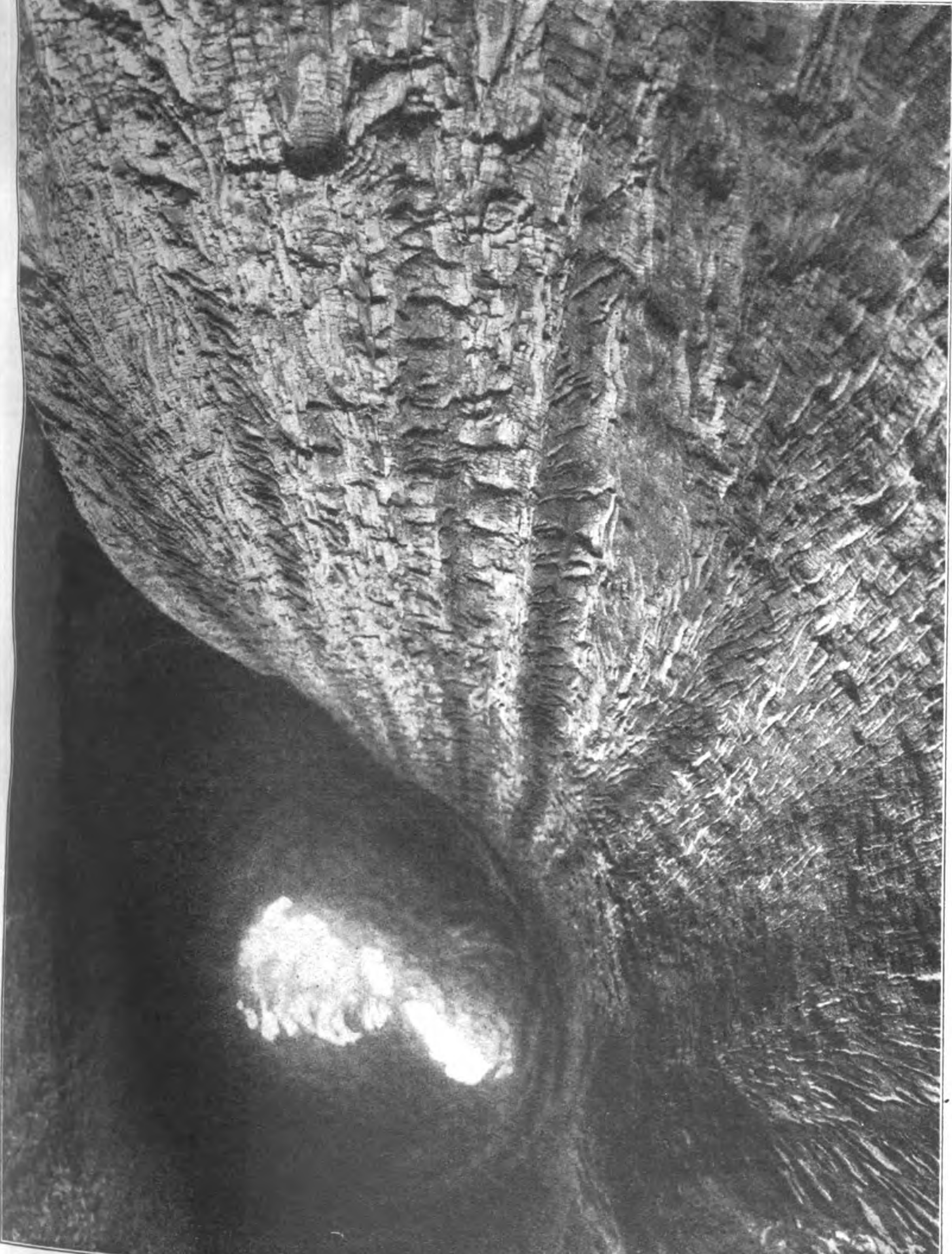
Presse-Bild-Zentrale



Reitsport abseits von Bahnkonkurrenzen

Mit gekreuzten Armen geht es im Galoppsprung über eine Naturhürde

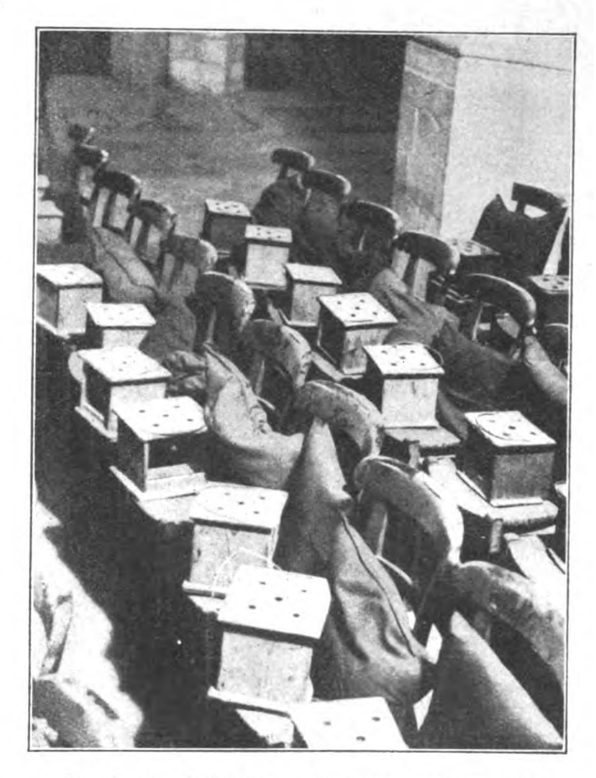
Heinz Plesch



Blick in einen brodelnden Krater.

Eine ungewöhnliche Aufnahme, die vom Rand des Mariposa-Kraters in Kalifornien steil hinab in die kochenden Lavamassen des Inneren gemacht wurde.

Robert Sennecke



Der Kirchen-Fußwärmer weicht der Zentralheizung

In einer holländischen Kirche wird Zentralheizung eingebaut. Die bisher gebräuchlichen Kohle-Fußwärmer werden nunmehr ausrangiert.

Presse-Bild-Zentrale



Ein ganzer Haufen Glück!

Für Liebhaber von Hufeisen als Glückszeichen bietet die Sammelstelle der englischen Armee eine reiche Fundgrube.

Heinz Plesch

Die marxistischen Volksfronttruppen in der Sierra Guadarrama.
Die beschlagnahmten Automobile und die Kappen werden mit Inschriften und mit dem Moskauer Hammer-Sichel-Zeichen bemalt.

Spanien im Brand



Links: Der Kommunistenkommandant Villalba, der die Beschießung von Sietamo übernommen hatte, inmitten seiner Miliz.

Aufnahmen: E. Witzleben (3) und Weltbild (3).

Links: Mädchenbataillone an der Front von Huesca. Eine Gruppe von Frauen und Mädchen, die sich in die Volksfrontmiliz der marxistischen Madrider Regierung haben einreihen lassen.



Ein Verwundeter wird aus der Straßenkampffront zurückgebracht.



Ein Geschütz der Miliztruppen der Volksfront in Stellung an der Front von Sierra Guadarrama.

Täglich durchziehen die Leichenzüge mit den im Kampf gegen die Nationaltruppen Gefallenen die Straßen von Madrid.



„Also anfangen. Wir haben wenig Zeit. In einer Woche soll schon die Premiere sein."



Der Anfang ist gut. Jürgen Fehling hört gespannt einem Dialog zu der auf der Bühne gesprochen wird

Jürgen Fehling führt Regie



Aber jetzt! — „Deine Stellung ist doch unmöglich! Wart, ich zeig dir's!"



Noch einmal: „Kinder, so gloobt mir's doch! Ich bin e alder Schbriese!"



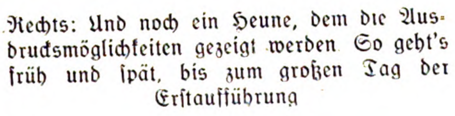
Ein Heune mit steifem Bein tritt auf, sich auf das Schwert stützend. Fehling: „Haha — dir gloobt ja keener, daß de eben aus'm Kampf kommst!"

Aufnahmen Erich Andres



Jetzt ist Fehling selbst auf der Bühne: „Siehst du, so muß das aussehen!"





Rechts: Und noch ein Heune, dem die Ausdrucksmöglichkeiten gezeigt werden. So geht's früh und spät, bis zum großen Tag der Erstaufführung

Verlag. **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 6 47 und 22 1 31. zwischen 12—2 Uhr 22 1 34. Drahtanschrift. Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855, Wien 79 921; Prag 77 303, Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 190 423, Budapest 13 532 Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20 7 55 und 20 8 01 Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II Vierteljahr 1936 über 680 000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig

JB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 35 / DONNERSTAG. 27. AUGUST 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Nach den Olympia-Tagen wieder in den Bergen.
Der Führer begrüßt auf einem Spaziergang am Obersalzberg Frauen und Mädchen, in deren Gesichtern sich die Freude über die Begegnung widerspiegelt.
Aufnahme für den „J. B" von Heinrich Hoffmann

IN DIESER FOLGE: NEUER ROMAN

Nach den schrecklichen Erlebnissen in Spanien freut sich diese Flüchtlingsfamilie ihrer Rettung und der liebevollen Aufnahme in der Heimat. Was schafft es für eine Erleichterung und Entspannung, nach all dem Furchtbaren endlich sich aussprechen zu dürfen, ohne zittern zu müssen vor verräterischen Ohren und mörderischen Händen!



Mit Musik wird den Flüchtlingen ein festlicher Empfang bereitet. Von Gauamtsleitern, NS.-Frauenschaft, NS.-Volkswohlfahrts- und Rotkreuz-Schwestern werden die Ankömmlinge in Obhut genommen. Viele Flüchtlinge haben ihr ganzes Hab und Gut verloren und kehren völlig verarmt und mittellos in die Heimat zurück.

Flucht vor Rotmord in die sichere



Links:
„Täglich hörte ich das Knattern der Maschinengewehre und mit eigenen Augen mußte ich zusehen, wie viele meiner Bekannten aus den Wohnungen geholt und ermordet wurden. Unaufhörlich schwebte ich in der Furcht, auch von der roten Meute hinweggeschleppt zu werden!" So erzählt dieser Spanienflüchtling unseren Helferinnen der NS.-Frauenschaft und NS.-Volkswohlfahrt.

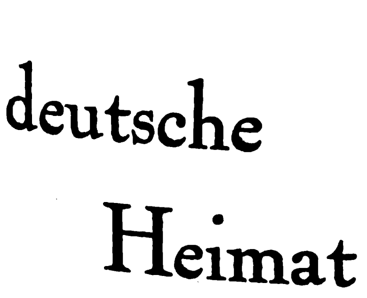
Vier Tage lang waren diese Flüchtlinge aus Spanien unterwegs, nun sitzen sie unmittelbar nach ihrer Ankunft im Wartesaal des Münchner Hauptbahnhofs an gedeckten Tischen, die ihnen die NS-Frauenschaft festlich geschmückt hat

Aufnahmen: Mantler.

Immer neue Flüchtlinge treffen aus Spanien in Deutschland ein.



Diese hochbetagten Nonnen sind unter unbeschreiblichem Schrecken dem roten Terror entronnen, um in der Sicherheit der nationalsozialistischen Heimat Aufnahme zu finden. Sie erzählen, daß man aus kirchlichen Einrichtungen Scheiterhaufen errichtet und die Priester lebendig verbrennt. Ihre Mitschwestern wurden geschändet und in brennende Klöster gesperrt. Man erbrach sogar Särge, versah die mumifizierten Leichen mit roten Armbinden und stellte sie öffentlich zur Schau!



Ein Bild fröhlichen Zusammenseins im Lagerleben:
Gesunde deutsche Jugend im Hochlandlager der HJ.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Die Gedenkfeier in Potsdam für FRIEDRICH DEN GROSSEN



Aufnahmen: Weltbild

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, nimmt den Vorbeimarsch der Truppen anläßlich des 150. Todestages Friedrichs des Großen ab.

Neben dem Reichskriegsminister: Generalfeldmarschall von Mackensen und der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch.



Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, schreitet die Front der Ehrenformationen ab.
Reichsminister Rudolf Heß legte einen Kranz des Führers an der Ruhestätte des großen Königs in der Potsdamer Garnisonkirche nieder.

Kriegsgericht auf dem Dampfer „Ur

Im Hafen von Barcelona fand an Bord der „Uruguay“ der „Prozeß“ gegen die beiden national-spanischen Generale Goded und Burriel f die sich an der Militärerhebung vom 18. Juli beteiligt hatten.
In der Mitte, zwischen den Wachen, links General Goded, rechts General Burriel.



Links: D
schworenen
Verhandlu
gen God
Burri
Bekanntli
den die be
nerale zu
verurteilt
nächsten
scho

uay"

Das Deutsche Reich schützt seine Staatsbürger in Spanien



Der Befehlshaber der Linienschiffe, Konteradmiral Carls, und der Kommandant des Panzerschiffes „Deutschland", Kapitän zur See Fanger, besprechen mit dem deutschen Geschäftsträger, Botschaftsrat Dr. Völker, die erforderlichen Rettungsmaßnahmen im Hafen der von den Anarchisten besetzten Stadt San Sebastian.

Aufnahmen: Weltbild.



Ein von Bombenwürfen zerstörter Schlafraum in einem Hotel in Guadarrama, das von der Guardia Civil als Unterkunftsraum benützt worden war.



Eine Flüchtlingsgruppe an Bord des Panzerschiffes „Deutschland" in Sicherheit. Säuglingen und Greisen blieb das harte Los der Flucht nicht erspart.

EINE ZEITUNGSMELDUNG

Die Straßen Adolf Hitlers wachsen

Wieder 200 Kilometer Reichs-Autobahn im Betrieb

Berlin, 17. August

Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen gibt amtlich bekannt:

Die Autobahnstrecke Weißenfels — Eisenberg im Zuge der Linie München — Bayreuth—Nürnberg,

Samerberg—Siegsdorf im Zuge der Linie München — Salzburg sowie die im Zuge der Linie Berlin—Hannover gelegene Strecke Berlin (Werder) — Magdeburg (Schermen) — Helmstedt — Braunschweig, Lehrte — Hannover sind fertiggestellt.

Ich gebe diese Strecken mit einer Gesamtlänge von 200 Kilometer am Montag, den 17. August, gemäß § 1 der vorläufigen Autobahn-Betriebs- und Verkehrsordnung vom 14. Mai 1935 der Kraftfahrt frei, und zwar

den Abschnitt Weißenfels—Eisenberg ab 17 Uhr,

den Abschnitt Samerberg—Siegsdorf ab 15 Uhr,

den Abschnitt Berlin—Magdeburg sowie die Abschnitte Helmstedt—Braunschweig und Lehrte—Hannover ab 18 Uhr.

Mit dieser wichtigen Etappe im Bauabschnitt der Reichsautobahn wird die 220 Kilometer lange Autobahn-Verbindung Berlin—Hannover bis auf die Zwischenstrecke Magdeburg—Helmstedt, d. h. auf drei Viertel ihrer Gesamtlänge, fahrbar Von München aus ist nunmehr durch die Autobahn eine unmittelbare Verbindung mit der Deutschen Alpenstraße hergestellt (durchgehende Neubaustrecke München—Berchtesgaden).

Die Erreichung dieses Zieles danke ich angestrengtester Arbeit aller am Bau beschäftigten Arbeiter und Ingenieure, die es als Ehrenpflicht des deutschen Straßenbaues betrachteten, diese neue Strecke noch rechtzeitig für den Olympia-Reiseverkehr zu vollenden.

Dr.-Ing. Fritz Todt.

(VB., 18. August 1936

6 Bilder vom Werden eines einzigen Abschnittes, die von der Größe und Kühnheit des Gesamtwerkes zeugen



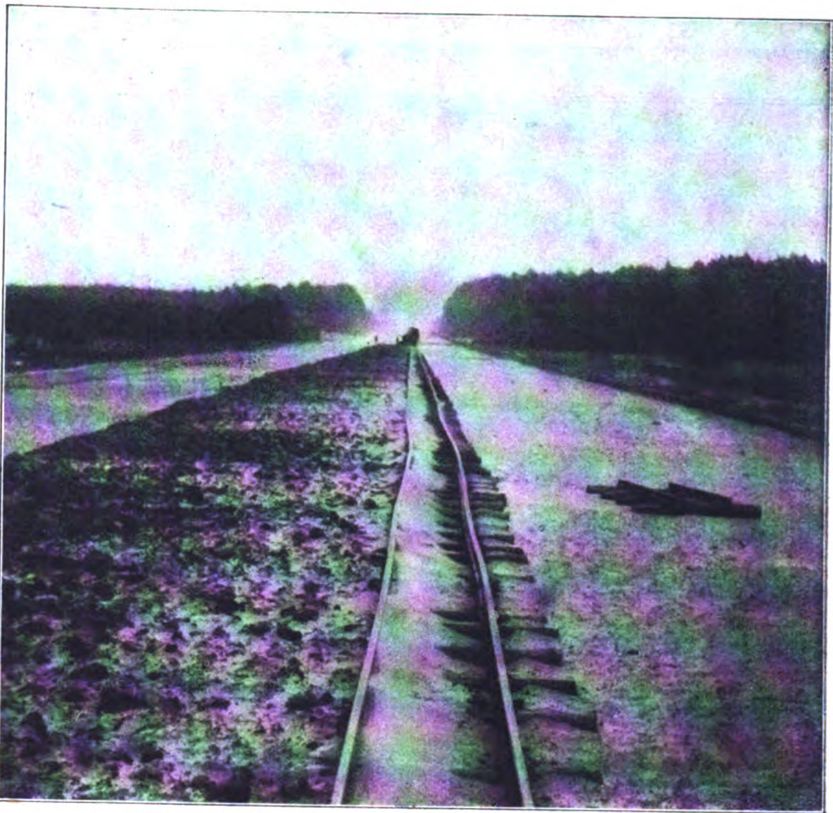
1: November 1934: Chaos.
Bei dem kleinen Dorf Küfel kreuzt die Autobahn einen Bachlauf, der seine Nachbarschaft zuweilen in Sumpfland verwandelt. So sah es dort bei Beginn aus.



2: Januar 1935: Frost.
Trotz Schnee und Frost werden die Arbeiten an dieser schwierigen Stelle fortgesetzt, und schon einige Wochen später ist die erste Ordnung in das Chaos gebracht.



3: Mai 1935: Sand.
Zahllose Kipploren brachten Sand zur Aufschüttung der Strecke, und schon jetzt erinnert nichts mehr an die Zustände, die es hier vor einem halben Jahr gab.



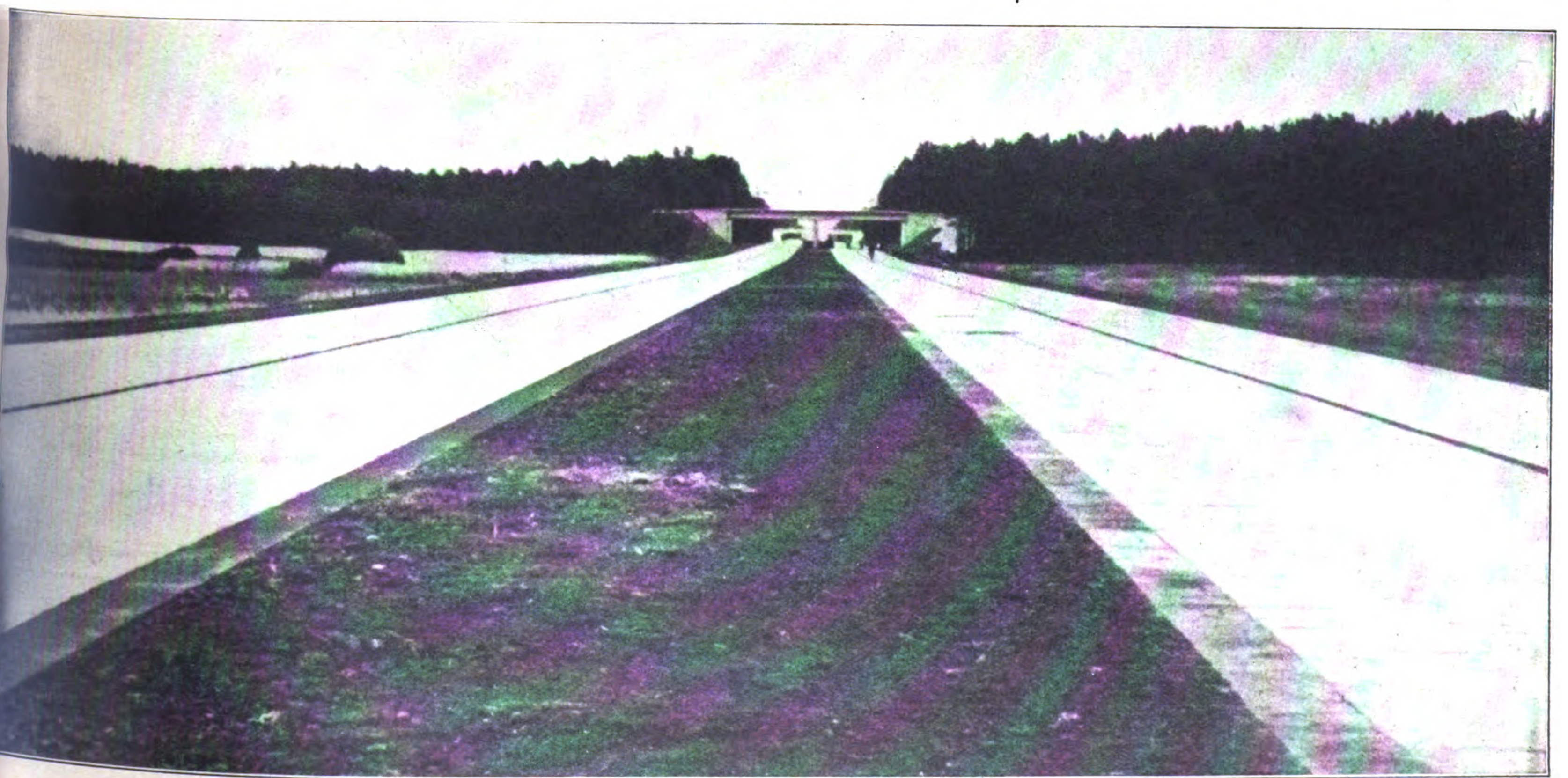
4: Oktober 1935: Ordnung.
Die Trasse hat ihre endgültige Höhe. Die Dreiteilung ist schon durch den Mittelstreifen angedeutet worden. Die Bahn ist im Groben schon fertig.

Diese Aufnahmen, die in der Nähe von Küsel, einem kleinen Dorf an der jetzt fertiggestellten Reichsautobahn - Teilstrecke Berlin – Magdeburg, gemacht wurden, schildern überzeugend die Größe und Bedeutung der nebenstehenden Zeitungsmeldung.

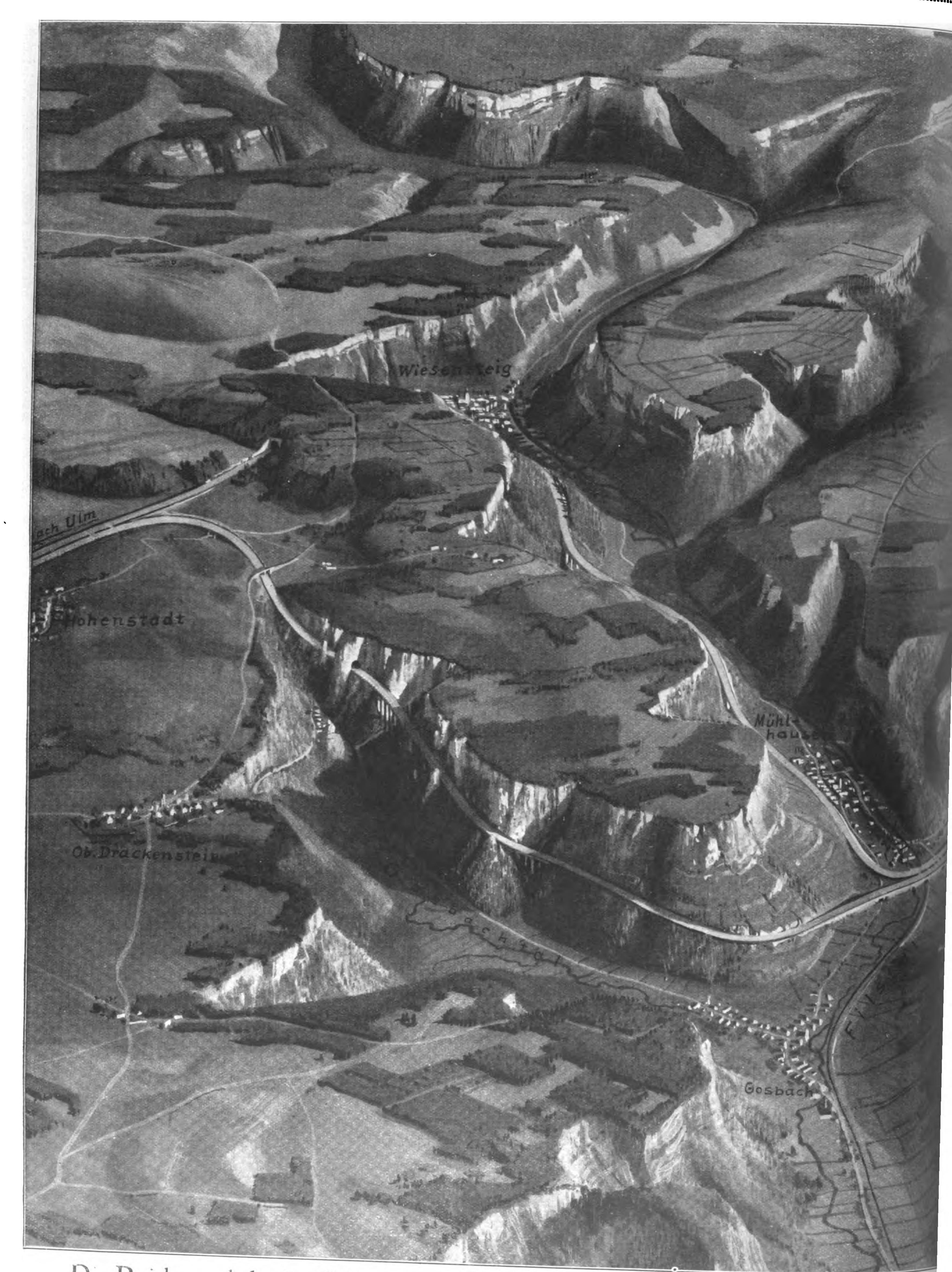


Aufnahmen: Karl Meyer
Magdeburg

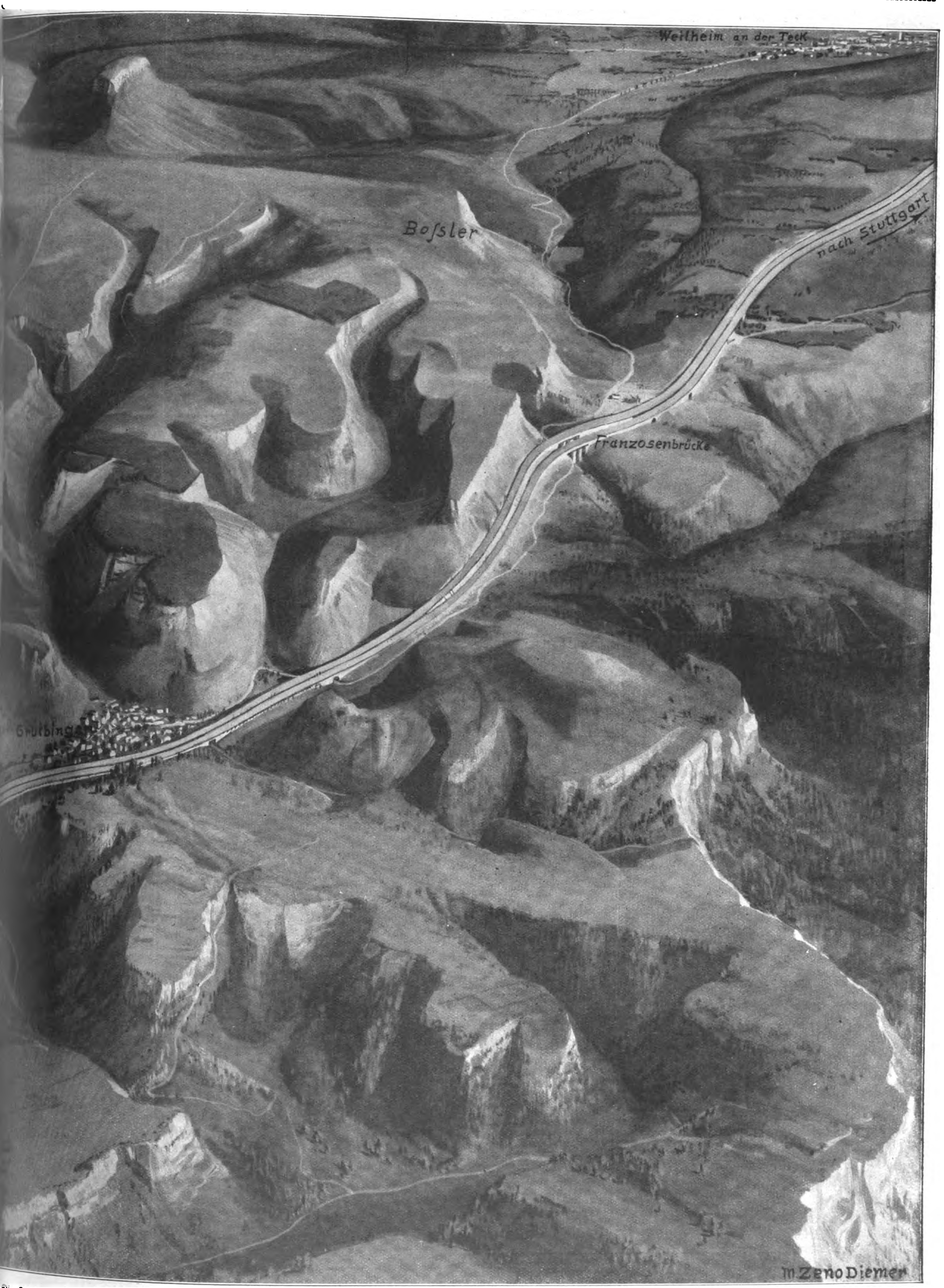
5: Mai 1936: Zement.
Man hat der Strecke einige Monate Zeit zum „Setzen“ gelassen. Im neuen Frühjahr beginnen die Schlußarbeiten. Schon ist die eine Seite der Bahn zementiert.



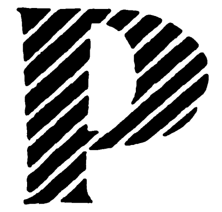
6: August 1936: Fertig!
Beide Seiten sind zementiert. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit sind auch die Nebenwerke, Brücken und Übergänge, fertig geworden. Die Bahn ist frei!

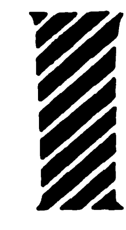


Die Reichsautobahn im Gelände der zerklüfteten Nordhänge der Schwäbischen Alb: Die kühne Linienführung eines gigantischen Werkes.



Die Zeichnung unseres Mitarbeiters Professor Zeno Diemer gibt einen Überblick über die schwierige Streckenführung der Reichsautobahn im Gelände der Schwäbischen Alb. Besonders interessant ist die Teilung der Strecke bei Mühlhausen. Die Fahrbahn von Ulm nach Stuttgart führt durch das Gosbachtal, die Fahrbahn von Stuttgart nach Ulm über Mühlhausen und Wiesensteig und zur Wiedervereinigung durch einen Tunnel. Mehr rechts im Bild ist die sogenannte neue Franzosenbrücke zu sehen.






PARIS

vom Reisenden gesehen

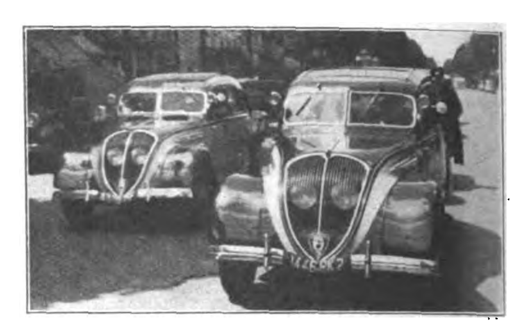
Kennen Sie Paris? Nicht auf den Champs Elysées, nicht im Louvre oder der Rennbahn von Longchamps schlägt das lebendige Herz der Metropole Paris, der Weltstadt, die zugleich ein kleines, verschlafenes Provinznest oder ein Dorf inmitten grüner Weiden sein könnte. Mit offenen Augen wanderten unsere Berichterstatter tagelang durch die „Stadt



Der Negus zieht nicht mehr!
Die Pariser Cafébesitzer sind Realpolitiker . . . wie wird dieses Café morgen heißen?



Pferdefleisch als Volksnahrungsmittel.
Überall in Paris findet man die „Boucherie Chevaline", die Metzgerläden, die nur Pferdefleisch verkaufen und als Kennzeichen drei große goldene Pferdeköpfe tragen.



Halloh! Un „Puce"!
Im Pariser Straßenbild fallen besonders die schnittigen kleinen rot-gelben Taxi auf, die mit unglaublicher Sicherheit durch den Verkehr flitzen. Der Volksmund taufte sie „Flöhe" (Puces).

Aufnahmen: Werner Conitz.

La Crise? . . .
Riesenflugzeughallen . . . leer. Aufnahme eines Flugplatzes zwischen Paris und Versailles.

Madame und Monsieur stehen Schlange zur Fahrt ins Grüne. Ein kleines Sonntagmorgenbild aus einem Vorort von Paris. Der Sonntag will verdient sein. Wenn man an der Haltestelle erst stundenlang anstehen muß, freut man sich um so mehr auf die Erholung im Grünen.



Weltstadt Paris — eine mittelalterliche Zollburg! An allen Zufahrtstraßen von Paris wird „Octroi" erhoben. Die Feinschmecker von Paris haben viel zu klagen, 100 Kilo Trüffeln kosten 1000 Franken Zoll. Auch Benzin ist 1 m hinter der Pariser Stadtgrenze wesentlich billiger als in der Metropole selbst.





Das Ende der Straßenbahn. In der Innenstadt Paris gibt es keine Straßenbahnen mehr — die Schienen verlieren sich im Asphalt und warten auf Erneuerung des Straßenpflasters, um auch hier endgültig entfernt zu werden. (Aufnahme am Arc de Triomphe.)

Links: Vordrängeln zwecklos . . . An den Autobushaltestellen muß sich jeder Fahrgast eine Nummer ziehen, und der Kontrolleur ruft die Nummern nacheinander auf.

PARIS
von Fremden gesehen:

des Lichtes" — und aus kleinen Streiflichtern des täglichen Lebens, aus Zufallsaufnahmen und lange vorbereiteten und sorgsam abgepaßten Schnappschüssen baut sich das Mosaik einer Stadt auf. Auch das Herz des französischen Volkes schlägt nicht nur am Quai d'Orsay oder in den prunkvollen Palästen der Ministerien, dem wahren Gesicht Frankreichs begegnet man in Straßenbahn und Autobus, bei Wanderungen durch kleine, verträumte Gassen und nüchterne Geschäftsstraßen, bei dem Arbeiter, Bauern und Soldaten, die, politisch unbelastet, eine wahre Verständigung mit anderen Völkern wünschen.

*



Eindrücke eines Fremden in Paris:
Ein leichter, aber „blinder" Passagier.
Eine unbemerkte Zufallsaufnahme aus der Pariser Untergrundbahn. Wie andere Damen ihre Schoßhündchen, so führt diese Pariserin ihre zahme Taube überallhin mit sich.



Auf dem „Flohmarkt" von Paris.
Der Markt der Ärmsten der Armen. Dort wird alles verkauft, was noch nicht in den Mülleimer gehört, vom durchlöcherten Ballettschuh bis zum Dutzend rostiger Nägel!



Ein Großverkaufsstand des Flohmarktes
In dem Wohnwagen wohnt der Besitzer der dürftigen Habseligkeiten, die das Entzücken der Armen von Paris erregen. Der Flohmarkt ist ein internationaler Treffpunkt: Neger, Araber, Inder, Chinesen feilschen hier um einen Sou.



Im Dom des Invalides,
wo die sterblichen Überreste von Napoleon liegen, dürfen nur Angehörige des Offizierkorps der französischen Armee getraut werden. Die oberste Brüstung der Kirche ist mit Hunderten von Fahnen aus napoleonischer Zeit geschmückt.

Ein Schlendrian geht zu Ende

ROMAN VON HERMANN PIRICH

Jetzt war er wohl schon eine halbe Stunde erster, der Schuller Franzl, und noch immer hatte er keinen Fahrgast. Doch sonderbar bei dem Wetter, dachte er und starrte gelangweilt hinaus in den dünnen Schnürlregen, in welchem der Elisabethplatz aussah wie in einem uralten und fast schon bis zur Unkenntlichkeit flimmernden Film. Naß, schwarz und verdrossen standen die Bäume in der Nacht, mit hängenden Zweigen, die kein Windhauch bewegte; nur, wenn die Last des Regenwassers einem Blatt mal zu schwer wurde, wippte es ein wenig, und es schien, als nickte es müde und ganz ergeben in sein Schicksal. Ab und zu verirrte sich ein Tropfen auf die Scheiben des Autos, blieb dort für Sekunden, gleichsam erstaunt über den eigentümlichen Landungsplatz, den er für Luft gehalten hatte, kleben, um sich schließlich in zögerndem, unschlüssigem Zickzack einen Weg nach unten zu suchen, bis zufällig ein zweiter Tropfen auf die gleiche Stelle fiel und es mit ihm zusammen dann in Sausefahrt hinabging.

Das machte Schuller Spaß, und er vertrieb sich jetzt die Zeit damit, daß er scharf aufpaßte, ob nicht bald wieder so ein wankelmüdiger Tropfen energischen Nachschub bekäme. Als aber das zu lange dauerte, gab er es auf, schob die Mütze nach vorn bis über die Nase und schloß die Augen.

Aus dem kleinen Wirtshaus an der Trambahnhaltestelle, wo sie alle Stammgäste waren, die Taxichauffeure vom Elisabethplatz, drang plötzlich schallendes Gelächter herüber, das lang anhielt und dann sachte vom eintönigen Rauschen des Regens verschlungen wurde. Da wird sicher der Glaser wieder einen faulen Witz gemacht haben, dachte Schuller. Komisch eigentlich; niemand mag ihn besonders, diesen mageren, wachsbleichen Kerl mit der schwarzen Hornbrille, und dennoch lachen sie alle, wenn er bloß den Mund auftut. Zwar behandelt ihn jeder mit einem gewissen Wohlwollen, aber in diesem Wohlwollen liegt doch unverkennbar eine ziemliche Portion Verachtung. Warum nur, grübelte Schuller; er wenigstens fand ihn ganz nett. Doch wen eigentlich hat er noch nicht nett gefunden? Er fand alle Menschen nett, und er ist in seinem Leben noch mit jedem gut ausgekommen. Das war allerdings nie ein Kunststück, denn sie alle waren auch zu ihm immer nett, — bis gerade auf den Glaser vielleicht, der hänselte ihn gern, aber wen hänselte der nicht gern? Manchmal wird er wohl ein bissel lästig damit, doch dann hört er, der Schuller Franzl, einfach nicht hin, und so verträgt er sich auch mit dem Glaser recht gut. Wovon der wohl lebt? Er sagt, Schriftsteller ist er; na ja, so schaut er aus, so hat sich Schuller eigentlich immer die Schriftsteller vorgestellt, wenn er sich überhaupt jemals darüber den Kopf zerbrochen hat.

Wie sich beim Sarnthaler vieles geändert hat, seitdem die neue Kellnerin da ist, sinnierte er weiter. Früher hat es nichts anderes gegeben als Schachspielen; Bier getrunken hat man und Schach gespielt, bis dann der alte Kegelmaier, der Aufpasser am Parkplatz, gekommen ist und einen weggeholt hat, weil der erste in der Wagenkolonne Kundschaft gekriegt hat und fortfahren hat müssen. Jetzt ist das alles auf einmal ganz anders. Es wird zwar schon noch Schach gespielt, o ja, ziemlich viel sogar —, aber wie? Keiner ist mehr so richtig bei der Sache. Na ja, ist auch kein Wunder; die alte Kassierin hat man gar nicht gesehen, so alt war sie, und ein weißes Spitzenkragerl hat sie auch nicht gehabt wie die neue. Und nahm früher einmal kein einziger auch nur die geringste Notiz davon, wenn die alte Kellnerin das Bier hinstellte und „Zum Wohl" sagte, so nickte jetzt jeder der neuen freundlich zu und antwortete im liebenswürdigsten Tone: „Danke schön!"

Der alte Sarnthaler, der Wirt, sah sich das zwar sehr verwundert, aber ruhig eine Zeitlang an, denn er sagte sich, die Spinnerei geht schon vorüber, die Leute müssen sich nur erst dran gewöhnen an die neue. Als jedoch die erste Woche vergangen war und dann die zweite und seine Gäste, angefangen vom jüngsten Spritzer bis zum ältesten Esel, im Gegenteil sogar von Tag zu Tag freundlicher wurden zur neuen Kassierin und gesprächiger, da kratzte er sich seine Glatze und brummelte in sich hinein: „Die hält sich net."

Doch weil sie ihm sonst ganz sympathisch war und sie ihre Arbeit wirklich verstand, da konnte man nichts sagen, wollte er ihr einen Wink geben und redete sie folgendermaßen an: „Sie, Betty, kommen S' amal her. Ja, was i' Sie fragen wollt', sagen S' mir amal, muß des sein?" Er deutete auf ihren blütenweißen Spitzenkragen.

Die Betty schielte erstaunt auf ihr Krägelchen, schien dann einen Augenblick zu überlegen und sagte hierauf, indem sie den Wirt verbindlich anlächelte: „Ja, Herr Sarnthaler, des muß sein."

Der Alte räusperte sich auf das hin und sagte: „So." Sonst nichts. Dann räusperte er sich noch einmal und ging wortlos in die „Sakristei", wie bei den Stammgästen allgemein die kleine Nische hieß, in welcher er immer mit undurchdringlicher Miene und gewissermaßen feierlich das Bier ausschenkte.

Er griff nach seinem tönernen Halbliterkrügel, das schamhaft versteckt in einer vom Gastraum nicht zu übersehenden Ecke der „Sakristei" stand, klappte den Zinndeckel hoch und tat einen kräftigen Schluck. Eine komische Dirn, dachte er sich, und dasselbe dachte sich auch Schuller gerade, als er draußen in seinem Taxi saß und der Regen herniederrauschte. Da hat er ihr unlängst, wie's halt so Brauch ist in einem zünftigen Wirtshausbetrieb, einmal hintenwo draufgeklopft. Sie hat zwar kein Wort gesagt, weder im Guten noch im Bösen, aber angeschaut hat sie ihn, wie man vielleicht seinen Vorgesetzten anschaut, von dem man eben tief beleidigt worden ist, und dem man deshalb am liebsten an die Gurgel fahren tät, wenn man sich's nur trauen würde. So hat sie ihn angeschaut. Ganz kalt ist es ihm da über den Buckel gelaufen, und er hat gesagt, wie er das immer so sagt, wenn eine Situation brenzlich wird. — „Ein schweres Rohr zurück!" hat er gesagt, aber die Betty hat nicht ein bissel gelacht, wo sonst alle lachen, wenn er seine Dummheiten macht.

Ein schweres Rohr zurück, zwei schwere Rohre vor, — das waren so Sprüche, die noch aus seiner Kinderzeit stammten, damals aber eine etwas andere Bedeutung hatten. Damals waren sie Kommandos, die er sich selbst ersonnen hatte, Kommandos für seine Artillerie, die er stolz mit diesen Worten befehligte, ohne aber sich hierbei so ganz darüber im klaren zu sein, was er damit eigentlich wollte. Jedoch — das war auch gar nicht wesentlich; denn die Kanonen, die er sich aus alten verrosteten Ofenröhren zusammengebaut hatte, verstanden seine Befehle ja sowieso nicht, und die Hauptsache war ja doch, daß es recht schneidig klang. Und wo hätte er sie auch herhaben sollen, die Kommandos bei der Artillerie? Bei der Infanterie war das einfacher; da brauchte er bloß auf den Exerzierplatz seines Heimatstädtchens zu laufen und genau darauf zu hören, was da der Herr Feldwebel in die Gegend schrie. Bei der Artillerie jedoch war das bereits erheblich schwieriger, denn die schossen mit ihren Kanonen auf keinem Exerzierplatz so gleich hinter der Kaserne herum, und außerdem gab es in der kleinen Provinzstadt keine Artillerie, auch Infanterie eigentlich nicht, sondern Pioniere; denn da floß der große Inn vorbei. In Ermangelung eines geeigneten Studienobjektes mußte er also selber Befehle erfinden, und so kam er auf seine „schweren Rohre vor und zurück" und benützte sie mit allem Stimmaufwand, indes er todernsten Gesichts an seinen Ofenrohrkanonen stand und mit der Brille, die er seiner weitsichtigen Mutter zu dem Zweck immer wieder stahl, als Feldstecherersatz wichtigtuerisch den Horizont nach dem imaginären Feinde absuchte.

Er mußte jetzt lächeln, da er daran zurückdachte. Das war schön damals, und der Vater prophezeite ihm, er werde Artilleriehauptmann, die Mutter hingegen, er werde Festungsingenieur, weil ihr das — wegen der Festung und so — weniger gefährlich erschien.

Nun, der Franzl war weder das eine noch das andere geworden, denn es fehlte vor allem an Geld daheim. Das wäre aber keineswegs ausschlaggebend gewesen, so ehrlich war er schon, da machte er sich nichts vor. Er war schon von kleinauf immer ein bißchen ein Luftikus, der alles lieber tat, als in der Schulbank sitzen, und der auch heute noch alle möglichen Kindereien im Kopf hatte, nur das nicht, wie sein seliger Vater gerne sagte, was hinein gehöre.

Immerhin aber ist er Mechaniker geworden und hat dann in einer Autoreparaturwerkstätte ganz schön verdient, bis die große Arbeitslosigkeit kam, und auch er ausgestellt wurde. Allein wie er immer und überall in seinem Leben Glück hatte, so war er kaum drei Wochen erwerbslos, und schon hatte er wieder sein Brot, diesmal als Taxichauffeur. Und diesen Beruf übte er nun seit rund fünf Jahren aus. Reich wird man ja dabei meistens nicht, das ist klar, aber er hätte sich trotzdem vielleicht so manche Mark beiseite tun können, wenn er sich bloß jemals auf ein bißchen Sparen verstanden hätte. Hierin jedoch legte er eine Talentlosigkeit an den Tag, die ihn selbst zuweilen verblüffte.

Eine große Rolle spielten in dieser Hinsicht wohl auch die Frauen. Wenn er eine mal gut leiden mochte, und das war recht oft der Fall, dann kriegten die Münzen in seinem Portemonnaie das Fernweh; dann

kaufte er Schuhe und Hütchen und Täschchen und blieb daheim die Miete schuldig. An sich selber dachte er fast nie, und darum lief er auch immer ziemlich schäbig herum. Trotzdem hatte er bei Frauen ein unerhörtes Glück, und er war in dieser Beziehung derart verwöhnt, daß es ihm gar nicht so richtig eingehen wollte, warum nur die neue Kassierin sich ihm gegenüber so abweisend verhielt. Und zum ersten Male nahm er sich ernstlich vor, koste es, was es koste, seinen Kleiderbestand einer gründlichen Erneuerung zu unterziehen; denn er schob diesem Mangel die alleinige Schuld daran zu, daß er bei der hübschen Betty so wenig Anklang fand, zumal sie ja sonst gar nicht so kühl war und den jungen Metzger mit geradezu auffallender Aufmerksamkeit behandelte. Der hatte aber auch einen eigenen Laden, und die Betty will ja auch einmal versorgt sein und nicht ihr Leben lang fremde Leute bedienen, ist ja durchaus verständlich.

Der Regen hörte nicht auf, und drinnen beim Sarnthaler saß Karl, der junge Metzger, mit seiner hübschen und unbeschreiblich selbstzufriedenen Fratze und seinen unbeholfenen roten Riesenhänden und unterhielt sich siegesgewiß mit der Betty.

Hatte Schuller bislang noch nie an einem Menschen etwas auszusetzen gehabt, so fühlte er jetzt deutlich so etwas wie Abneigung gegen den jungen Metzger und fand ihn reichlich albern; zugleich aber bewunderte er ihn auch ein wenig — so irgendwie, er wußte nicht genau, warum.

Man sollte halt doch einen eigenen Wagen haben und ein schönes Bankkonto und Bügelfalten und einen bauschigen Seidenschlips, vielleicht mit einer echten Perle drauf, und eine dicke Zigarre im Mund, so dick wie die Wurstfinger vom jungen Metzger; wär' doch nicht übel, so eine Zigarre, sieht sehr repräsentativ aus, aber er raucht ja keine Zigarren . . . Egal, er würde trotzdem eine Zigarre rauchen, auch wenn sie ihm nicht schmeckt, denn man wirkt doch irgendwie bedeutender und würdevoller mit einer Zigarre im Mund als mit einer Zigarette.

Zwei schwere Rohre vor, jetzt wird gespart! Und die kleine Lissy vom Ballett fahr' ich nun auch nicht mehr umsonst ins Geschäft. Aber wenn sie dann zu spät kommt, das Hascherl, weil sie sich halt nicht genug ausschlafen kann, was dann? — Da kann ich ihr nicht helfen, jetzt muß energisch durchgegriffen werden. Wo komm' ich sonst hin! Ich muß ein neues Leben beginnen, es ist höchste Zeit, ich bin dreißig und alleweil noch nicht gescheit; manche Menschen aber, heißt es, werden erst mit vierzig Jahren gescheit, also könnt' man sich eigentlich noch ein bisserl Zeit lassen . . .

Es klopfte an die Scheiben, und eine bekannte Stimme sagte, bittend: „Hallo . . ."

Schuller fuhr hoch und schob hastig die Mütze von der Nase. Er sprang blitzschnell aus dem Auto und öffnete dienstbeflissen den Wagenschlag. Es regnete nicht mehr.

„Bitte sehr, gnädige Frau!" sagte er. Es war dieselbe, die er schon dreimal gefahren hatte, immer in der gleichen Richtung, vom Elisabethplatz zu einer großen Villa, direkt am Englischen Garten.

„Wie immer, gnädige Frau?"

„Jawohl . . ." antwortete sie gedehnt und ein wenig singend, „wie immer." Und Schuller schien es, als lächelte sie.

Er drückte auf den Anlasser und sah dabei in den Spiegel vorn an der Windschutzscheibe. Verdammt, nicht übel, diese Frau, dreiunddreißig vielleicht und in Wirklichkeit höchstens fünfunddreißig, gerade das Alter, in welchem er die Frauen am nettesten fand, am fraulichsten; und für die besonders fraulichen Frauen hatte er eine besondere Schwäche.

Fast vergaß er, loszufahren. Nun gab er Gas.

Er guckte von der Straße weg immer wieder rasch in den Spiegel, und damit er was sähe, hatte er das Licht hinten nicht ausgeschaltet, was die Dame anscheinend gar nicht störte; wenigstens hatte sie nichts gesagt, aber das fiel ihm erst später ein, als er zurückfuhr.

Ob die am Elisabethplatz oder da in der Nähe — hm — sagen wir, Bekannte hat? Kann man nie wissen. Vielleicht sind es aber auch nur Verwandte, man soll da nie vorschnell sein. Jedenfalls auffallend, immer wieder dieselbe Tour, doch ein bißchen eigenartig die ganze Geschichte. Na, ihm konnte es wurscht sein, im Gegenteil sogar; denn die Dame war mehr als anständig, was das Trinkgeld betraf; man durfte schon sagen: Trinkgelder.

Inzwischen waren sie in der kleinen Straße am Englischen Garten angelangt, und er hielt vor der Villa, öffnete eifrig den Wagenschlag, machte wie der Hanswurst im Kasperltheater einen Kratzfuß und wies, indem er mit dem Arm weit ausholte, großartig auf die Villa: „Bitte, gnädige Frau!"

Sie nestelte an ihrer Tasche herum, holte ein Fünf-Mark-Stück hervor und drückte es ihm, ohne einen Blick auf den Taxameter zu werfen, in die Hand. Und als er so tat, wie wenn er ihr sofort den Restbetrag zurückgeben wollte, legte sie mit einer anmutigen Gebärde ihre Hand auf die seine und sagte leise: „Lassen Sie . . .!" Sie sah ihn dabei fest an, und ihm war, als sei es wie vor zwanzig Jahren, da er noch Märchenbücher las; die gute Fee, nach der er sich immer so gesehnt hatte, erschien mit einem Male mitten im Zimmer, nahm ihm behutsam das Märchenbuch aus den Fingern, klappte es zu, sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Mein Junge, das ist die Wirklichkeit . . ." und küßte ihn auf die Stirn.

Die Hand der Dame lag noch immer auf der seinen, und ihm wurde plötzlich ein ganz klein wenig schwindlig. Ein schweres Rohr, verdammt, verdammt, ging es ihm durch den Kopf, ist das Leben schön! Und dann wurde es ihm abermals ein bißchen schwummelig, weil sie ihn noch alleweil still und jetzt so eigentümlich ernst und fast versonnen anschaute. Aber dann zog sie die Hand langsam zurück, und ein rätselhaftes Lächeln erhellte wieder ihr Gesicht, und zwischen den leicht geöffneten Lippen schimmerten die Zähne hervor. Sie war fast genau so groß wie er; er war zwar für einen Mann nicht besonders groß, aber für eine Frau war sie sehr groß.

In seinem Kopf taumelten die Gedanken wie völlig betrunken herum, und sein Herz fuhr halb verstört und erschrocken, halb jauchzend und johlend Berg- und Talbahn.

Da nickte sie ihm freundlich zu, wandte sich ab und stieg langsam und wie eine Traumwandlerin die breiten steinernen Stufen zur Villa hinauf. An der Tür blieb sie einen Augenblick stehen, sah sich zeitlupenartig um, schloß umständlich die Tür auf und trat ins Haus. Und dann ging die Tür mit einem gedämpften, aber langgezogenen Seufzer zu.

Schuller stand noch ganz benommen vor seinem Taxi. Jetzt wünschte er sich fünf Tonnen eiskalten Wasserstrahl über'n Schädel und einen Fallschirm mit drei Jahren Garantie, daß er auch ja wohlbehalten wieder auf dem Boden der rauhen Wirklichkeit lande. Ein schweres Rohr — zurück oder vor, verdammt, verdammt, das ist die Frage.

*

Kaum hatte der Regen aufgehört, erschienen an der Taxihaltestelle — wie verabredet — Leute, die es nun sehr eilig hatten, nach Hause oder sonst irgendwohin zu kommen. Und binnen kurzer Zeit stand kein einziger Wagen mehr am Elisabethplatz.

Der alte Kegelmaier saß beim Sarnthaler drin am Fenster, eine Halbe Bier vor sich. Durch den schmalen Spalt, den die Vorhänge freiließen, guckte er, brav und aufmerksam wie ein treuer Bernhardiner in seiner Hundehütte, hinaus auf die Stelle, wo die Taxis zu parken hatten.

Außer ihm befanden sich in dem kleinen Wirtshaus nur noch Glaser und der Metzger und natürlich auch der alte Sarnthaler und die Betty. Der Metzger erzählte gerade von seinem Geschäft, und daß er wirklich zufrieden sein müsse, so gut gehe es, und er erklärte wichtig, wie die Kunden zu bedienen seien, damit sie nicht woanders hin laufen, und dann sprach er des langen und breiten von den Vorzügen des Autos, das er sich endlich habe anschaffen können.

Der Wirt saß da, die kurzen Beine auseinandergestreckt und die ungefügen Hände über der weißen Schürze gefaltet, die das Bäuchlein umspannte, und hörte, indes er bedächtig an seiner Zigarre sog, die in einer langen, knapp an der Nase vorbei steil emporgerichteten Zigarrenspitze steckte, voller Gleichmut dem jungen Metzger zu. Glaser hingegen schien höchst interessiert den Worten zu lauschen. Aber wer die Umstände genauer kannte, wußte, daß der schlaue Kerl den Aufmerksamen nur spielte, um dem Metzger schön zu tun, weil er bei ihm arg in der Kreide stand und ihm schon monatelang für die Würste, die er sich zum Abendbrot holte, keinen Pfennig gezahlt hatte. Er starrte ihm gespannt ins Gesicht und rückte immer wieder nervös an seiner Hornbrille, als könne er kaum erwarten, welches Wort nun dem anderen folge.

Die Betty knetete geistesabwesend ein Brotkrümel. Plötzlich und ganz unvermittelt unterbrach sie die liebevollen und ausführlichen Schilderungen des jungen Metzgers über die Vorzüge seines Wagens und fragte: „Was ist das eigentlich für einer, der Herr Schuller?"

Die Frage klang durchaus gleichgültig und — wie im Gespräch — so hingeworfen. Aber Glaser fuhr auf, es riß ihn förmlich in die Höhe, und entsetzt glotzte er die Betty an. Endlich, als hätte er sich vom ersten Schrecken erholt, rief er aus: „Sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus! Meine Dame, Sie setzen mich in Erstaunen!"

Dann wandte er sich zum Metzger und sagte: „Hast du gehört, Karl, was das Täubchen gurrte?" Der Metzger aber guckte ganz verdattert drein.

„Man wird ja wohl noch fragen dürfen" meinte da die Betty verlegen und strich sich ein Härchen aus der Stirn. „Was das für einer ist", setzte sie hinzu.

„Natürlich darfst du das, du holde Frauen", sprach Glaser pathetisch. „Und ich will dir gerne Antwort stehen. Was das für einer ist? — Ein schlichter, unverbildeter Münchner aus Giesing und Umgebung würde darauf vielleicht erwidern, a Bazi is er, a hundshäuterner. Ich aber sage dir — wahrlich, wahrlich, ich sage euch! —, daß Bazi und hundshäutern zu verschwommene Begriffe sind."

Er sah, gewissermaßen Anerkennung heischend, auf den Metzger, der ihn wiederum erwartungsvoll anguckte — so ungefähr wie jemanden, der gegen erdrückende Anschuldigungen unvermutet in Schutz genommen wird.

„Dieser Mann, mit Namen Schuller, vulgo der Schuller Franzl", fuhr Glaser fort und hob den Zeigefinger, „ist erstens" — es hörte sich wie die Anklagerede eines Staatsanwalts an — „ein Schürzenjäger, ein übler Schürzenjäger. Doch wäre es nur das", — er machte eine Gebärde der Geringschätzung — „man könnte zur Tagesordnung übergehen. Allein, meine Teuren, dem ist nicht so. Ich für meine Person" — er senkte seine Stimme und setzte eine kummervolle Miene auf — „bedaure es zutiefst; denn ich gestehe freimütig, daß ich ihm dereinst gewisse Sympathien entgegenbrachte. Nachdem nun aber mal die Dinge so stehen", — Gläser streifte den Metzger mit einem Blick und stellte still befriedigt fest, daß dessen Augen immer zuversichtlicher wurden — „bin ich gezwungen, mich ihm gegenüber nicht nur mit Vorbehalten zu umgürten, sondern ihn überhaupt aus meinem Herzen auszustoßen." Er machte eine Kunstpause.

„Ja, was ist denn nun los?" drängte die Betty ungeduldig; doch sie sprach sehr leise.

Wenn ich das wüßte, dachte Glaser und begann wieder: „Dunkel ist seine Vergangenheit, und ebenso in Finsternis gehüllt ist sein Leben jetzt. Und allen bekannt ist ja — das erwähne ich nur so nebenbei —, daß er zu der Lissy vom Ballett — sie wohnt hier in der Nähe, bitte — gewisse, und zwar nicht alltägliche Beziehungen unterhält. Ebenso bekannt dürfte allen hier sein, daß ebendieselbige Lissy einen reichen Freund hat. Punkt!" Er räusperte sich bedeutungsvoll. „Über die weiteren biographischen Einzelheiten in Sachen Franz Schuller will ich mich hier nicht verbreiten. Nicht unerwähnt jedoch möge es bleiben, daß — daß —", — ja was, verflucht, dachte er; der Endspurt ist kläglich, da fehlt noch eine kleine Pointe. „Es wird mir schwer", sagte er dann, als ringe er mit sich, „sehr schwer Aber da wir gerade dabei sind, — es muß endlich Klarheit geschaffen werden. Er hat sich also über Sie, meine liebe Betty, in der denkbar unchevaleresken Weise geäußert."

„Was hat er g'sagt?" brauste der Metzger auf

„Nie sollst du mich befragen!" wehrte Glaser ab.

„Sag's!" verlangte der Metzger.

„Mein werter Freund und Gönner", suchte Glaser abzulenken.

„Sag's, sag' ich dirrr!" Der Metzger rollte wild das R

Daß sein Stegreif-Plädoyer die Gemüter derart erregen würde, hatte Glaser nun doch nicht erwartet. Er suchte hilflos nach einem Ausweg und wollte sich doch auf keinen Fall blamieren. In Erinnerung an das Sprichwort „Die best' Parade ist der Hieb" schrie er darum plötzlich wie verrückt: „Idiot, blöder, wenn du nichts siehst und nichts hörst und nichts merkst!!"

Der Metzger riß den Mund auf und stierte Glaser verblüfft an.

Gibt's des jetzt auch, so eine Komödie?, dachte der alte Sarnthaler und nahm sogar die Zigarre aus dem Mund. Aber er sagte nichts.

Der alte Kegelmaier sah — durch das plötzliche Geschrei abgelenkt — nur flüchtig hinüber und widmete seine ganze Aufmerksamkeit gleich wieder dem Parkplatz draußen, wo inzwischen ein Taxi eingetroffen war und gerade ein zweites angefahren kam.

Schuller knallte die Wagentür zu, und als er an seinem Kameraden vorbeiging, der erster war und den Kopf auf dem Lenkrad, vornübergesunken friedlich

schlummerte, grüßte er ihn, indem er mit der flachen Hand auf die Motorhaube klatschte. Dann setzte er die Mütze ganz schief aufs Ohr, streckte das Hinterteil heraus, wie er das immer gern tat, wenn er sehr übermütig war, und schlenkerte mit den Armen wie der Empfangschef eines Warenhauses. So trat er in sein Stammlokal, grüßte laut: „Grüaß Gott, alle mitananđer! Hast noch was vom Faß, Sarnthaler, alter Zauberer?"

Der alte Sarnthaler bejahte die Frage mit einem stummen und hoheitsvollen Neigen des Kopfes, das dem wortlos-zärtlichen Gewähren einer nachsichtigen Mutter ähnelte, und schlapfte in seinen Pantoffeln, die er zu jeder Tageszeit trug, langsam in die „Sakristei".

„A Maß, gel?" rief ihm Schuller nach, und zur Betty sagte er aufgeräumt: „Gel, a Maß, Jungfrau."

Die macht ihm heute kein Kopfzerbrechen mehr, dachte er fröhlich, und morgen nicht und auch übermorgen nicht und überhaupt nicht mehr.

„Na, was is denn mit euch, was macht's denn ihr für G'sichter?" rief er. Er klopfte Glaser auf die Schulter und fuhr ihm mit der Hand von hinten durch die vielen und langen Haare, daß sie zu Berge standen. „Na, Karl", redete er den Metzger an, „wie geht's?"

„Wer is da a Jungfrau?" maulte der Metzger bedrohlich.

„Hihi!" tat Schuller belustigt, „hihi!" Er schlug Glaser, hinter dem er stand, auf die „Matratze", wie er dessen Frisur nannte.

„Wer a Jungfrau is, frag ich!" brüllte der Metzger plötzlich mit wutverzerrtem Gesicht und sprang auf.

„Mensch, bist du besoffen?" Schuller sah ihm erstaunt in die Augen. Er hätte am liebsten lautlos gelacht, weil der Metzger so ein blödes Zeug fragte. Dessen schreckliche Wut aber machte ihn stutzig, und er sagte: „Was is denn mit dir passiert?"

Doch der Metzger stieß ihm mit der Faust vor die Brust, daß er zurücktaumelte, und schrie: „Eine Antwort möcht' ich!!"

Schuller geriet nicht leicht in Zorn. Nun aber wurde ihm die Geschichte doch zu dumm, und er ging auf den Metzger los. Im Handumdrehen entstand eine wilde Balgerei. Schuller packte den Metzger an der Gurgel, und zwar mit einem so zähen und festen Griff, daß seinem Gegner die Augen schielend hervorquollen. Der unbeholfene Karl war über diesen flinken und ungestümen Angriff derart verdutzt, daß er im ersten Augenblick ganz vergaß, von seinen Riesenkräften Gebrauch zu machen. Dann aber gab er Schuller wieder einen Stoß, und dieser flog weg wie ein Ball, jedoch wie ein Punchingball; denn er schnellte gleich wieder zurück und saß dem Metzger abermals an der Gurgel.

Als der Wirt endlich eingreifen wollte, war es schon zu spät.

2.

Das sei Männer zwei, Nummer soundsoviel, hatte ihr der Portier gesagt, und sie möge sich beeilen; die Besuchszeit sei bald um.

Betty versuchte, ihre Schritte zu beschleunigen, doch je schneller sie gehen wollte, desto müder und schwerer wurden ihre Beine. Die langen Gänge des Schwabinger Krankenhauses schienen kein Ende zu nehmen.

Weit unten aus einem Seitengang tauchte eine Schwester auf. Sie schob ein Wägelchen vor sich her, und Betty war es, als mühte sie sich vergebens ab, näherzukommen; das Wägelchen, so klein es auch war, mußte wohl schwer beladen sein. Plötzlich aber war die Schwester ganz nah, und Betty schrak zusammen; erst jetzt bemerkte sie, daß sie an einem Fenster stehen geblieben war und in den sonneüberfluteten Garten hinausgesehen hatte, wo die Patienten in ihren gestreiften Krankenhauskleidern spazieren gingen. Lautlos huschte die Schwester vorbei; das Wägelchen war leer. Kaum jedoch aber war sie zehn Schritte weiter, da schien es, als käme sie wieder nicht vom Fleck.

Betty sah starr den Gang entlang. Ihre Füße waren wie festgewachsen an den Boden. Sie guckte hilflos hinaus zu den Kranken in den Parkanlagen.

Seit bald drei Wochen nahm sie sich täglich vor, Schuller zu besuchen. Zweimal bereits hatte sie vor dem Krankenhaus gestanden, war aber dann immer mutlos wieder umgekehrt. Heute endlich hatte sie sich ein Herz gefaßt und war in verbissener Entschlossenheit die paar Stufen zum Krankenhauseingang hinaufgestiegen. Ihr verzweifelter Vorsatz machte sie schier blind und taub, und so wollte sie schon sinnlos am Portier vorbeirennen. Hätte dieser sie nicht aufgehalten und gefragt, wen sie besuchen wolle, würde sie jetzt noch beängstigender durch das Labyrinth des Riesengebäudes irren. Als Betty sich nach einigem Zögern den Namen nennen hörte, wollte sie schon wieder verzagen. Abermals mußte sie sich einen Ruck geben und jeden Gedanken ausschalten. Aber auf diese Weise gelangte sie wenigstens rasch in den langen Gang, der das Hauptgebäude mit den anderen verbindet. Doch dieser endlos lange Gang lähmte wieder ihre Schritte. Begegnete man hier jemandem, so konnte man sich nicht verbergen, und man konnte auch nicht so tun, als sähe man ihn nicht.

Draußen im Garten hielt ein Kranker, ein alter, schon greisenhafter Mann, einem Leidensgefährten anscheinend einen Vortrag, indem er mit seinem Stock, an welchem sich eine dicke Gummizwinge befand, große Bögen in der Luft beschrieb und ihn immer wieder wie zur Bekräftigung des Gesagten energisch auf die Erde stieß. Es lag etwas Eigensinniges und Rechthaberisches in diesen Bewegungen, und wäre bloß der so eifrig Redende zu sehen gewesen, hätte man meinen können, der andere widerspräche ihm andauernd und hartnäckig; der jedoch schwieg nicht nur, sondern er nickte sogar unablässig und voll sturer Zustimmung. Allein wahrscheinlich reizte den Alten gerade diese friedliebende Widerspruchslosigkeit so sehr.

Betty betrachtete die beiden gedankenlos und in sich versunken, und sie merkte es gar nicht, daß da jemand den Gang entlangkam. Dem weißen Kittel nach war es ein Arzt, ein junger Mensch mit gutmütigem Gesichtsausdruck und dem Blick der Kurzsichtigen, die ihre Brille absetzen. Er sah das junge, hübsche Mädchen an dem Fenster im Vorbeigehen verwundert an, tat noch einige Schritte, blieb dann unentschlossen stehen und trat schließlich auf sie zu.

„Nun?" fragte er freundlich. „Finden Sie sich nicht zurecht, mein Fräulein?"

Betty schüttelte stumm den Kopf.

„Nicht? Wen wollen Sie denn besuchen?"

„Hab' schon." Sie nickte heftig und schüttelte dann wieder den Kopf.

Der junge Arzt guckte betroffen. „Oder ist Ihnen vielleicht nicht gut?" fragte er besorgt.

„Nein!" sagte sie schnell und versuchte zu lachen. „Ich habe eben einen Verwandten besucht", stotterte sie, „der liegt hier."

„So, so. Na, und wie geht es ihm?" erkundigte er sich liebevoll; denn er dachte sich, daß es möglicherweise schlecht stehe um den Verwandten, weil das junge Ding da so einen bedrückten, fast verstörten Eindruck machte.

„Danke", sagte sie und starrte ihm gespannt in die Augen wie jemand, der in der nächsten Sekunde die Aufdeckung einer Missetat erwartet, die er begangen.

„Na, das ist ja schön. Also —" verabschiedete er sich, er wußte nicht, was er noch sagen sollte, und er nickte ihr gleichsam beruhigend zu. Dann ging er weiter, in Richtung des Hauptgebäudes.

Betty sah ihm eine Zeitlang unbeweglich nach und folgte ihm schließlich zögernd. Und als sie dort anlangte, wo sie in den langen Verbindungsgang eingebogen war, blickte sie zurück, und es war ihr, als befände sich ihr Herz am anderen Ende des Ganges, der, immer enger werdend, es mitleidlos zusammenpreßte.

*

Indessen spielten Schuller und sein Stubengenosse Bernhard, ein fünfzehnjähriger Hitlerjunge, Schützengraben im Trommelfeuer, indem sie sich unter Hurrageschrei und mörderischen Beschimpfungen mit Kissen bewarfen, bis dann die Schwester erschien und den grimmigen Stellungskrieg beendete.

„Herr Schuller", sagte sie vorwurfsvoll. „Jetzt sind Sie noch einmal so alt wie der Bub! Es ist nicht zu glauben!" Worauf Schuller mit beiden Händen so tat, als hielte er ein Maschinengewehr fest und beschösse sie; und dazu machte er: „Tetete-tetete-tetete!"

Darüber lachte sich der Junge krumm. „Hände hoch, Schwester!" schrie er. „Hände hoch! Oder Sie sind verloren!" Und wieder bog sich Bernhard vor Lachen. Er liebte Schuller zärtlich.

„Ich will fort, Schwester!" rief Schuller. „Geben Sie meine Kleider raus! Tetete-tetete-tetete! Eher kann ich das Maschinengewehrfeuer nicht einstellen! Tetete-tetete-tetete! Meine Kleider raus! Tetete-tetete-tetete!"

„Nicht, Schwester!" heulte da der Junge los und schleuderte wütend seinen Polster auf Schuller. „Er darf nicht fort! Er ist noch krank! Und mein Bein ist auch noch kaputt! Huhuhu! Schuft, Schuft, Schuft! Verräter!!"

„Ich darf nicht", sagte die Schwester bedauernd.

„Bravo! Hurra!" schrie der Junge außer Rand und Band „Heil und Sieg, die Schwester lebe hoch, sie lebe hoch!"

„Aber in zwei, drei Tagen, das ist ja bald um", setzte die Schwester hinzu. „Das werden Sie ja doch noch erwarten können."

„Gemeinheit!" zeterte der Junge. „So eine Gemeinheit!!" Und er verbarg sein Gesicht unter den Armen.

„Ich breche die diplomatischen Beziehungen mit Ihnen ab", erklärte Schuller und drehte sich auf die andere Seite.

„Erst Völkerrechtsbruch", höhnte der Junge voll Zorn und setzte sich auf, „erst auf eine wehrlose Krankenschwester schießen und dann die diplomatischen Beziehungen abbrechen?! Das ist ja ein Schmarrn!!" Und er suchte nach einem geeigneten Wurfgeschoß, fand aber keins. —

Ähnliche Szenen spielten sich Tag für Tag ab, seitdem Schuller meinte, es fehle ihm nichts mehr. Was ihm eigentlich zugestoßen war, erfuhr er genau erst vom alten Kegelmaier, der ihn sofort, nachdem er Besuche empfangen durfte, und als erster im Krankenhaus aufsuchte und ihm den ganzen Vorgang erzählte. Schuller selbst konnte sich an gar nichts erinnern; er wußte nur noch, daß er ins Wirtshaus getreten war und ein Bier bestellt hatte. Dann war es aus.

„Ein schweres Rohr, verdammt, verdammt", sagte er nachdenklich, als sie davon sprachen.

„Naaa", sagte der alte Kegelmaier und lächelte, „a Maßkrug war's." Und er berichtete ihm, was er sonst noch wußte. Viel war es nicht; denn er kümmerte sich nie darum, was da beim Sarnthaler gesprochen und getratscht wurde; es interessierte ihn einfach nicht, und schon gar nicht das alberne Geschwafel vom Glaser, den er — im tiefsten Grunde seiner Seele — nicht ausstehen konnte. Und aus dem alten Sarnthaler, der Schuller ebenfalls besuchen kam, war auch nicht viel mehr herauszubringen, allein schon deshalb, weil er zu faul zum Reden war; und zweitens mochte er auch nicht; die ganze dumme Geschichte ärgerte ihn zu sehr, und er war es auch, der den alten Kegelmaier davon zurückgehalten hatte, die Polizei zu rufen; er wollte erst ihn, den Schuller fragen, und wenn er darauf bestehe, so werde er es natürlich sofort tun, nur angenehm sei es ihm nicht, das sage er ihm gleich, erstens wegen dem Geschäft, nicht wahr, und dann überhaupt, zum Gericht laufen als Zeuge und so halt, das hätt' ihm nie nicht gepaßt; wenn's aber anders nicht ginge —

„Ach, wär' ja ein kompletter Unsinn", sagte da Schuller, „der Depp war halt b'soff'n."

Naja, also besoffen? wollte der alte Sarnthaler schon sagen, aber er schwieg lieber. Und um das Gespräch rasch auf andere Dinge zu bringen, erwähnte er, daß er die Betty noch in derselben Nacht entlassen hatte.

„Ja, aber warum denn?" fragte Schuller.

„I kann des net brauchen", erwiderte Sarnthaler ärgerlich. „I kann des einfach net brauchen, diese ewige Scharwenzlerei. Kimmt ja nix G'scheits dabei 'raus, hast es eh g'seh'n!"

„So. Ja. Und wo is sie denn jetzt?"

„I woaß net. Des kümmert mi net."

Schullers kleiner Stubengenosse lauschte atemlos auf derlei Gespräche, und als er glaubte, herausbekommen zu haben, daß Schuller in einer Wirtshausschlacht „gefallen" sei, war seine Bewunderung für ihn grenzenlos, und sie steigerte sich noch geradezu ins Legendäre als sein verehrter Freund so seine Damenbesuche bekam wie zum Beispiel die Lissy vom Ballett, in die er sich auf der Stelle bis über beide Ohren verliebte.

„Mensch!" sagte er verzückt, „das muß ein Leben sein, ich werd' auch Taxichauffeur, und ich hab' gedacht, euch is immer langweilig."

Schuller hatte den Bengel richtig gern gewonnen; und so froh er war, daß er wieder zum Tempel hinauskam, wie er das nannte, so wurde es ihm doch ein bißchen schwer ums Herz, als er dem Jungen die Hand zum Abschied reichte. Eine kleine, schmale Hand umschloß da die seine, aber sie umschloß sie fest, und in dem Druck dieser schwächlichen Kinderhand lag bereits eine echte, starke Männerfreundschaft.

Sie beide sprachen kein Wort. Doch wie Schuller im Begriffe war, die Tür hinter sich zuzuziehen, hörte er wie der Kleine ihm nachrief: „Bist ein feines Haus, du!"

Da steckte er den Kopf noch einmal zur Tür hinein und wollte etwas Nettes sagen. Aber dann schnitt er lieber eine Grimasse, so daß der Junge laut auflachen mußte.

*

Draußen rauschte der Schwabinger Bach, und die exotischen Vögel in den lustigen gläsernen Käfigen des hallenartigen Raumes, der an zwei Fronten fast aus Fenstern bestand, führten einen erbitterten Sängerwett-

streit mit den schlichten, biederen Amseln im angrenzenden Englischen Garten.

Zwei Damen von ausgesuchter Eleganz, die eine hellblond, die andere tiefschwarz und mit rotlackierten Fingernägeln, beide gepflegt und geschminkt wie Friseurschaufensterpuppen, nur nicht ganz so auffallend, keineswegs aber auch bloß annähernd so gewöhnlich in ihrer Physiognomie, saßen gelassen rauchend in großen, bequemen Lederklubsesseln und schauten versonnen hinaus in das bißchen Blau des Himmels, das die dicht belaubten Zweige der Bäume freiließen.

„Du liebst ihn also wahrhaftig?“ sagte die Schwarze, tat einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette, zog die Augenbrauen hoch und betrachtete eingehend die Glut, die langsam von Asche verdeckt wurde.

„Natürlich liebe ich ihn“, sagte die Blonde und tippte auf ihre Zigarette.

„Dein Geschmack“, sagte die Schwarze und machte eine kleine Pause, „war schon immer etwas gewöhnlich.“

„Mag sein“, entgegnete die Blonde in überlegener Ruhe. „Mag sein. Aber er gefällt mir.“

„Wie sieht er denn aus?“ fragte die Schwarze skeptisch.

„Oh, gut sieht er aus“, sagte die Blonde und lächelte geheimnisvoll. „Er hat stahlblaue Augen.“

„Gott, wie kitschig“, unterbrach die Schwarze sie und stöhnte.

„Jawohl, stahlblaue Augen“, die Blonde ließ sich nicht beirren, „und kohlschwarze Haare mit einigen wenigen Silberfäden drin, er ist nicht gerade übermäßig groß, aber doch größer als ich, schlank, eine fabelhafte Figur —“

Die Schwarze gähnte demonstrativ.

Ihre Freundin jedoch beachtete das nicht und fuhr fort: „Was mir aber am meisten an ihm gefällt, das ist sein frecher Spitzbubenblick.“

„So“, stellte die andere trocken fest.

„Jaaa“, sagte die Blonde gedehnt. „Aber dieser Blick ist nicht nur frech, nichts als frech, — er drückt vielmehr zugleich auch eine große und unverhohlene Bewunderung aus für —“

„Dich, versteht sich“, ergänzte die Schwarze und guckte sie boshaft an.

„Das natürlich auch, und das ist angenehm. Aber ich wollte sagen, für das schöne Geschlecht überhaupt. — Kurzum, er ist ein ganzer Mann, man spürt das so.“ Und sie rekelte sich ein wenig.

Die Schwarze schüttelte erstaunt den Kopf.

„Das kann ja gut werden“, sagte sie dann; und nach einiger Zeit: „Ein Taxichauffeur, toll!“

Sie sinnierten beide eine Weile still vor sich hin.

„Wenn du wüßtest, Mascha“, sagte dann die Blonde, „was ich in den letzten vierzehn Tagen gelitten habe... Eine Woche ging hin, ich traf ihn nicht. Das war aber nicht schlimm, und noch dachte ich mir nichts dabei. Aber als dann die zweite Woche verstrich und dann sogar die dritte — Oh, Mascha, ich kann dir sagen, ich bin mir vorgekommen wie ein Backfisch, der zum erstenmal in seinem Leben verliebt ist, und natürlich hoffnungslos verliebt. Ich muß mich wahnsinnig dumm benommen haben!“

Die Freundin wollte sagen, das wird dir ja nicht schwer gefallen sein. Aber irgendwie erregte sie die kleine Liebesgeschichte, die sie da zu hören bekam und die ihr so echt zu klingen schien, und darum schwieg sie.

„Erst fragte ich“, fuhr die Blonde fort, „einen seiner Kollegen, so beiläufig fragte ich, nachdem ich mich von ihm irgendwohin fahren ließ, nur damit er nicht Lunte riecht, er hat aber trotzdem dumm geguckt, wie ich ihn das fragte. Ich fragte ihn, wie das eigentlich so ist in ihrem Beruf, ob sie da denn nicht feste Plätze hätten, an die sie sich halten müßten. Ja, hat er gesagt“, und sie versuchte, den Dialekt nachzuahmen, und übertrieb ihn dabei ein wenig, wie alle, die nicht gewohnt sind, im Dialekt zu sprechen und auch zu denken. „Stammplatz schon, hat er g'sagt, an Stammplatz hat a jeder, aber feste Plätz'? Wir können fahren, wohin wir wollen, und parken, wo man halt parkt, und wo's uns grad paßt, wenn da net grad soundsoviel Kollegen schon da sind. Sie meinen vielleicht 'n Dienstplatz? Ja, da müssen wir schon hin, aber alle Zeiten einmal, das wird so einteilt. — Ja, fragte ich nun, ist, sagen wir zum Beispiel, der Elisabethplatz ein Dienstplatz? — Nein, sagte er, des hat's dort net nötig, Dienstplätz' sind solche, wo keiner eigentlich hinmag, weil's nix zum Verdienen gibt oder net viel, aber der Verkehr verlangt's, net wahr? — Jetzt wußte ich erst recht nicht das, was ich wissen wollte. Ja, sagte ich also, aber wenn einer einen Stammplatz hat, so kehrt er doch dorthin immer wieder zurück? — Ja, g'wiß, sagte er. — Und kommt es manchmal vor, daß einer den Stammplatz wechselt, daß er gewissermaßen auszieht, übersiedelt? — Vorkommen, sagte er, vorkommen kann's schon, aber ich wüßt' keinen Fall. — Also, überlegte ich mir, wenn der keinen solchen Fall wüßte, so dürfte es wohl reines Pech sein, daß ich gerade ihn nicht treffe. Dann aber ging es mir durch den Kopf, vielleicht hat mich der nur angelogen, sich lustig über mich gemacht, wie ich das schon einmal erlebt hab', bei Bauern draußen in der Sommerfrische, die haben sich einen Spaß daraus gemacht, mich Stadtkind richtig anzuschmieren, weil ich von der Landwirtschaft ja so keinen blauen Dunst hab', und da hat mir einer einmal mit dem todernstesten Gesicht von der Welt die verrücktesten Dinge erzählt und mir einen furchtbaren Bären aufgebunden, wie sich's später herausgestellt hat. Und deshalb war ich jetzt vorsichtig und erkundigte mich bei noch einem, und der gab mir dieselbe Auskunft. Ich erzähl' dir das alles, Mascha, damit du siehst, wie es mir zumute war. Kurz und gut, als dann drei Wochen verstrichen waren, hielt ich es nimmer aus und fragte einen geradeheraus, wo der und der sei, daß man ihn gar nicht sehe. Ja, erfuhr ich, der liegt im Krankenhaus, muß aber jeden Tag herauskommen.“

„Krankenhaus?“ fragte nun Mascha und konnte ihre Spannung nicht mehr verbergen. „Ja, wieso denn?“

„Muß eine Rauferei gehabt haben.“

„Rauferei? Eine richtige Rauferei?“

„Mhm.“

„Toll! — Und gleich drei Wochen . . .“ Mascha war überwältigt. „Das muß eine furchtbare Rauferei gewesen sein.“ Und aus ihrer Stimme war etwas wie heimliche Anerkennung herauszuhören.

Die exotischen Vögel lärmten wie verrückt; denn eine behäbige Taube hatte sich gurrend am Fenstersims niedergelassen, und das brachte die ausländische Konkurrenz schier aus dem Häuschen.

Mascha und ihre blonde Freundin schwiegen längere Zeit.

Dann sagte Mascha: „Und wie stellst du dir das jetzt vor? — Du, Renate, hm?“

„Ich weiß nicht.“ Die Blonde zuckte mit der Schulter.

„Und er?“

„Wer?“

„Er.“ Mascha deutete mit einer flüchtigen Kopfwendung zu den exotischen Vögeln, die sich noch immer nicht beruhigen konnten.

„Gott, Mascha!“ Renate sprang auf und rang nervös die Hände. „Ich kann doch nicht immer hier sitzen und warten, daß ich alt werde und häßlich! Während er die albernen Viecher fängt in Afrika und Asien und weiß der Kuckuck wo sonst noch! Jahraus, jahrein! Das nimmt kein Ende! Aber meine —“ Sie ging zu einem Wandspiegel und strich sich mit der Hand über die Wange. Dann kehrte sie sich plötzlich um und rief mit zornfunkelnden Augen: „Die nimmt ein Ende!“ Und mit einem Male schlug sie die Hände vor's Gesicht und weinte herzzerbrechend.

Eine Amsel schaukelte auf einem buschigen Zweig und drehte den Kopf mit dem hellen gelben Schnabel wie fragend zum Himmel hinauf, mal rechts und mal links und mal hinunter und dann wieder hinauf, und schließlich setzte sie sich zurecht und sang. Im Zimmer hörte man nicht viel davon, aber man spürte, wie schön sie sang.

Am Fenstersims hatte sich zu der Taube ein dicker kleiner Spatz hinzugesellt, und nun schrien und krächzten und lärmten die drinnen noch aufgeregter.

„Du liebe Zeit, ist das heut wieder a Krach und a Lärm“, sagte der kleine schusselige Herr Kunstmaler Josef Pschesina und setzte sich an seinen Stammtisch im überfüllten Benediktinerbräu. Er fuhr sich nervös über die Stirn und zog mit gequältem Gesichtsausdruck den Kopf ein, als wollte er sich in seinen eigenen Brustkorb verkriechen. Dann nahm er die Speisekarte in die Hand und rief mit einer resignierenden Gebärde die Kellnerin herbei.

„Gehn S', Betty, kommen S' her“, bat er, „sagen S' nur, was i essen soll, suchen S' nur was aus, i weiß net, so a Krach, daß die Leut immer so einen Krach machen müssen, verstehn Sie das, Betty? Gelt, Sie verstehn des auch net, Sie sind eine ruhige Person, ich mag Sie gern, naja, was eß' ma also . . .“

Die Betty beugte sich zu ihm herab über die Speisekarte und sagte: „Ja, was wer'ma denn essen, Herr Schlesinger?“

„Um Gotteswillen!“ fuhr Pschesina auf, „i bin do' ka Jud. Oder schau i aus wie a Jud? Pschesina heiß' ich, merken S' Ihnen das jetzt, Betty, i bitt' schön, Pschesina, is a komischer Namen, böhmisch a bißl, aber ich kann nix dafür, gelt, Pschesina, Psch, Psch, Psch, Pschesina, net Schlesinger, i bitt' Sie. Naja, Sie werden's Ihnen mit der Zeit schon merken, net wahr, Betty? Na also, was essen wir jetzt?“

Die ersten Tage hatte er sich an die neue Kellnerin nicht gewöhnen können; er gehörte zu denen, die jede kleinste Veränderung in ihrem Leben schon aus dem Gleis zu bringen vermag, und so konnte ihm Betty anfangs gar nichts recht machen, und er schikanierte sie regelrecht, bis sie einmal dem Weinen nahe war; das warf ihn völlig um, und er bat sie ganz verdattert um Verzeihung. „Gehn S', Freilein“, sagte er damals, „sei'n S' wieder brav und tun S' net weinen, i bin a nervöses Mannsbild, es is schwer mit mir, ich weiß, i bin a schrecklicher Kerl“, und er griff sich mit beiden Händen verzweifelt an den Kopf.

Seitdem vertrugen sie sich ausgezeichnet, und Pschesina überraschte sie jetzt fast täglich mit kleinen Aufmerksamkeiten; er brachte ihr entweder Pralinen oder ein paar Blumen, und dann betrachtete er die Betty forschend und gespannt, ob sie sich wohl auch freue.

Und Betty freute sich aufrichtig, doch nicht bloß des jeweiligen Geschenkes wegen, sondern vor allem deshalb, daß jemand so liebevoll an sie dachte, und zwar allem Anschein nach so ganz ohne jeden Hintergedanken und ohne das zu wollen, was ja den meisten sonst gleich an den Augen abzulesen war. Sie freute sich um so mehr, als sie vom Leben bisher nicht gerade verwöhnt worden war. Soweit ihr Gedächtnis zurückreichte, hatte es bei ihr zu Hause immer Elend gegeben. Als ihr Vater endlich vom Krieg heil wiederkehrte, traf ihn wenige Monate später in den Wirren, die München heimsuchten, auf der Straße die Kugel eines Roten Dann kam die Inflation, die „eiserne Ration“, die der Vater hinterlassen hatte, die paar tausend Mark mühsam erspartes Geld schmolzen dahin, die Mutter rackerte sich ab von früh morgens bis tief in die Nacht hinein und verfiel zusehends, man sah schier nur mehr die großen ernsten Augen in ihrem abgemagerten Gesicht, und als die Zeit am härtesten wurde und die Not am größten, starb sie; sie starb an innerer Erschöpfung, ihr Herz war müde geworden. Und Betty, die damals fünfzehn Jahre alt war, wurde Biermädel.

Die Erinnerung an ihre düstere Kindheit lag auch heute noch manchmal wie ein Schatten über ihrem Gemüt. Und so lebensfroh sie in ihrem tiefsten Wesen auch war, so wagte sie nur selten, es nach außenhin zu zeigen, fast wie aus Angst, das Schicksal, das es mit ihr so wenig gut gemeint hatte, könnte ihr auch noch dies bißchen Freude mißgönnen. Aber zuweilen vergaß sie doch alles, und dann blitzten ihre schönen, braunen Augen schelmisch, und sie konnte so von ganzem Herzen lachen wie ein Kind, das weniger deshalb lacht, weil es eben etwas ganz besonders lustig oder komisch findet, sondern eigentlich nur aus reiner, unbändiger Verliebtheit ins Leben.

Sie war ein ausgesprochen schönes Mädel, das jedem sofort auffiel, und trug sie selbst die alles eher als sehr kleidsame schwarze Tracht der Kassiererinnen. Man liebte sie allgemein, jedoch nicht nur aus dem Grunde, weil es eine Herzensfreude war, sie zu betrachten, sondern auch wegen ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit, die etwas unnachahmlich Selbstverständliches an sich hatte; man fühlte gewissermaßen, wie es sie freute, freundlich zu allen zu sein. Und so verhielt es sich auch; es war ihr ein seelisches Bedürfnis, allen und jedem freundlich entgegenzukommen. Um so erstaunter war sie darum über sich selbst, als sie dieses Bedürfnis dem Schuller Franzl gegenüber gar nicht verspürte, ja es regte sich in ihr sogar etwas wie Angriffslust, die sich vornehmlich darin äußerte, daß sie sich ständig bemühte, ihn zu übersehen. Sie wollte es sich damals einreden — und glaubte es schließlich beinahe fest, daß er ihr unsympathisch sei. Aber als sie sich dabei ertappte, wie sich ihre Gedanken immer wieder mit ihm beschäftigten, begann sie darüber nachzugrübeln, was wohl daran schuld sein könne. Warum nur haßte sie ihn geradezu, wenn er zum Beispiel beim Sarnthaler erschien, die Mütze lächerlich schief am Ohr, den Oberkörper vorgebeugt und mit den Armen albern schlenkernd, und sich wie ein Hanswurst benahm? Über einen anderen, der sich so aufführen würde, hätte sie bestimmt gelacht oder wenigstens geschmunzelt; wieso denn ärgerte sie sich, wenn Schuller dies tat? Und je mehr sie darüber nachgrübelte, desto mehr und mehr fühlte sie, daß sie ihn liebte, ja daß sie ihn schon auf den ersten Blick geliebt hatte, nur sie hatte es sich nie eingestehen wollen und sich verzweifelt gewehrt gegen dieses Gefühl, das sie so weich machte und sogar irgendwie schlapp und das zudem noch von Tag zu Tag wuchs und sie innerlich völlig zu verwandeln drohte, ihr den inneren Frieden nahm und die seelische Ausgeglichenheit und überhaupt das Glück des wunschlosen und beschaulichen Lebensgenusses.

(Fortsetzung folgt.)

Hans-Horst Brachvogel:

Finnisches Abenteuer

Wir hatten damals — so erzählte unser Gastgeber an einem Abend, an dem wir alle irgendwelche merkwürdige Erlebnisse auskramten — wir hatten damals unser Lager in der Nähe des Imatrafalls. Die ganze Nacht über hörten wir das Rauschen des Wassers und das dumpfe Zusammenstoßen des Treibholzes auf dem Fluß und das Rascheln der Bäume. An einem Morgen waren wir angekommen nach einem mehrstündigen Nachtmarsch. Die Tage des Hochsommers sind in Finnland unerträglich heiß, und es war die Zeit der hellen Nächte. Wir hatten unsere Zelte dicht am Wasser aufgeschlagen, abseits von der Autostraße, die eine halbe Stunde entfernt oben entlangführte, und auf der Tag und Nacht die Autos dahinrasten und weißen Staub aufwirbelten, der grau auf Bäume und Sträucher herabfiel

Kein Mensch störte uns hier Wir blieben einen Tag und eine Nacht und wieder einen Tag. Schlafen, unsere Sachen ausbessern und waschen, baden, in der Sonne liegen und in dem kleinen, ganz ruhigen toten Arm des laut dahintosenden Stromes Krebse fangen, mehr taten wir nicht. Zwei von uns gingen Brot kaufen und Butter Man wollte kein Geld dafür Lebensmittel spielten hier keine Rolle

Aber am zweiten Abend, als die Sonne schon hinter den Wald gesunken war, machten wir uns auf, um zum Dorf zu gehen und den Imatra zu sehen. Zwei blieben bei den Zelten zurück, wir anderen bahnten uns einen Weg durch das dichte Unterholz, kletterten die steile Böschung hinauf und kamen auf die Autostraße Dann wandten wir uns nach rechts

Bis zu diesem Augenblick war unsere Wanderfahrt ohne Zwischenfälle, ohne besondere Ereignisse verlaufen. Sie hatte ihren Ablauf genommen, wie er festgelegt war in unseren Plänen

Eine Staubwolke näherte sich schnell. Wir drückten uns an den Rand der Straße. Aber plötzlich wurden wir aufmerksam Etwas schien nicht zu stimmen. Der Wagen fuhr unsicher, wie wenn er betrunken wäre. Wir sahen einen Mann am Steuer und ein buntes Frauenkleid, und ein Mädchen war aufgestanden, ein Schal flatterte. Zehn Schritte etwa noch entfernt hörten wir laute Stimmen, und es klang wie Schreien. Wir sahen Bewegung im Wagen

Es ging alles sehr schnell, wir konnten kaum folgen Eine Tür hatte sich geöffnet, das Mädchen war hinausgesprungen, mitten in voller Fahrt. Es schlug lang hin

Dann hörten wir jäh und scharf die Bremsen knirschen und das Reiben und Wundlaufen der Reifen auf dem rauhen Straßenbelag; Staub wirbelte hoch, der Wagen schleuderte und stand zehn Schritte hinter uns

Das Mädchen sprang schnell auf und wandte sich an uns. Knie und Ellenbogen bluteten, das Kleid war zerrissen und schmutzig. Sie sprach finnisch, und die Worte überstürzten sich. Wir konnten nicht finnisch.

„Do you speak english?“ fragte Rudolf endlich

„Oder deutsch?“ sagte ich.

Sie sah uns verständnislos an. „Boy-Scouts?“ sagte sie fragend, dann plapperte sie verzweifelt weiter. Plötzlich schwieg sie, noch mit gespannter Stimme Die Leute aus dem Wagen waren herangekommen. Sie sprachen auf sie ein, und einer wollte sie anfassen. Sie zuckte zusammen, Angst trat auf ihr Gesicht, und sie stellte sich zwischen uns

Wir standen stumm und ohne Verständnis da Der eine von den beiden Männern sprach wieder. Er schien zu erklären und zu beruhigen. Wir sahen, wie das Mädchen zögerte und überlegte. Ein Zögern, das sich nur in einem kaum merklichen Zittern der Glieder ausdrückte: hierhin oder dorthin?

Aber dann rief die Frau, die in dem Wagen zurückgeblieben war und die wir noch gar nicht beachtet hatten. Sie hatte eine schrille, gellende Stimme, eine dieser Stimmen, die einen mit einem plötzlichen Kältegefühl erstarren lassen Die Leute horchten auf, machten kurz kehrt, der eine tippte an seine Mütze, murmelte einen schwedischen Gruß, kurz darauf hörten wir das Anspringen des Motors

Rolf grinste ironisch (ironisch wurde er nur, wenn er sich hilflos fühlte). Das Mädchen stand gleichgültig da. Wir versuchten, uns durch Zeichen zu verständigen. Ob wir die Straße weitergehen sollten mit ihr „Imatra“, sagte Rudolf und wies mit der Hand in der Richtung, von der das Mädchen mit ihren Begleitern gekommen war, „Hotel“ (was gab es noch an internationalen Worten?) Sie schüttelte den Kopf und sagte etwas. Jedenfalls wollte sie bei uns bleiben Der Sprung aus dem Wagen schien keine Folgen gehabt zu haben Wir standen hilflos um sie herum. Das große Touristenhotel war gut eine Stunde entfernt

Schließlich machten wir uns auf den Rückweg Das Mädchen folgte uns Wir

halfen ihr den Abhang hinunter und durch den Wald, indem wir die Zweige zurückbogen und festhielten. Es war ein beschwerlicher Weg für eine Frau. Die zurückgebliebenen Freunde begrüßten uns erstaunt, aber wir konnten nicht viel erzählen.

Wir bauten unsere Zelte um. Ein kleines rundes Zelt aus drei Bahnen für unseren Gast und ein langes aus vier Bahnen für uns. Wir gaben ihr noch drei von unseren Decken, denn so warm die Tage waren, in den Nächten wurde es kalt.

Das Mädchen sah uns lächelnd zu, wie wir Schokolade kochten. Sie hatte ihr Kleid gesäubert, Strümpfe und Schuhe ausgezogen und das geronnene Blut von Knien und Ellenbogen gewaschen. Es schienen nur Abschürfungen zu sein.

Können Sie sich die Stimmung vorstellen?

Ein kleines flackerndes Feuer. Dämmerung, denn ganz dunkel wurde es in den hellen Nächten nicht. Das Rauschen eines wilden Stromes und das Brausen des Wasserfalls oberhalb. Bäume, die dicht herandrängen, und Wald, unberührter, unerforschter Wald stundenweit nach allen Seiten.

Und dazu ein unbekanntes Mädchen, das eine fremde Sprache spricht. Zwischen sieben jungen Menschen im Alter von sechzehn und zwanzig Jahren, Schülern noch und Studenten, ein Mädchen. Was ich sage, klingt nüchtern, aber wir waren damals berauscht, wir alle. Der Erzähler schwieg nachdenklich. Jeder fremde Mensch, fuhr er fort, ist ein Rätsel, in das zu vertiefen sich lohnt. Sie müssen sich die näheren Umstände dieser Begegnung überlegen und das Alter berücksichtigen, in dem wir damals standen. Jenes Alter, in dem das Leben so romantisch und hoffnungsvoll vor einem liegt. Das Mädchen war eine vollendete Schönheit. Es hatte eine wunderbare Offenheit und Reinheit in den Zügen, klare Augen, von wechselnder Farbe im unruhigen Licht, ein faszinierendes Minenspiel, Lächeln und Ernst und Worte, deren Klang wir hingegeben lauschten, und die wir doch nicht verstanden.

Es ergab sich von selbst, daß Rolf seine Geige holte und die Gitarren aus ihren Umhüllungen befreit wurden. Und dann sangen wir. Die Geige sang, klagte und jubelte, und die Klampfen klangen hinein, dröhnten in dumpfen Akkorden und flatterndem Geklimper. Das Mädchen stand mit hinter dem Rücken verschränkten Armen an einen Baum gelehnt, sie sah uns zu, wir sangen für sie. Wenn wir schwiegen, tobte der Fluß, säuselten die Wipfel des Waldes, drang die schemenhafte Dämmerung beängstigend heran an das flackernde Feuer.

Wir blieben sieben Tage dort, obwohl wir schon am nächsten Tag hatten aufbrechen wollen. Schon am ersten Morgen sahen wir das Mädchen baden, wie sie Gott geschaffen hatte. Unbefangen tummelte sie sich im Wasser und jubelte uns entgegen. Sie hatte eine reine, helle Stimme.

Wir kamen uns näher. Der Sprachführer half und der gute Wille. Sie konnte auch ein wenig Deutsch, wie sich herausstellte, ganz wenig nur.

„Helsinki", sagte sie einmal. „Helsinki ich", sie wies mit dem Zeigefinger auf sich und dann mit fragenden Augen auf uns.

„Königsberg", sagte Rolf. Sie nickte verstehend und sagte „Königsberg" und lächelte.

„Wo Eltern?" fragte Rolf. Sie blickte verständnislos, und er zeigte ihr die Übersetzung im Sprachführer. Sie sah lange hinein und wurde ernst. „Suomi", sagte sie dann, „Suomi" und beschrieb mit dem Arm einen weiten, traurigen Kreis, traumverloren blickte sie an uns vorbei, nahm jäh und erschreckend das kleine Buch und blätterte hastig darin. Wir verharrten gespannt, aber sie hielt bald enttäuscht inne. Dann stand sie auf und ging.

Das war alles, was wir von ihr erfuhren, und dabei blieb es auch. Sie lachte und jubelte, spielte und tummelte sich mit uns, aber wenn wir fragten, wurde sie still. Jeden Morgen weckte sie uns durch ihr helles Rufen und half uns das Essen zubereiten und Krebse fangen und angeln, sie begleitete uns zum nächsten Bauerngehöft, wo wir Brot holten und Butter und Milch. Wir machten lange Streifzüge an den Ufern des Flusses entlang und badeten im toten Arm und lagen still und sinnend in der Sonne oder spielten lachend und scherzend auf der Sandbank. Nur selten suchte sie die Einsamkeit und blieb für Stunden verschwunden.

Aber es konnte nicht immer so gehen. Wir wollten weiter, hatten Pläne, waren keine Cook-Touristen, sondern deutsche Jungen mit einer genau ausbalanzierten Reisekasse und einem festen Programm. Wir Älteren hatten Verantwortung den Jüngeren gegenüber, und Verantwortung geht vor Gefühl. Eines Tages rüsteten wir zum Aufbruch und packten unsere Tornister.

„Mitkommen?" fragte Rolf die still danebenstehende Unbekannte.

Sie lächelte und verstand nicht.

Er machte die Bewegung des Marschierens. „Fort, weiter", sagte er und wies nach Osten.

Sie lächelte wieder und ging an den Fluß.

„Nehmen wir sie bis zum Hotel mit", sagte Rolf. „Dort müssen wir uns dann verständigen."

„Ja" sagte ich. „Immer geht das ja nicht so."

„Leider."

„Würdest du sie mitnehmen?" fragte ich verlegen. „Ich meine nach drüben, wenn du die Möglichkeit dazu hättest?"

„Unsinn!" sagte er. Aber ich kannte ihn zu gut und sah ihm an, daß er nachsann und grübelte.

„Was die Sprache doch macht", sagte Rolf später. „Man möchte erzählen, fragen, so viel"

„Und man kommt nicht weiter, erfährt nichts, weiß nichts, man kann nur nachdenken, erwägen und hat doch nichts, worauf man aufbauen kann. Nichts."

„Was mag sie wohl von uns denken?"

„Keine Ahnung. Aus Frauen wird man häufig nicht schlau", sagte ich weise, und Rolf lächelte.

Als wir uns am nächsten Morgen in aller Frühe erhoben, war das Zelt neben uns leer. An diese Mög-

lichkeit hatten wir nicht gedacht. Kleider und Schuhe, die ganze Zeit über nicht getragen, waren auch fort.

„Weg", sagte Rolf und stellte fest: „Mit Überlegung."

„Verirren kann sie sich nicht."

„Nein, flußaufwärts kommt sie nach Imatra, flußabwärts kommt sie alleine nicht weiter, sie kann also nur auf die Autostraße kommen."

Wir blieben dennoch einen halben Tag da und suchten die Umgebung des Lagers ab und riefen und schrieen. Wir machten uns Sorgen, und wir fühlten alle, daß das Bild dieses Mädchens uns noch begleiten würde. Es gibt Menschen, die man nicht vergißt.

Mittags brachen wir die Zelte ab, schnallten die Bahnen und Decken auf die Tornister und zogen los. Wieder durch den Wald zur Straße und dann weiter.

„Das Hotel war früher ein Spielschloß", sagte Rolf unmotiviert. „Es liegt hoch oben direkt über dem Imatrafall."

„Ja", sagte ich.

„Man sagt, die Leute, die dort alles verspielt hatten, stürzten sich von oben ins Wasser."

„Wurden sicher in Stücke zerrissen", sagte ich

„Oder vom Treibholz zerquetscht"

Die Sonne stand hoch, und Autos rasten vorbei, und Staub klebte an den Gesichtern und drang durch die Kleider. Der Tornister drückte, der Körper bewegte sich immer mechanischer, und die Gedanken schweiften weiter und weiter

„Das war noch, als Finnland russisch war. Ein reicher Russe ist dann mal lebend rausgekommen, ein paar Kilometer unterhalb. Der hat genug gehabt von Selbstmord", setzte Rolf unvermittelt das kurze unterbrochene Gespräch fort.

„Ja", sagte ich träge, und meine Gedanken waren weit fort und waren plötzlich hier bei dem Spielschloß und bei den toten Glücksrittern und . . . „Meinst du", fragte ich erschrocken, „meinst du, daß sie — nein, das glaube ich nicht." Rolf starrte trübe vor sich hin. „Kein Woher", murmelte er, „kein Wohin —." Nach einer Stunde kamen wir zum Hotel, von dem wir gesprochen hatten. Der Empfangschef war Deutscher. Wir fragten nach dem Mädchen im blauen Kleid. „Ja, die Dame war hier", erklärte er erstaunt. „Sie fuhr vor einer Woche mit Freunden weiter und kam heute früh allein zurück, gab Auftrag, ihr Gepäck, das zum größten Teil hiergeblieben war, nach Helsingfors aufzugeben, und ist mit dem Autobus fortgefahren, um an einer Touristenfahrt durch die Mankala-Stromschnellen teilzunehmen."

„Danke", sagten wir, versuchten etwas Näheres zu erfahren, hatten keinen Erfolg, unterhielten uns noch und sagten „Guten Abend"

Eine Woche lang zogen wir nach Norden. In den Nächten marschierten wir, denn die Zeit war knapp geworden, und wir wollten vorwärtskommen. So bevorzugten wir die Straßen. Dann rasten wieder die Wagen an uns vorbei und hüllten uns in Staubwolken, und Menschen gröhlten betrunken oder riefen uns an.

Punkaharju ist ein schmaler, kilometerlanger Landstreifen zwischen den Seen. Dort verließen wir die Straßen und verirrten uns in dem unendlichen, unberührten finnischen Wald und zwischen den unzähligen Seen, die einen immer wieder zu Umwegen nötigen. Wissen Sie, daß es fast nur Autokarten von Finnland gibt? Wir irrten lange umher, keine Menschen, keine Siedlung, nur Wälder und Seen. Wir hatten uns nicht mehr viel zu erzählen und unsere Gedanken waren häufig bei dem unbekannten Mädchen Wir hatten schon alle Möglichkeiten einer Erklärung ihres plötzlichen Hineinschneiens in unseren Kreis erwogen, fast alle, doch immer wieder brachte jemand das Gespräch auf sie und sagte: „Oder vielleicht so —", und einer fragte: „Ob die Männer Schweden waren, der eine grüßte schwedisch", ohne daran zu denken, daß dies überhaupt ein zweisprachiges Land war Ein anderer: „Ob die Frau im Wagen ihre Mutter war?" Wir hatten viel Zeit zum Denken, viel Zeit, leider, und wir

hatten uns ganz übel verirrt, so daß unsere Pläne Einschränkungen erfahren mußten.

Nun, wir verhungerten nicht ganz und fanden wieder zurück, fuhren noch eine Woche auf winzigen zweistöckigen Dampfern über die Seen, lagen ein paar Tage in Nyslott und kamen nach Helsingfors, wo wir Freunde trafen, die mit einem Zellulosedampfer von Danzig gekommen waren, um hinauf nach Lappland zu ziehen.

„Wir wollen dort oben Enten schießen", sagte der Danziger. „Und Bären soll es da noch geben. Habt ihr übrigens noch eine Stromschnellenfahrt gemacht?"

„Ja, wieso?"

„Wir können's nicht mehr. Habt ihr nicht gehört? Vor etwa zwei Wochen sind zwei Touristenboote an aufeinanderfolgenden Tagen mit je sechzehn Passagieren gekentert, und die Hälfte ist ertrunken. Es war zuviel Treibholz auf dem Fluß. Daraufhin ist die ganze Sache verboten worden.

„Mankala-Stromschnellen?" fragte ich erschrocken.

„Mankala-Stromschnellen?" fragte Rolf und sah mich an. „Dort wollte sie doch hin?" Ich nickte. „Möglich, daß sie dabei war", sagte ich. „Auch die Zeit stimmt."

Es war der letzte Tag vor der Heimreise. Unsere Sachen waren schon auf dem Dampfer, für lange Zeit der letzte Holzdampfer, der hinüberfuhr. Am Nachmittag hatten wir die beiden Denkmäler der für die Befreiung ihres Vaterlandes gefallenen finnischen Soldaten und ihrer deutschen Bundesgenossen besucht, hatten gesungen und Kränze niedergelegt.

Jetzt standen wir alle oben auf der Promenade von Helsingfors, sahen unter uns den Hafen, links die in der Sonne glänzenden Kuppeln der russischen Kirche und rechts die unzähligen Schären, die sich bis an den Horizont hinausziehen in die See, die bunten Sommerhäuschen auf den größeren, und weiße Segel der Boote dazwischen und Rauchfahnen der Schiffe. Plötzlich stand ein Herr neben uns, begann ein Gespräch — er sprach gut deutsch — und lud uns schließlich in eine große Konditorei ein. Dort erklärte er uns, daß er seine Tochter gerne nach Deutschland schicken möchte. Sie solle dort Musik studieren und solle vor allem in eine neue Umgebung kommen, sie habe hier viel Schweres erlebt. Ob wir ihr drüben ein wenig behilflich sein wollten. Es sei gut, wenn sie dort in einem fremden Land unter fremden Menschen jemanden habe, an den sie sich halten könne. Wir erklärten uns gerne bereit.

„Es ist übrigens nicht Zufall, daß ich mich gerade an Sie wende", erklärte er dann. „Sie kennen meine Tochter schon. Wir wohnen an dem Platz mit den Gefallenen-Gedenksteinen. Dort sahen wir Sie, und ich ging Ihnen nach." Er lächelte, als er unsere plötzliche Aufgeregtheit bemerkte. „Ich sehe, Sie wissen schon, wer meine Tochter ist", fuhr er fort. „Sie hat mir von Ihnen erzählt. Und Sie wollen sicher Näheres über jene eigentümliche Geschichte wissen. Nun, sie ist lang und für einen Außenstehenden nicht ganz leicht zu verstehen. Sie sind auch noch sehr jung. Die Frau damals in dem Wagen war meine Frau. Wir sind seit einem Jahr geschieden — vor ein paar Wochen tauchte sie hier auf und brachte meine Tochter dazu, mit ihr zusammen fortzufahren, indem sie ihr einige vollständig erfundene Geschichten über mich erzählte Der Grund war: Meine Tochter ist vermögend, und ihre Mutter hatte einen jungen Schweden gefunden, der ihr den Hof machen sollte, um sie dann zu heiraten. Das alles merkte meine Tochter erst in dem Hotel am Imatra, als infolge einiger unvorsichtiger Bemerkungen ihrer Mutter das ganze Kartenhaus zusammenbrach. Jetzt wollte man sie — einen harmlosen Autoausflug vortäuschend aus Finnland rausbringen, um sie gefügiger zu machen. Als sie das merkte, sprang sie aus dem Wagen und Ihnen gewissermaßen direkt in die Arme."

Er blickte auf. „Da kommt sie übrigens selbst", agte er. Wir sprangen alle auf. Da war sie. Aber jetzt ganz städtisch und ganz Dame. „Guten Tag", sagte sie und reichte jedem die Hand. „Sie hat schon begonnen, Ihre Sprache zu lernen", sagte der Vater. „Ja", lächelte sie. „Wie geht es Ihnen? Mir geht es gut. Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Deutschland ist ein schönes Land" Wir mußten alle lachen, und sie sah uns verblüfft an.

Am nächsten Tag stand sie am Kai, und wir standen auf dem Dampfer und winkten noch, als wirklich gar nichts mehr zu sehen war. —

Der Erzähler schwieg. Ob sie denn nun wirklich hierher gekommen sei, erkundigten wir uns gespannt.

Nicht nur das, antwortete er. Als sie zurückfuhr, nahm sie sogar einen von uns mit. Rolf hat sie geheiratet. Er trat nach Beendigung seines Studiums in das Geschäft ihres Vaters ein und leitet es seit einem Jahre selbst. Sie sind sehr glücklich.

Heldisches Lied

**Einer geht und ist der Held,
und die andern folgen gern,
schreiten mit ihm durch das Feld,
streiten unterm gleichen Stern,**

**folgen in die Ewigkeit,
fragen nicht nach Leid und Tod,
denn sein Wort ist ihre Zeit,
seine Taten sind ihr Brot.**

**Einer geht und ist der Held,
seines Volkes Herr und Knecht,
und wie er die Fahne hält,
werden Schwur und Fluch zum Recht,**

**und er spricht es in die Zeit,
ehern wie ein Gottgebot,
und es flieht vor ihm das Leid,
und es stirbt an ihm der Tod.**

Herbert Böhme.



WOLFGANG FEDERAU:

Das Lächeln im Spiegel

„Meine größte Enttäuschung?" meinte Seydlitz und schob die Karten beiseite — nein, er wollte nicht mehr spielen, keiner mochte mehr spielen, es war wieder einmal der Augenblick gekommen, wo man sich mit der Vergangenheit beschäftigte und mit allem, was jedem durch Jahre das Leben so schwer gemacht hatte. — „Das war damals, in den schlimmen Jahren nach dem Kriege. Als man mich entließ, weil für unsereinen keine Verwendung war, weil man uns nicht mehr brauchte."

„Olle Kamellen", brummte Brede. „Wenn du darauf herumreiten willst... Haben ja alle das gleiche mitgemacht. Wir alle, die wir Offiziere gewesen sind, Soldaten also und nicht mehr. Der eine..."

„Nein, ich meine nicht das", unterbrach ihn Seydlitz. „Ich wollte nicht davon sprechen, wie ich und wie viele, viele Tausende gleich mir heimkamen und nun versuchten, in einer traurig geänderten Welt sich einen Lebensraum zu erkämpfen. Aber jenen Bemühungen verdanke ich viel neue Erkenntnisse, viel Wissen um die Menschen und ihre Tugenden und ihre Schwächen. Und auch jene große Enttäuschung, von der ich sprechen wollte."

„Los, los", drängten die anderen, die immer scharf waren auf gute Geschichten, auf Geschichten aus dem Leben, nicht auf solchen Kram, wie ihn sich die berufsmäßigen Bücherschreiber in ihrer Stube ausdenken, und denen man so oft anmerkt, daß sie mit dem wirklichen Leben nicht allzu viel zu tun haben.

„Ich hatte", sagte Seydlitz, „mich bei vielen Stellen bemüht und vergeblich bemüht. Ich reiste herum, mit meinem Abiturientenzeugnis und mit meinem Offizierspatent, und ich stellte fest, daß damit nicht allzu viel zu machen war. Ich glaube, ich war nicht wendig genug für die Menschheit jener Zeit, nicht... nicht beweglich und skrupellos genug. Aber dann fand ich doch etwas, wo man Leute wie mich brauchen konnte. Es hatte sich da so eine Bewachungsgesellschaft aufgetan, so ein Unternehmen, das nicht nur Häuser und Geschäfte bewachte, keine Wach- und Schließgesellschaft im eigentlichen Sinne, sondern eine, die alleinstehende und etwas ängstliche Menschen abends durch ihre Angestellten zum Theater brachte und zum Konzert, sie nachher abholen ließ und sie sicher zu ihren oft etwas abgelegenen Wohnungen brachte. Auch Frauen, ja, deren Männer allzusehr mit Geldverdienen beschäftigt waren, als daß sie ihre kostbare Zeit mit dem Besuch von Theatern und Konzerten hätten vergeuden können. Manche hatten Autos, die brauchten solche Bewachung natürlich nicht — oder nein, auch unter ihnen fanden sich Kunden, die ihren Wagen nutzbringender verwerteten. Auch zum Geldverdienen, ja..."

„Und da fanden Sie eine Stellung?" fragte einer.

„Ja — da fand ich eine Stellung", nickte Seydlitz. „Als Begleiter, als vertraglich zugewiesener Beschützer. Ich war groß, stark, ich vermochte mit der Waffe umzugehen, ich war Offizier gewesen, also würde ich wohl in der Lage sein, eine halbwegs gebildete Unterhaltung zu führen. Man nahm mich — man nahm mich mit Kußhand. Die Bezahlung war jämmerlich, aber immerhin: wenn man so lange vergeblich gesucht hat, ist man nicht wählerisch.

Ich habe viele und amüsante, auch nachdenkliche Erlebnisse gehabt in dieser Stellung. Aber dann kam eine Sache, und... ja, davon wollte ich reden.

Also da war ein Kaufmann oder ein Bankier oder so etwas — der Teufel mag's wissen. Er hatte eine ganz nette Villa am Rande der Stadt, in einer Vorortgemeinde. Nichts Überwältigendes, er war also noch nicht der richtige Inflationsgewinnler. Hatte auch kein Auto, so weit hatte er es noch nicht gebracht. Seine Frau war eine Theaterenthusiastin, und sie liebte Musik leidenschaftlich — sagte sie zu mir. Und warum sollte ich daran zweifeln? Ich mußte sie abholen, drei oder gar viermal in der Woche, es gab keine Verbindungen von dem Vorort nach der Innenstadt, abgesehen von der Straßenbahn, die sie haßte, weil ihr darin immer ein bißchen schlecht wurde. Und eine Autotaxe mochte sie auch nicht nehmen — warum, das habe ich nicht in Erfahrung bringen können, zuerst. Später hörte ich, sie hätte einmal einen Autounfall gehabt, und seitdem.. na, bei einem sensiblen Frauenzimmer, das sie war, kann man verstehen, daß sie seit dem Unfall an gewissen Hemmungen litt, vor jedem Kraftwagen.

Ich habe sie zum Theater gebracht, viele Wochen, und ich habe sie nach dem Theater, eine knappe Stunde später, aus einem in der Nähe gelegenen Café

H U M O R



„Wissen S', Frau Nachbarin, wann i dera Person amal sagen derfat, was i wirkli von ihr denk, nacha kunnt i's no net amal sag'n! Denn so etwas Schiaches kann i ja no net amal denken!"

*

Pellers haben Besuch bekommen. Onkel und Tante.

Beim Abendessen sagt Peller: „Onkel, soll ich dir noch ein wenig die Stadt zeigen?"

„Aber es regnet doch!" wendet die Tante ein.

„Ach", sagt darauf Frau Peller, „die Stammkneipe ist ja gleich gegenüber!"

*

„Na, Kurtchen, wie gefällt es dir denn in der Schule?"

„Och — eigentlich gar nicht, Onkel! Den ganzen Tag muß ich da Sachen lernen, die ich überhaupt nicht kenne!"

*

Egon blickte träumerisch über das Wasser: „Hinausschwimmen müßte man auf das Meer, immer weiter, immer weiter . . ."

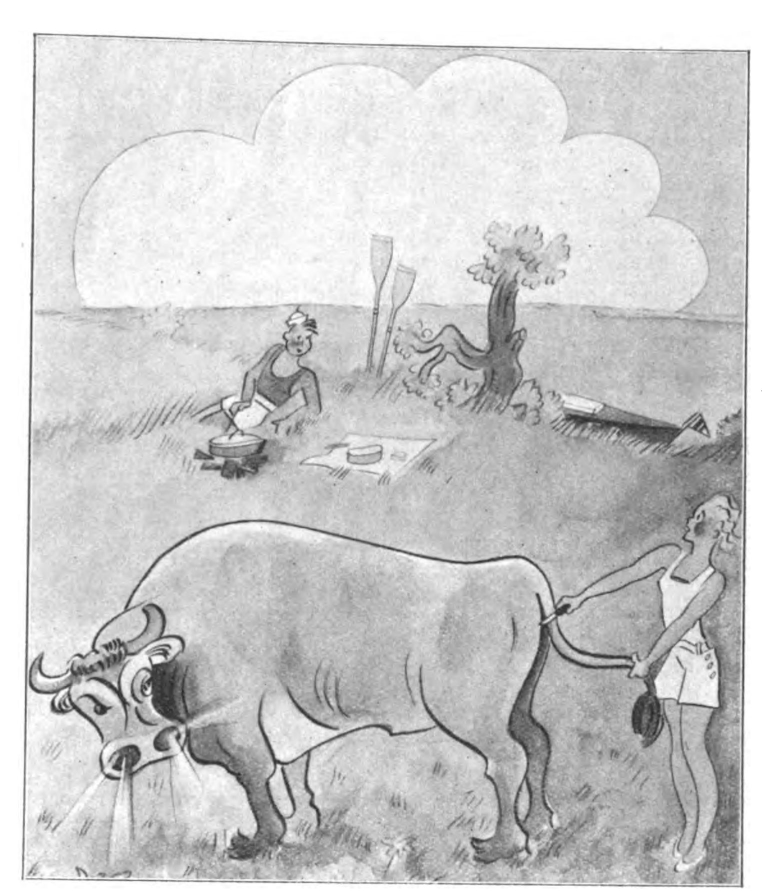
„Ja, ja", meinte Ella und erhob sich, „wollen wir?"

Seufzte Egon: „Ich kann leider nicht schwimmen!"

*

„Sag' mal, August, findest du es eigentlich unrecht, mit einem Mädchen auszugehen und gar kein Geld für sie auszugeben?"

„Nee, Oskar, unrecht nicht — aber furchtbar schwer!"



„Wieviel muß ich denn für die Ochsenschwanzsuppe abschneiden?"

Zeichnung von M Bauer

„Wer von euch kann mir sagen, woraus die Zähne der Elefanten bestehen? Nun, Fritz?"

„Früher war es Elfenbein, Herr Lehrer! Aber jetzt ist es meistens bloß Zelluloid!"

*

„Ich begreife Sie nicht, Herr Lehmann! Wie können Sie bloß immer mit Ihrer Frau in Nachtlokale gehen!"

„Tja, was soll ich machen, Herr Krause! Das ist das einzige, was noch offen ist, wenn sie endlich ihre Toilette beendet hat!"

*

„Also, i sag Eahna, Frau Pamperl, mei Mann is Eahna scho wirkli a Glückskind! Stell'n S' Eahna vor, gestern is er von an Auto überfahr'n word'n! Und was moanen S'?! Pfei'grad vis-à vis vom Krankenhaus!"

*

Max fuhr mit Emma in einem Boot hinaus auf die See.

„Emma" sagte Max und legte die Ruder beiseite, „jetzt sind wir ganz allein!"

„Ja", meinte Emma und langte unter die Ruderbank, „nur gut, daß ich das Koffergrammophon mitgenommen habe!"

*

Der Dichter las aus seinem neuen Roman vor: „Edgar steckte beide Hände fest in die Taschen und knöpfte seinen Mantel bis zum Kragen hinauf zu, ehe er in die kalte Nacht hinaustrat . . ."

„Jaja", nickte ein Zuhörer sinnend, „das ist gar nicht so einfach, wie es klingt."

abholen müssen, wo sie eine Tasse Tee zu trinken pflegte, um sich von dem anstrengenden Kunstgenuß zu erholen. Sie war gar nicht stolz und hochmütig und eingebildet, wirklich nicht. Sie ging mit mir, einem simplen Angestellten einer Bewachungsgesellschaft, so um, als wäre ich ihresgleichen, und das fand ich nett. Vielleicht hat sie vorher Erkundigungen bei meinem Chef eingezogen, vielleicht war sie auch wirklich so, wie sie sich gab. Ich ging gern mit ihr nach Hause, es war ein angenehmer Dienst für mich, sie sprach klug und temperamentvoll über viele Dinge, die auch mich interessierten, sie hatte ein ganz vernünftiges Urteil und gesunden Menschenverstand. Manchmal sah ich sie an, unauffällig und von der Seite, im Licht irgendeiner Straßenlaterne. Und dann fand ich, sie sehe gut aus, obgleich sie keineswegs das war, was man hübsch zu nennen pflegt. Sie war schlank, fast ein bißchen zu schlank, ein zartes und gebrechliches Figürchen. Aber sie hatte, wie gesagt, Temperament, sie hatte sehr große und immer ein wenig erstaunte Augen; sie hatte auch einen etwas groß geratenen Mund, aber er war wundervoll geschwungen, ein wahrer Bogen Cupidos. Und ihr bewegtes Mienenspiel fesselte mich immer wieder."

„Mit anderen Worten: verliebt", bellte Brede.

„Ein bißchen vielleicht", lächelte Seydlitz. „Es war nicht erstaunlich. Das Gegenteil wäre verwunderlich gewesen. Wenn man viermal wöchentlich mit einer immerhin reizvollen Frau durch die nachtdunklen Straßen wandert, ihrem Geplauder lauscht, leise Worte mit ihr wechselt, ihre warme Nähe spürt, dann muß man anders geartet sein, als ich es war, als ich es bin, um gänzlich unberührt und kalt zu bleiben. Aber ich hatte mich gut an der Kandare, ich ließ mir nichts anmerken, ich war zufrieden, mit ihr den abendlichen Weg zurücklegen zu dürfen. Bis . . ."

„Aha", hieß es aus dem Kreise der Zuhörer.

„Gar nicht aha", wehrte Seydlitz ab. „Was Sie denken, meine Herren, das ist nicht. Es war nämlich so: Einmal, bei dem Weg durch den großen und nachtschwarzen Park, den wir immer passieren mußten, nahm sie plötzlich meinen Arm, schmiegte sich eng an mich und sagte zitternd: „Ich habe Angst. Ich habe eine so entsetzliche Angst."

„Aber Unsinn, gnädige Frau", versuchte ich sie zu beruhigen. „Ist doch wirklich kein Grund dazu in meiner Begleitung. Ich werde mit sechsen fertig, wenn es drauf ankommt. Und dann habe ich doch noch eine Waffe bei mir — was soll da schon geschehen?"

„Aber es ist nicht das", stotterte sie und ließ meinen Arm nicht los dabei. „Ich habe nicht Angst, daß wir überfallen werden. Ich habe Angst vor dem Nachhausekommen . . . vor meinem Mann, ja."

Ja, und dann erzählte sie. Von diesem ihrem Mann. Ich hatte ihn bisher nur ein- oder zweimal gesehen, und auch das bloß flüchtig, wenn meine Schutzbefohlene nicht fertig war und ich unten in der Halle warten mußte. Er schien mir nicht so geartet zu sein, daß man

vor ihm Angst haben könnte. Ein sehr adrett aussehender Mann, gut zwanzig Jahre älter als seine Frau. Aber er sah jünger aus, auf den ersten Blick, weil er sehr schlank war, sich sehr gerade hielt, und sein Gesicht peinlich glatt rasiert war. Und nun sagte mir die Frau, er leide an einer wahrhaft krankhaften Eifersucht. „Gewiß liebt er mich“, meinte sie, „aber seine Liebe macht ihn wild. Er ... ach, ich kann Ihnen nicht erzählen, was er mir schon alles angetan hat, wie er mich beschimpft und bedroht hat, wenn er glaubte, ich habe einem anderen auch nur einen Blick geschenkt. Und das wird schlimmer von Woche zu Woche, es ist schon direkt manisch.“

Ich hatte viel Mühe, ihr gut zuzureden — sie war ganz außer der Reihe, wie man so sagt, und ich fühlte durch meine dicke Joppe hindurch, wie sie zitterte. Doch endlich hatte ich sie einigermaßen beruhigt, und als wir ihrem Hause nahe waren, da konnte sie schon wieder lächeln. Sie gab mir den Hausschlüssel und ich öffnete, wie immer. Aber da stand im Flur nun der Mann, als habe er gewartet auf diesen Augenblick, er lächelte mir zu, und bei Gott, ich habe nie ein so schreckliches Lächeln gesehen. „Kommen Sie nur näher, auf einen Augenblick“, meinte er. „Sie werden gewiß ermüdet sein, angenehm ermüdet, nach diesem anstrengenden . . Dienst.“ Er sagte das alles mit einer gewissen Betonung, die mich beunruhigte. „Nanu?“ dachte ich, „was wird nun kommen?“

Ich trat ein, denn schließlich, was sollte ich machen? Und außerdem dachte ich, es wäre nicht zu verantworten, die Frau in diesem Augenblick mit ihrem Mann allein zu lassen. Sie sagte nichts. Sie ließ sich von mir den Pelz abnehmen und trat vor den Spiegel. Ich erblickte ihr Spiegelbild, sehr blaß war ihr Gesicht, aber es war wohl immer blaß. Sie schien mir ruhiger zu sein, als vorher im Park.

Der Mann forderte mich auf, Platz zu nehmen Goß mir ein Glas Wein ein. „Es wird Sie erwärmen“, meinte er. Ich trank, aber kaum, daß der Wein, ein sehr süßer und würziger Wein, meine Lippen benetzt hatte, fing der Herr an.

„Wie war's denn im Theater?“ fragte er und zog die wenigen Worte auf eine gräßliche Art durch die Zähne, so daß er viele Sekunden brauchte, um sie auszusprechen.

„Wundervoll“, erwiderte seine Frau und begann auch gleich zu erzählen.

„So“, sagte der Mann, der eine gute Weile ihrem Erguß aufmerksam zugehört hatte. „Und weiter . . . weiter weißt du nichts zu erzählen?“

„Weiter?“ wunderte sich die Frau. „Ich wüßte nicht . .“

„So, du wüßtest nicht“, fuhr der Mann fort, und der Hohn, der jetzt in seiner Stimme lag, ließ mich beunruhigt auffahren. „Und daß die Vorstellung gleich nach dem ersten Akt abgebrochen werden mußte, weil der Schauspieler Nisserland plötzlich auf der Bühne am Herzschlag verschieden ist, das . . das ist dir entgangen? Es . . . es wurde im Rundfunk durchgegeben, vor etwa einer Stunde.“

Ich sah das Antlitz der Frau im Spiegel — durch den Spiegel hindurch blickte sie mich an. Ihr Gesicht war völlig unbewegt, noch immer sehr bleich. Und dann ... dann lächelte sie.

„Du schweigst“, fuhr der Mann fort. „Natürlich schweigst du.“

Ja, dachte ich, was soll sie tun. — Schweigen ist das Beste. Dieser Mann hier, er ist krank vor Eifersucht, vielleicht ist das das einzige Mittel, mit ihm fertig zu werden. Sie wird es ausprobiert haben. Das mit dem Nisserland, das ist natürlich nur ein „Auf-den-Strauch-schlagen“ von ihm und ein ziemlich törichter Einfall.

Ja, das dachte ich, und dachte es noch, als mich der Mann mit glühenden Augen ansah und mit einer vor Erregung stammelnden Stimme sagte: „Nun — dann sprechen Sie. Dann sagen Sie mir, wo Sie gewesen sind mit meiner Frau. Glauben Sie wirklich, ich wäre so dumm, nicht zu merken, daß die Dienste, die Sie meiner Frau erweisen, anderer Art sind als jene, für welche Sie von Ihrem Brotgeber verpflichtet sind?“

Ich sah in seine Augen, ich sah tief in ihnen den Wunsch, ich möchte gestehen — es wäre dann alles noch wieder einzurenken, es wäre dann alles gut, besser jedenfalls, als die qualvolle Ungewißheit, die den Mann auffraß. Aber was sollte ich gestehen, wo nichts zu gestehen war? Und dann — ich konnte doch nicht lügen, nur um der bettelnden Augen des Mannes willen, der Gewißheit haben wollte, Klarheit. Denn da war die Frau.

„Das ist alles Unsinn, mein Herr“, sagte ich, „ich habe Ihre Gattin wie immer vom Theater abgeholt — wir sind hierher gegangen, und es ist nichts geschehen, heute nicht und niemals, zwischen uns beiden, das über den Rahmen des Schicklichen, über den Rahmen auch meines Auftrags nur, hinausginge.“

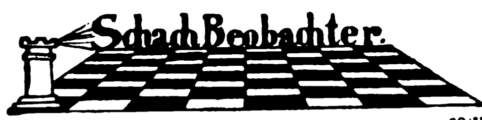
Das sagte ich, ja, und dann . . dann sah ich, wie das Lächeln im Spiegelbild der Frau plötzlich zerbrach. Ich begriff den Grund nicht, wußte mir nicht zu erklären. Damals noch nicht.

„Es ist gut“, sagte der Herr nach einer kurzen Pause. „Sie waren einmal Offizier, habe ich mir sagen lassen, und ich will Ihnen glauben. Ich muß Ihnen glauben. Gehen Sie . . . bitte, gehen Sie . . .“

Ich ging. Die Frau sah mich nicht an. Sie dankte nicht, als ich ihr eine gute Nacht bot.

„Eine verpaßte Gelegenheit also“, meckerte Brede in die entstehende Stille hinein.

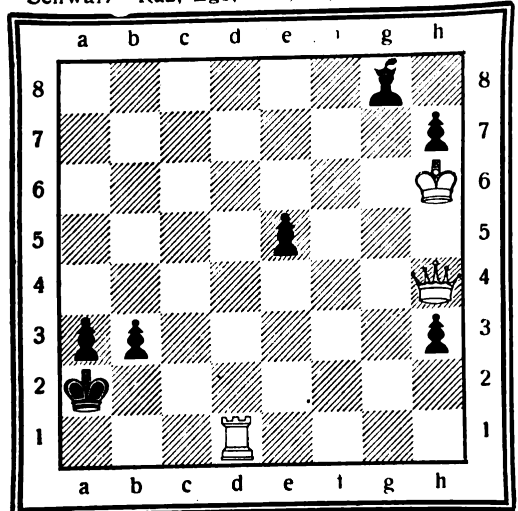
„Eine Enttäuschung — die größte Enttäuschung meines Lebens“, erwiderte Seydlitz. „Ich habe die Frau sehr geachtet, ich habe sie beinahe geliebt, und . . . ja, am anderen Morgen las ich in der Zeitung, daß ihr Mann die Wahrheit gesagt hatte. Die Vorstellung war tatsächlich abgebrochen worden, nach dem ersten Akt, wegen des plötzlichen Todes von Nisserland. Und . . . ja, und erst drei Stunden später habe ich sie aus dem Café abgeholt, die Frau. Wie immer . . wie immer . . .“



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Josef Nikolai, Gelsenkirchen
Schwarz: Ka2, Lg8, Ba3, b3, e5, h3, h7 (7).



Weiß: Kh6, Dh4, Td1 (3).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 29

Zweizüger von Fritz Rauch, Öhringen.
Weiß: Kf1, Dc3, Lb5, Lc1, Sd3, Bc6, g4 (7).
Schwarz: Ke4, Df8, Ld5, Se8, Bc4, c7, e5, e6, f2, g6, g7 (11).
1. Lc1–g5, c4:d3; 2. D:d3‡. 1. . . ., Df3; 2. Sc5‡.
1. . . .. L:c6; 2. L:c6‡. 1. . . .. Kf3; 2. S:f2‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; A. Hinrichs, Naumburg. E. Göhring, Radebeul; A. Brückner. Stollberg; Ch Steffen, Stuttgart; J. Herwig, Gotha: H. J. Lenz, Ober-Mockstadt; C Pasch, Osnabrück; H. Schmidt, Rodheim; R Gläser, Waldenburg; O. Behncke, Cuxhaven; R. Schiffmann Mülheim a d. Mosel; C. v. Below, Bln.-Neukölln; W. Stumpf, Großzimmern; Hanne Medteus, Berlin; P. Antweiler, Köln-Merheim; J. Diehl. Oberschmitten; H. Baier, Nürnberg; K. Neupert, Gera; K. H. Horn. Hoyerswerda; G. Hoffmann, Karlsruhe; P. Marhold, Kassel, Adele Berkhan, Herzberg-H.: G. Michael, Bln.-Neukölln; E. Heuser, Frankfurt a. M.; H. Theis, Oederau; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr. J. Krug, Dresden; A. Ziegler, Kelbra; L. Hohensee, Berlin; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Christa Wrede, Diepholz; Th Menke, Hamm; O. Hoffmann, Hamburg; W. Stumpf, Gr. Zimmern; M. Nethen. München; H. Schneider, Regensburg; Pfr. Klein, Setzingen; K. Westermann, Bremen; H. Dühmert, Berlin; G. Peipers, Eckardtsheim; Dr. F. Zint, Saarbrücken; W. Brunken. Oldenburg; H. Fischer, Ebingen; W. Schnell. Bln.-Schlachtensee; K. Roß, Hamburg; E. Lehmann. Reutlingen; C. Weinrich. Syke; Ch. Ellrich, Spangenberg; K. Boerner, Chemnitz; Erika Schupp, Wiesbaden; H. Paul, Schlitz; L. Schlobach, Rochlitz: L. Sinn. Krefeld; H. Mailänder. Rahlstedt.

Die Aufgabe in Folge 31 zieht der Komponist wegen Nebenlösung zurück. In Folge 33 soll die Df2 den König darstellen.

Aus dem Schach-Olympia München 1936

Sizilianisch

Weiß: H. v. Felderhof, Holland — Schwarz: Engels, Deutschland

1. e2—e4	c7—c5	15. f2—f4	Dd8—c8	29. Lc4—d3	h5—h4
2. Sg1—f3	d7—d6	16. h2—h3	Sf6—d7[1]	30. f4—f5	g6—g5
3. d2—d4	c5:d4	17. b2—b3[2]	a4:b3	31. Dd4—e3	f7—f6
4. Sf3:d4	Sg8—f6	18. c2:b3[3]	Lc4:d3	32. De3—e6†	Kg8—h8
5. Sb1—c3	g7—g6	19. Le2:d3	Sc6—b4	33. Ld3—b1	Ta3—a1
6. Lf1—e2	Lf8—g7	20. Sc3—d5	Sb4:d5	34. De6:e7	Dd8:e7[5]
7. Lc1—e3	0—0	21. e4:d5	Ta8:a2[4]	35. Te1:e7	Sg3:f5
8. 0—0	Sb8—c6	22. Td1—c1	Dc8—d8	36. Te7:b7	Tf8—e8
9. Sd4—b3	Lc8—e6	23. b3—b4	Sd7—f6	37. Kg1—f2	Sf5—g3
10. Dd1—d2	a7—a5	24. Ld3—c4	Ta2—a3	38. Tb7—h7†	Kh8—g8
11. Ta1—d1	Sc6—e5	25. Le3—d4	Sf6—h5	39. Tc1—c7	Te8—e2†
12. Dd2—e1	a5—a4	26. De1—f2	Lg7:d4	40. Kf2—f3	Ta1×b1
13. Sb3—c5	Le6—c4	27. Df2:d4	Sh5—g3	Aufgegeben	
14. Sc5—d3	Se5—c6	28. Tf1—e1	h7—h5		

[1] Schwarz spielt mit seinen leichten Figuren sehr elastisch.
[2] Eine unglückliche Idee. Dieser Zug schwächt den weißen Damenflügel sehr
[3] Mit dem a-Bauern schlagen wäre etwas besser gewesen.
[4] Schwarz hat dank der besseren Taktik einen Bauern gewonnen.
[5] Nach diesem Damentausch bricht die weiße Partie Partie schnell zusammen. Ein leichter Sieg Engels.

Ein rascher deutscher Sieg

gespielt am 17. August 1936 im Länderkampf zwischen Deutschland und Holland auf dem Schach-Olympia in München

Weiß: Van Doesburgh — Schwarz: K. Richter

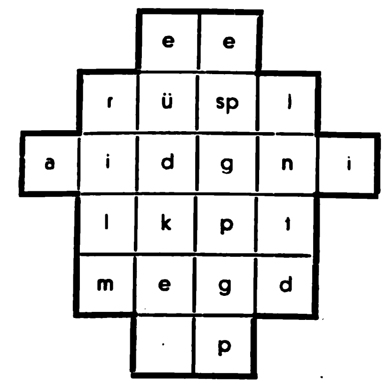
1. d2—d4	Sg8—f6	13. Ta1×b1	De7—e4
2. c2—c4	e7—e5	14. Sf3—d2	De4×h1
3. d4×e5	Sf6—e4[1]	15. Da3×c5	Dh1×h2
4. Dd1—c2[2]	d7—d5	16. Sd2—f3	Dh2—h6
5. e5×d6 i.V.	Lc8—f5!	17. Tb1—d1	Dh6—f6
6. Dc2—a4†	Sb8—c6	18. Lf1—h3	Ta8—d8![8]
7. Sg1—f3[3]	Lf8×d6	19. Td1×d8†	Df6×d8
8. g2—g3	Ld6—c5[4]	20. Sf3—g5	h7—h6
9. Lc1—e3	Dd8—f6![5]	21. Sg5—e4	Dd8—e7
10. Le3×c5[6]	Se4×c5	22. Dc5—d5	0—0
11. Da4—a3	Df6—e7	23. Se4—c5?[9]	Sc6—b4!
12. e2—e3	Lf5×b1![7]	Aufgegeben.	

[1] Mit dieser wilden Abart des Budapester Gambits hat Richter schon oft gewonnen
[2] Recht gut ist Sc3.
[3] Bei 7. dc7:, Dc7: ist der Entwicklungsvorsprung von Schwarz noch größer.
[4] Eine Idealstellung für Schwarz nach 8 Zügen eines Damenbauernspiels!
[5] Auch 9. ..., Le3:; 10. fe3:, Df6 war stark.
[6] Schärfer als 10. ..., Db2; 11. Ld4!, Dc1†; 12. Dd1, Dd1:†.
[7] Führt zwangsläufig zu Qualitätsgewinn.

Anm. von W. Schlage

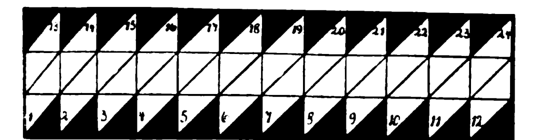
RÄTSEL

Rösselsprung



Der Rösselsprung ergibt ein nationalsozialistisches Gedichtewerk und seinen Verfasser.

Rautenrätsel



1—13 Insektenlarve, 1—14 Körnerfrucht, 2—14 Gewürz, 2—15 weibl. Kosename, 3—15 italienischer Barockmaler, 3—16 Erfinder des Telephons, 4—16 Meldung, Anzeige, 4—17 deutsche Autorennbahn, 5—17 tschechische Bezirksstadt, 5—18 Verpackungsgewicht, 6—18 Gemahlin des Zeus, 6—19 Mundschenk der Götter, 7—19 Fluß in der Schweiz, 7—20 Nebenfluß der Saale, 8—20 männliche Figur der indischen Mythologie, 8—21 Nebenfluß des Rheins, 9—21 Gerbrinde, 9—22 Theaterplatz, 10—22 Wasserpflanze, 10—23 Grasart, 11—23 Stadt in der Türkei, 11—24 Behälter, 12—24 schottischer Meerbusen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der untersten Reihe ein sportliches Ereignis der Olympiade.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8	= spanischer Minister des 17. Jahrhunderts
9 10 11 3 12 7 13	= Stadt in Holland
14 3 5 8 15 7 6	= türkische Geldeinheit
5 16 16 7	= Säugetier
5 17 18 7 6 19 5 11	= Teil der Landwirtschaft
7 2 3 8	= schwedischer Männername
2 5 6 7 13	= römische Gottheiten
11 16 5	= Stadt in Rußland

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Richtig gelöst nennen die beiden ersten Buchstaben der Wörter eine symbolische Veranstaltung (ck = ein Buchstabe)

Silbenaussuchrätsel

Jedem der nachstehenden Wörter ist eine Silbe, unabhängig der gegebenen, zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Hitlers ergeben. Wirrnis, Abendrot, Honigseim, Tiger, Stendal, Radieschen, sparen, Besteigung, Germanen, Langeweile, Medien, Benachrichtigung, Antarktis, Oberon, Kreis, Niger, Herzenseinfluß, Mussolini.

Umstellungsrätsel

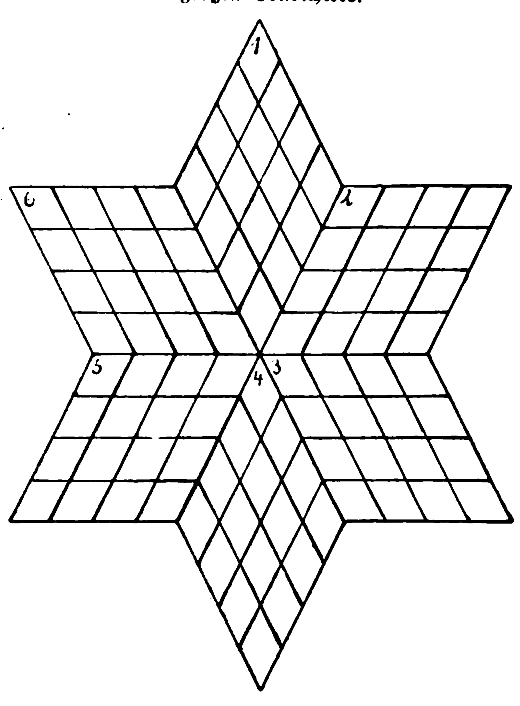
Pfanne, Paket, Tessin, Strand, Salut, Toast, Eberle, Lehar, Zebra, Udine, Mater, Vlies, Osten, Lasso, Kiel, Leda, Siegel, Kontrakt, Hirse, Egart, Iglau, Marat, Adria, Tilsit, Stahl, Ramses, Elite, Ulme.

Vorstehende Wörter sind durch Fortlassung eines Buchstabens und Umstellung der verbleibenden in Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln. Die fortgelassenen Buchstaben ergeben aneinandergereiht einen Ausspruch Anton Günthers.

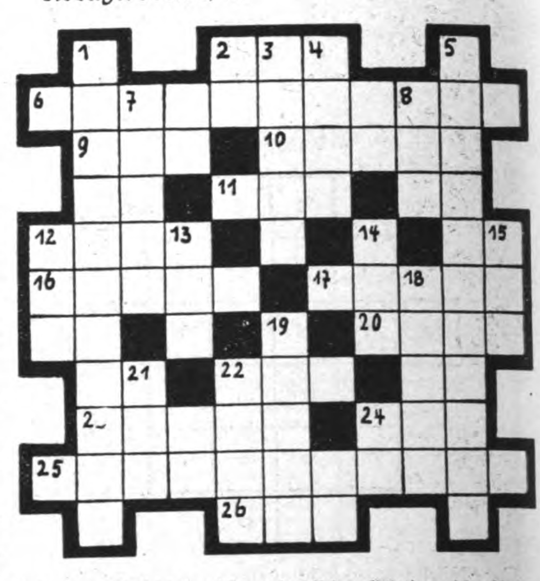
Magischer Stern

1. Automarke, Musikwerk, Fluß in Pommern, tierisches Fett; 2. altchinesische Münze, Nebenfluß des Rheins, Frauenname, sagenhafter engl. König; 3. türkischer Titel, Zeitgeschmack, römische Kalendertage, italienischer Maler; 4. alkoholisches Getränk, Insekt, Frauenname, Erfinder des Telephons; 5. Mineral, banktechnischer Ausdruck, Vorort Kölns, franz. Schriftsteller; 6. religiöses Verbot der Südseeinsulaner, Blutgefäß, Schweizer Kanton, Aschengefäß.

Bei richtiger Lösung nennen die Spitzen des Sterns den Namen eines großen Tondichters.



Kreuzworträtsel



Waagerecht: 2. Papageienart, 6. Stadt in Sachsen, 9. engl. Bier, 10. Provinz der südafrikanischen Union, 11. griechischer Buchstabe, 12. nordisches Göttergeschlecht, 16. zellfreies Blutwasser, 17. Reise, 20. menschliches Organ, 22. polnisch Herr, 23. Vereinigung von Staaten, 24. Frauenname, 25. Stadt an der Oder, 26. Getränk. — Senkrecht: 1. Hauptstadt von Siebenbürgen, 2. kaufm. Abkürzung, 3. Geldertrag, 4. polynesische Insel, 5. Stadt in Provinz Sachsen, 7. Nebenfluß der Donau, 8. Raubfisch, 12. Teil des Baumes, 13. Verbindungsnagel, 14. Nebenfluß der Weichsel, 15. griechische Göttin, 18 Naturerscheinung, 19. Betriebsstörung bei Auto, 21. eins (englisch), 22. Dichter.

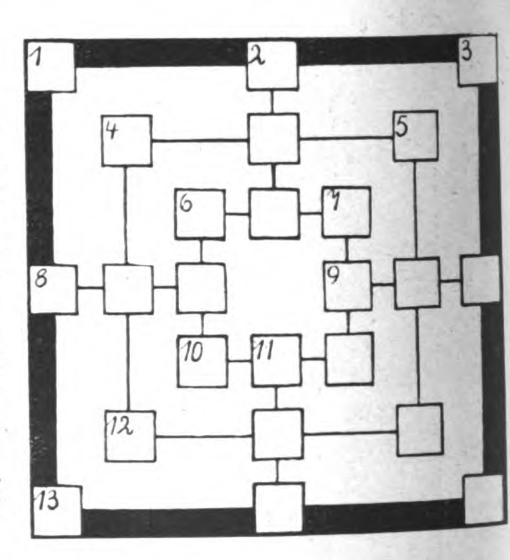
Silbenrätsel

Aus den Silben: borg chen dar del den di di dienst dor drei e eck ein el elt en er eu eur fron ge ge grim hall hän horn i i i in in in sen ka land le ni no on rei ri rich rup rus sau se stan te ti tu vil wie, sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, ein spanisches Sprichwort ergeben (st = ein Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1. vorweltliches Reptil, 2. römische Kalendertage, 3. Fabeltier, 4. Zwangsleistung, 5. bayerischer Kurort, 6. Stadt am Rhein, 7. griechische Sagengestalt, 8. deutscher Komponist, 9. Westgotenkönig, 10. deutsches Sagentier, 11. englisches Herrschergeschlecht, 12. asiatisches Reich, 13. Banner, 14. geometrische Figur, 15. Frauenname, 16. Naturereignis, 17. ungarischer Ausruf, 18. deutscher Dichter, 19. männlicher Beruf.

1	8	15 ....
2	9	16 ....
3	10	17 ....
4	11	18 ....
5	12	19 ....
6	13	....
7	14	....

Mühlenbretträtsel

(Nachdruck verboten)



Waagerecht: 1. Molchart, 4. Fluß in Irland 6. mittelalterliche Königswahl, 8. Gegensatz von alt, 9. Sammlung geflügelter Worte, 10. altböhmischer Reformator, 12. nordischer Frauenname, 13. Männername. — Senkrecht: 1. englisches Zahlwort, 2. poetischer Ausdruck für Löwe, 3. Monat, 4. rumänische Münzen, 5 Nebenfluß des Amazonenstroms, 6. Säugetier, 7. afrikanischer Titel, 11. Bindewort.

Lösungen der Rätsel in Folge 34:

Silbenkreuz: Nike, Nische, Keren, Manila, Masche, Schema, Scheren, Lake, Lama, Lasche, Laren, Renke. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Barbara, 2. Eisleben, 3. Romanze, 4. Spaniel, 5. Arsenal, 6. Riviera, 7. Defension, 8. Erato, 9. Infinitiv, 10. Rogat, 11. Uganda, 12. Rosegger, 13. Totem, 14. Eidam, 15. Illimani, 16. London. „Nimm Rat von allen, aber spare dein Urteil." ✶ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2 Patient, 8. Flora, 10. Nager, 12. Edill, 13. la, 14. Ebene, 16. Etzel, 18. egal, 19. Leim, 20. eng, 22. Eis, 24. Ekuador, 29. Ob, 31. Unter, 32. ha, 33. Georg, 34. Leder, 35. Dachs, 36. Ader, 37. item. — Senkrecht: 1. Affe, 2. Po, 3. Arena, 4. Tadel, 5. Enkel, 6 Ratte, 7. Gral, 9 Leben, 11 Elemi, 15. Egge, 17. Zier, 20. Eloge, 21. Tat, 23. stark, 25. Kurde, 26. Ungar, 27. Delhi, 28. Orest, 30. Bela, 32. Heim. ✶ **Füllrätsel:** 1. Erbswurst, 2. Merseburg, 3. Sternbild, 4. Eckermann, 5. Berserker, 6. Taenzerin, 7. Hasenherz, 8. Heufieber. ✶ **Silbentreppe:** 1. Nebel, 2. Belkanto, 3. Torero, 4. Rochade, 5. Dezember, 6. Bergamo 7. Mode. ✶ **Rösselsprung:** Ein heit'rer Geist, ein froher Sinn — / Sie sind der Menschheit beste Habe — / Und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin, / So reicht der Vorrat bis zum Grabe. ✶ **Zahlenrätsel:** 1. Saturn, 2. Tessin, 3. Eule, 4. Ingwer, 5. Geier, 6. Elegie 7. Rondo, 8. Wolga, 9. Arabien, 10. Leber, 11. Drossel. „Steigerwald" ✶ **Magische Figur.** 1. Celebes, 2. Liter, 3. Metzger, 4. Begas, 5 Zeresin. ✶ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Adler, 4. Lager, 8. Salem, 9. SS., 11. Gera, 12. Balten, 15. Enten, 17. Atessa, 19. Ern, 20. Rast, 21. Riga, 22. AS, 24. an, 25. Lade, 28. Aras, 32. Ase, 34. Bocholt, 36. Atlas, 38 Ar, 39. Neisse, 41. Rand, 42. la, 43. Roge, 44. Tirol, 45. Gnies. — Senkrecht: 1. Asien, 2. Dahn, 3. Emberg, 5. Agnes, 6. Eros, 7. Ragaz, 10. Star, 12. Berg, 13. Anna, 14. Eta, 16. Teinach, 18 Stadel, 21. Ra, 22. Adel, 23. Se, 25. Laas, 26. Astern, 27 Abart, 29. Rondo, 30. Ale, 31. Stil, 33. Asnes, 35. Orai, 37. Alge, 40. SA. ✶ **Kryptogramm:** Diamant, Lackmus, Islam, Fanggerät, Helene, Beliebtheit, Kabel, Nummer, Zueignung, Kerker, Lanner, Weinwirt, Seekuh, Herzdame, Gaslicht, Theben, Hornist. „Man muß lang gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben ist." ✶ **Buchstaben-Umstellrätsel** Asen, Los, Leine, Esel, Fahne, Udo, Elan, Regie, Elite, Ilse, Not, Edgar, Niere, Emma, Isere, Nora, Ernst, Motte. Flut, Urne, Ehre, Robe, Atem, Lampe, Lab, Giebel. „Alle fuer einen, einer fuer alle."

Aufnahmen: Weltbild.

Römische und punische Krieger bei den Aufnahmen einer italienischen Filmgesellschaft.

DER PUNISCHE KRIEG IM FILM

Eine Szene aus dem historischen Film „Scipio Africanus", der den Kampf des alten Rom gegen Karthago schildert

VOM TAGE



Bild links: Heimkehr der Olympiasiegerin mit Tränen. Der Empfang der kleinen dänischen Siegerin Inge Sörensen, die in Berlin eine Bronzemedaille errang, in ihrer Heimatstadt Kopenhagen war so stürmisch, daß ihre Puppe verlorenging. Diesen Verlust hat die Kleine heftig beweint.

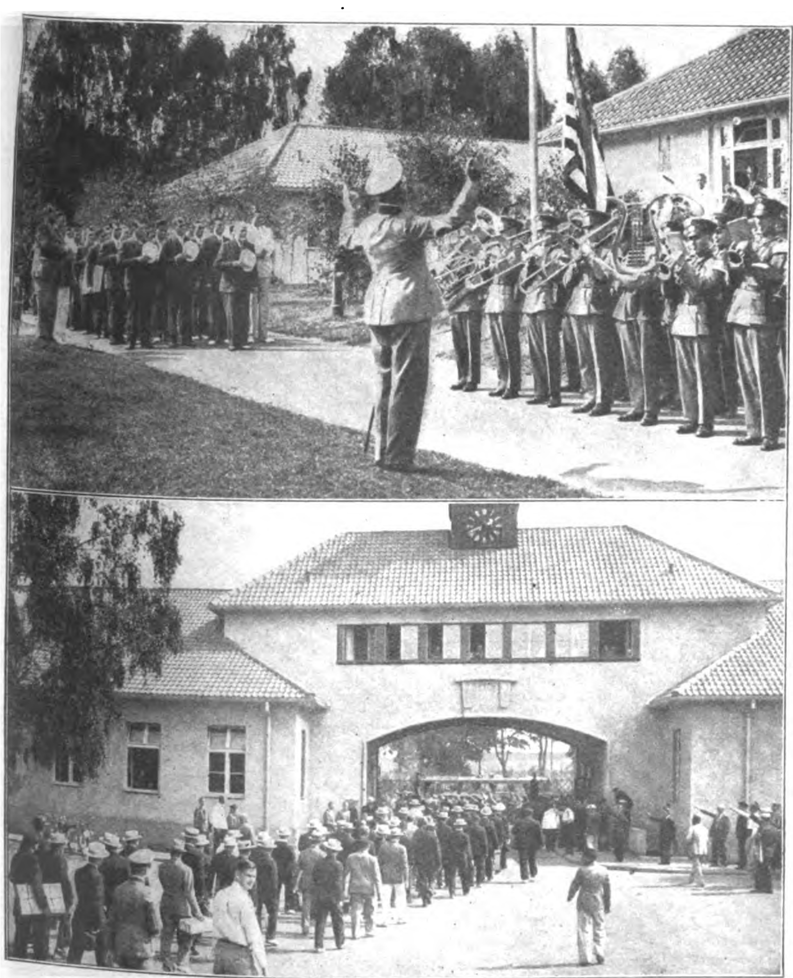


Bild rechts: Die Hauptstadt der Bewegung grüßt ihre siegreichen Heimkehrer aus Berlin. Blick vom Rathaus aus, auf dessen Balkonen die Olympiateilnehmer stehen, auf den Marienplatz.

Ganz Japan feierte den Beschluß daß die nächsten Olympischen Spiele in Japan stattfinden sollen, mit einem Freudenfest. Überall wehten neben Japans Flagge mit der aufgehenden Sonne das deutsche Hakenkreuzbanner und die Flagge mit den Olympischen Ringen.

Aufnahmen: Friedrich Franz Bauer (1) und Presse-Photo (2)

Die Reichsautobahn am Ufer des Chiemsees.
Ein Bild von der Eröffnung einer weiteren Strecke auf der Reichsautobahn München—Landesgrenze: Vor Siegsdorf führt die Straße dicht am Chiemsee vorüber und bietet den Befahrern ein Landschaftsbild von außerordentlicher Schönheit.



Die amerikanischen Olympiateilnehmer nehmen Abschied vom Olympischen Dorf. Eine Militärkapelle intoniert während der feierlichen Einholung der Flagge von USA. die amerikanische Nationalhymne.

Aufnahmen: Hans Henkel (1) und Presse-Bild-Zentrale (3).

Abschied von Berlin

Rechts: Sie nahmen drei Goldmedaillen mit auf die Heimfahrt: Die USA.-Kämpfer Frau Poynton-Hill (Siegerin im Turmspringen für Frauen), Wayne (Sieger im Turmspringen) und Medica (Sieger im 400-Meter-Kraulschwimmen) im Zug, der sie vom Lehrter Bahnhof nach Hamburg brachte.



GROTTA AZZURRA

EIN BESUCH IN DER BERÜHMTEN BLAUEN GROTTE AUF DER INSEL CAPRI

Schon das Altertum kannte die Grotta Azzurra der zauberhaft schönen Insel Capri im Golf von Neapel. Sie ist ein Wunder des Zusammenspiels interessanter Naturerscheinungen, sie trägt ihren Namen von der intensiven Bläue, in die ihr Wasser und ihre Wände getaucht sind. Die Blaue Grotte ist nur etwa 50 m lang und 30 m breit; ihre Höhe übersteigt nicht 13 m. Der Eingang ist so nieder und schmal, daß nur kleine Boote, deren Insassen sich bücken müssen, ins Innere gelangen können. Die Grotte ist heute wie seit ihrer Wiederentdeckung im Jahre 1826 (durch die Maler Ernst Fries und August Kopisch) ein Anziehungspunkt für alle Italienreisenden.



Ankunft vor der Blauen Grotte auf der Insel Capri: Blick durch das Bullauge des Schiffes auf den Eingang zur Wundergrotte.

Wenn ein großes Schiff ankommt, flitzen zu Dutzenden kleine Nachen heran, um die Fremden in die Blaue Grotte zu rudern.

Aufnahmen: Boecker-Weltbild.

Im Innern der Grotte, deren Wände und Wasser in blauer Farbe schimmern.

Das Wasser ist glasklar. Zahlreiche Jungen führen den Besuchern ihre Tauchkunststücke vor und holen hineingeworfene Münzen vom Meeresgrund.



Ein Nachen vor dem kleinen Eingang zur Grotte.

Nur bei ruhigem Wetter ist die Einfahrt möglich. Das Licht des blauen Tyrrhenischen Meeres spiegelt sich wider an den Wänden der Grotte und macht sie so zu einem großartigen Naturwunder.

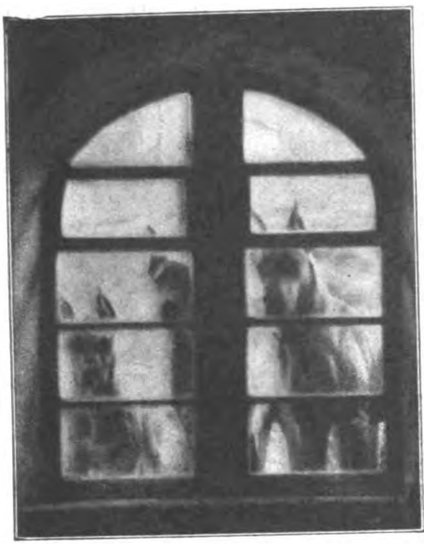


Nur Schiff nach Schiff kann durch den schmalen, niedrigen Eingang die Grotte verlassen und das freie Meer wieder gewinnen.

Nur gebückt können die Besucher in den Schiffen die Enge passieren.

Zwinger für Deutsche Doggen

Seit Jahrzehnten ist die deutsche Rassenhundezucht in der Welt führend. Unter den Hunderassen, in deren Fortzüchtung Deutschland Besonderes geleistet hat, nimmt die Deutsche Dogge einen eigenen Platz ein. Deutsche Züchter haben in den letzten Jahren immer wieder auf internationalen Konkurrenzen Tiere zeigen können, die allen Anforderungen an das Schönheitsideal der Deutschen Dogge entsprechen. Nicht allein auf europäischen, sondern auch auf überseeischen Ausstellungen sind Hunde aus deutschen Zwingern mit den höchsten Ehren ausgezeichnet worden. Ganz besonders berühmt ist die Zuchtgruppe aus dem Deutschen-Doggen-Zwinger „von Lobeland“ geworden, aus dem die Aufnahmen dieses Bildberichts stammen



Eine kleine Wartezeit vor dem Mittagsmahl.

Aufnahmen: Weltrundschau.



„Bitte, zu Tisch!“
Pünktlichkeit ist einer der ersten Grundsätze im Doggenzwinger. Die Tiere wissen genau, wann sie sich zur Mahlzeit einzufinden haben.



Im Doggenzwinger haben die Hunde einen großen Aufenthaltsraum mit Holzpritschen und Strohsäcken. Einige Prachtexemplare bei der Ruhe nach dem Fressen.



Ein junges Schwergewicht.
Bei richtiger Aufzucht und Ernährung wachsen die starken Tiere schnell heran. Das hier gezeigte Jungtier ist ein halbes Jahr alt.



Eine gemütliche Ecke im „Doggenzimmer“.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 647 und 22 131 zwischen 12—2 Uhr 22 134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855; Wien 79 921; Prag 77 303; Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 190 423, Budapest 1352, Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 29 755 und 20 801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München / Zu Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingesandt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Aufschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II Vierteljahr 1936 über 680 000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3
[ABCDEF]



Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

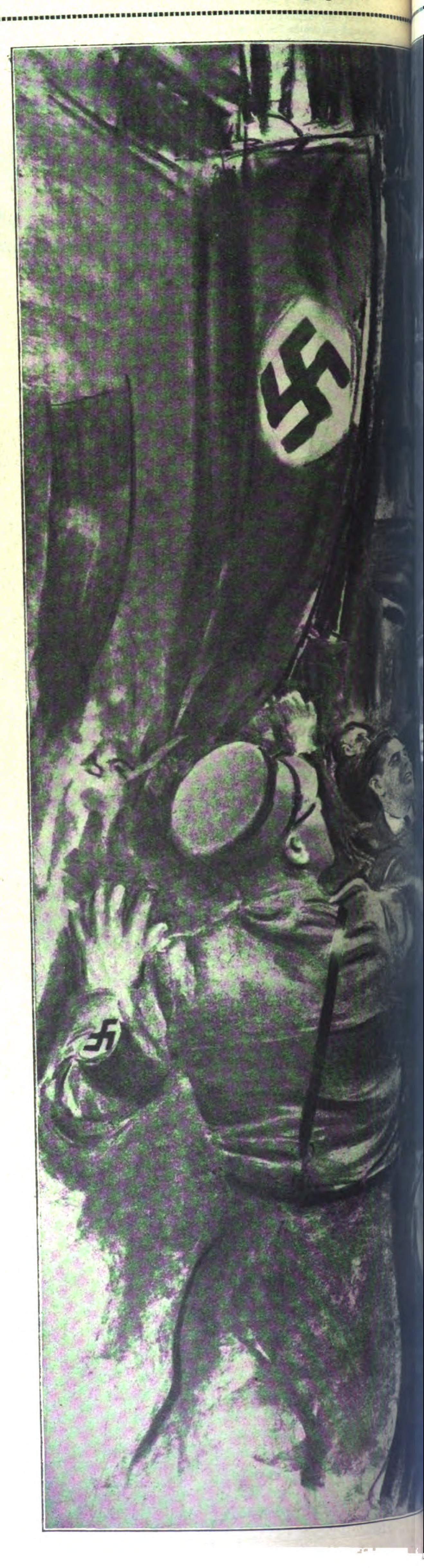
11. JAHRGANG / FOLGE 36 / DONNERSTAG, 3. SEPTEMBER 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Nürnberg ruft!

Aufnahme vom Reichsparteitag 1935 (Weltbild).

Nürnberg ruft zum REICHS-PARTEITAG 1936



Noch ist der Klang der olympischen Glocke kaum verweht, eben erst ist das olympische Feuer unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Hunderttausende aus aller Welt erloschen, das gewaltigste Friedensfest, welches je die Völker gefeiert haben, beendend — da ruft das altehrwürdige Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage, zu einem neuen Feiertage. Waren die Olympischen Spiele ein Fest aller Völker, die in friedlichem Wettstreit sich zusammenfanden in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, so wird Nürnberg ein Fest des deutschen Volkes ganz allein werden. Nach dem Fest der Nationen das Fest der deutschen Nation.

Die Parteitage der NSDAP waren von jeher die gewaltigsten Marksteine im Werden und Wachsen der Bewegung, waren Tage der Besinnung und der Sammlung zu neuen, noch größeren Aufgaben, die der Führer sich und seinen Getreuen immer gestellt hat und weiterhin stellen wird. In unseren Tagen aber gewinnt Nürnberg eine Bedeutung, die weit, weit über den Rahmen unseres Vaterlandes hinauswächst zu Weltbedeutung. Mehr und mehr tritt Nürnberg als der einzige große Gegenpol gegen die Weltgefahr des Bolschewismus in Erscheinung. Während Moskau in allen Ländern der Erde Haß, Mord und Zerstörung predigt und die Fackel des Aufruhrs durch die Länder trägt, versammelt sich in Nürnberg die artreine Auslese der deutschen Nation, um alle Kräfte dem Aufbau des eigenen Landes und der friedlichen Zusammenarbeit mit den anderen Völkern auf der Grundlage gegenseitiger Achtung zu widmen.

Bereits im vergangenen Jahre wurde der Parteitag zu Nürnberg zum Symbol des nationalsozialistischen Ordnungselementes gegenüber der jüdisch-bolschewistischen Internationale von Moskau, was für ganz Europa von Bedeutung ist. Die große Abrechnung, die Adolf Hitler und die übrigen Redner des Parteikongresses mit dem Bolschewismus hielten, ließ den jüdischen Weltrevolutionären in Moskau keinen Zweifel darüber, daß sie im nationalsozialistischen Deutschland eine bis zur letzten Abwehr entschlossene Front gegen ihre dunklen Pläne finden würden. Sie haben die einzig mögliche Folgerung aus dieser Warnung nicht gezogen. Sie haben vielmehr im Laufe dieses Jahres mehr denn je an der Entfesselung eines neuen grauenhaften Weltenbrandes weitergearbeitet, haben die Rüstungen der Roten Armee ins unermeßliche gesteigert, haben durch ihre bezahlten Agenten und Provokateure Mord und Aufruhr in fast alle Länder der Erde getragen und das blühende Spanien in das Grauen eines vernichtenden Bruderkrieges gestürzt. Gestützt auf die bis an die Zähne bewaffnete Rote Armee, wird die Sprache der führenden Männer des Bolschewismus von Tag zu Tag frecher und enthüllt mehr und mehr ihre weltvernichtenden Pläne.

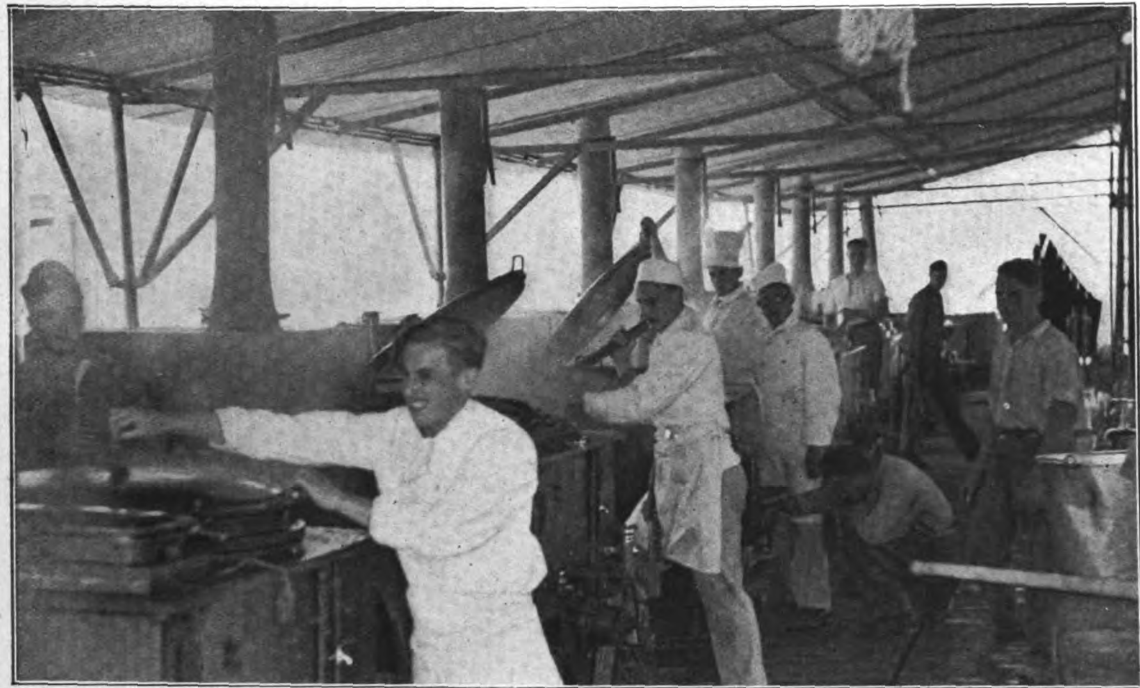
In dieser Zeit größter Unruhe und Wirrnis ruft uns wieder Nürnberg. Freudig werden Hunderttausende diesem Rufe folgen. Gläubig und voll Vertrauen wird das gesamte deutsche Volk nach Nürnberg schauen, um vom Führer Rechenschaft für gestern und Parole für morgen zu erfahren. Und aus dem ehernen Marschtritt der Kolonnen des neuen Deutschlands werden dem ganzen Volke neue Zuversicht und neue Kraft für die Erfüllung seiner Aufgaben am großen Friedenswerk des Führers erwachsen.

Jubel um den Führer in der Stadt der Reichsparteitage

Originalzeichnung für den „JB." von Carl Josef Bauer.



Nürnberg rüstet



Der Hilfszug Bayern ist schon in Nürnberg.
Die Küchen des Hilfszuges, die in den „Großkampftagen" des Parteitages wieder eine ungeheure Arbeit zu bewältigen haben, sind schon in Betrieb.

Stapel von Kübeln und Körben harren beim Hilfszug Bayern in Langwasser ihrer Verwendung.



Große Wäsche!
Die „Gemüsekörbe werden nochmals einer gründlichen Reinigung unterzogen.

Aufnahmen: Hans Henkel.





Rechts: Arbeiter auf den Tribünentreppen der Zeppelinwiese

Der Organisator des Reichs-Parteitags

Dr. Robert Ley mit seinem Stab in Nürnberg

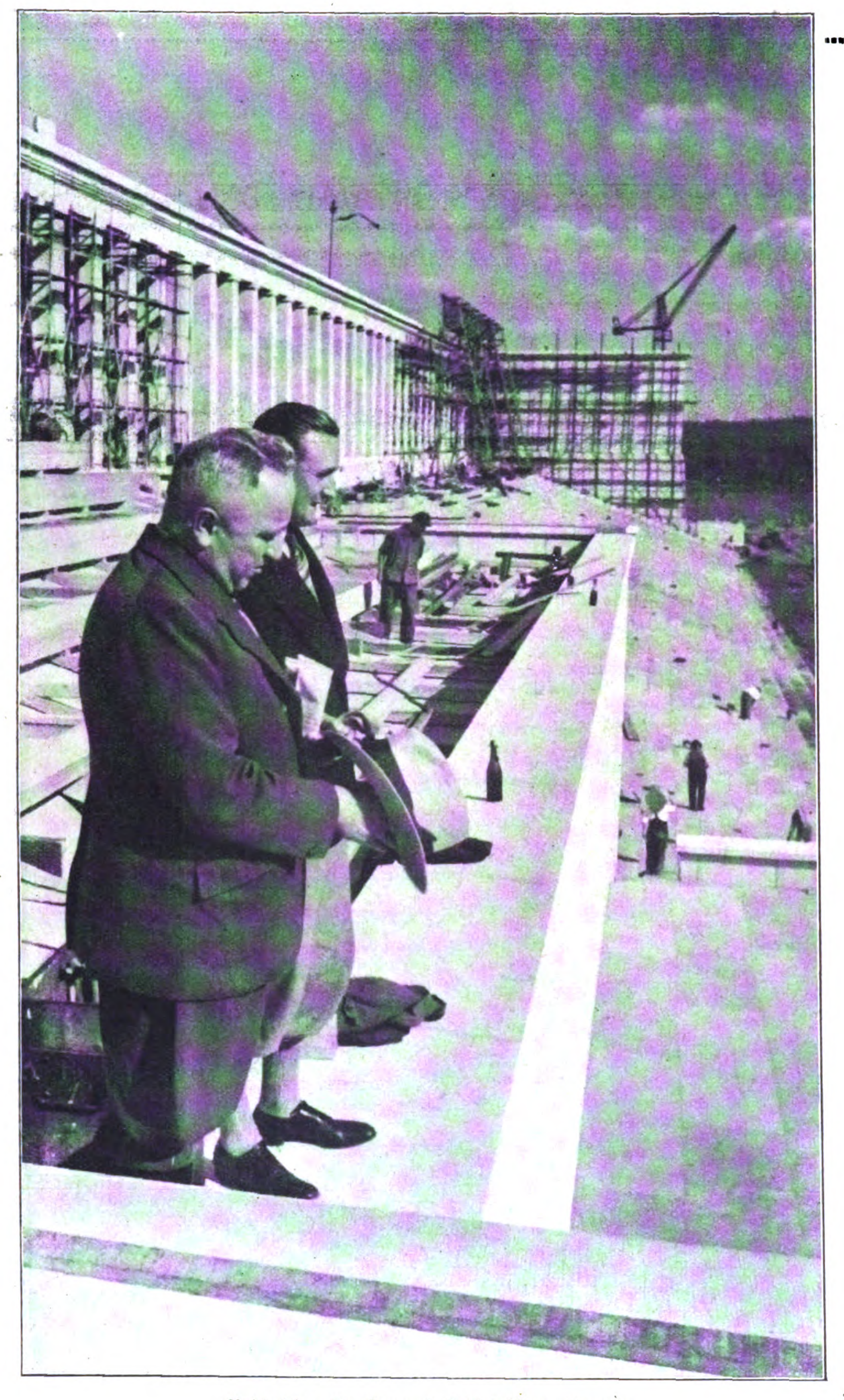


Reichsorganisationsleiter Dr. Ley vor dem Tribünenneubau auf der Zeppelinwiese.
Hinter ihm Gebietsführer Axmann, rechts SS.-Obersturmführer Bosbach.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



Blick über die Neuanlage der Zeppelinwiese.
Unter der Leitung des Architekten der Reichsparteitage, Pg. Speer, wird in Nürnberg angestrengt gearbeitet, um die Neuanlagen bis zum diesjährigen Parteitag fertigzustellen.
Das Bild zeigt den Blick über das Aufmarschfeld gegen den Tribünenbau, in dessen Mitte sich die Ehrentribüne des Führers befindet.



Reichsleiter Dr. Ley und Gebietsführer Armann auf der Mittelterrasse des Tribünenbaues.

Aufnahmen: Fritz Boegner (5), Hans Henkel (1).



Dr. Ley auf der Führertribüne der Zeppelinwiese, wo in den letzten Wochen vor dem Parteitag noch fieberhaft gearbeitet wurde



Rechts: Besprechung über den SA.-Aufmarsch des Reichsparteitages 1936

Links von Dr. Ley: Gruppenführer Jüttner, der Leiter des Aufmarsches; rechts: Gruppenführer Herzog.

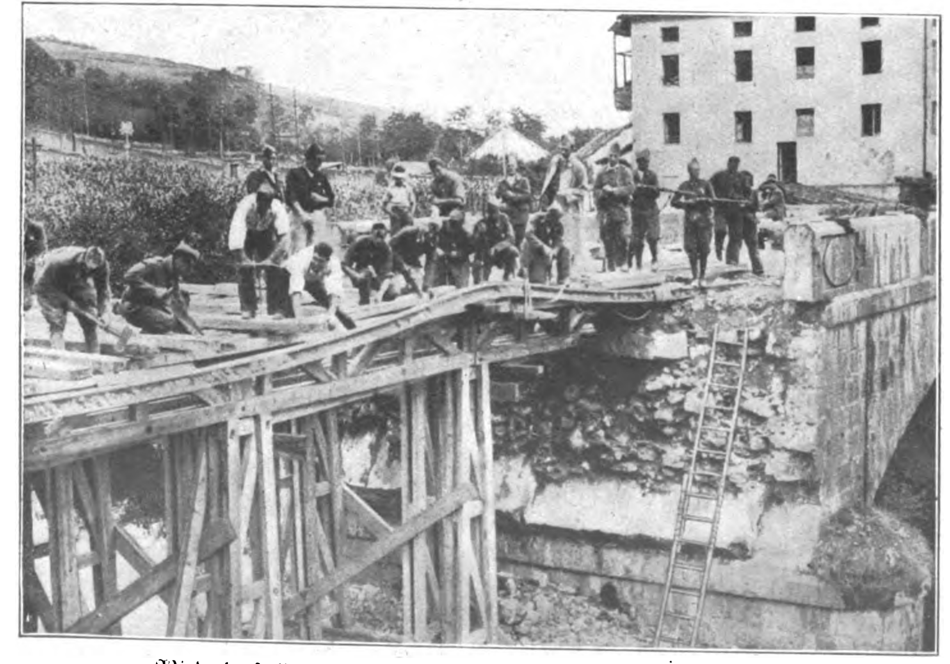
Links: Im Zentralbüro der Organisationsleitung des Reichsparteitages. Dr. Ley und sein Parteitag-Stellvertreter Amtsleiter Strang.



Gegenüber dem auf den andern Bildern gezeigten Säulenbau umrahmen rechteckige Tribünenbauten die Zeppelinwiese
Auf den dahinter befindlichen quadratischen Sockeln sind je 6 Fahnenstangen angebracht
Das Bild oben zeigt die Aufnahme einer Probe-Beflaggung, von einem Kran aus gesehen. Bild unten: Dr. Ley auf den Stufen zum Säulenbau.

Einzug der ersten marokkanischen Truppen in Burgos

Begeistert werden die von den Nationalisten sehnlichst erwarteten kriegsstarken Kompanien in der Hauptstraße von Burgos begrüßt. Sie wurden von Ceuta nach Sevilla in Flugzeugen übergesetzt, um über Burgos an der nordspanischen Front eingesetzt zu werden. Der Provinzgouverneur General Cabanellas, hieß die marokkanischen Truppen in seinem Befehlsbereich willkommen.



Wiederherstellung einer von der roten Miliz gesprengten Brücke.

Die nationalistischen Truppen lassen sich in ihrem Vormarsch nicht aufhalten. So sind ihre Pioniere bei Andoain bemüht, durch schnelle Wiederherstellung der Brücke den Marsch auf San Sebastian im Flusse zu erhalten



Der Sturm auf Mallorca durch die Marxisten.

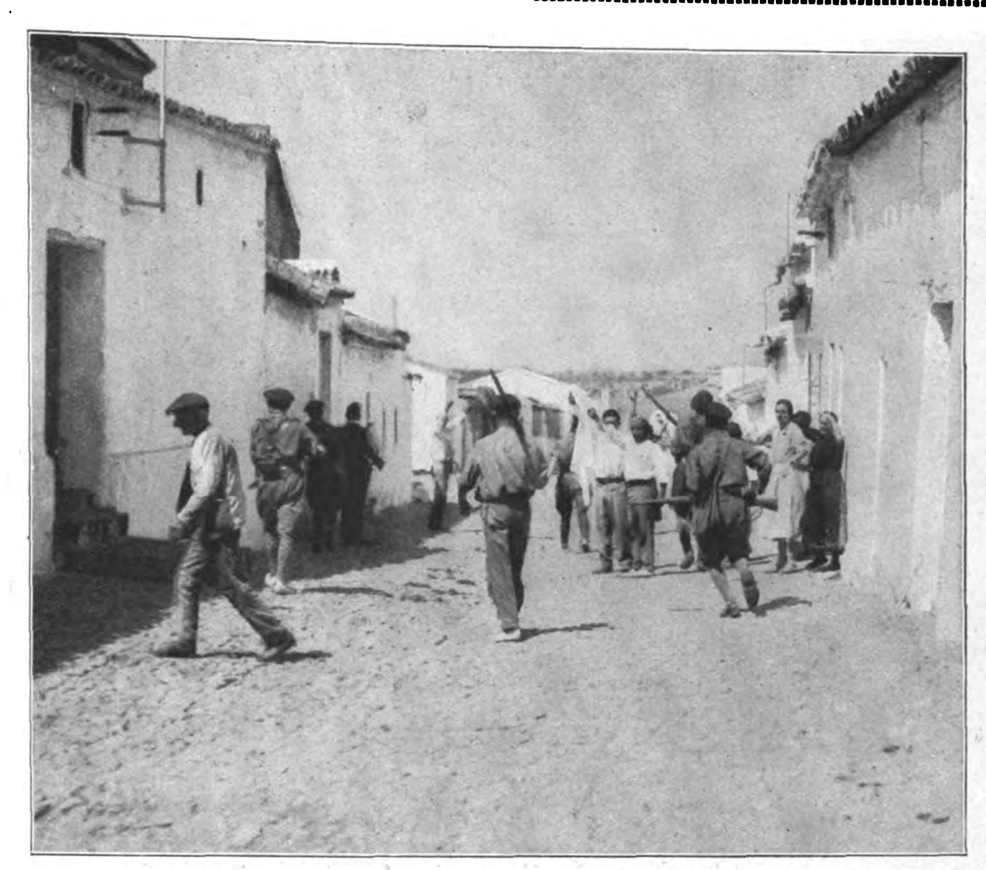
Kapitän Bayo, Leiter der Expedition der Marxisten nach Mallorca, der Hauptinsel der Balearen, gibt Anweisungen an die auszuschiffenden Truppen.



Vom Bürger-Krieg in Spanien

Bilder der Kämpfe an allen Fronten

Aufnahmen: Serrano (3), Weltbild (4).



Nationale Truppen säubern die Straßen von Castilblanco bei Badajoz.
Nach heftigen Kämpfen fiel Badajoz als letzter Stützpunkt der Roten an der spanisch-portugiesischen Grenze.

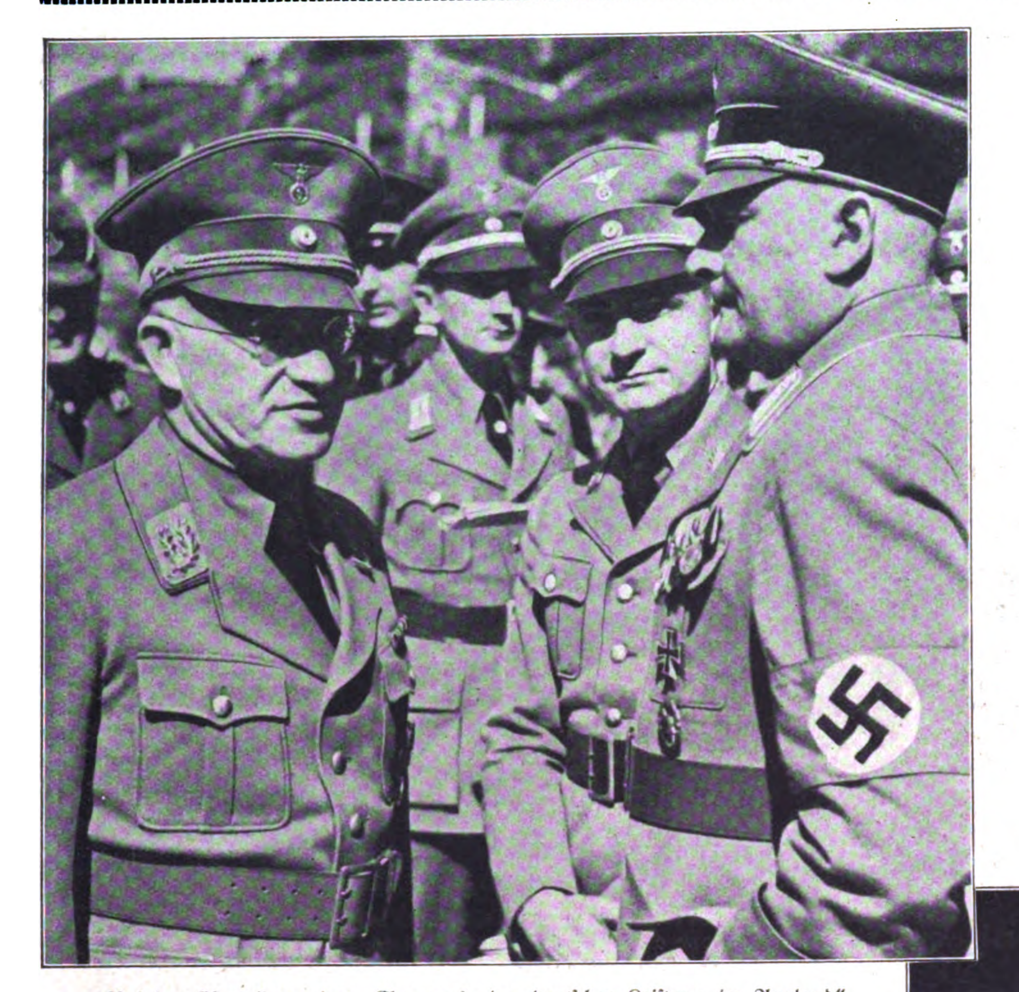


Marxistische Mitläufer ergeben sich in Zocina den nationalen Truppen.

Einmarsch der nationalen Truppen in Castilblanco.
Teils ängstlich, teils mit Begeisterung wurden die Soldaten von den Einwohnern empfangen.



Rechts: General Mola begrüßt Carlisten-Freiwillige in Burgos.
Nach siebentägiger Ausbildung stoßen die rotbemützten Carlisten zu den Nationalisten an der Nordfront.



Stuttgart – Stadt der Auslandsdeutschen

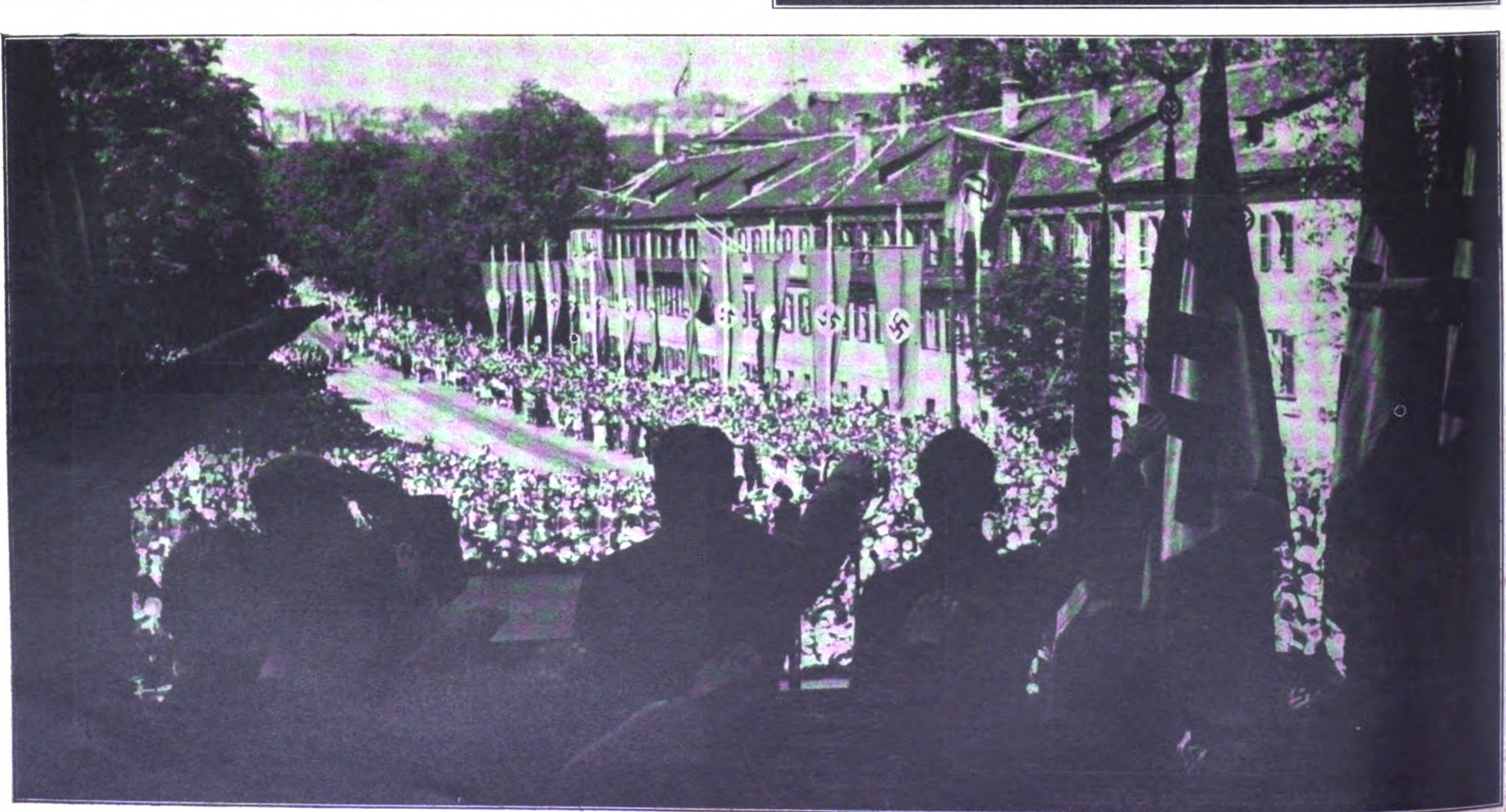
zu den Blutsbrüdern und -schwestern in aller Welt dichter als von sonstwo im Reich. 100 Millionen Deutsche leben auf der Welt, 30 Millionen davon außerhalb der Grenzen des Reiches: daraus ergeben sich für das Gesamtdeutschtum Fragen, mit denen man sich gerade in Stuttgart besonders lebhaft beschäftigt hat. Wir wollen wissen um das Schicksal der deutschen Menschen im Auslande und ein Bild davon gewinnen, was diese Deutschen in fremden Ländern geschaffen haben. Und dieses Bild ersteht vor uns im volksdeutschen Museum, dem „Ehrenmal der deutschen Leistung" in Stuttgart

Bei der Einweihung des „Ehrenmals der deutschen Leistung im Ausland" in Stuttgart, der „Stadt der Auslandsdeutschen"
Gauleiter Murr, Reichsstatthalter in Württemberg; Gauleiter Bohle, der als **Leiter der** Auslandsabteilung die Ehrenpatenschaft über die Stadt übernahm; Oberbürgermeister Dr. Strölin.

So wie München den ehrenvollen Beinamen „Hauptstadt der Bewegung" zu tragen berechtigt ist und Nürnberg mit Stolz sich als die „Stadt der Reichsparteitage" bezeichnen darf, so soll nach dem Willen des Führers von nun an Stuttgart den Ehrentitel „Stadt der Auslandsdeutschen" führen. Diese Botschaft verkündete anläßlich der feierlichen Einweihung des „Ehrenmals der deutschen Leistung im Ausland", dem ersten volksdeutschen Museum überhaupt, Reichsstatthalter und Gauleiter Murr, während der gleichfalls anwesende Gauleiter der Auslandsorganisation der Bewegung, Pg. Bohle, die Ehrenpatenschaft über die Stadt übernahm. Es ist kein Zufall, daß die schwäbische Landeshauptstadt ihren Ehrennamen erhielt, laufen doch von **hier, dem** Sitz des Deutschen Auslands-Instituts, aus die Fäden

Aufnahmen: Illenberger.

Rechts: Das neueröffnete „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland" in nächtlicher Beleuchtung



Blick von der Tribüne des Ehrenmales während der Feier.

Bilderbuchseiten zur GESCHICHTE DER ARTILLERIE:

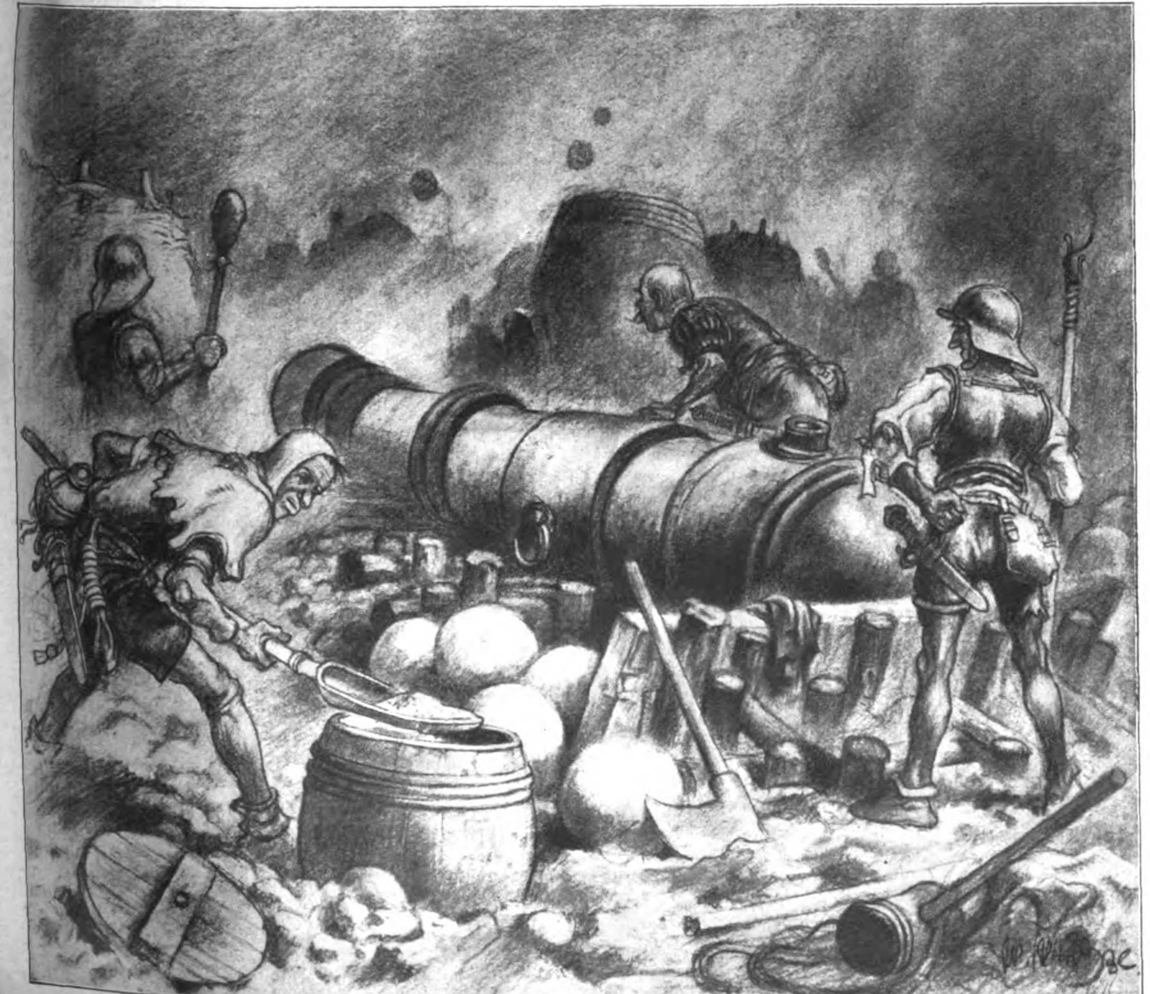
Von der Wurfmaschine des Altertums zum modernen Langrohr unserer Tage

Zeichnungen für den „J.B." von J. Lazarus.

Die „Artillerie" des Altertums:
Eine römische Wurfmaschine im Belagerungskrieg. Mit großer Kraftanstrengung wurden starke Federn gespannt, die nach plötzlichem Loslassen mit Wucht schwere Gewichte (meist in Form großer Steine) gegen die feindlichen Befestigungen schleuderte. Zum Schutz der Mannschaften wurden Holzdächer errichtet.

Jeder, der bei der Infanterie im Felde war, weiß, wie sehnsüchtig in vielen Fällen das Eingreifen der Artillerie in den Kampf erwartet wurde, wenn es galt, feindliche Widerstandsnester niederzukämpfen oder starke Befestigungsanlagen sturmreif zu schießen. Wir modernen Menschen haben längst erkannt, daß ohne die Schwesterwaffe von der „schwarzen Kunst", wie man die Artillerie vielfach nennt, der Kampf der Infanterie zur Aussichtslosigkeit verurteilt wäre.

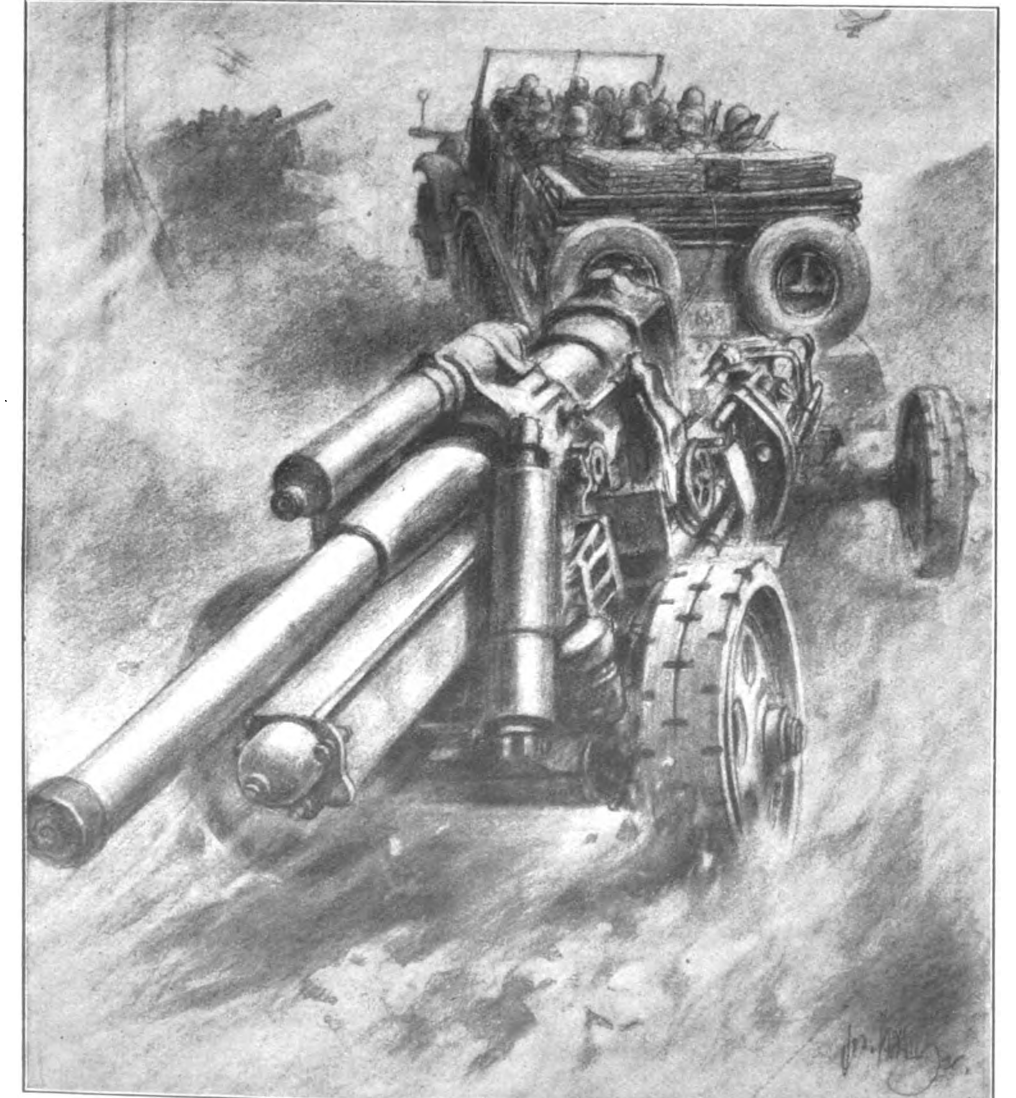
Diese Erkenntnis war aber nicht der neueren Zeit vorbehalten, sie war auch nicht



Links:
Schwere „Steinbüchse" gegen Ende des 14. Jahrhunderts.
Die Erfindung des Pulvers hat die Kriegführung grundlegend umgestaltet. Die ersten „Kanonen" waren primitiv: Sie zersprangen oftmals beim Abfeuern, so daß die Gefahr für die Bedienungsmannschaft nicht gering war. Die Schußweite war gering; die einzelnen Stücke mußten infolgedessen nahe an das Ziel herangebracht werden. Starke Holzpflöcke hatten den Rückstoß aufzufangen.

Pulverkammer, 6m
Pulver 8 Ztr.
Rohrdurchmesser, 1m
gröste Rohrstärke 40cm,
Wippen d. Rohres nach dem Abschuss 2 Minuten
Flugzeit 3 Minuten,
Flughöhe, 40 km
Hängegerüst um ein Durchbiegen d. Rohres beim Abfeuern zu verhindern
Schussweite 130 km,
Rohrlänge 34 m, Rohrgewicht 4000 Ztr.
Kaliber 21 cm
Länge 90 cm
Gewicht 2 Ztr.
Leistungsfähigkeit d. Rohres 65 Schuss,
Flaschenzug-Anlage
Rücklaufbremse,
Lafette 5000 Ztr.
Geschützbedienung, 60 Mann.
Betonsockel 6000 Ztr.
12 m

Das „Mammutgeschütz" — ein Wunderwerk deutscher Technik, das vom März bis zum August 1918 im ganzen 300 Schuß auf eine Entfernung von 130 km mit Treffsicherheit abgab.
Größe und Schußweite dieses Weltkriegs-Geschützes sind noch heute geltende Höchstleistungen des Geschützbaues.



abhängig von der Erfindung des Pulvers als Treibstoff für Geschosse, sondern sie läßt sich schon zurückverfolgen bis ins Altertum, solange uns die Geschichte überhaupt von Kriegshandlungen berichtet So sind schon die Schleudermaschinen verschiedenster Bauart, die wir aus dem Altertum kennen und die dazu dienten, schwere Steine und Eisenkugeln auf den Gegner und insbesondere auf seine Befestigungen zu werfen, als Urahnen unserer heutigen Artillerie zu werten Maßgeblich beeinflußt wurde die Entwicklung der Artillerie natürlich von der Erfindung des Pulvers, das, wie wir wissen, schon bald neben den Handfeuerwaffen auch für Geschütze Verwendung fand. Von diesen ersten unförmigen Kanonen, die Eisenkugeln schleuderten, bis zum modernen Geschütz mit Rohrrücklauf und phantastischen Reichweiten, das mit unheimlicher Genauigkeit Granaten aller Gewichte verschießt, war ein weiter Weg.

Zeichnung für den „J. B." von J. Lazarus

Die Artillerie des modernen Heeres:
Deutsches 15-cm-Langrohrgeschütz wird durch Motorschlepper in Stellung gebracht. Das Geschützrohr ist in Fahrstellung eingezogen. Die Bedienungsmannschaft ist auf dem schleppenden Motorfahrzeug untergebracht.

Ein Schlendrian geht zu Ende

ROMAN VON HERMANN PIRICH

1. Fortsetzung

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Münchner Taxichauffeur Franz Schuller, ein netter junger Kerl von unbeschwertem Gemüt, hat sich in die hübsche Kellnerin Betty verguckt und wird auf eine üble Verleumdung hin, deren Urheber ein recht dunkler Ehrenmann namens Glaser ist, von dem eifersüchtigen Metzger Karl mit einem Maßkrug niedergeschlagen. Dies geschieht just, als Schuller kurz zuvor beschloß, sich um Betty nicht weiter zu bemühen, die sich keineswegs geneigt zeigt, auf seine Späße einzugehen. Zudem lernte er eben eine elegante blonde Dame kennen, die großen Eindruck auf ihn macht, fast allein schon deshalb, weil auch er ihr durchaus nicht gleichgültig zu sein scheint. Was sich hier aber angesponnen hat, erfährt dadurch eine jähe Unterbrechung, daß Schuller, der bei dem Streit mit dem Metzger eine Gehirnerschütterung davontrug, ins Krankenhaus eingeliefert wird. Dort schließt er mit seinem Stubengenossen Bernhard, einem fünfzehnjährigen Hitlerjungen, dicke Freundschaft, die sich vornehmlich in lustigen Neckereien äußert. Betty, die inzwischen ihre Stellung wechselte und nun im Benediktinerbräu beschäftigt ist, findet in dem Kunstmaler Pschesina, einem komischen Kauz, einen väterlich um sie besorgten, treuen Freund, der sie täglich mit allerlei kleinen Aufmerksamkeiten überschüttet, worüber sie sehr glücklich ist, zumal sie bisher vom Leben nicht gerade verwöhnt wurde.

Seltsam unruhig war Betty mit einem Male geworden und geradezu zappelig, eine unnennbare und ihr bisher unbekannte Sehnsucht quälte sie, und sie konnte sich dagegen nicht helfen, und das machte sie wütend auf sich selbst, aber vor allem auch auf den, der unbewußt die Ursache all dieser Veränderungen war.

Ihr ganzes Wesen hatte sich unwillkürlich sozusagen in den Verteidigungszustand gesetzt und erwartete in fast wilder Entschlossenheit den Generalangriff des haßgeliebten Gegners.

Nun war aber Schuller kein großer Eroberer vor dem Herrn; was ihm nicht mühelos in den Schoß fiel, ließ er bleiben. Und als sich Betty dessen inne wurde, atmete sie nicht etwa befreit auf, sie war vielmehr traurig und hätte jetzt, da weit und breit keine Gefahr mehr in Verzug war, am liebsten kapituliert, bedingungslos und ohne jede Gegenwehr. Aber da trat plötzlich ein ungebetener Verbündeter auf den Plan und vereitelte es mit Hilfe eines Maßkrugs.

Schuller hatte wohl ab und zu noch ein bißchen Kopfschmerzen, aber er versah bereits wieder seinen Dienst wie früher. An den Zwischenfall mit dem Metzger dachte er schon gar nicht mehr, und die Betty hatte er fast ganz vergessen. Da tauchte vor seinem Wagen, in dem er lümmelnd träumte und auf Kundschaft wartete, Nani, die füllige Schwester des Metzgers, auf. Sie war noch ein sehr junges Ding, aber von geradezu unwahrscheinlichen körperlichen Ausmaßen, und Schuller nannte sie die „Riesendame vom Oktoberfest". Sie hatte dasselbe nichtssagend-hübsche Gesicht wie ihr Bruder, nur mit dem Unterschied, daß alle Selbstzufriedenheit bei ihr von einer grenzenlosen Gutmütigkeit verdrängt wurde.

„Du, Franzl", sagte sie, nachdem sie ihn gefragt hatte, wie es ihm ginge, „kommst koan Leberkas mehr kaufn?" Sie stellte diese Frage mit einer solchen naiven Treuherzigkeit, daß Schuller laut auflachen mußte.

„Ja, du mei liabs Kind", sagte er dann, indem er die Stirn in ernste Falten legte und so tat, als ob er sich erst genau besinnen müßte. „Ja, warum komm i denn koan Leberkas mehr kaufn?"

„Geh", sagte die Nani und sah ihn unsicher an, „du möcht mi' derbleckn, du möchst di' gern lustig machen über mich . . ."

Schuller lachte still in sich hinein.

„Na, du, geh", sie machte eine Miene, die besagen sollte, jetzt aber Spaß beiseite, „wirklich! Komm wieder . . ."

„Meinst?" erwiderte er und kniff ein Auge zu.

„Ja, Franzl, ja", redete sie ihm gut zu. Und dann sagte sie: „Weißt, Franzl, 's is ja net z'wegn dem Leberkas, und z'wegn dem Leberkas bin ich auch net herkommen. Ich soll eigentlich —"

„Na, was denn?"

„Ich soll — weißt nämlich, du, der Karl hat mich herg'schickt."

„So, so der Kare? Das is interessant. Ja, warum hat er dich denn herg'schickt?"

„Ja, des is so, weißt, i soll fragn — er möcht' sich nämlich gern versöhnen, und da soll i —"

„Da sollst du quasi so das Terrain sichten, gel?"

„Ja!" Sie nickte begeistert. „So ähnlich is es!" Und sie guckte ihn erwartungsvoll an.

„Nacha sag ihm —" Schuller hielt inne.

„Na was?" drängte die Nani, und ihr Blick hing voll Spannung an seinen Augen.

„Nacha sag ihm, er is a Depp."

Die Nani atmete tief auf. „Ja. Jawohl Des sag i eahm. Des wird ihn freun. I dank dir recht schön." Und schon ruderte sie eifrig ihre Fracht davon über den weiten Platz.

Bald darauf erschien der junge Metzger. Er war sichtlich verlegen, und wie er so daherkam, hätte man meinen können, von ihm würde soeben ein Film gedreht für die Wochenschau.

Als er bei Schuller angelangt war, steckte er den Zeigefinger zwischen Hals und Hemdkragen und zog an diesem, als sei er ihm zu eng. Dann räusperte er sich und sagte: „I muß dir schön danken, gel?"

„O bitt' schön", sagte Schuller, nahm seine Mütze ab und befühlte mit der Rechten seinen Schädel. „Gern g'schehn."

Der Metzger sah weg. „Daß mich net an'zeigt hast", sagte er, „vergeß' ich dir schon net." Er schwieg eine Weile, und dann stieß er plötzlich in maßloser Wut hervor: „Aber den Hund, wenn i derwisch'!" Er ballte die Fäuste und fletschte die Zähne.

„Ein schweres Rohr zurück", sagte Schuller und tat erschreckt. „Was is denn des für a Hund?"

„Der Hund, der Glaser."

„Also a Windhund Ja, und warum möchst den gern derwischen?"

„Fragst mi no'!" brauste der Metzger auf. „Aber den Hund, wann i derwisch", er beutelte die rechte Faust in der Luft herum. „Hin is er! Hin is er, sag' i dir, verstehst mi', hin!"

„Mhm", sagte Schuller mit ernstem Gesicht, „i versteh' di'. Aber warum is er hin?"

„Weil i ihn hinmach'!" fauchte ihn der Metzger wild an.

„Aha", sagte Schuller, „so is das. Und warum machst ihn hin, wenn i fragen darf?"

„Ja, gibt's jetzt des aa???" Der Metzger war geradezu bestürzt. „Du fragst mi', warum i ihn hinmach'?"

„Ja, ja", sagte Schuller, „es is immerhin ganz interessant, es interessiert einen halt."

Der Metzger glaubte nun schon, Schuller hätte den Verstand verloren, und ihm stiegen die Haare zu Berge; denn er dachte an den Maßkrug. Aber als er dann merkte, daß Schuller wahr und wahrhaftig keine Ahnung davon hatte, inwiefern Glaser bei der leidigen Affäre überhaupt beteiligt gewesen war, klärte er ihn darüber auf.

„So, so", sagte Schuller und nagte an seiner Unterlippe, „so is des also g'wesen. Mir hat kein Mensch was g'sagt. Der Kegelmaier net und der Sarnthaler net."

„So is es aber, wie i dir sag'. Und der alte Sarnthaler muß 'n Zeugn machn, wennst mir net glaubst!"

„So a Bazi is des also", sagte Schuller nachdenklich.

„Bazi? Bazi?" sagte der Metzger. „Ein Gauner is er. A Gauner, wias ihn suachn muaßt, a so a Gauner! Aber i find' ihn, sag' i dir, verstehst mi'? Ich angaschier' mir jetzt einen Detektiv!" Und er erzählte Schuller, daß Glaser noch in derselben Nacht mit Sack und Pack aus seiner Wohnung da auf Nimmerwiedersehen verschwunden sei. In München halte er sich aber bestimmt noch auf, denn die Nani hätte ihn gerade erst gestern noch gesehen, nur wäre es bisher nicht herauszukriegen gewesen, in welchem Viertel und in welcher Straße er jetzt wohne; denn polizeilich sei er nicht angemeldet, er, der Metzger, habe sich dort schon erkundigt. Und nun wolle er ihm einen Detektiv auf die Spur hetzen, koste es, was es koste, da wäre ihm drum kein Geld zu schade; denn, sagte er, den Kerl müsse er sich gehörig ausleihen. Und damit ihn der Detektiv natürlich auch erkenne, auch dafür habe er, der Metzger, schon gesorgt.

„Hier", sagte er, zog eine alte Zeitschrift aus der Rocktasche und schlug eine Seite auf. „kennst ihn?"

Da war Glaser drauf abgebildet in seiner ganzen literarischen Asphaltgröße, umrankt von schnobbrigen Versen, wie sie einmal Mode waren zwischen Kurfürstendamm und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Dieses alte Heft einer inzwischen längst eingegangenen Zeitschrift, in welcher Glaser als aufgehender Stern am literarischen Himmel gepriesen wurde, hatte er einmal dem jungen Metzger gegeben, um bei ihm — wegen der Würste und so — Eindruck zu schinden, was ihm auch in einem solchen Maße gelungen war, daß sich der Metzger sogar höchst geehrt gefühlt hatte, einen so berühmten Mann mit seinen Würsten beliefern zu dürfen.

„Des, verstehst", sagte also Karl zum Schuller Franzl, „kriegt der Detektiv, daß er woaß, wie der Schlawiner ausschaut, verstehst mi'?" Und er sah Schuller triumphierend und voll Stolz auf seine Schlauheit an.

„Du, weißt was?" sagte Schuller jedoch und nahm

ihm das Heft aus der Hand „Gib einmal her! Des behalt' i mir."

„Des geht net, du", sagte der Metzger und guckte dumm drein.

„Sei stad, halt's Maul, und spar dir dein Geld für'n Detektiv. Des mach' i schon, paß nur auf"

„Wie willst denn des machn? . . ."

„Laß mi' nur, i kann dir no' nix Genaues sagen, i hab' nur so ungefähr a Idee, aber laß mi' nur", sagte Schuller und steckte das Heft kurzerhand ein.

„Wennst moanst?" sagte der Metzger und konnte sich nichts vorstellen. „Aber i sag' dir", setzte er dann hinzu und drohte mit dem Zeigefinger, „bal a ma auskimmt! . ."

„Kimmt a net", tröstete ihn Schuller. „Der kommt dir net aus."

Als Schaller wieder allein war, mußte er daran denken, was ihm der Metzger da erzählt hatte, daß sie nämlich damals nach ihm gefragt habe und wie das dann der eigentliche Auftakt wurde zu der dummen Geschichte. Leicht ist dem Karl das nicht von den Lippen gekommen, und er wird wohl auch heute noch verliebt sein in die Betty, dachte Schuller, während er selbst sich kaum noch an sie erinnern konnte, in so nebelige Ferne schien sie ihm gerückt. Was von dem kleinen Zwischenspiel einer beginnenden Verliebtheit bei ihm übrig geblieben, war nur das angenehm prickelnde Gefühl, daß er dem Mädel, das sich so spröde gezeigt hatte, also doch nicht ganz gleichgültig gewesen sei. Aber das huschte nur durch Kopf und Herz und war schon wieder versunken im unendlichen Meer seiner göttlichen Sorglosigkeit und Unbekümmertheit, auch war er nicht eitel, um nun etwa trunken zu sein von Triumph, wenigstens nicht eitler, als schließlich alle Menschen irgendwie und irgendwo sind. Dafür aber hatte sich etwas anderes in ihm festgesetzt, nämlich der Wunsch, besser gekleidet zu sein. Er hatte nie vorher besondere Sehnsucht danach verspürt; doch einmal geweckt, wollte sie nimmer einschlummern. Dazu hatte wohl auch die spukartige Begegnung mit der eleganten blonden Dame beigetragen und der Duft, der von ihr ausging und ihn so taumelig machte, der Duft einer unbekannten und schon darum schöneren Welt.

Ein schweres Rohr, das Leben ist ein schweres Rohr, brummelte sinnlos eine tiefe fremde Stimme in ihm Und er horchte ihr nach, wie sie anschwoll, ihn überflutete und wie sie verebbte und wieder anschwoll —, als er plötzlich am Arm gerüttelt wurde

Es war Lissy, die springlebendige Lissy vom Ballett. Ihre rotbraunen Haare quollen hinter dem Hütchen hervor, das ganz vorn und schief auf der Stirn saß und an einen kleinen Kahn erinnerte, den man zur Hälfte auf das Ufer herausgezogen hatte, damit er nicht fortgeschwemmt werde

„Schnell, Franzl, schnell", sagte sie und trampelte ungeduldig, daß es von den hohen Stöckeln nur so schallte auf dem Asphalt. „Gut, daß wieder da bist, sonst flieg' ich hinaus, denn das wär' so nicht weiter gegangen. Schnell, Franzl, schnell, es ist höchste Eisenbahn!"

„Eisenbahn?" sagte Schuller und gähnte, „ich hör' immer Eisenbahn, aber hier ist ja nirgends eine Eisenbahn." Und er beugte sich weit zum Wagen hinaus, um nach der Eisenbahn zu sehen.

„Ach, du", sagte unwirsch die Lissy, „mach' keine Sachen, ich hab's doch so eilig!"

„Tut mir leid", entgegnete er ruhig und lümmelte sich wieder an die Wagentür, „aber du mußt wissen, ich bin in den Streik getreten."

„Bist du verrückt?" Lissy wurde schon wütend.

„Nein, aber ich war es."

„Was soll das nun heißen?"

„Daß ich dich nicht mehr hineinfahre, mein Darling."

„Ja warum denn nicht? Was ist denn los mit dir? Habe ich dich etwa nicht im Krankenhaus besucht?"

„Ich hab' mich mit einer reichen Witwe verlobt, und die heiratet mich nur, wenn ich kein junges Mädchen mehr fahre."

„Natürlich bist du verrückt!"

„Nein, sparsam, nur sparsam."

„Ach sooo? Weil ich nichts zahle?"

„Mhm."

„Aber ich hab' doch nichts, du weißt ja."

„Ich auch nicht."

„Nein, das ist Schikane! Du möchtest mich schikanieren, du möchtest mich aufzieh'n, du möchtest mi a bißl zappeln lassen, ich kenn' dich doch! Ich hab' aber keine Zeit, du!"

„Ich bin untröstlich, Gnädigste."

„Du bist gemein, heut, wo ich mir Zeit gelassen hab', weil ich ja gewußt hab', daß du wieder da bist — du bist sooo gemein!" Sie trommelte mit ihren kleinen Fäusten wie rasend auf seine Schulter. „Du bist unerhört gemein!!"

„Wirklich???" fragte er da unvermittelt und guckte sie sehr interessiert an, indem er sich ein wenig vorneigte. „Bin ich wirklich unerhört gemein?"

Wie er das sonderbar fragt, dachte sie und wurde unsicher. „Ja", sagte sie dann trotzig, „gemein bist auch."

„Na ja", sagte er und lehnte sich wieder gemütlich zurück, „was willst denn von einem gemeinen Kerl nachher auch schon anderes verlangen?"

Jetzt aber war der Bogen überspannt. Lissy preßte ihr Fäustchen an den Mund, biß in die Fingerknöchel, und gleich kamen stoßweise die ersten Schluchzer.

Der schöne Anzug mit den messerscharfen Bügelfalten, der vor Schullers Auto verführerisch hin und her stolzierte, bekam plötzlich Schlotterbeine und sackte kläglich zusammen

Schuller schob die Mütze auf die Nase und drückte auf den Anlasser, damit er nichts sehe und nichts höre. Und während der Anlasser rasselte, tastete er mit der anderen Hand nach der Tür und öffnete sie. Und Lissy schlüpfte schnell wie ein Wiesel hinten in den Wagen hinein

Im selben Augenblick sagte eine weiche Frauenstimme voll unbeherrschter Enttäuschung: „Ach, das ist aber schade!"

Schuller rückte erschrocken die Mütze zurück. Es war die feine, elegante Dame, die er schon viermal gefahren hatte. Ein schweres Rohr, verdammtes Pech, jetzt sitzt die Lissy drin, ich schmeiß' sie raus, aber die macht mir einen Heidenskandal „Oh, gnädige Frau", sagte er und stolperte aus dem Wagen

„Schade", sagte sie und lachte verlegen. Sie ärgerte sich, weil sie sich nicht hatte beherrschen können; zu dumm, sie war von der anderen Seite gekommen und hatte nicht gesehen, daß da bereits jemand einstieg, „schade, ich hätte rasch hinaus nach Grünwald müssen"

„Oooch, gnädige Frau, wenn es Ihnen nichts ausmacht, fahren Sie bitte mit! Das ist nämlich meine Schwester, die muß ins Geschäft, die laden wir unterwegs ab, das liegt ja grad auf dem Weg"

„So, Ihre Schwester, na gut, ich bin einverstanden mir eilt's nämlich" Sie lachte und stieg in den Wagen

Ist das ein Gauner, dachte Lissy und machte der Dame Platz, indem sie ihr stumm einen Gruß zunickte

Frau Renate hatte ihre anfängliche Verlegenheit bald überwunden, und mit der Sicherheit und Selbstverständlichkeit von Leuten, die viel in Gesellschaft verkehren, zog sie Lissy flugs in ein seicht dahinplätscherndes Gespräch, das sie allerdings zu Beginn fast ganz allein bestritt, und plauderte mit einem Scharm, der Lissy schachmatt setzte, über tausenderlei Belanglosigkeiten lustig drauflos.

Lissy hatte ursprünglich vor, einige Bosheiten von Stapel zu lassen. Insbesondere wollte sie dem Franzl vorn mit einigen lauten Bemerkungen, die ihn blamieren sollten, die Hölle heiß machen. Aber sie kam gar nicht dazu, sich irgend etwas zu überlegen, etwas recht Boshaftes —, ach, sie hatte das überhaupt vergessen, so fesselte sie das Nichts, über das die blonde Frau neben ihr so ungeheuer viel und interessant und bezaubernd zu reden wußte; erst als sie ausstieg, die rachsüchtige kleine Lissy, fiel ihr ein, daß sie dem Franzl eins hatte versetzen wollen, und sie wurde wieder ganz fuchtig, doch sie ließ sich nichts anmerken und gab dem Franzl vielmehr schön brav die Hand, machte sogar einen kleinen Knicks und sagte in übertriebener Freundlichkeit und mit der Piepsstimme eines musterhaft erzogenen Kindes, „Auf Wiedersehen, mein lieber Bruder, und ich dank' dir auch recht schön, mein lieber Bruder", nur für ihn hörbar aber setzte sie hinzu: „Obergauner . . . ."

*

In Grünwald hielt Schuller vor einem Restaurant, das ihm die Dame angegeben hatte.

Sie bezahlte ihm die Fahrt und sagte dabei mit einem eigenartigen Lächeln so nebenhin: „Sie haben eine reizende Schwester . ."

„Ja, ja", brummte Schuller und hatte eine schreckliche Wut auf die Lissy „Es geht" Er starrte auf den Boden

„Sie führt Ihnen wohl den Haushalt daheim nicht wahr?"

„Nein! Um Gotteswillen, nein!" Schuller war direkt bestürzt über diese Zumutung und blickte auf, und da sah er, daß die blonde Frau verschmitzt lächelte.

„Ach was", sagte er und guckte wieder zu Boden, während er mit dem Fuß ein Steinchen wegstieß. „Ich hab' ja keine Schwester."

„Ja, ja", meinte sie mit singender Stimme „Ich hab' mir auch gleich gedacht, daß sie Ihre Cousine ist."

Schuller warf einen hastigen forschenden Blick auf sie und lachte dann befreit und unbekümmert.

„Haben Sie übrigens Zeit?" fragte Frau Renate und sah ihm fest in die Augen „Wollen Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten?"

Schuller beeilte sich, seine ehrliche Bereitwilligkeit zu versichern.

„Aber nicht so, daß es auffällt, bitte. Sie sehen, ich hab' mich entsprechend angezogen. Tun Sie so, als wäre ich eine alte Bekannte von Ihnen."

„Wird mir ein Vergnügen sein", sagte er.

Aber man sah ihm dieses Vergnügen eigentlich nicht recht an. Er benahm sich ziemlich linkisch, und man merkte, wie er sich in jeder Bewegung behindert fühlte, es war ihm doch alles zu überraschend gekommen, und er war derart benommen von der Nähe der schönen blonden Frau, daß sie ihm wie eine Souffleuse einsagen mußte, was er jeweils zu machen hatte.

Sie saßen an einem offenen Fenster, von dem aus sie einen wundervollen Blick auf das Isartal hatten Tief unten, kaum einen Steinwurf entfernt, floß die Isar vorbei, und ihr Rauschen klang hier oben ganz leise und wie in einem zarten Gedicht von Eichendorff so geheimnisvoll Die abertausend kleinen Wellen und Wellchen glitzerten in der Mittagssonne. Weit hinten durch den weißlichen Dunst, der den Horizont umsäumte, schimmerten gespenstisch die hohen dunklen Berge, und Schuller mußte unwillkürlich an seine Heimat denken und wie er als Kind von der Mutter allmorgendlich eine Schüssel Milch vorgesetzt bekam, in der große Brocken schweren schwarzen Bauernbrotes unter der Oberfläche herumschwammen. Oft hatte er da, wenig erbaut von diesem Frühstück, mit seinem verbeulten Löffel die Krumen in der Milch herumgeschubst und Unterseeboot gespielt, bis ihm dann die Mutter eine appetitanregende Dachtel gegeben hatte

Eine unerklärliche dumpfe Traurigkeit beschlich ihn und er wußte nicht warum Das Mittagessen, das er nach den Angaben und Wünschen der blonden Frau bestellt hatte, wollte ihm nicht recht schmecken so vorzüglich es auch zubereitet war und so großen Hunger auch in ihm herumrumorte; die Bissen mochten einfach nicht hinunter, und er schlang und schluckte, als hätte er Halsschmerzen

Es herrschte eine etwas peinliche Stimmung an dem Tisch, und die Unterhaltung war nicht in Gang zu bringen, so sehr sich die blonde Frau darum auch bemühte. Und wie ein Mensch, der, von der Tagesarbeit übermüdet, sich kaum noch aufrecht halten kann abends aber trotzdem irgendwelchen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen muß, so ähnlich war auch das Gespräch zwischen den beiden; es schlief immer wieder ein

Frau Renate kam sich dem gegenüber seltsam hilflos vor, sie, die sich sonst in jeder Lage beneidenswert ungezwungen geben konnte. Heute war sie irgendwie unzufrieden mit sich selbst, und immer wieder betrachtete sie mit scheuen Blicken den jungen unbeholfenen Mann da vor sich, der halt doch ein bißchen — sie wollte nicht sagen schlechte — aber immerhin vernachlässigte Manieren hatte. Sie hätte ihn für viel gewandter gehalten, und nun war sie, doch nicht nur deshalb, ein klein wenig enttäuscht, und leise Wehmut umkroch ihr Herz

Auch war es ihr, als hätte sie Mascha gesehen. Spionierte die ihr nach?

4.

Eine Woche vielleicht oder mehr war inzwischen vergangen, und Schuller war an der Reihe, Dienstplatz zu „schieben" Er mußte irgendwo draußen in der Nähe der Vorstei, an der Peripherie Münchens also, unweit des Flugplatzes, auf Fahrgäste warten, die nicht kamen Mürrisch saß er in seinem Wagen und beobachtete gelangweilt die aufsteigenden und landenden Flugzeuge.

Er dachte an die blonde Frau, die nichts mehr von

sich hören ließ. Ach ja, er wußte schon warum. Und das erstemal in seinem Leben spürte er wie einen Schmerz, seinen Mangel an Erziehung und guten Umgangsformen. Wie ein Fohlen war er aufgewachsen, wild und ungebärdig, kein Mensch, und auch die Mutter nicht, hatte sich um etwas anderes gekümmert, als daß er immer satt sei und die Schulaufgaben mache. Und ihm selbst war es vor lauter Unbeschwertheit in allen Dingen ebenfalls nie eingefallen, daß es außer Essen, Trinken, Arbeiten, Lieben und Lachen auch sonst noch was auf der Welt gebe, das unter Umständen das Leben zu verschönen, es würdiger zu gestalten vermag.

Es wurmte ihn mächtig, schon tagelang, und da half auch kein schweres Rohr, weder zurück noch vor. Bei alledem schien es ihm noch, als hätte er sich ernstlich in diese Frau verliebt, und je unnahbarer sie ihm von Tag zu Tag und Stunde zu Stunde dünkte und je hoffnungsloser seine Sehnsucht wurde, desto mehr fraßen sich schlechte Laune und das Gefühl des Unglücklichseins in ihn hinein.

Sein Unmut und sein Zorn suchten irgendeine Entladung, und er erinnerte sich des Heftes, das ihm der junge Metzger gegeben hatte. Er zog es aus seiner Brusttasche und besah sich Glasers Bild.

Aus der Ferne vernahm man das frohe, forsche Singen frischer Knabenstimmen. Es war ein kleiner Trupp von Hitlerjungen, die von einem Geländespiel zurückkamen und der Stadt zumarschierten.

Schuller packte plötzlich eine Wut auf diesen Glaser, wie er sie noch nie gekannt hatte, als trüge der die Schuld an allem und jedem, das Schuller jemals im Leben zuwidergelaufen war. Um diesen Glaser aufzuspüren, hatte er es sich wohl vorgenommen, an Hand des Bildes alle seine Berufskameraden an sämtlichen Ecken und Enden der Stadt mit Glasers Äußerem vertraut zu machen. Vielleicht gelänge es doch einem oder dem anderen, den Kerl irgendwo zu erblicken und zu erkennen und schließlich herauszukriegen, wo er sich gewöhnlich herumtreibe. Jedenfalls versprach sich Schuller von diesem Plan am meisten. Aber wie er schon einmal war, so hatte er sich nur mit einigen wenigen Kollegen, die er gerade gut kannte, zu dem Zweck in Verbindung gesetzt und nach ein paar Tagen Plan und Vergeltung und alles einfach vergessen. Auch war sein Rachedurst nie so groß gewesen, daß er ihn hätte andauernd mit sich allein beschäftigen können. Jetzt aber mit einemmal hätte er den Schuft für die bodenlose Gemeinheit, die er ihm angetan, am liebsten auf der Stelle zerstückelt, so haßte er ihn nun.

Das Singen der Hitlerjungen war verstummt, und man hörte nur mehr ihren immer näher kommenden gleichmäßigen Marschschritt.

Schuller hatte die Linke, in der er die Zeitschrift hielt, auf die Wagenpolsterung sinken lassen, und die Rechte ruhte lässig auf der Tür. Er stierte böse auf die kleine Kühlerfigur, als sei sie Glaser. Plötzlich pickte ihm ein Spatz, der sich wohl genau so langweilte wie er, dreist in die Hand und flog schnell weg auf den Kotflügel, auf dem er dann unternehmungslustig herumhüpfte. Schuller beugte sich verwundert zum Wagen hinaus und knurrte: „Frecher Krüppel . ."

Fast gleichzeitig ertönte eine helle Jungenstimme, und die rief in höchster Freude: „Ein schweres Rohr! Mensch, du, Franzl, der Franzl!!" Bernhard, der Hitlerjunge, der Schullers Stubengenosse im Krankenhaus war, kam auf ihn zugestürmt. Aber mitten im Laufen hielt er auf einmal inne, schien sich zu besinnen, machte rasch kehrt, lief zum rechten Flügelmann des vierzig bis fünfzig Mann starken Trupps und kommandierte ihm, mit veränderter, ernster Stimme: „Kameradschaftsführer Tillner übernimmt die Führung!" Und dann ging er wieder, diesmal aber gemessenen Schritts, auf Schuller zu.

„Franzl, Mensch, Heil Hitler!" grüßte er ihn herzlich, und sie schüttelten sich die Hand wie zwei alte Frontkameraden, die sich nach langer, langer Zeit wiedersehen. „Wie geht's, was sagste, schau, ich bin wieder auf den Beinen, aber so, sag' ich dir! Weißt", und er deutete mit schlecht verborgenem Stolz auf seine Rangabzeichen, die grüne Schnur mit dem Pfeiferl dran und die zwei Sterne, „weißt, ich bin nämlich Scharführer, und da hätt' ich eigentlich schon gar nicht weglaufen dürfen, und wenn mein Gefolgschaftsführer das erfährt, krieg' ich natürlich eine Mordsnaj'n. Aber jeden Tag treff' ich dich ja net, wo ich in Neuhausen wohn' und du da irgendwo in Schwabing. Mensch! Ja los, erzähl! Wie geht 's? Mensch, was ist mit dir? Du hast dich verändert. Irgendwas stimmt nicht bei dir. Los, raus damit! Das wer'n wir gleich kurieren, wär' ja gelacht! Also raus damit! Zeig schön die Zunge!"

Schuller lachte. Was sollte er ihm sagen, seinem kleinen Freund? Sollte er ihm etwa von der blonden Frau erzählen oder davon, wie ihn da vor einer Woche ein Stück unbekanntes Leben nach lächerlich kurzem Schlagwechsel gewissermaßen schon in der ersten Runde für die Zeit auf die Bretter geschickt hatte? Sollte er ihm erzählen, daß es ihm sei, als könne er sich nimmer erholen von dem k.o.? Ach, das würde er ja nicht verstehen, er würde ihn wahrscheinlich sogar auslachen deshalb.

„Nööö", sagte er also, „'s is ja nix. Ich studier' nur alleweil nach", und er zeigte seinem jungen Freund die Zeitschrift mit Glasers Bild, „wie ich den Kerl da erwischen könnte, wie der Schlawiner da aufzustöbern wär'." Und er erzählte, was Glaser bei ihm auf dem Kerbholz habe.

„Zeig her", sagte der Junge, und Schuller reichte ihm das Heft, froh über das neue Thema. „Mir fällt nämlich was ein. An einem der nächsten Sonntage nämlich sammeln wir für die Jugendherbergen, und da könnt' ich — das wär' nicht ausgeschlossen — da könnt' ich . . . Mensch!" Er griff sich an den Kopf. „Natürlich kann ich's! Das wird gemacht! Hurra!" Und er hob die Zeitschrift triumphierend hoch.

*

Pschesina reckte in ungezügelter Freude seinen kurzen Arm in die Höhe, eine zitternde Karte in der Hand, und schrie aufgeregt: „Grün sticht! Alle Greanan stechen!"

Er war vor lauter Aufregung über das Solo, das er da beim Schafkopfen erhalten hatte, vom Stuhl aufgesprungen und hieb nun, indem er sich mit seinem ganzen Körpergewicht einen Schwung nach vorn gab, die Karte klatschend auf den Tisch, stützte sich dann mit dem Zeigefinger auf sie und harrte in der Stellung starren Blicks und aufs äußerste gespannt der Dinge, das heißt Spielkarten, die da kommen sollten und auch rasch kamen, bis auf eine, und die hatte der Architekt Lerchner noch in der Hand.

„Na was is, Herr Architekt? Bedienen! Oder is Ihnere Kart'n in Sommerfrische 'gangen? Was gibt's da zu überlegen? Bedienen, bedienen!" sprudelte Pschesina aufgebracht hervor. Er konnte den Architekt nicht leiden. Das war nicht immer so gewesen. Er hatte sich früher, wenn nicht gerade ausgezeichnet, so doch leidlich mit ihm verstanden; aber seitdem Betty Kassiererin im Benediktinerbräu war, kam Lerchner, der draußen am Starnberger See wohnte und sonst nur Donnerstags zum Schafkopfen mit seinen alten Münchner Freunden hereinfuhr, fast täglich zum Stammtisch. Darüber ärgerte sich Pschesina halb krank, zumal der Architekt meist bereits dasaß, wenn Pschesina auftauchte. So konnte der nervöse, schusselige Kunstmaler nie mehr mit der Betty ein Wort allein reden, und ein paar Blumen und so kleine Schleckereien konnte er ihr auch nicht mehr bringen, weil er sich vor dem anderen genierte. Und er hatte immer größere Angst, daß er vielleicht in Bettys Gunst sinken würde. Diese Befürchtung war gar nicht so unangebracht, denn er glaubte bemerkt zu haben, daß Betty den Architekt besonders zuvorkommend behandelte.

Das war auch in der Tat so, natürlich nur soweit Betty zu jemanden überhaupt noch freundlicher sein konnte, als sie es schon war. Lerchner gegenüber aber verhielt sie sich anders, nicht vertraulicher zwar, eher noch vielleicht kühler, doch das täuschte einen Verliebten, der ja, wie alle Menschen in diesem Stadium, hellsichtig ist, nicht darüber hinweg, daß da ein tieferer Grund dahinterstecke.

Der tiefere Grund in dem Fall bestand allerdings nur darin, daß Lerchner die Betty wie seinesgleichen und zwar als vollendeter Kavalier behandelte, was in jeder Hinsicht ja auch Pschesina tat, wie er selbst fest glaubte; nur übersah er, daß er in seiner ganzen Art, sich zu geben, unbewußt doch eine ganz kleine Stufe tiefer stieg, wenn er sich mit Betty unterhielt, und das spürte sie, ebenfalls unbewußt. Sie spürte, daß er sich ihr anpaßte im Denken und Fühlen und in allen Interessen, während der Architekt sie, ohne sie es merken zu lassen, zwang, zu sich, in seine Welt, heraufzusteigen; und desgleichen unbewußt, spürte sie auch das —, und es beglückte sie irgendwie.

Dies allein war der tiefere Grund. Lerchners äußere Vorzüge vor Pschesina spielten hierbei keine Rolle. Wohl war Lerchner eine große, stattliche Erscheinung, ein eleganter, gepflegter älterer Herr, wie man so sagt, ungefähr siebenundvierzig, achtundvierzig Jahre alt, hatte schönes, dichtes, wenn auch fast schon ganz weißes Haar, ein männliches, festgefügtes Gesicht —, aber seine fast farblos hellgrauen Augen hatten einen stechenden Blick, der zupackte und nicht locker ließ, so daß es Betty nicht selten schon kalt über den Rücken gelaufen war. Der Blick hatte etwas Grausames, Unbarmherziges an sich, und wenngleich er die tiefmenschliche Güte und das feine Empfinden eines wirklichen Weltmannes, die beide aus Lerchners Worten und seinem ganzen Benehmen sprachen, nicht gerade Lügen zu strafen schien, so stand er doch in seltsamem Gegensatz dazu.

Pschesina hatte heute ungewohntes Glück im Spiel. Statt daß er aber darüber gelassener wurde und selbstsicherer, wie wohl ein anderer in der gleichen Lage, geriet er in immer größere Aufregung und sammelte wie ein verrückt gewordener Croupier von Monte Carlo mit beiden Händen, fiebernd vor Eile, vom ganzen Tisch das Geld ein. Das Lustigste daran aber war, daß niemand ihn sonst als geldgierig und habsüchtig kannte. Jeder wußte vielmehr nur das eine, daß es kaum einen grundgütigeren und freigebigeren Menschen geben könne als eben Pschesina.

Allein beim Kartenspielen war er von einer Raffgier, die sich mit seinem sonstigen Wesen einfach nicht zusammenreimen ließ. Hielt er die Spielkarten in seinen bebenden Händen, dann konnte er eine Rücksichtslosigkeit entwickeln, die vor den gröbsten Beleidigungen nicht zurückschrak.

Natürlich war nach dem Stand all der Dinge am Service der Betty die beliebteste Zielscheibe für all die Gehässigkeiten des spielenden Pschesina niemand anders als der Architekt. Der aber steckte diese Grobschnauzigkeiten mit einem souveränen Lächeln ein. Er schien sich sogar dabei zu amüsieren. Pschesina war ja auch zu ulkig, wenn er sein Gastspiel als Tobsüchtiger gab, und er konnte sich seine Grobheiten auf die Dauer eigentlich nur deshalb erlauben, weil jeder über ihn herzlich lachen mußte und ihm so nichts krumm nahm.

Bezeichnend für Pschesina war es nun, daß er, nachdem man die Schafkopfpartie beendet hatte, sich nicht etwa jetzt seines Gewinnes freute und ihn befriedigt in die Tasche schob. Völlig niedergeschlagen vielmehr saß er, sich auf den Tisch lümmelnd, da, den Kopf auf die Hand gestützt, und rührte mit keinem Finger das Schüsselchen an, in welchem Kupfer- und Silbermünzen sich zu einem kleinen Berg gehäuft hatten.

Die eine Hälfte der Schafkopfrunde hatte sich, wie immer so um zwölf Uhr herum, bereits empfohlen, während Pschesina und der Architekt noch blieben.

Pschesina hatte den sich verabschiedenden beiden Herren, ohne sie anzusehen und mit einem verlorenen Blick, die Hand gereicht, ungefähr so wie einer, der am noch offenen Grabe eines teuren Anverwandten das Beileid der Trauergäste entgegennimmt. Er wußte darum gar nicht, wer gegangen, und wer noch zurückgeblieben war. Und weil er sich ganz seinem Schmerz überließ, den er sich nicht erklären konnte, der aber ehrlich war, kümmerte er sich um nichts rings um sich herum und selbstverständlich auch nicht um den Schafkopfpartner, der übrig geblieben war und ihm stumme Gesellschaft leistete.

Erst als er nach längeren verworrenen Selbstgesprächen, bei denen er immer wieder den Kopf schüttelte, als könne er etwas nicht begreifen, sich an seinen Nachbar wandte, offenbar um ihn wegen der schwierigen Fragen, die ihn so sehr beschäftigten, ins Vertrauen zu ziehen, erst da erkannte er Lerchner; und daß es ausgerechnet dieser war und kein anderer, überraschte ihn dermaßen, daß er zu sprechen vergaß, bis er dann schließlich die Sprache wiederfand und ihn barsch und geradezu entrüstet fragte, was er denn hier noch wolle.

Der Architekt aber gab ihm keine Antwort, sondern sah ihn mit seinen kalten Augen nur nachdenklich an, und zwar solange, daß Pschesina schließlich ungemütlich wurde und er nervös auf seinem Stuhle hin und her rückte. Endlich fragte er ihn aufgebracht, doch mit sehr unsicherer Stimme, warum er denn so schaue und was es hier überhaupt zu schauen gebe! Allein es war, als hätte er die Frage an eine Puppe im Wachsfigurenkabinett gerichtet, so stumm und unbeweglich saß der Architekt da, nur daß er ab und zu an seiner Zigarette zog.

Pschesina wurde es immer unheimlicher. Er sprang auf, packte Hut und Mantel, murmelte voll Angst und voll Ärger über seine Angst unverständliches Zeug in seinen Bart und verschwand, vor sich hinschimpfend und ohne sich umzublicken, hastig aus dem Lokal, wobei er vor lauter Zerstreutheit und Aufregung der Betty Adieu zu sagen vergaß.

Der Architekt machte, indem er die Augen einkniff, einen tiefen Zug aus der Zigarette und drückte sie dann lächelnd im Aschenbecher aus.

(Fortsetzung folgt.)




KISSNER
H N
10 GÜLDENRING 10
HAUS NEUERBURG
Wind und Wetter schaden der Zigarette, wenn ihr die Packung keinen ausreichenden Schutz bietet. Wir haben darum unsere Zigaretten mit Tropen-Packungen ausgestattet, um ihnen alle äusseren Einflüsse fernzuhalten. In diesen abgedichteten Metallschachteln können Sie nun Jhren Rauchbedarf unbesorgt auch ins Freie mitnehmen.
Haus Neuerburg
G·M·B·H
HAUS NEUERBURG
4 PFG
GÜLDENRING
MIT GOLDMUNDSTÜCK

Wir entkamen der roten Hölle . . .

Spanien-Flüchtlinge erzählen

Nach Dokumenten und Erlebnisberichten

Von Karl Fischer

Briefe aus Barcelona

„Lieber Freund!

Du kannst Dir schwer vorstellen, was für Tage hinter uns liegen. R. und S. sind vorgestern mit einem italienischen Dampfer abgereist. Wir waren am Abend vorher noch zusammen, und am liebsten wäre ich mit ihnen gefahren, aber da vom 15 ab alle Firmen beschlagnahmt werden, die ohne Chef sind, muß ich hierbleiben; ich bin der letzte Prokurist. Ohne Ausweis über die Stadtgrenze zu kommen, ist vollkommen unmöglich. Ich habe zwar ein paar Papiere, aber es ist mir zu riskant. Ich denke immer an Hofmeister und Treiz und die anderen und ziehe es vor, in der Stadt zu bleiben, obwohl es hier auch nichts weniger als ruhig ist. Gestern hat man hier einen Schweizer erschossen, ganz in der Nähe der Industrias Sanitarias Hartmann in El Clot. Es war der Personalchef der Hispano Suiza! So geht das fast jeden Tag. In jeder Nacht hört man ungezählte Schüsse und Salven, und fast jede Verhaftung ist gleichbedeutend mit einer Erschießung.

Die Ausweispapiere würden Dich übrigens interessieren Unter den sechs, acht Stempeln befinden sich auch ein paar, die Hammer und Sichel tragen. Soweit hat man es hier endlich gebracht.

Was sich die Faschisten hier in der Stadt eigentlich denken und worauf sie warten, ist mir gänzlich unerfindlich. Schließlich haben wir hier doch mehr als 40 000 eingeschriebene Mitglieder, aber auf den Straßen ist verdammt wenig davon zu merken. Vielleicht arbeiten sie unterirdisch, ich habe keine Ahnung. Die Geschichte von dem Gespensterwagen hast Du wohl schon gehört. Ich selbst habe die geheimnisvolle Karre noch nicht gesehen, und vielleicht ist die ganze Geschichte auch bloß erfunden. Also: jede zweite oder dritte Nacht fährt das Auto durch die Straßen der Stadt. Die Insassen zeigen, wenn sie angehalten werden, irgendeinen fremden Konsulatspaß oder den Ausweis eines Arztes. Sobald man sie passieren läßt, fallen ein paar Schüsse, und die Regierung hat zwei oder drei Soldaten weniger. Angeblich halten die Fahrer die Verbindung zwischen den Faschisten aufrecht, aber wie gesagt, Genaues weiß ich nicht. Auf einen angeblichen Faschisten hatte man Verdacht, und ein paar Nächte lang wurde der Betreffende durch einen Radiorundspruch in ein Krankenhaus gerufen, wo angeblich seine Frau im Sterben liegen sollte Offenbar wollte man ihn auf diese Weise fangen, aber es scheint, daß aus der Geschichte nichts herausgekommen ist.

Am schlimmsten war es, als der Militäraufstand hier niedergeschlagen wurde. Ganze Kraftwagenzüge schleppten Waffen zusammen, die mitten auf den Straßen verteilt wurden. Allerdings mußten diejenigen, die sich einen Karabiner oder einen Revolver anschaffen wollten, verdammt vorsichtig sein, denn ein paar Tage später wurden alle Passanten nach Waffen untersucht. Meinem Freund L. passierte es neulich, daß ein paar Burschen mit roten Binden ihn auf der Straße anhielten und zwangen, vorüberziehende Miliz mit erhobener Faust zu grüßen. Am schlimmsten sind die Weiber, die in roten Röcken oder mindestens mit roten Tüchern um den Kopf herumlaufen und sich wie die Megären benehmen. Selbstverständlich sind sie bewaffnet.

Die eleganten Luxusautos haben längst ihre Besitzer gewechselt. Den Gestalten, die am Volant sitzen, möchte ich nicht einmal am hellichten Tage näher begegnen. Die meisten haben übrigens keine Ahnung vom Fahren. Eine Zeitlang sah man überall kaputtgefahrene und zertrümmerte Wagen, die man später in die Stierkampfarena geschafft, mit Spiritus übergossen und verbrannt hat. In den besten Restaurants macht sich der übelste Pöbel breit. Gegen die Tausende von Betrunkenen schreitet man jetzt endlich ein Man preßt sie regelrecht zum Dienst in der Miliz und schickt sie per Schub an die Front nach Saragossa. Das hat übrigens zu einem Mordsklamauk zwischen der „Fai“ und der Regierung geführt.

Daß man aus dem Kloster von Monte Zion 12 Leichen herausgeholt und auf der Straße aufgestellt hat, wirst Du wahrscheinlich schon gehört haben Es ist geradezu ekelerregend. An der Sonne zersetzen sich die Körper weiter, fallen zusammen und verbreiten einen pestilenzialischen Gestank.

Abends aus dem Hause zu gehen, ist unmöglich. Seit ein paar Tagen dürfen nach 12 Uhr die Häuser unter keinen Umständen mehr geöffnet werden, weil die „Fai“ in der Nacht geradezu wüst in den Wohnungen von angeblichen Faschisten gewütet hat. Viel Zweck hat die Anordnung aber nicht, denn schließlich kann man 5 Minuten vor 12 Uhr dasselbe tun, was man nach 12 Uhr tun kann. Am schlimmsten ist es in Barceloneta und überhaupt in der Hafengegend.

Ich wäre froh, wenn die Geschichte hier erst zu Ende wäre oder man abreisen könnte. Zu Hause ist vorläufig noch alles in Ordnung, aber wer weiß, wie lange noch.

Hoffentlich kommt der Brief in Deine Hände

Dein . . .“

*

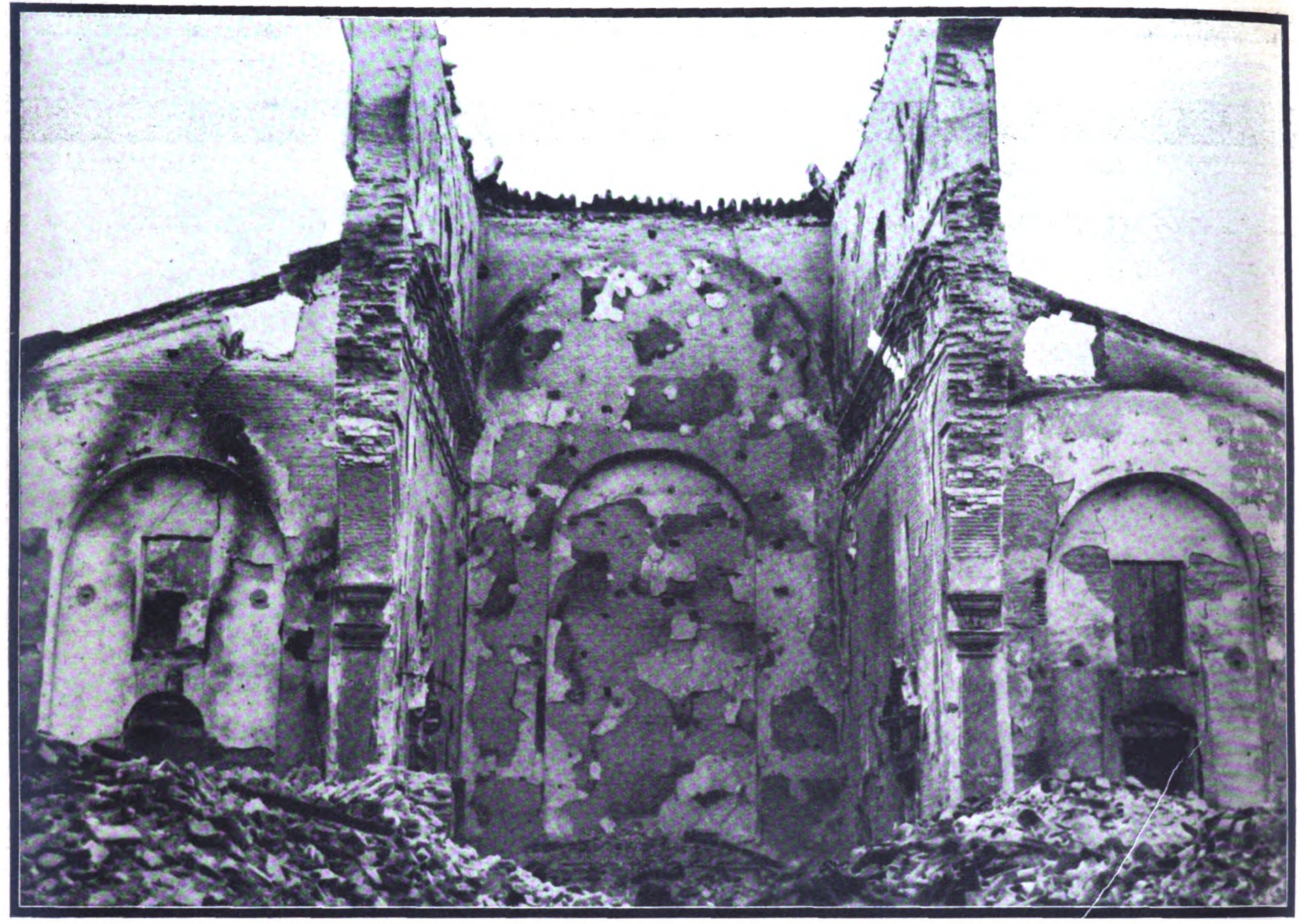
Der Brief stammt von einem Barcelona-Deutschen. Die in ihm erwähnte „Fai“ ist die Föderation iberischer Anarchisten, eine nihilistische Gruppe, die außerhalb Spaniens ihresgleichen nicht mehr hat Nur im Vorkriegsrußland gab es ähnliche Gruppen, die von Zeit zu Zeit durch ihren „individuellen Terror“ von sich reden machten. Mit zügelloser Grausamkeit wüten im ganzen Land die spanischen Anarchisten deren sich in ihrem Kampf gegen Kirche, Bürgertum und Adel die Gewerkschaften und die Kommunisten bedienen. Hauptsächlich auf ihr Konto sind die ungeheuerlichen Bluttaten zu setzen, vor denen die Welt in Entsetzen erstarrt. Die „Fai“ ist gefürchtet, weil sie in der Wahl ihrer Mittel keine Hemmungen kennt. Auch die vier Deutschen Gaetje, Hofmeister, Swalmius-Dato und Treiz, von deren tragischem Ende wir noch berichten werden, sind ein Opfer der „Fai“ geworden. Nicht nur die Bürger und insbesondere die Deutschen, die in dem noch von der Volksfront beherrschten Teil Spaniens als besonders verdächtig gelten, leben in steter Furcht vor der „Fai“, sondern sogar die Sozialisten und man hat den Eindruck, daß selbst die Kommunisten bei ihrem blutigen Handwerk in Spanien die Hilfe der „Fai“ zwar gern in Anspruch nehmen, aber froh wären, wenn sie diese unbequemen Genossen möglichst bald loswerden könnten.

Die „Fai“ mordet offen oder nach geheimen Gerichtssitzungen, in denen der blanke Mord „legalisiert“ wird. Ein schwerer Druck lastet seit Wochen auf der zivilen Bevölkerung und vor allem auch auf den Spanien-Deutschen. Selbst das ruhigste und unauffälligste Verhalten ist kein sicherer Schutz vor Verhaftung.

*

Eine Spanien-Deutsche schreibt:

„. . In einem Ort wie Oviedo sind 82 Häuser abgebrannt worden und Häuser gesprengt mit Dynamit Außerdem hatten die Roten eine Waffen- und Munitionsfabrik in Händen, und es hat über 14 Tage gedauert, daß dieser Herd eingenommen wurde, wo sie unmenschlich gehaust haben, denn sie haben Geistliche am lebendigen Leibe verbrannt. Dort sollen 1500 Tote sein, alle Geschäfte geplündert, Tag und Nacht wurde geschossen, und so sind viele an Hunger und Durst gestorben Vor einigen Tagen brachten sie 30 Kinder,



Die Kirche „San Roque" in Sevilla, eine von den vielen, die von den Kommunisten zerstört wurde.

Aufnahme: Serrano.

denen sie erst die Eltern ermordet haben und dann den Kindern die Augen ausgestochen. So barbarisch haben sie gehaust. 30 blinde Kinder!

Hoffentlich trifft denen die gerechte Strafe, die es angeführt haben, denn sonst haben wir es bald wieder. Schon mindestens 4 bis 5 Tage vorher sagte man immer, es kommt etwas. Dann kaufte man sich einen Vorrat, dann war es nichts, und zum Schluß wurde man müde, denn das Geld reichte ja auch nicht, daß man sich immer einen großen Vorrat hinlegen konnte, zumal es hier noch ziemlich warm war. Erst jetzt beginnt es etwas kühler zu werden, denn im ganzen Sommer bis jetzt hat es noch nicht geregnet, und wir wünschen etwas Regen herbei.

Wir hatten 14 Tage lang kein Brot. Es gab Brot, nur mußte man 5 bis 6 Stunden danach anstehen, und dann mußten wir täglich backen. Ein Glück, daß wir durch unsere Nachbarin Mehl hatten, und so haben wir alle Tage gebacken. Aber die Unruhen und Aufregungen haben doch sehr angegriffen. Ich war neulich beim Arzt, weil ich solche Schmerzen habe, und er meinte, es ist die Leber, und nun wollen wir sehen. Mutter meint, es sind die Nerven, denn diese Zeit war sehr anstrengend für uns. Wenn man herausgehen wollte, so mußte man oft flüchten, denn weil überall Krawalle waren, und solange von uns jemand fehlte, war man unruhig, bis wir wieder alle beisammen waren. Nun habe ich Euch genug erzählt. Hoffentlich seid Ihr uns nun nicht mehr so böse, denn uns traf keine Schuld, daß Ihr uns nicht geantwortet habt. Seid alle herzlich gegrüßt.

Heil Hitler!

Eure Schwester und Schwägerin Frieda."

*

Auf schwerem Posten stehen die Vertreter deutscher Firmen in Spanien. Sie können ihre Geschäfte nicht im Stich lassen, denn sonst verfallen die Unternehmungen der spanischen Volksfrontregierung.

Seit dem Beginn des Bürgerkrieges sind die Reibungen zwischen Belegschaften und Geschäftsleitungen von Tag zu Tag gewachsen, ohne daß aber, wie ein deutscher Flüchtling, der Betriebsinspektor Schumacher der Bochumer Gaswerk-Baufirma Dr. Otto u. Co. berichtet, die Schwierigkeiten einen ausgesprochen deutschfeindlichen Charakter gehabt hätten. Nach Schumachers Beobachtungen sind es hauptsächlich emigrierte deutsche Juden, die in den deutschen Unternehmungen in Spanien die Arbeiter aufhetzen. In bewaffneten Trupps und auf großen Lastwagen durchziehen sie die Stadt und veranstalten wahre Hetzjagden auf reichsdeutsche Nationalsozialisten. Schumacher berichtet, daß sich als einer der ersten der Zittauer Jude Schlesinger dem bewaffneten Mob in Barcelona angeschlossen hat. Bis dahin war Schlesinger Klavierspieler in einer Weinkneipe gewesen.

„Gerade während der Schreckenstage von Barcelona", erzählt Schumacher, „wurden die Beziehungen zwischen den Juden und der roten Miliz offenbar. Während es für jeden Ausländer mit Gefahr verbunden war, sich offen auf der Straße zu bewegen oder gar einen Kraftwagen zu benutzen, durchfuhren die Juden unbelästigt die Stadt. Auf ihren Wagen wehte die schwarzrotgoldene Fahne der Weimarer Systemzeit, die auch auf dem jüdischen Klubhaus gehißt war und von den roten Milizen immer respektiert wurde."

Das Gaswerk, an dem Schumacher im Auftrage der Bochumer Firma tätig war, mußte stillgelegt werden, nachdem es während der Kampftage in Barcelona beinahe einer Explosion zum Opfer gefallen war. In der Nähe des Gaswerks hatte ein Zusammenstoß zwischen einer ausländischen Militärabteilung aus San Martin und Polizeitruppen der Regierung stattgefunden. Im Verlauf des Kampfes hatten die Polizeitruppen das Gaswerk besetzt und begonnen, sich auf den Gasöfen und Gasometern Verteidigungsstellungen einzurichten, offenbar in Unkenntnis der Gefahr, in die sie sich selbst, das Gaswerk und das ganze Stadtviertel brachten. Schumacher, der gerade nicht im Werk weilte, wurde von dem Hilfsmonteur angerufen. Er raste im Kraftwagen zum Werk und war gerade noch Zeuge, wie die Polizeitruppen sich anschickten, von ihren Stellungen auf dem Gaswerk aus das Feuer auf die Militärabteilung zu eröffnen. Da die Polizisten durch nichts von der Gefahr zu überzeugen waren, blieb Schumacher nichts anderes übrig, als einen Sekretär des kommunistischen Arbeitersyndikats herbeizuholen, mit dessen Vermittlung der Abzug der Polizisten erreicht wurde. Nach der Stillegung des Gaswerks sah Schumacher ein, daß ein weiteres Verbleiben in dem Hexenkessel Barcelona sich erübrigte, und er verließ mit drei deutschen Arbeitskameraden seiner Firma Spanien.

Kriegsgericht auf der „Uruguay"

Der Aufstandsversuch in Barcelona endete bekanntlich mit dem Sieg der roten Regierung. Die Garnison war zum Teil geflohen, zum Teil zu den Marxisten übergegangen. Sämtliche Offiziere hatte man in Haft genommen, und da die Gefängnisse nicht mehr ausreichten, wurden sie auf dem ausrangierten Dampfer „Uruguay" untergebracht, der vor dem Fort Montjuich in unmittelbarer Nähe Barcelonas lag.

Der französische Journalist Delaprée erzählt uns von einer der Kriegsgerichtsverhandlungen, die an Bord des Schiffes stattfanden.

Der Speisesaal des Schiffes ist durch einen riesigen Plan in zwei Teile geteilt. Die eine Hälfte dient den republikanischen Offizieren als Messe, die andere als Gerichtssaal. Ordonnanzen hantieren in dem abgetrennten Raum; Tische und Stühle werden gerückt, Geschirr klirrt, während sich hinter der Zeltbahn der Gerichtsbetrieb abspielt, Anklagen verlesen, Zeugen aufgerufen und Urteile gefällt werden. Sieben Richter sitzen hinter


Welche ist Ihr Typ?
Wer nicht ganz oberflächlich urteilt, wird sich nicht wahllos einem „Typ“ verschreiben und sich vor allem durch keine Äußerlichkeiten beeinflussen lassen.
In besondrem Maße gilt das auch für die Cigarette. Die kritisch über Ausstattung und andrem Aufwand stehenden Raucher werden erst sehr sorgfältig prüfen, bevor sie sich entscheiden. Gerade diese Raucher wählen dann Atikah, weil sie schlechthin der Typ der Cigarette ist. Ohne irgendwelche Anmaßung präsentiert sie sich in ihrer schlichten weißen Hülle – immer gleichbleibend – von edlem Charakter und hoher Kultur. Die ausgeglichene Harmonie ihres feinen, zarten und dabei doch vollen Aromas begeistert jeden Raucher, der nicht einen Typ, sondern den Typ der echten Orientcigarette sucht.
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
ATIKAH
AUSLESE CIGARETTEN
Selbstverständlich OHNE Mundstück

dem Richtertisch, der mit einer blutroten Decke belegt ist. Oberst Pena Cusil ist der Vorsitzende, und links und rechts von ihm sitzen andere Offiziere, meist Leutnants, die bis vor kurzem noch Unteroffiziere der Armee oder überhaupt noch niemals Soldat gewesen sind. Auf der linken Seite steht ein kleiner Tisch, ein paar Meter von dem Richtertisch entfernt. Ein kahlköpfiger Leutnant geht auf ihn zu, Salvador Penalba, legt eine Aktenmappe, ein paar Papiere und Bücher auf die Tischplatte und setzt sich. Gegenüber dem Richtertisch sind die Plätze für die Angeklagten, den Verteidiger, der ebenfalls ein Leutnant ist, und die wenigen Zuschauer, unter denen sich unser französischer Gewährsmann befindet.

Die Anklageschrift gegen die Generäle Goded und Burriel wird verlesen. Sie ist kaum zu verstehen. Leise und eintönig murmelt einer der Offiziere sie vor sich hin Drei Viertelstunden dauert die Aufzählung der Beschuldigungen. Punkt 1, Punkt 2, Punkt 3 . . . Schweigend hören die Angeklagten zu. Fernandez Burriel hält seinen Kopf gesenkt. Die Aufregung und die Vorahnung des Urteils röten sein Gesicht. Die Adern an den Schläfen sind geschwollen. Sein Kamerad Goded sitzt neben ihm. Er versteht es, Fassung zu bewahren. Sein scharfes Gesicht blickt hochmütig auf seine Richter. Arme und Beine sind gekreuzt. Er ist blaß. Er weiß, daß seine letzte Stunde gekommen ist.

Kurz ist das Verhör der Angeklagten. Burriel verliert vollends die Fassung. Und obwohl er zweifellos nichts begangen hat, was das Urteil rechtfertigt, das später gegen ihn gefällt wird, verdirbt er seine Sache dadurch, daß er sogar die Dinge leugnet, die er hätte gestehen können und die auch gar nicht zu leugnen sind. Es war nun einmal eine feststehende Tatsache, daß seine Truppen die Kaserne in Barcelona verlassen hatten. Nein, behauptet er, und schlägt auf den Tisch, er hat keinen Befehl gegeben, die Truppen haben sich nicht um ihn gekümmert, und er hat sie gewähren lassen, weil ihm vollständig unklar war, was das alles bedeuten sollte. Sein Kamerad, General Goded, sei dann gekommen und habe den Befehl übernommen.

Goded ist der Mann, der den vorrevolutionären Kommandanten der Stadt Nentomienda abgesetzt hat. Auch Nentomienda befindet sich in Haft, aber keiner weiß genau, aus welchem Grunde. Kaum anzunehmen, daß er zu der Militärpartei gehört, denn er hat geduldet, daß sein Sohn sich für die rote Miliz anwerben ließ, in deren Reihen er gefallen ist. „Ich leugne", erklärt Goded mit ruhiger Stimme. Nur der heisere Unterton verrät die Erregung des Generals. „Ich leugne, daß ich die Absicht hatte, die Republik zu stürzen. Um die Republik zu retten, habe ich die Waffen ergriffen. Die Republik befand sich in der Hand der Anarchisten und Kommunisten, die ich nicht Republikaner nennen kann. Um die Republik aus diesen Händen zu befreien, bin ich vorgegangen."

Auch die Zeugenvernehmung ist kurz. Der ehemalige Kommandant der Stadt Barcelona belastet seine beiden früheren Kameraden, aber noch immer nicht wird die Rolle klar, die General Burriel gespielt hat, während es wohl außer Zweifel steht, daß Goded sich den „politischen Ausschüssen" der Marxisten widersetzt hat, die sich Befehlsgewalt über das alte Militär anmaßten, obwohl Spanien offiziell doch immer noch eine sozialistisch-bürgerliche Republik war.

Ein kleiner Mann steht auf, der um die Uniform der Zivilgarden eine breite rote Schärpe gebunden trägt, General Aranguren. Summarisch erklärt er beide Offiziere als des Hochverrates schuldig. Goded und Burriel sind nicht mehr zu retten. Die Aussagen der anderen Zeugen sind wesenlos geworden. Knapp und ganz im Sinne der marxistischen Gewalthaber sind ihre Antworten.

„Glauben Sie, daß General Burriel eine Revolte plante?"

„Ja!"

„Haben Sie Befehle von General Burriel erhalten?"

„Ja!"

„Hat General Burriel in Ihrer Gegenwart Befehle erteilt?"

„Ja!"

Wenige Minuten dauert die Beratung des Kriegsgerichtes. Dann wird das Urteil verkündet. Es lautet auf Tod, und wenig später kommt aus Madrid ein Telegramm: „Die Verurteilten sind sofort zu erschießen!"

Die roten Tage von Jumilla

Nur mit äußerster Mühe konnte der Franzose Pierre-Francois Arminjon dem roten Terror Spaniens entfliehen. Er hatte sich in einem Ort aufgehalten, in welchem die Arbeiter die Gemeindeverwaltung vertrieben hatten. Der Franzose war als Ausländer „verdächtig", und als er nach den ersten Schreckenstaten der Anarchisten nach Frankreich zurückreisen wollte, nahm man ihn in Haft. Glücklicherweise war sein Gefängnis wenig gesichert, und in der Nacht nach der Gefangennahme gelang es ihm, zu entkommen und im Auto einen Hafen zu erreichen, von dem aus er nach Frankreich gelangte. Über den roten Terror weiß er folgendes zu berichten:

„Auch in Jumilla wurde — wie in fast allen Provinzstädten Spaniens — die Gemeindeverwaltung vertrieben und durch einen lokalen Sowjet ersetzt, der sofort systematisch und ‚von Amts wegen' sogenannte ‚rote Tage' veranstaltete.

Von diesem Augenblick an war niemand seines Lebens mehr sicher — von morgens bis abends zogen die von Kommunisten aufgeputschten Massen lärmend und plündernd durch die Straßen.

Nie werde ich das entsetzliche Bild vergessen können, wie zwei mir gut bekannte junge Leute, Pedro Cutillas und Antonio Martinez, auf offener Straße enthauptet wurden. Mein ganzes Leben werde ich mir Vorwürfe machen, daß ich nichts unternehmen konnte, um sie zu retten. Aber was konnte ich als einzelner gegen zwei- oder dreitausend entfesselte Untermenschen ausrichten?

Die beiden jungen Leute, die man — und zwar, wie sich später herausstellte, ganz zu Unrecht! — verdächtigte, auf Sozialisten geschossen zu haben, waren von der Zivilgarde verhaftet worden und wurden nun durch die unruhigen Straßen zum Gefängnis geführt.

Das Unglück wollte es, daß die Eskorte auf eine große Gruppe von Demonstranten stieß, aus deren Mitte sofort der Ruf ertönte: ‚Tötet die Faschisten, tötet die Faschisten!'

Ich hatte gerade noch Zeit, mich im nächsten Wohnhaus in Sicherheit zu bringen. Von einem Fenster aus konnte ich die schrecklichen Szenen, die sich nun abspielten, verfolgen.

Das wilde Geschrei der Menge lockte immer größere Massen von roten Aufrührern herbei, die in den Nachbarstraßen Wohnungen plünderten, die Bewohner terrorisierten, sie zu Boden warfen und auf nicht wiederzugebende Weise quälten. Dreiviertel dieser Menschen waren betrunken und boten einen ekelerregenden Anblick.

‚Es sind Faschisten!' heulte man von allen Seiten.

In der Menge gab es Frauenzimmer, die wie wilde Tiere brüllten und zum Morde hetzten. Während die Anführer der roten Horden mit den Garden verhandelten, die die Herausgabe der Gefangenen verweigerten, stürzten sich mehrere Weiber auf die beiden Unglücklichen. Diese konnten sich nicht zur Wehr setzen, weil sie mit Handschellen gefesselt waren

Was sich nun abspielte, ist kaum wiederzuerzählen. Megären rissen ihren beklagenswerten Opfern die Haare aus, spuckten ihnen ins Gesicht, zerkratzten ihnen die Augen und zerschnitten ihnen mit Messern die Wangen Ein ungeheurer Lärm, der schließlich sogar das Kreischen der Weiber übertönte, erhob sich. Die Garden mußten angesichts der drohenden Haltung der ständig anwachsenden Menge weichen

Die beiden jungen Leute wurden zu Boden geworfen und mit Füßen getreten Jeder wollte die Opfer mißhandeln. Man schlug sich, um an die Gefangenen heranzukommen. Bald waren sie nur mehr blutige Bündel unter den Füßen der roten Verbrecher

Ein Frauenzimmer, das einem der beiden Faschisten Rock und Hemd heruntergerissen hatte, bemühte sich, in dem Tumult gehört zu werden, und schrie aus Leibeskräften: ‚Holt eine Hacke aus der Fleischerei! Ich will sie selbst erledigen!'

Kaum hatte sie diese Schreie ausgestoßen, als die Menge in Bewegung kam. Einige Männer bahnten sich einen Weg und eilten zu einem in der Nähe befindlichen Fleischerladen. Einige Minuten später kamen sie mit einer Fleischerhacke und mehreren Messern wieder. Die roten Anführer forderten alsdann die Menge auf, etwas zurückzutreten.

In der Mitte der Straße wurde ein freier Raum von einigen Quadratmetern geschaffen, wo man die beiden Opfer halb nackt und blutüberströmt am Boden liegen sah

Die Menge war vom Blutrausch erfaßt und konnte von den ‚Ordnern' kaum zurückgehalten werden.

Das Frauenzimmer — ich sehe sie noch immer vor mir: groß, braun, mit blutbefleckten Kleidern und zottigem Haar — ergriff die Hacke und begann mit einer unbeschreiblichen Wildheit loszuschlagen.

Wieviele Schläge führte sie? Ich weiß es nicht . . . Aber einen Augenblick später waren die beiden Köpfe und die beiden Körper nur mehr eine unförmige blutige Masse.

Die Schreie verdoppelten sich. Man klatschte Beifall. Man hob die geballte Faust und schrie: ‚Tod den Faschisten!'

Die vom Blute ihrer Opfer bedeckte Henkerin wurde im Triumph hochgehoben und in den Straßen herumgeführt. Die Masse stürzte sich auf die Leichen, jeder wollte ein Stück mit sich nehmen.

In der nächsten Nähe wohnte ein alter Priester. Jemand rief seinen Namen, und sogleich zog die Menge zu seinem Haus. Was hatte er getan? Keiner wußte es.

Kurze Zeit nachher sah ich heulende Untermenschen aus dem Hause stürzen, die den Kopf des Greises dem blutrünstigen Pöbel zeigten. Auch ihn hatte man enthauptet . . ."

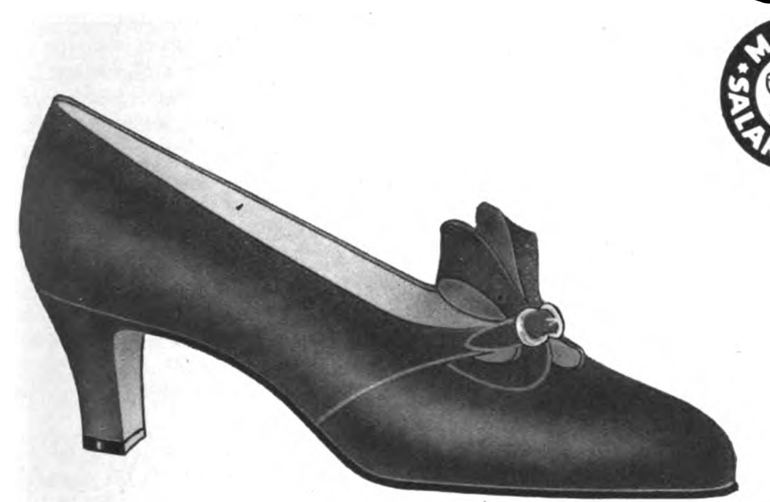
Der Überfall von Montalègre

Seit dem Beginn der roten Schreckensherrschaft in Spanien, die sich bekanntlich nicht nur gegen die Nationalisten richtet, sondern auch gegen den Klerus und vor allem die Klöster, herrschte in den spanischen Klöstern ständiger Alarmzustand. Die Mönche hatten Wachen ausgestellt, und in einem Klosterraum lag und liegt ständig Zivilkleidung für alle Klosterinsassen bereit. Mit den Dörfern und Städten in der Umgebung der Klöster wird ein Streifendienst unterhalten, so daß im allgemeinen die Mönche rechtzeitig unterrichtet werden können, wenn Unheil droht. Infolgedessen fanden die Anarchisten in den meisten Fällen die Klöster leer, so daß sie ihre Wut nur an dem oft kostbaren Klosterinhalt und den Gebäuden selbst auslassen konnten. In einem Kloster in der Avenida d'Avril 14 setzten sich die Mönche zur Wehr, als es zu einem Angriff kam. Ein englischer Journalist, der Augenzeuge des Überfalls auf das Kloster war, erzählt folgendes:

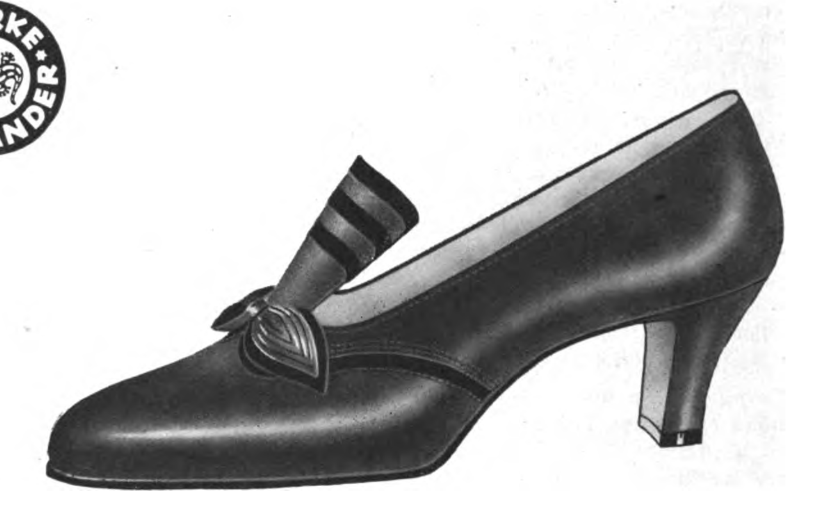
„Es waren augenscheinlich weder Anarchisten noch Kommunisten, die das Kloster umzingelten, sondern Plünderer, von denen es in Barcelona zur Zeit Tausende und aber Tausende gibt. Ihre Hemden waren zerrissen, manche trugen den Oberkörper nackt, das Haar hing ihnen wild in die Stirn, aber sie saßen in eleganten Limousinen, die sie wahrscheinlich kurz vorher requiriert hatten. Es gelang den Mönchen, rechtzeitig die Klostertore zu schließen In Erkenntnis der Gefahr hatten sie sich vermutlich schon vor längerer Zeit bewaffnet, denn plötzlich erschienen auf den Dächern Mönche in Kutten Gewehre im Anschlag. Die Plünderer blieben in vorsichtiger Entfernung, bis schließlich ein Dutzend von ihnen den Versuch machte, sich an die Klosterpforte heranzupirschen. Schüsse fallen Die Mönche schießen gut. Fünf der Angreifer bleiben auf der Strecke, während es sieben anderen gelingt, Feuer an das Kloster zu legen und zu ihren Wagen zurückzuflüchten Inzwischen haben die Plünderer aber Maschinengewehre herangeholt und auf den gegenüberliegenden Dächern postiert. Die Dachschützen werden zum Schweigen gebracht, das Kloster wird gestürmt. Sechs Mönche versuchen zu fliehen Sie werden eingeholt, von

Blaue Schuhe

MARKE SALAMANDER



blau Wildleder mit rot
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder mit Kalbleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER

der rasenden Masse in die Mitte genommen, erschlagen und furchtbar verstümmelt."

Aus dem Kloster Montalègre, etwa 30 Kilometer von Barcelona entfernt, gelang es sechs Mönchen, einem furchtbaren Blutbad zu entgehen. Einer von ihnen erzählt:

„Nach den Schreckenstagen in Barcelona mußten auch wir uns darauf gefaßt machen, von roten Terroristen angegriffen zu werden. Unser Kloster liegt hoch in den Bergen. Wir konnten also unauffällig Wachtposten aufstellen. Am 20. Juli wurden uns am Nachmittag bewaffnete Gruppen signalisiert. Die Glocken wurden geläutet, im Kloster wurde Alarm gegeben. Wir suchten alle nach unseren Zivilkleidern, zogen uns so schnell wie möglich um und verließen nach allen Seiten hin das Gebäude. Die meisten suchten Zuflucht in einem Haus, das weit oberhalb des Klosters liegt und meist als Krankenhaus dient. Von hier aus konnten wir das Herannahen der Kommunisten beobachten. Zunächst durchsuchten die Banditen das Klostergebäude. Von unserem Zufluchtsort aus hörten wir sie gröhlen und fluchen. Wir selbst konnten an eine weitere Flucht nicht denken, da überall kommunistische Posten standen.

Als man uns im Kloster nicht entdeckte, suchte man schließlich die Umgebung ab und fand uns. Wir waren unser 37. Einer der Kommunisten, offenbar der Anführer der Bande, fuhr uns grob an und ließ die Superioren vortreten. Der Prior und der Prokurator wurden mit dem Gewehrkolben in ein Automobil gestoßen, in welchem sie zwei mit Revolvern bewaffnete Mädchen erwarteten. Während der Wagen abfuhr, mußten wir zu dreien antreten und geführt und flankiert von Kommunisten in der Richtung nach der Küste zu abmarschieren.

Wir waren kaum 400 Meter weit, als wir im Straßengraben den Prior und den Prokurator liegen sahen. Die ersten Brüder weigerten sich weiterzugehen, und wir versuchten, uns um die Toten zu kümmern. Mit Kolbenstößen hielt man uns ab und trieb uns wieder an. Später erfuhren wir, daß der Prokurator tot, der Prior aber nur verwundet gewesen war. Ein Bauer, der mit einem Karren vorüberfuhr, nahm den Verwundeten auf und brachte ihn ins Krankenhaus.

Über den Hergang der Mordtat hörten wir, daß die beiden bewaffneten Frauen, kurz nachdem der Wagen abgefahren war, die Priester zum Aussteigen gezwungen hatten. Da er sich über sein Schicksal nicht im unklaren sein konnte, war der Prokurator niedergekniet und hatte den Prior um Absolution gebeten. Der Fahrer des Wagens hatte dem Knienden einen Tritt gegeben und ihn angebrüllt: ‚Das ist überflüssig!' Eine der Frauen hat dann auf den Prokurator geschossen und ihn dreimal in den Kopf getroffen. Die Frau zielte darauf mit der Pistole auf den Prior, die Kugel drang aber nur ins Kinn ein, ohne das Gehirn zu verletzen. Ohnmächtig sank der Prior zusammen, um erst auf dem Karren das Bewußtsein wieder zu erlangen.

Hundert Meter von der Stelle dieser Untat entfernt wurden wir zum zweitenmal gefragt, ob sich noch Superiore unter uns befänden. Der Vikar und der älteste Mönch traten vor. Man befahl ihnen, weiterzugehen, während wir stehenbleiben mußten. 200 Meter weiter hieß man sie einen Seitenweg einschlagen. Ein paar Kommunisten, die ihnen gefolgt waren, gaben nun von hinten mehrere Schüsse auf sie ab. Drei Stunden später wurden sie schwer verwundet gefunden.

Noch schlimmer erging es dem Geistlichen des Krankenhauses und einem jungen Kartäuser. Sie mußten aus der Reihe treten und wurden vor unseren Augen mit Gewehrkolben erschlagen. Beide sind tot.

Wir setzten unseren Marsch fort, bis uns ein Autobus entgegenkam und uns auflud. Dabei gab es zwischen unseren Begleitern und den Neugekommenen einen lauten Streit. Offenbar hatte der Autobus den Befehl des Ortssowjets von Badalona, uns dort abzuliefern, während die Kommunisten, die uns gefangengenommen hatten, sich mit der Absicht trugen, uns am Wegrand zu erschießen. Die Neuangekommenen schienen aber irgendwelche wichtigen Papiere bei sich zu haben. Jedenfalls fuhr man mit dem Autobus los und lieferte uns in Badalona ab. Wir bekamen Unterkunft im Gefängnis. Den ganzen Tag und die ganze Nacht über erhielten wir nur Brot und Wasser.

Von Stunde zu Stunde kamen neue Gefangene, meist aus den Vororten von Barcelona, das nur 10 Kilometer von Badalona entfernt ist. Am nächsten Morgen war das Gefängnis überfüllt. Der Ortssowjet hatte aber bereits eine ganze Reihe von Privatwohnungen beschlagnahmt und sie in aller Eile in Gefängnisse umwandeln lassen.

Sechs Tage hielt man uns hier gefangen. Wir wurden schmählich behandelt und natürlich nicht ein einziges Mal verhört. Die Bluttat von Montalègre war nun aber in Badalona nicht unbekannt geblieben, und auf irgendeine Weise hatte der französische Generalkonsul in Barcelona erfahren, daß sich unter den Gefangenen auch Franzosen befanden. Ein Beamter des Konsulats erschien in dem kleinen Städtchen, verhandelte mit den Ortsbehörden, und nach langem Hin und Her wurde uns mitgeteilt, daß wir am nächsten Tage abgeholt werden würden.

Tatsächlich erschien am nächsten Tage ein Auto mit der Flagge des französischen Konsulats, um uns nach Barcelona zu bringen. Wir sechs Franzosen wurden abgeholt. Was aus den anderen Menschen geworden ist, weiß ich nicht.

Die Fahrt von Badalona nach Barcelona war eine Qual für uns. Alle 500 Meter wurden wir angehalten, nach Waffen untersucht und verhört. Ein paarmal wurden wir wiederum in Haft genommen, und es bedurfte der ganzen diplomatischen Geschicklichkeit des Konsulatsbeamten, um uns frei zu bekommen. Je mehr wir uns Barcelona näherten, um so schwieriger war es, durchzukommen. Obwohl der Beamte alle notwendigen Papiere hatte, zerrten uns rote Patrouillen immer wieder aus dem Wagen, und es ist ein Wunder, daß wir schließlich doch noch auf dem Generalkonsulat in Barcelona landeten. Nachdem wir uns hier erholt hatten, wurden wir an Bord des Kreuzers „Duquesne" eingeschifft. Später übernahm uns das Torpedoboot „Kersaint" und brachte uns nach Port-Vendres . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Walter Orth

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Vitamine gegen Erkältungen.

Es wurde schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Vitamine bei der Abwehr von Infektionskrankheiten eine Rolle spielen können. Zum mindesten kann ein Vitaminmangel im Organismus zur Steigerung der Infektionsgefahr führen. Ein Beweis hierfür scheint die Beobachtung zu sein, daß die Häufigkeit von Erkältungen in einem Menschenkreis abnahm, sobald man pro Woche mehrere Eßlöffel des die Vitamine A und D enthaltenden Dorschlebertrans verabreichte.

Die Krankheiten des Vorzeitmenschen.

Röntgenaufnahmen und Mikrountersuchungen an Knochen vorgeschichtlicher Menschen konnten zeigen, daß Krankheiten, wie Rachitis, Syphilis, Zahnkaries und jedenfalls auch Tuberkulose, in der älteren Steinzeit wahrscheinlich unbekannt waren. Dafür aber scheint die chronische Gelenkentzündung, auch bei jungen Menschen, verbreitet gewesen zu sein. Mit dem Beginn der Zivilisation treten dann Krankheitsformen auf, die denen der heutigen Zeit ähneln. Aus der Untersuchung geheilter Knochenverletzungen vermutet man, daß man schon frühzeitig chirurgische Kenntnisse hatte.

Vitamin B gegen Nervenleiden.

Die klinische Anwendung der reinen Vitamine scheint beachtliche Erfolge zu zeitigen. Es sei erinnert an die Versuche von Stepp mit Vitamin C bei Blutern. In diesem Falle konnte die Gerinnungszeit des Blutes stark reduziert, ja sogar beinahe auf den Normalwert zurückgeführt werden. Neuerdings berichtet Neumann über die Anwendung von Vitamin B bei Nervenleiden. Bekanntlich tritt bei Mangel an Vitamin B die sogenannte „Beri-Beri-Krankheit“ auf die durch Entzündung der Nerven und durch Lähmungen charakterisiert ist. Bei Nervenentzündungen, Lähmungen und Rückenmarksleiden, die allerdings nicht mit Beri-Beri zusammenhängen müssen, sollen nunmehr mit Vitamin B gute Erfolge erzielt worden sein

Die Speisenkarte des frühgeschichtlichen Menschen.

Nachdem F. Netolitzky natürlich mumifizierte Leichen aus dem alten Ägypten untersucht und dabei wichtige Anhaltspunkte über die Kost und die Heilmittel der alten Ägypter gewonnen hatte, wurden ihm neuerdings durch A. van Giffen an der Universität Groningen vier sogenannte „Moorleichen“ für die Untersuchung auf Nahrungsmittel des frühgeschichtlichen Menschen zur Verfügung gestellt. Bei den Moorleichen, die zuweilen in Friesland und Schleswig-Holstein gefunden werden, handelt es sich offenbar um Verbrecher aus der römischen Zeit, die zur Strafe ins Moor versenkt wurden Durch Probenahme aus dem unteren Teil der Leibeshöhle konnte der Forscher in einem Falle nachweisen, daß der Mann vor seinem Tode ein sehr grobes Gerstenmehl gegessen hatte, aus dem möglicherweise noch die Gerstenrasse festgestellt werden kann Neben ungenügend geschältem deutschem Hirse konnten die Zellreste des Samens einer Hülsenfrucht — wahrscheinlich der Wicke oder Erbse — erkannt werden.

Der „Röntgen-Kater“.

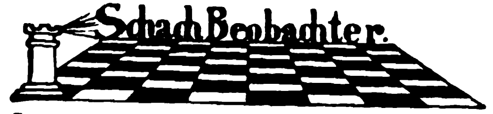
Das Übelsein, das nach längeren Röntgenbestrahlungen aufzutreten pflegt, soll nach amerikanischen Beobachtungen durch Einspritzung von Leberextrakt in die Muskeln oder Blutgefäße verhindert werden können.

Der Orientierungssinn der Fledermäuse.

Seit dem Jahre 1932 unternimmt M. Eisentraut Untersuchungen über die Wanderungen von Fledermäusen. Aus den bisher vorliegenden Ergebnissen geht hervor, daß die sogenannte „Mausohren“ der Mark im Frühjahr eine östliche und nördliche, manchmal auch eine südöstliche und nordwestliche Wanderrichtung einschlagen. Die längste zurückgelegte Strecke beträgt bei dieser Art etwa 160 Kilometer, wobei manche Individuen nur wenige Kilometer oder gar nicht wandern. Bei der Art der Abendsegler konnten durchflogene Strecken bis zu 460 Kilometer festgestellt werden, bei einer Bevorzugung der nordöstlichen Wanderrichtung. Die Fledermäuse zeigen sowohl für ihre Winter- als auch Sommerquartiere eine auffallende Ortstreue. Sie besitzen demzufolge einen ausgezeichneten Richtungs- und Orientierungssinn.

„Fiebernde“ Pflanzen.

Während im menschlichen Organismus und im warmblütigen Tierkörper, die auch über eine Anzahl von Wärmeregulationseinrichtungen verfügen, durch die Verbrennung eine hoch über der Außentemperatur liegende Körpertemperatur erzeugt wird, entbehren die Pflanzen einer größeren eigenen Wärmeerzeugung. Die durch die Atmung erzeugte Temperatur liegt nur wenige Zehntelgrade über der Außentemperatur. Doch kann durch Verletzung, Reizung oder Infektion eine „Fiebertemperatur“ herbeigeführt werden, die allerdings auch noch unter einem Grad Erhöhung liegt. Bei manchen Blütenständen, wie etwa dem Aronstab, kann ein besonders lebhafter Stoffwechsel eine Temperatur erzeugen, die bis zu 20 Grad Celsius Erhöhung betragen kann

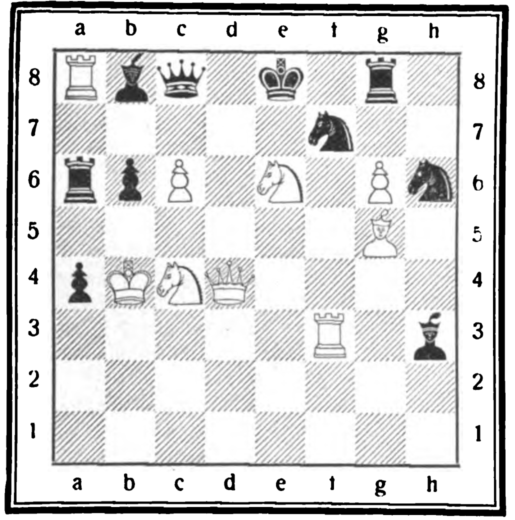


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von H. J ü h e, Mühlberg (Elbe)

Schwarz: Ke8, Dc8, Ta6, Tg8, Lb8, Lh3, Sf7, Sh6, Ba4, b6 (10)



Weiß: Kb4, Dd4, Ta8, Tf3, Lg5, Sc4, Se6, Bc6, g6 (9)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 32

Dreizüger von Kurt O t t o, Breslau.
Weiß: Kh5, Lh6, Sc5, Sg6, Be2 (5).
Schwarz: Kf5, Be4, f6 (3)
1. Lc1, e4—e3; 2. Ld2, e3×d2; 3. e2—e4‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; A. Seber, Trier; H. Schmidt, Rodheim; J. Herwig, Gotha; O. Hoffmann, Hamburg; C. v. Below, Berlin-Neukölln; P. Marhold, Kassel: H. Voigt, Vielstedt; O. Behncke, Cuxhaven; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; C. Wolf, Duisburg; W. Träger, Frankfurt-Eschersheim; Kahl, Lauenburg; C. Boerner, Chemnitz; P. Antweiler, Köln-Merheim; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Erika Schupp, Wiesbaden, J. Diehl, Oberschmitten; R. Schiffmann jr., Mülheim a. d. Mosel; H. Schneider, Regensburg; Pfr. Klein, Setzingen; M. Templin, Friedenstadt; L. Hohensee, Berlin; G. Peipers, Eckardtsheim; W. Brunken, Oldenburg; W. Ewald, Altkarbe; L. Schlobach, Rochlitz; C. Weinrich, Syke; Else Teller, Schleifreisen; Th. Menke, Hamm; R. Kubosch, Berlin-Weißensee; H. Mailänder, Rahlstedt-Hamburg.

Einige Löserurteile: „Einfach, aber ein herrliches Manöver", H. Sch., R.; „Ein witziges Motiv", H. V., V.; „Diese Aufgabe hat mir eine besondere Freude bereitet" O. B., C.; „Sehr gut!", K. B., Ch.; „Der Läufer macht seinem Namen Ehre", P. A., K.-M.; „Feinste Schachbrettakrobatik", H. K., B.-N.; „Genial konstruiert", E. Sch., W.; „Ein prächtiges Problem", R. K., B.-W. usw.

Aus dem Schach-Olympia München 1936

Kurzschluß

Französische Abtauschvariante, gespielt in der 10. Runde

Weiß: van Doesburg, Holland — Schwarz: Stahlberg, Schweden

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1	e2—e4	e7—e6	7.	0—0?[1]	Ld6×h2†
2.	d2—d4	d7—d5	8.	Kg1×h2	Sf6—g4†
3.	e4×d5	e6×d5	9.	Kh2—g3	Dd8×g5
4.	Lf1—d3	Lf8—d6	10.	f2—f4	Dg5—e7
5.	Sg1—e2	Sg8—f6	11.	Tf1—h1[2]	Dd7—e3†
6.	Lc1—g5	0—0	12.	Kg3—h4	Sg4—f2[3]

[1] Eine verfehlte Aufstellung, was sofort einen Bauern kostet. Es sollte 7. Sb1—d2 nebst 8. Sf3 geschehen.

[2] Mit kleinen Streitkräften sofort anzugreifen, stellt niedere Taktik dar. Geboten war 11. Tf3 oder Dd2.

[3] Weiß gibt auf, da auf 13. Dg1, De7† nebst S×Tb1 oder auch S×Ld3 nebst D×Se2 usw. folgt.

Lustiges Königsgambit

Gespielt in der 11. Runde

Weiß: Poschanko, Österreich — Schwarz: Gülbrandsen, Norwegen

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	5.	e4×d5	Sf6×d5
2.	f2—f4	e5×f4	6.	Sc3×d5[1]	Dd8×d5
3.	Sg1—f3	Sg8—f6	7.	d2—d4	Lc8—g4[2]
4.	Sb1—c3	d7—d5	8.	Lc1×f4	Sb8—c6
9.	c2—c3	0—0—0	14.	c3×d4	Lc5—b4[5]
10.	Lf1—e2	Dd5—e4	15	0—0	Lb4×d2
11.	Dd1—d2	Td8×d4![3]	16.	Le2×g4†	f7—f5
12.	Sf3×d4	Sc6×d4	17.	Lg4—h3	Ld2×f4
13.	Ta1—d1	Lf8—c5[4]		Weiß gibt auf.	

[1] Dieser Abtausch fördert nur die gegnerische Figurenentwicklung.

[2] Damit hat Schwarz die Initiative ergriffen.

[3] Eine ausgezeichnete Kombination.

[4] Schwarz ist auf Figurenentwicklung bedacht und führt den Angriff energisch fort.

[5] Im genialen Stile Morphys gespielt.

Kräftiger schwarzer Angriff

Damengambit in Wiener Verteidigung, gespielt in der 12. Runde

Weiß: Stg. Gudmundssen, Island — Schwarz: Barcza, Ungarn

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	11.	Sc3—e2	Lc5—b6
2.	Sg1—f3	d7—d5	12.	Se2—g3	Lc8—g4
3.	c2—c4	e7—e6	13.	Ld2—c3	Lg4×f3
4.	Lc1—g5	Lf8—b4†[1]	14.	g2×f3	d5—d4![3]
5.	Lg5—d2	Lb4—e7	15.	Ta1—d1	Dd8—e8
6.	Sb1—c3	0—0	16.	Lc3—d2	d4×e3
7.	Dd1—c2	c7—c5[2]	17.	f2×e3	Sc6—d4
8.	c4×d5	e6×d5	18.	Dc2—c1	Sd4×f3†[4]
9	e2—e3	Sb8—c6	19.	Ke1—f2	Sf3×d2
10.	d4×c5	Le7×c5	20.	Dc1×d2	Lb6×e3†[5]

[1] Dieser Läuferausfall stellt die Wiener Verteidigung dar.

[2] Der befreiende Zug für Schwarz zur richtigen Zeit.

[3] Ein ebenso kühner wie ausgezeichneter Vorstoß.

[4] Damit fällt ein Bauer und die Entscheidung.

[5] Ein wuchtiger Keulenschlag beendet sofort die Partie. Nach Dd2×Le3 folgt Sg4†!

Aus dem „Brennessel"-Schach

In jeder „Brennessel" kann man solche originelle Kurzpartien mit würzigen Glossierungen finden.

Gewonnen von J o b e, München.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, S×d4; 4. S×e5! c5?; 5. Lc4, Se6; 6. 0—0, f6; 7. Dh5†, Ke7; 8. Df7†, Kd6; 9. Td1†, K×e5?; 10. Td5†, K×e4; 11. f3‡.

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" ist überall für 30 Pf zu erhalten.

H U M O R



Zwei Bankangestellte prahlten gegeneinander mit der Größe und Leistungsfähigkeit der Firmen, bei denen sie beschäftigt waren. „Die Barbestände unseres Hauses sind so groß", sagte der eine, „daß in den Kassenräumen immer zwölf bis fünfzehn unserer Beamten schlafen!"

„Was?!" staunte der andere, „— sogar nachts!"

*

Grünhut hat heftig mit seinen Freunden gezecht, so daß er zwischen zwei Freunden nach Hause wanken muß.

Es ist ihm hundeübel und er unterdrückt nur mühsam die Wiederkehr des Genossenen.

Schweigend wankt er dahin, bis sich ihm plötzlich mit einem Seufzer der Erleichterung die Worte entringen:

„Nur ein Glück, meine Freunde, daß wir den Wagen genommen haben."

*

Lüdemann liest alle drei Lokalzeitungen. „Komisch!" erzählt er seiner Frau, „da schreibt der ‚Stadtbote', daß der herabgestürzte Blumenkasten in der Hauptstraße nur drei Meter vor einem dort gehenden alten Herrn zu Boden gefallen ist. Das ‚Abendblatt' behauptet dagegen, es wären nur zwei Meter gewesen, und der ‚Generalanzeiger' spricht sogar von einem ‚knappen halben Schritt' . ."

„Ein Glück, daß wir nicht noch mehr Zeitungen haben!" meint Frau Lüdemann. „Sonst wäre der arme Mensch am Ende noch erschlagen worden!"



„Entschuldigen Sie, mein Herr, waren Sie Augenzeuge dieses Einbruchs?"

„Einen Sonnenaufgang hier im Gebirge möchte ich sehen!"

„Ja, da müssen Sie rechtzeitig aufstehen!"

„Ach, ich gehe deswegen schon immer gar nicht schlafen!"

„Na — und?"

„Wenn es soweit ist, sehe ich immer zwei!"

*

Reisgerste ist jung verheiratet.

Seine Frau betätigt sich mit Eifer, leider aber mit wenig Verstand in der Küche.

Kürzlich, beim Mittagessen, fragt deshalb Reisgerste:

„Sag mal, Liebes, was ist denn mit dem Salat? Hast du ihn denn nicht gewaschen?"

„Doch, Schätzchen", meint da die junge Frau, „sogar mit Waschpulver."

*

Frau Halbwatt will eine Reise nach Hamburg machen.

„Können Sie mir nicht raten", fragt sie Herrn Zinnhofer, „was ich da alles besichtigen muß? Sie waren doch vor kurzem erst dort."

„Hm, ja", druckst da Zinnhofer, „das stimmt. Aber mit einer Herrenpartie."

*

Erich, du mußt mich heute zu meiner Putzmacherin begleiten, sie hat einen reizenden Hut, ein wahres Gedicht."

„Kommt gar nicht in Frage, mein Liebling, du weißt ganz gut, wie sehr mich Gedichte langweilen."

RÄTSEL

Bilderrätsel



Kryptogramm

Aus den Wörtern: Verdienst, Kaufmann, Begabung, Nesebe, Küsnacht, Nation, Schnalle, Sozius, Rialto, Egoismus, Musik, Erstdruck, Friese, Sichel, Gerste, Keller, Ungarn, Wanderer, Zentner, wickeln, klug, Tunguse, Pinsel, Tresse, voll, Tscherkesse, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen die aneinandergereiht einen Ausspruch des Führers ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Füllrätsel

N						N
	N				N	
		N		N		
			N			
		N		N		
	N				N	
N						N

Die Buchstaben a a a a a b b e e e e e e e e e h i k n n n n n o o r r r r r s t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Dickhäuter, 2. Radiogerät, 3. Geschütze, 4. Alpenpaß, 5. Südfrüchte, 6. frz. Wort für Anstaltszögling, 7. Schlangen.

Wirrwarr

ide raetkes neire greirunge geilt nie red ninener beinhuevern hirse kensend dun dalnehns itm med kovl.

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die, fortlaufend gelesen, einen Ausspruch des Führers ergeben.

Kreuz-Scharade

1	3
2	4

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, die entstehenden Wörter bedeuten: 1, 2, 3, 4 = Männername; 2, 1, 3, 4, 1 = Längenmaß; 4, 1, 3, 2 = Klebstoff; 4, 1, 3 = rumänische Münze; 3, 2, 2, 1 = Biene; 3, 4, 4 = Rheinzufluß; 4, 3, 2 = Nebenfluß der Drina; 4, 3, 4, 3, 1 = Zwiebelpflanze; 4, 3, 4, 4, 1 = Stadt in Frankreich; 1, 3, 4, 1 = Haft; 2, 1, 4, 4 = österreichischer Dichter; 2, 1, 2, 1, 4 = abgetrennte deutsche Stadt; 2, 1, 2, 2, 1 = Feigling; 3, 4, 3 = Fluß in Asien; 3, 4, 2 = Nebenfluß der Saale; 3, 2, 3 = Insel in der Südsee; 2, 3, 4, 4, 1 = Tausend; 2 3, 2, 1 = Nachahmer.

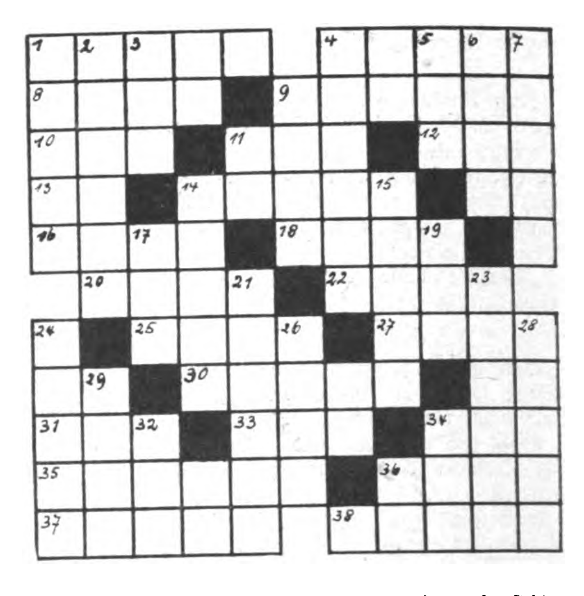
Vokallos

dgstsrchtngwrdsgnddnstrkrnwllnht

Sind die fehlenden Vokale eingesetzt, die Buchstaben sinngemäß abgeteilt, so ergibt die Lösung ein Zitat von Hans Schemm.

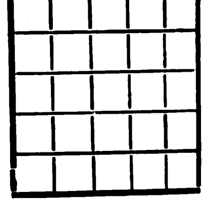
Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Dialektdichter †, 4. türk Reiter, 8. Nagetier, 9. Schweizer Kanton, 10. Teil des Baumes, 11. griech. Gott, 12. Getränk, 13. französ. Artikel, 14. schädliches Insekt, 16. nordische Göttin, 18. Gefäß, 20. Stachel, 22. deutscher Seeheld †, 25. europ. Strom, 27. Schusterwerkzeug, 30. Truppenteil, 31 bekannter Tenor, 33. Meerestier, 34. griech. Göttin, 35. römischer Feldherr, 36. männl. Tier, 37. Geschoß, 38. Metallstück am Reitstiefel. — Senkrecht: 1. Kurort am Harz, 2. Glücksspiel, 3. Himmelsrichtung,



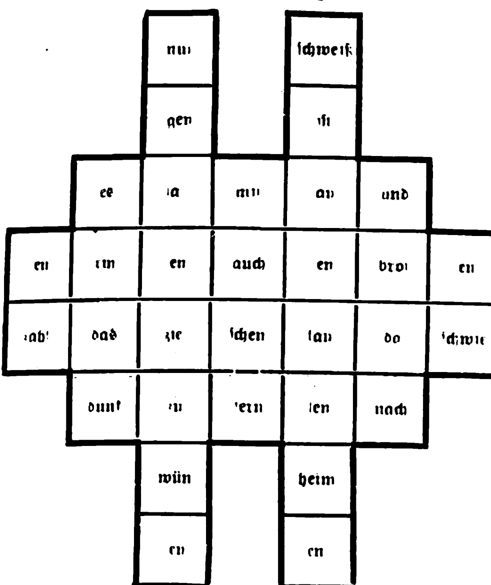
4. Hafenstadt in Brasilien, 5. Stimmlage, 6. Schlag, 7. Nebenfluß der Rhone, 9. elektr. Einheit, 11. italien. Fluß, 14. französ. Revolutionär († 1793), 15. Ort bei Bozen, 17. Kirche, 19. Pelztier, 21. Fisch, 23. Vogel, 24. Hautfett, 26. Nebenfluß der Mosel, 28. Ort am Tegernsee, 29. Nebenfluß der Donau. 32. türk. Titel, 34. Stadt in Finnland

Magisches Quadrat



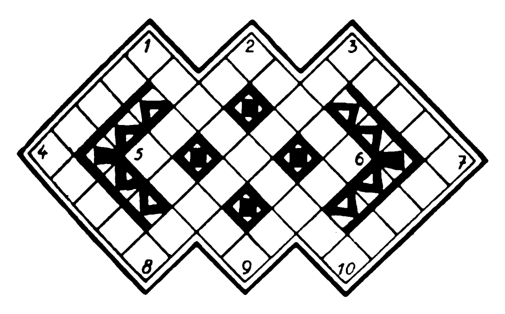
Die Buchstaben: a a b e e e e e e e e i i l m m m m n n r r s s u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Mast, 2. Harzart, 3. deutscher Dichter (18. Jahrh.), 4. Nebenfluß der Isar. 5. Körperorgan.

Rösselsprung

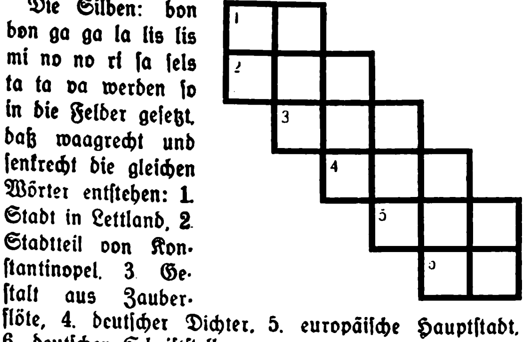


Rätselfließ

1—10 Stadt in Holland. 2—6 schwedischer Erfinder. 3—7 italienischer Dichter. 4—8 unterbewußte Gehirntätigkeit. 4—1 altdeutsche Münze. 5—2 Himmelsrichtung. 5—9 Sinnesorgane. 8—3 Bad in der Tschechoslowakei. 9—6 Nähutensilie. 10—7 Telegrammschrift.



Silbentreppe



Die Silben: bon bon ga ga la lis lis mi no no ri sa sels ta ta va werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Stadt in Lettland, 2. Stadtteil von Konstantinopel, 3. Gestalt aus Zauberflöte, 4. deutscher Dichter, 5. europäische Hauptstadt, 6. deutscher Schriftsteller.

Zahlenrätsel

1 9 9 10 8 1 4 11 12	Krokodil
2 13 14 15 13 12	Trinkgefäß
3 1 12 16 10 7 10 13 7	italien. Insel
4 11 14 15 4 13 12	Verwandte
1 3 4 15 5 1	Atemnot
5 6 3 10 17	Tonkunst
5 11 5 5 3 13 7	Geschichtsforscher †
6 7 17 13	Kröte
7 10 11 2 13	griech. Sagengestalt
8 13 5 1 13 9 16 13	Bild

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben ein heute sehr wichtiges Problem.

Viereck

Die Buchstaben: d d d e e e e e e f h h h h h h i i l l l n n n o o o o o p p r r r r r r r u u sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Anrede für Adolf Hitler, 2. Fabeltier, 3. griech. Sagengestalt, 4. rundes Beet.

Kapselrätsel

Rawalpindi, Portugal, traversieren, Pirmasens, Kleister, Klothilde, Illustration, Heilserum, Aschersleben, Glyptodon, Göggingen, Missolunghi, Montage, Sinnspruch, Indossament, Matterhorn, Mausergewehr, Atonie, Kastilien, Perforation, Neckarsulm, Reisender, Scharade, Zisterne, Scharnitz, Magnesia, Akkumulatoren, Mortadella, Schneider, Knotenpunkt, vorstehenden Wörtern ist je ein Hauptwort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch Goethes ergeben. (ch ein Buchstabe.)

Besuchskartenrätsel

Dr. B. O. Foers

Wohin reist der Herr?

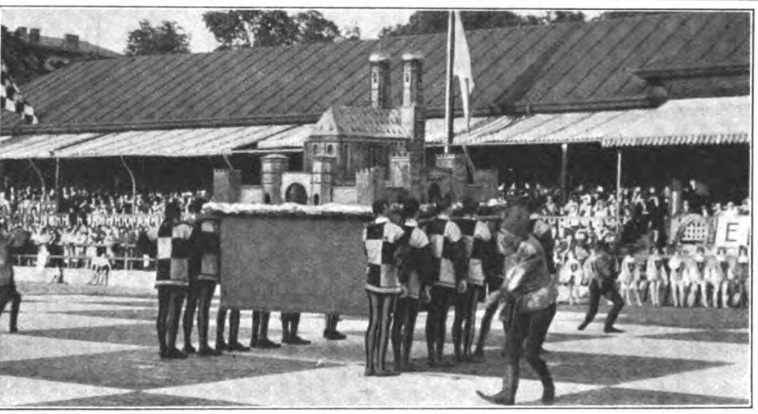
Lösungen der Rätsel in Folge 35:

Rösselsprung. Der Kampfspiegel. Bid. Lüng. ✱ **Rautenrätsel:** 1—13 Made, 1—14 Mais, 2—14 Anis, 2—15 Anni, 3—15 Reni, 3—16 Reis, 4—16 Avis, 4—17 Avus, 5—17 Taus, 5—18 Tara, 6—18 Hera, 6—19 Hebe, 7—19 Orbe, 7—20 Orla, 8—20 Nala, 8—21 Nahe, 9—21 Lohe, 9—22 Loge, 10—22 Alge, 20—23 Alfa, 11—23 Urfa, 11—24 Urne, 12—24 Ihne. Marathonlauf. ✱ **Zahlenrätsel:** Olivares, Ymuiden, Pflaster, Affe, Ackerbau, Elis, Laren, Ufa. Olympia-Fackellauf. ✱ **Silbenaussuchrätsel:** Wir beseitigten die Parteien, weil die Nation einig sein muß. ✱ **Umstellungsrätsel.** Banne (f), Past (e), Stein (s), Sand (t), Laut (s), Asot (t), Leber (e), Lear (h), Rabe (z), Reid (u), Rate (m), Elis (v), Nest (o), Ossa (l), Lis (k), Ale (d), Sigel (e), Kontakt (r), Reis (h), Grat (e), Gaul (i), Tara (m), Dart (a), Iltis (t), Hals (t), Sesam (r), Teil (e), Eim (u). Fest steh' zum Volk, der Heimat treu! ✱ **Magischer Stern:** 1. Ford, Oper, Rega, Iran. 2. Tael, Aare, Erna, Lear; 3. Emir, Mode, Iden, Reni; 4. Bier, Imme, Emmi, Reis; 5. Quarz, Agio, Kiel, Zola; 6. Tabu, Ader, Bern, Urne. F. Liszt. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2 Ara, 6. Klingenthal, 9 Ale, 10 Natal, 11. Eta, 12. Asen, 16. Serum, 17 Fahrt, 20. Nase, 22. Pan, 23. Union, 24. Lea, 25 Freienwalde, 26. Tee. — Senkrecht: 1 Klausenburg, 2. AG., 3. Rente, 4. Anaa, 5 Halberstadt, 7 Iller, 8. Hai, 12. Ast, 13 Nut, 14 San, 15. Ale, 18 Hagel, 19. Panne, 21 one, 22 Poet. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dinosaurier, 2. Iden, 3. Einhorn, 4 Frondienst, 5. Reichenhall, 6 Eltville, 7. Ikarus, 8 Händel, 9 Eurich, 10 Isegrim, 11. Tudor, 12. Indien, 13 Standarte, 14 Dreieck, 15 Ingeborg, 16. Eruption, 17 Elsen, 18. Wieland, 19 Ingenieur. Die Freiheit ist die ewige Jugend der Nationen. ✱ **Mühlenbretträtsel:** Waagrecht. 1. Olm, 4. Lee, 6. Kur, 8. neu, 9. Ana, 10. Hus, 12. Ine, 13. Edl. — Senkrecht: 1. one, 2. Leu, 3 Mai, 4. Lei, 5. Ene, 6 Kub, 7 Nas, 11 und

Festlicher Empfang der Olympia-Schachmeister im Nymphenburger Schloß zu München durch Reichsminister Dr. Frank und Ministerpräsident Siebert namens der Reichs- und der bayerischen Regierung

Von links: Hauptamtsleiter Dr. Dresler mit Frau, General Doehla mit Frau, Bundesleiter Zander mit Frau, Reichsminister Dr. Frank, Frau Siebert, Reichsminister Dr. Frick mit Frau, Ministerpräsident Siebert, Frau Frank, Bürgermeister Dr. Tempel.

Hans Dietrich.



SCHACH-OLYMPIA

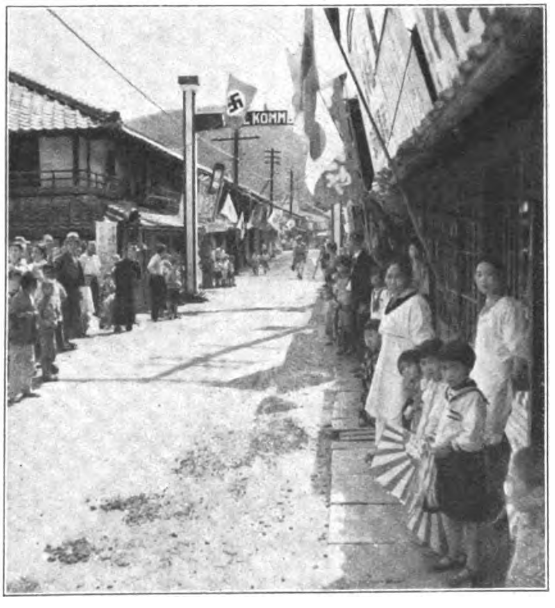
Links:

Vorführungen anläßlich des Schach-Olympia in der Hauptstadt der Bewegung.

Ein Modell des Münchner Doms mit den Stadttoren Alt-Münchens.

Hans Dietrich.







Die deutsch-japanische Freundschaftsfeier in der Schwertschmiedstadt Seki, wo das japanische Schwert geschmiedet wurde, das der Führer Adolf Hitler als Ehrengeschenk erhielt.

Links der Schwertschmiedmeister Watanabe, der schon in der 10. Generation derselben Familie das Geheimnis altjapanischer Waffenschmiedkunst hütet Rechts der deutsche Geschäftsträger Dr. Noebel mit Frau.

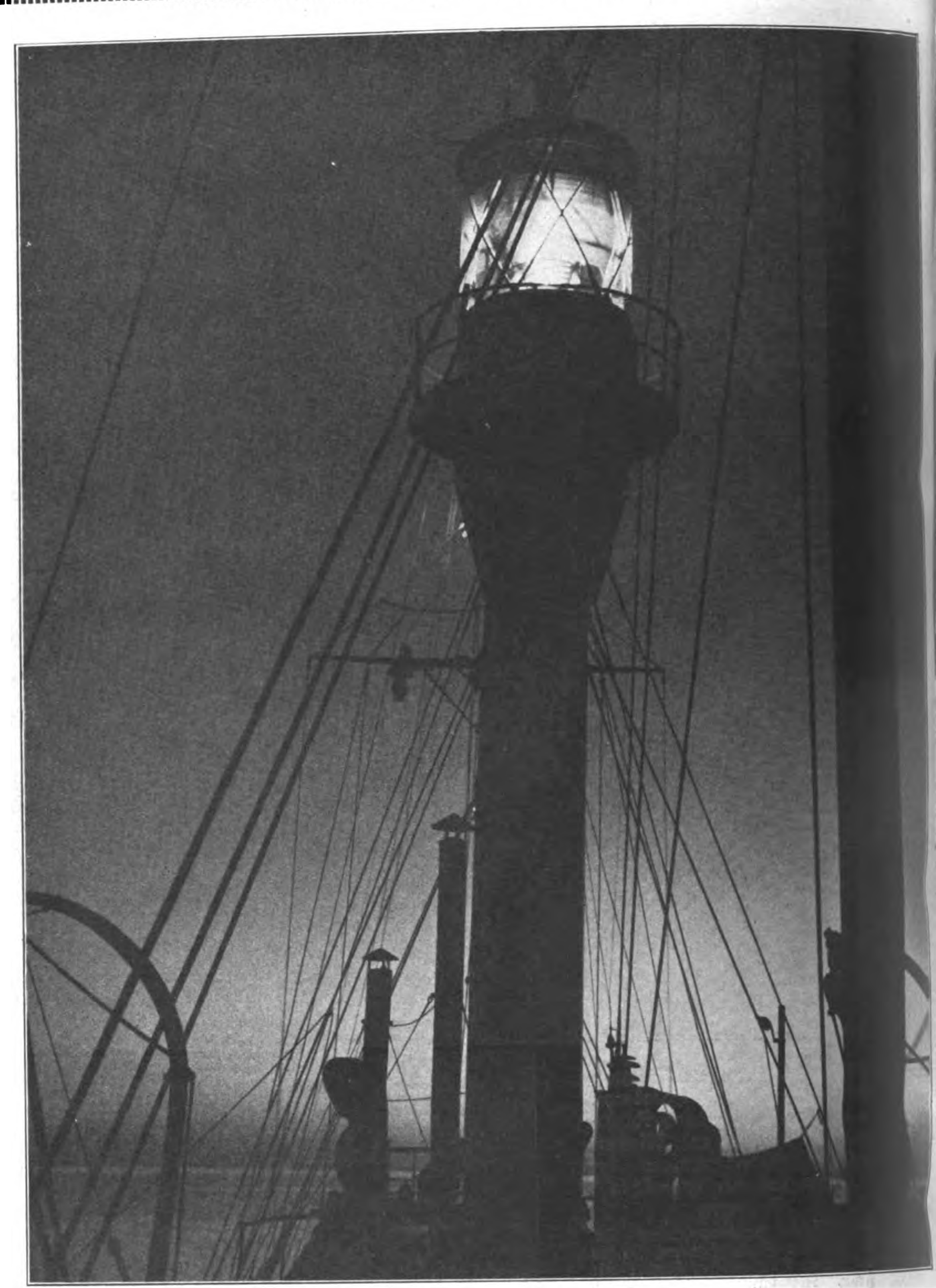
Die Einwohner von Seki in Erwartung der deutschen Ehrengäste zur Freundschaftsfeier. Deutsche und japanische Flaggen schmücken die Straßen, ein Transparent trägt die deutsche Aufschrift „Willkommen".

Die Schwertprobe: Zwei mit nassem Stroh umwickelte dicke Bambusstämme müssen mit einem Hieb durchhauen werden, ohne daß das Schwert schartig werden darf!

Aufnahmen: Fürst Urach.

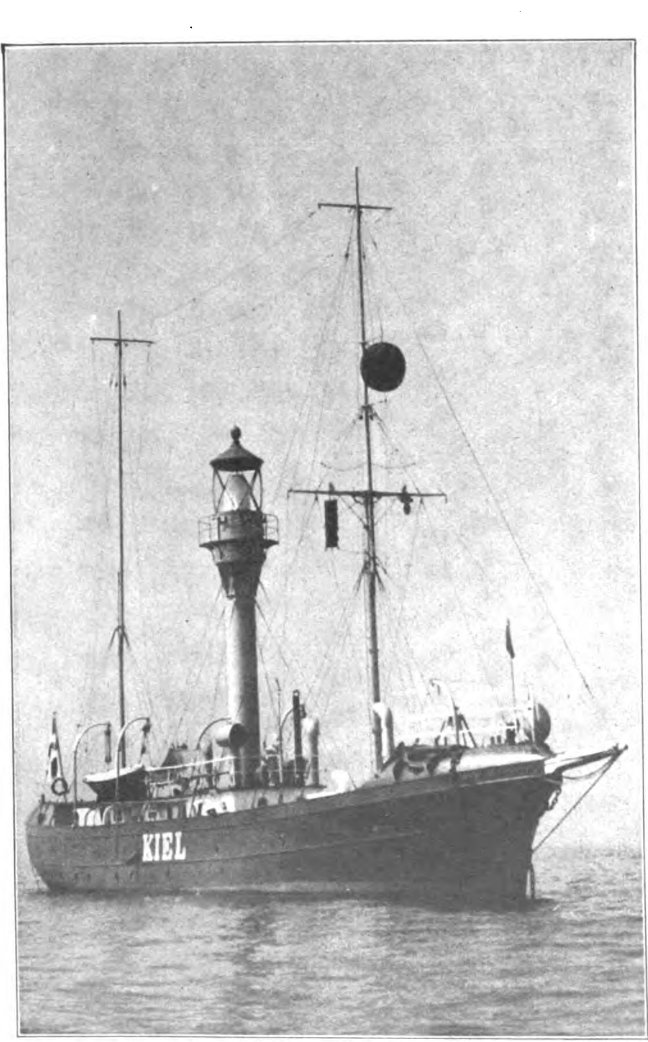
Was ist ein Feuer-Schiff?

Aufnahmen: Bernd Lohse.



Das Feuerschiff bei Nacht.

In bestimmten, regeimäßigen Abständen — die aus der Seekarte zu ersehen sind und die Erkennung des Feuerschiffes ermöglichen — leuchtet nachts das Feuer auf. Die 500-Watt-Lampe wird durch ein Prismensystem verstärkt. Sichtweite 12,5 Seemeilen (23—24 Kilometer) bei klarem Wetter. Der erforderliche Strom wird durch zwei Dieselmotoren mit dazugehöriger Batterie an Bord erzeugt.



Feuerschiff „Kiel" im Stoller Grund, nördlich der Kieler Außenförde.

Aus dem Gesamtbild des Schiffes geht deutlich die hauptsächliche Verwendung als schwimmendes Seezeichen (schwimmender Leuchtturm) hervor. Eine kardanisch aufgehängte Pendelleuchte befindet sich in einem Turm, der sich 16,5 Meter über dem Wasserspiegel erhebt. Da das Feuerschiff jedem Wetter ausgesetzt ist, muß es bei dem schweren Gewicht des Turmes ganz besonders fest und seetüchtig gebaut sein.

Am vorderen Mast zwei Luftschallsender und ein großer, schwarzer Ball (Kennzeichnung des Fahrzeuges als Feuerschiff).



Blick vom Turm auf das Meer.

Die Glaswandung der Leuchte wird von außen geputzt.

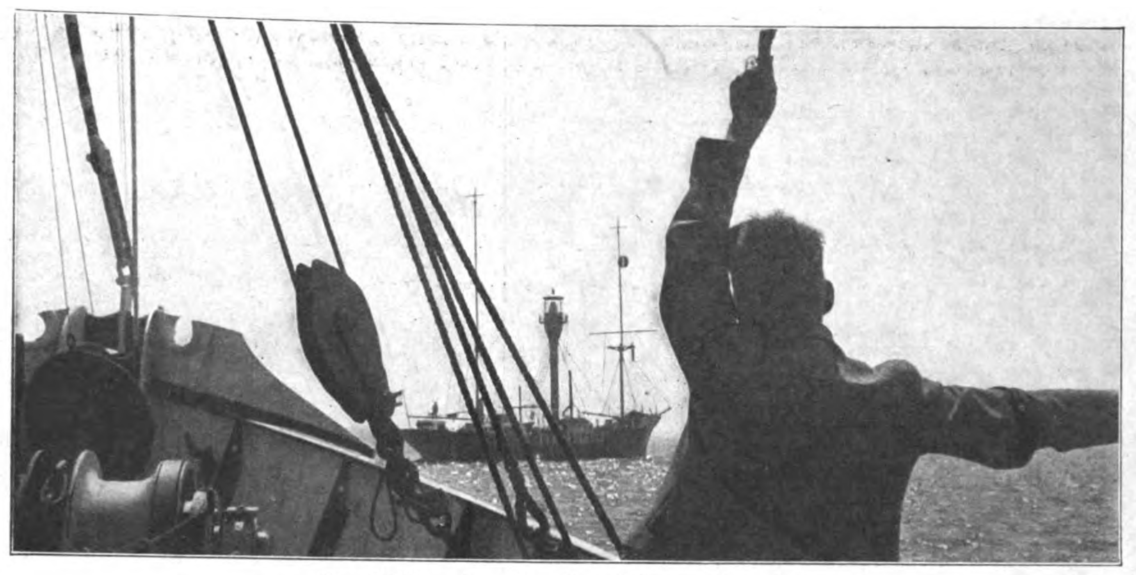


Empfang eines Diensttelegramms im Funkraum.

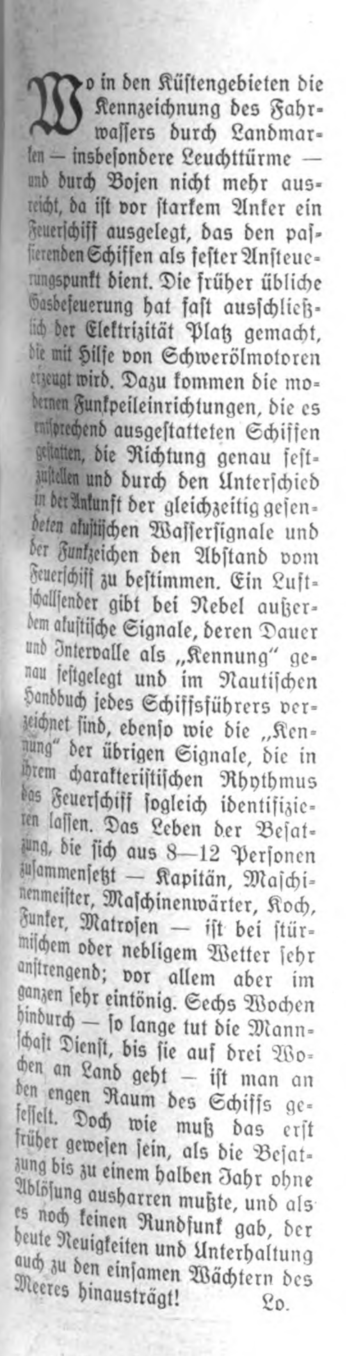
Das Feuerschiff ist eine Küstenfunkstelle, die zu bestimmten Zeiten „Hörwache" hat.



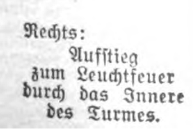
Die Arbeit der Besatzung ist stark vom Wetter abhängig. Jede Änderung der Bewölkung wird sorgfältig beobachtet.



Der Ablösungsdampfer nähert sich dem Feuerschiff. Durch Winkspruch werden die ersten Nachrichten übermittelt.



Wo in den Küstengebieten die Kennzeichnung des Fahrwassers durch Landmarken — insbesondere Leuchttürme — und durch Bojen nicht mehr ausreicht, da ist vor starkem Anker ein Feuerschiff ausgelegt, das den passierenden Schiffen als fester Ansteuerungspunkt dient. Die früher übliche Gasbefeuerung hat fast ausschließlich der Elektrizität Platz gemacht, die mit Hilfe von Schwerölmotoren erzeugt wird. Dazu kommen die modernen Funkpeileinrichtungen, die es entsprechend ausgestatteten Schiffen gestatten, die Richtung genau festzustellen und durch den Unterschied in der Ankunft der gleichzeitig gesendeten akustischen Wassersignale und der Funkzeichen den Abstand vom Feuerschiff zu bestimmen. Ein Luftschallsender gibt bei Nebel außerdem akustische Signale, deren Dauer und Intervalle als „Kennung" genau festgelegt und im Nautischen Handbuch jedes Schiffsführers verzeichnet sind, ebenso wie die „Kennung" der übrigen Signale, die in ihrem charakteristischen Rhythmus das Feuerschiff sogleich identifizieren lassen. Das Leben der Besatzung, die sich aus 8—12 Personen zusammensetzt — Kapitän, Maschinenmeister, Maschinenwärter, Koch, Funker, Matrosen — ist bei stürmischem oder nebligem Wetter sehr anstrengend; vor allem aber im ganzen sehr eintönig. Sechs Wochen hindurch — so lange tut die Mannschaft Dienst, bis sie auf drei Wochen an Land geht — ist man an den engen Raum des Schiffs gefesselt. Doch wie muß das erst früher gewesen sein, als die Besatzung bis zu einem halben Jahr ohne Ablösung ausharren mußte, und als es noch keinen Rundfunk gab, der heute Neuigkeiten und Unterhaltung auch zu den einsamen Wächtern des Meeres hinausträgt! Lo.



Rechts: Aufstieg zum Leuchtfeuer durch das Innere des Turmes.

JAPANISCHE FRAUEN im Dienst des Luftschutzes

Schulmädchen in Gasmasken.
Ihr Werbemarsch durch die Straßen erregte selbstverständlich allgemeines Aufsehen — und damit war der Zweck erfüllt.



Vorbereitungen für die Gasmasken-Parade in Tokio.
Frauen üben sich im Aufsetzen von Gasmasken. Hausfrauen und Mädchen nehmen an der Parade teil. Die weißen Schärpen über ihren Kimonos tragen die Inschrift „Vaterländische Frauenvereinigung".

Luftschutz ist in allen Städten der Welt eine der vordringlichsten Aufgaben der nationalen Selbsterhaltung geworden. Nur was zur Genüge geübt worden ist, verspricht im Ernstfalle einen vollen Erfolg!

Aufnahmen: Weltbild, Berlin.



Aus der Luftschutzausstellung in Tokio.
Modell einer Hausfrau, die mit aufgesetzter Gasmaske auf den Markt geht.



Zu den Übungen wurden alle Berufe herangezogen.
Geishas und Hausmädchen, vereint eingesetzt, um einen durch eine Bombe hervorgerufenen Brand zu löschen.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 6 47 und 22 1 31 zwischen 12—2 Uhr 22 1 34. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855; Wien 79 921; Prag 77 303, Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 190 423, Budapest 13 53; Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20 7 55 und 20 8 01 Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg, verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vierteljahr 1936: über 680 000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8 [ABCDEF]


Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 37 / DONNERSTAG, 10. SEPTEMBER 1936

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Adolf Hitler auf dem Flugplatz in Nürnberg

Kurz vor Beginn des Reichsparteitages 1936.

Aufnahme: Harren-Nürnberg.





Der Führer besichtigt kurz vor dem diesjährigen Reichsparteitag die neugestaltete Zeppelinwiese bei Nürnberg.

Bei ihm (links) Rudolf Heß, Dr. Robert Ley (rechts) und Schaub.

Heinrich Hoffmann.

Adolf Hitler kurz vor dem Beginn des Reichsparteitags in Nürnberg

Der Führer lauscht den Tönen der größten Orgel Europas, die in der Kongreßhalle zu Nürnberg aufgestellt wurde.

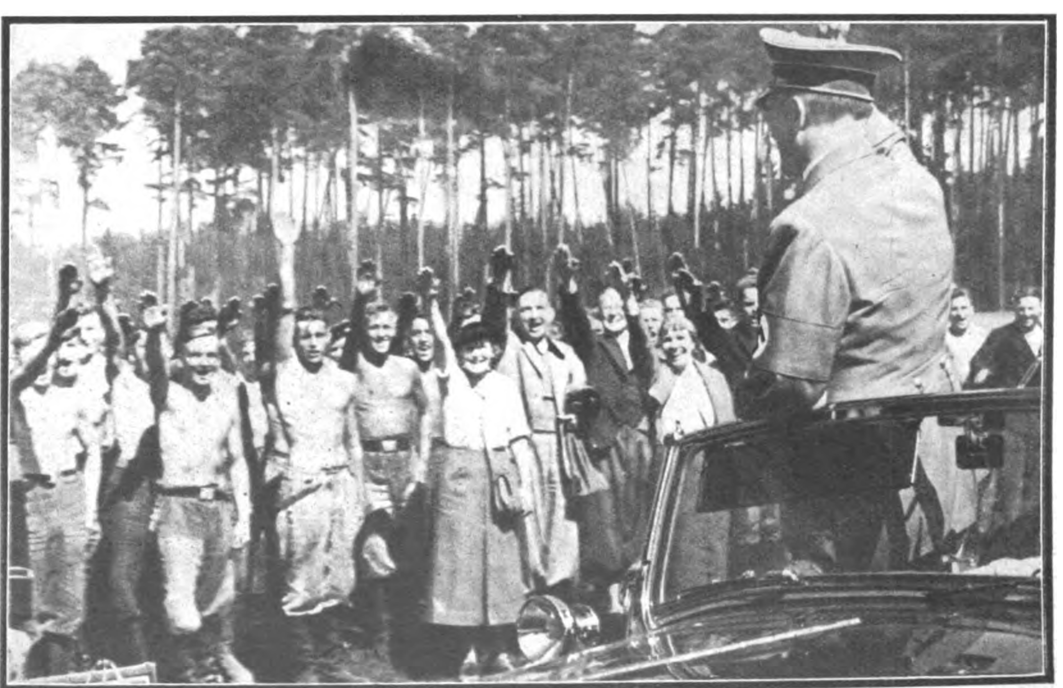
Aufn.: Harren.

Vor dem neuen Tribünenbau der Zeppelinwiese.

Adolf Hitler begrüßt den Frankenführer Julius Streicher. Dahinter haben sich die Arbeiter des Parteitaggeländes versammelt, um den Führer zu begrüßen

Aufn.: Harren

In den letzten Augusttagen traf der Führer, von Bayreuth kommend, in Nürnberg ein, um sich selbst vom Fortgang der Arbeiten auf dem Parteitaggelände zu überzeugen. In seiner Begleitung befanden sich u. a. der Stellvertreter Rudolf Heß, der Organisationsleiter Dr. Ley, der Architekt der Reichsparteitage, Rudolf Speer, und der Frankenführer Streicher.



Adolf Hitler bei seinen Arbeitern auf der Zeppelinwiese.

Sie sind alle herbeigeeilt und jubeln mit erhobenen Händen und lachenden Gesichtern dem Führer zu.

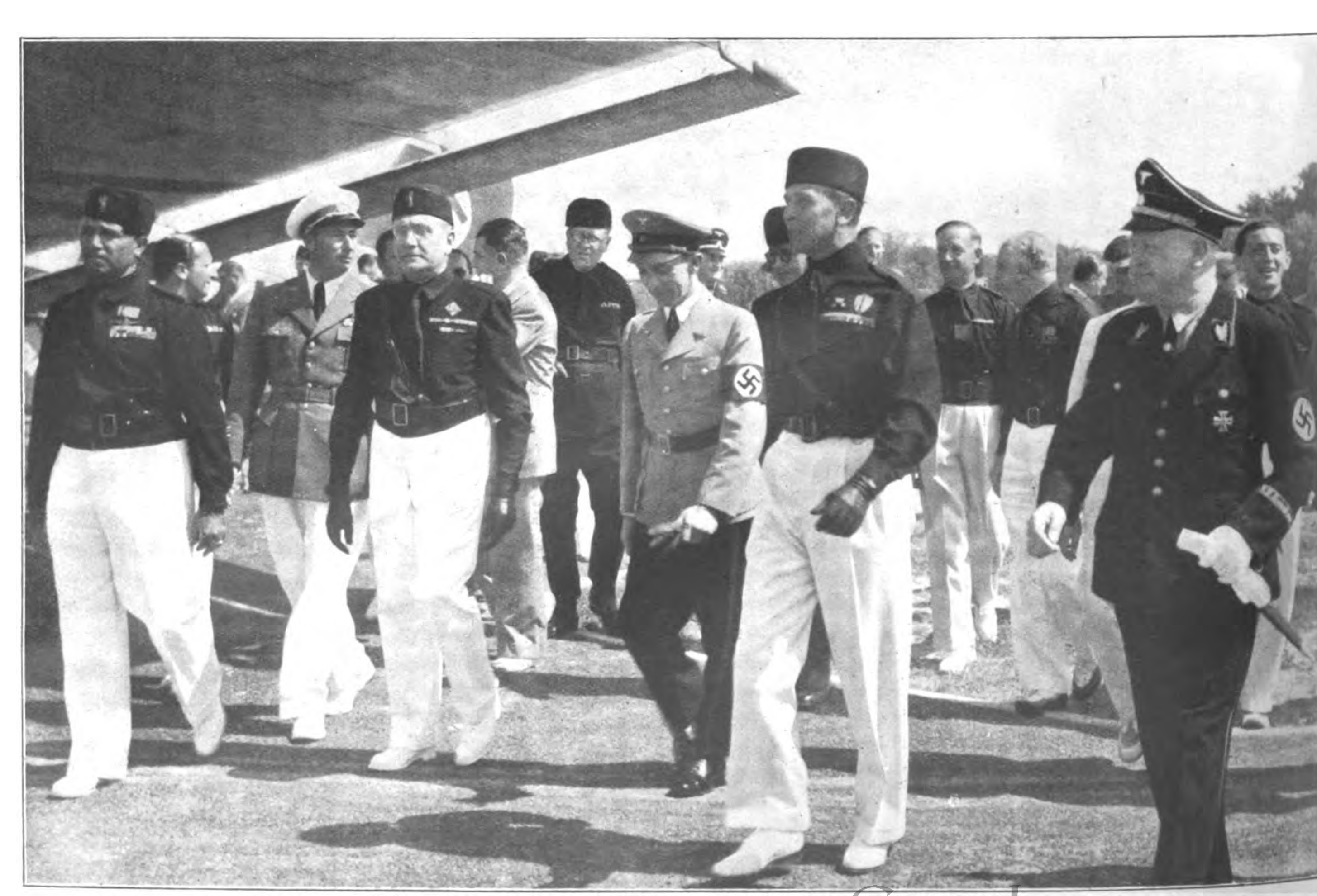
Aufn.: Harren

Deutsche drängt es zu Deutschen.

Nach langer Sperrfrist gibt der Schlagbaum den Weg nach Österreich frei. Deutsche Ausflügler stauen sich am Zollamte vor Kufstein; sie müssen sich damit abfinden, daß auch die freudigste Begeisterung auf die Gebote der wirtschaftlichen Vernunft Rücksicht nehmen muß, und daß sowohl im kleinen wie im großen Grenzverkehr noch Einschränkungen stattfinden müssen, wenn die Geldwirtschaft der beiden deutschen Staaten ihre vorbildliche Ordnung behalten soll. Aber auch so konnte sich ein erfreulicher Verkehr über die Grenze entwickeln, als sich der Schlagbaum zum ersten Male wieder hob.

DER REICHS-PROPAGANDA-MINISTER IN ITALIEN

DR. GOEBBELS AUF DER „BIENNALE" IN VENEDIG



Rechts:

Nach dem herzlichen Empfang im Flughafen am Lido. Rechts neben Dr. Goebbels der italienische Propagandaminister Alfieri und der Präsident der Internationalen Filmkammer, Dr. Lehnich.

Aufnahmen: Hans Dietrich (1), Heinrich Hoffmann (1), Presse-Photo (1), Weltbild (3) Alfred Weber (1).





Vorfreude in ganz Japan.
Auch diese kleinen Mädchen müssen die Genugtuung zum Ausdruck bringen, die das japanische Volk über die Wahl Tokios zum Schauplatze der nächsten Olympischen Spiele empfindet.

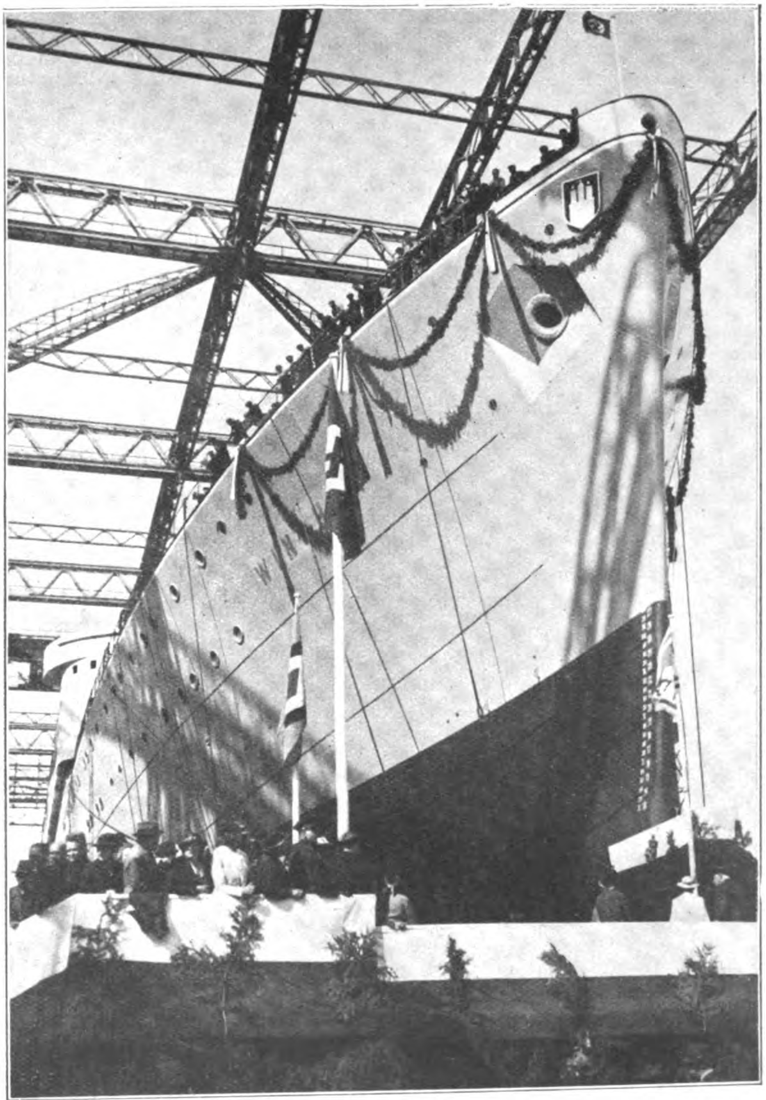
Links:
Dr. Goebbels in Venedig.
Eine Besichtigungsfahrt vor der Lagunenstadt. Ganz links im Boot der italienische Propagandaminister Alfieri



Ein unzeitgemäßes Schauspiel im roten Madrid.
Die feierliche Auffahrt des neuen sowjetrussischen Botschafters Marcel Rosemberg. Die glanzvollen Paradeuniformen der spanischen Ehreneskorte passen wenig zu den roten Horden, die in Madrid eine Politik der Straße bestimmen.



Roter Besuch in Paris.
Die „spanische Rosa Luxemburg", Dolores Ibarruri, mit einem vom Unterrichtsminister Marcelino Domingo (unmittelbar links von ihr) geführten Gefolge von roten Politikern in ihrem Pariser Hotel.



Ein Werk deutschen Aufbauwillens.
Der vom Reichsstatthalter General Ritter von Epp in Hamburg „Windhuk" getaufte neue Schnelldampfer.

Die großen italienischen Sommermanöver.
Der Duce besichtigt das In-Stellung-Gehen eines Geschützes.

Mussolini hat zum Abschluß der Sommermanöver in Avellino vor einer hunderttausendköpfigen Menschenmenge eine Rede gehalten, in der er betonte, daß er zwar für den Frieden kämpfe, aber: „Wir werden den Widersinn eines ewigen Friedens nicht mitmachen, der der faschistischen Lehre widerspricht ... Stark sein, immer stärker sein, so stark werden, daß wir allen Möglichkeiten entgegentreten und jedem Schicksal fest in die Augen blicken können.“ Die großen Übungen schlossen mit einem Vorbeimarsch vor dem Könige, an dem 60000 Mann mit 200 Tanks, 400 Geschützen, 400 Minenwerfern, 3000 Maschinengewehren und 2800 Fahrzeugen teilnahmen





Der italienische Kronprinz und Mussolini bei den Übungen einer Division.

Links:
Der Duce unterhält sich mit Landfrauen und Kindern

Aufnahmen: Weltbild.



In guter Hut.
Ein drei Monate altes Flüchtlingskind an Bord des Panzerschiffes „Deutschland".

Aufnahmen: Hoffmann.



Ward auch das Heim zerstört, so wurde doch das junge Elternglück vor den Anschlägen der Mordkommune bewahrt.



Noch zittert der Schrecken nach. Ein Boot der „Deutschland" holt Flüchtlinge auf der Reede von Valencia an Bord.

DEUTSCHE KRIEGSSCHIFFE SCHÜTZEN LEBEN UND GUT DER SPANIEN-FLÜCHTLINGE



Rechts: Deutsche Mütter mit ihren Kindern finden an Bord des Dampfers „Baden" sicheren Schutz.

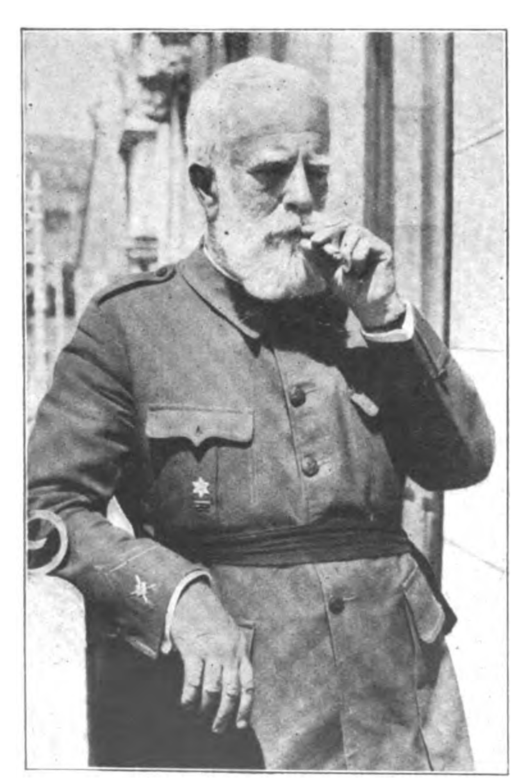


Rechts: Immer neue Scharen von Schutzbedürftigen. Der Frachtdampfer „Baden" übernimmt zahlreiche Spaniendeutsche, die nur unter dem Schutze der deutschen Schiffsgeschütze Barcelona verlassen konnten.

Panzerschiff „Deutschland" nimmt ein Flüchtlingsauto an Bord.

Da genügend Zeit zur Verfügung stand, lag keine Veranlassung vor, deutsche Vermögenswerte den Roten preiszugeben Die Mordkommune von Valencia hätte sicherlich Verwendung für diesen Wagen gehabt.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1), Associated Press (1)





General Cabanellas, der Leiter des nationalen Verteidigungskomités, vor seinem Hauptquartier in Burgos.

Im schlichten Soldatenrock bietet dieser 62jährige den Anblick eines Mannes, der weiß, was er will.

und (rechts)

General Riquelme, der derzeitige Befehlshaber der roten Volksfronttruppen

Wie lange wird er wohl in seiner prächtigen Paradeuniform unangefochten das Kommando über Kommunisten und Anarchisten in Madrid führen?



Rote Truppen in Barcelona treffen Vorbereitungen für den Abmarsch nach Saragossa.

Diese Scharen sehen nicht danach aus, als ob sie Saragossa den Händen der Nationalen entreißen würden.

Ob es helfen wird? Kürzlich hielten es Neuyorker Kommunisten für angebracht, bei der Abfahrt der „Bremen" von Neuyork an Bord des Schiffes Skandalszenen aufzuführen. Sie hatten sich mit den Abschiednehmenden auf dem Schiff eingefunden und gaben ihrer Abneigung gegen das nationalsozialistische Deutschland durch wüstes Geschrei Ausdruck. Vom Neuyorker Polizeigericht bekamen zwei Angeklagte je 14, die übrigen je 7 Tage Arbeitshaus. Die Bestürzung der Angeklagten über das Urteil war, zumal sie gleich abgeführt wurden, groß.



Wo bleibt der Märtyrerstolz? Vier Männer und acht Frauen empfingen ihr Urteil für den Skandal auf der „Bremen". Sie verdecken ihre Gesichter, was auf mangelnden Stolz auf ihre „Heldentat" schließen läßt.



Fünf Jahre „SA.-Mann".
Hauptschriftleiter Berchtold (rechts) im Gespräch mit dem Funkberichter Kremer.

Nach fünfjähriger Tätigkeit kann die Schriftleitung des „SA.-Mannes" mit berechtigtem Stolz auf ihr Werk zurückblicken. Das Kampfblatt der Obersten SA. - Führung der NSDAP. hat sich in diesen Jahren als unschätzbares Rüstzeug für die SA. erwiesen. Zahllose Glückwünsche zeugten von der großen Beliebtheit, deren sich das Blatt in allen Gliederungen der Partei erfreut.

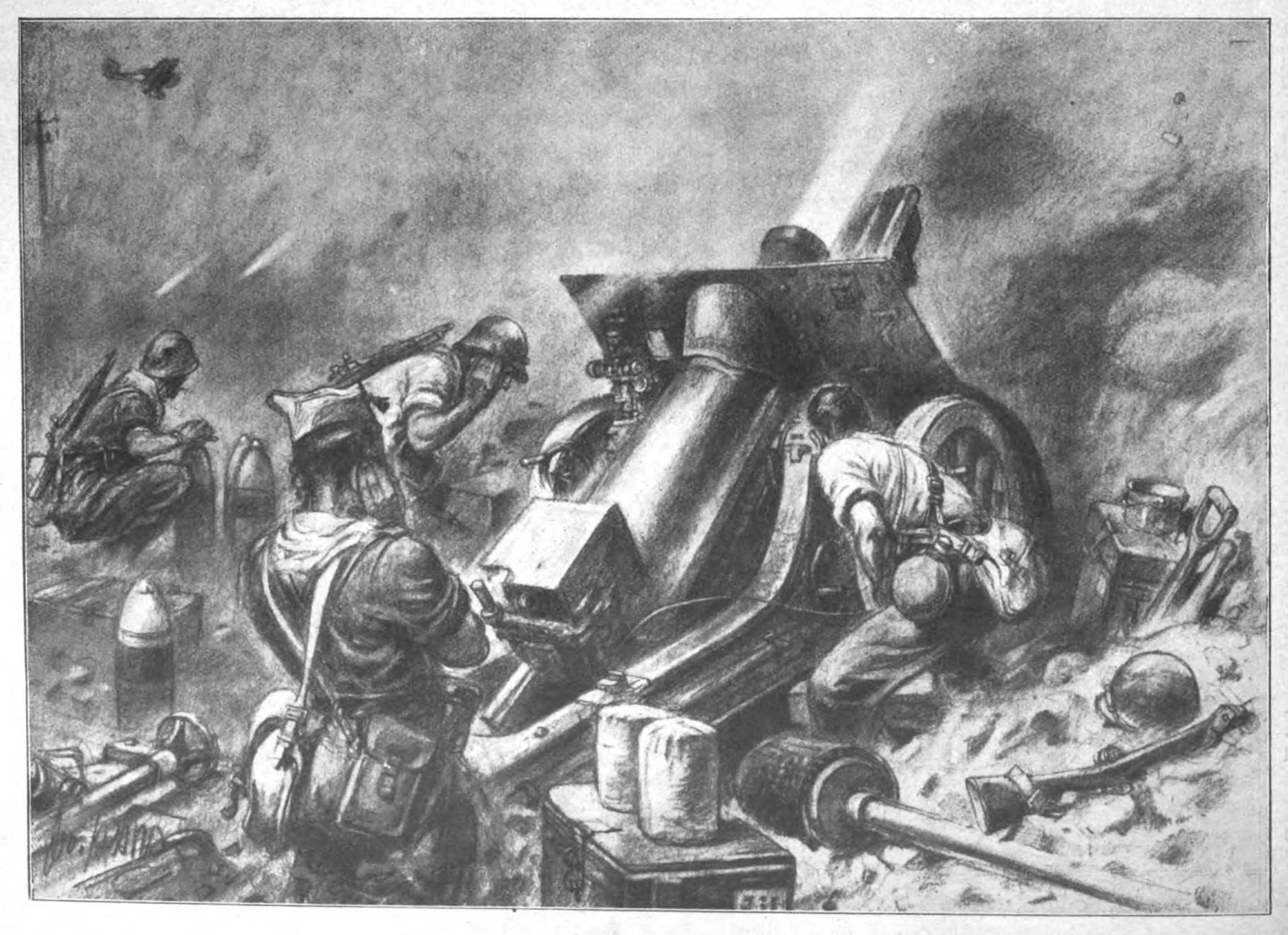
Aufnahmen: Presse Photo, Hans Dietrich und Weltbild



Rechts: Weltmacht Verkehr: Ein unterirdischer Tunnel in Paris. Für den Kraftwagenverkehr wurde ein Tunnel unter der Porte Champerret geschaffen; unser Bild zeigt eine Gabelung der Fahrbahn.

Straßenkampf.

Rote Regierungsanhänger und Kommunisten, darunter Frauen, leisten erbitterten Widerstand. Nach zuverlässigen Schätzungen betragen die Opfer des spanischen Bürgerkriegs bis jetzt über 30 000 Tote.



Links: Szene aus den Kämpfen um San Sebastian. Schwere Feldhaubitz-Batterie der Militärgruppe im Feuer.



Aus den Kämpfen in der Provinz Toledo:
Eingesetzte Fremdenlegionäre im Straßenkampf gegen die kommunistischen Verteidiger in Oropesa.

Hexenkessel Spanien

ZEICHNUNGEN
FÜR DEN „J.B."
VON J. LAZARUS

160

Allein im Jahre 1934 (Jahr der letzten statistischen Unterlagen) wurden in den Vereinigten Staaten von Amerika 162 663 Waldbrände gezählt!

Der Posten einer Beobachtungsstelle meldet den gesichteten Brand an die Zentrale.
Er hat eine Karte des von ihm zu beobachtenden Waldgebietes vor sich und sagt das in Frage kommende Planquadrat durch. Sofort eilt die motorisierte Löschkolonne in den ihr bezeichneten Waldteil.

Aufnahmen: Weltbild.



Die Beobachtungsstelle einer Waldbrandstation im Payette National Forest im Staate Idaho.
Schichtweise halten die Wächter ununterbrochen Ausschau.



Ein „Forest Fire Truck", der Lastwagen einer fliegenden Waldbrandbekämpfungskolonne.
Mit den modernsten Löschgeräten ausgestattet dringen diese Kolonnen auf dem schnellsten Wege zum Brandherde vor.



Die Vierbeiner als Nothelfer.
Nur allzuviele Waldgebiete sind für Lastkraftwagen unzugänglich. Hier müssen die Spaten und Löschgeräte mit Mauleseln vorgebracht werden.

000 Waldbrände im Jahr!

Fahrlässiges Rauchen kostete den Staat über zehn Millionen Dollar im Jahre 1934. Ein Viertel aller Waldbrände wird in Amerika durch fahrlässiges Rauchen verursacht. Die Hauptursache der durch Riesenbrände eingetretenen Verluste sind allerdings die Dürren. Rund eine halbe Million Hektar wurden im Berichtsjahr ein Opfer der Flammen. Der Gesamtschaden belief sich auf 45 373 120 Dollar. In den letzten Jahren ist die systematische Bekämpfung der Waldbrände immer mehr ausgebildet worden. Die riesigen Waldbezirke (ein Drittel der USA. ist Wald) sind genau eingeteilt und Tausende von Beobachtungsposten wurden errichtet. Jeder Posten hat ein Gebiet von 35 Kilometer Durchmesser ständig zu beobachten. Fernsprecher und Rundfunk verbinden ihn mit den Zentralstellen, die im Gefahrfalle sofort motorisierte Feuerbekämpfungskolonnen nach der Brandstelle entsenden. Die Lastwagen, die „Forest Fire Trucks", sind mit den modernsten automatischen Pumpen und sonstigen Geräten ausgerüstet; außerdem führen sie eine drahtlose Station mit sich, damit sie in ständiger Verbindung mit ihrer Zentrale bleiben können. Der Zentrale stehen ferner noch Flugzeuge zur Verfügung, die regelmäßig die ihnen zugewiesenen Waldgebiete abfliegen und jeden Brand sofort funkentelegraphisch melden.



Ein riesiger Waldbrand in Kalifornien.
Man sieht, wie sich die Feuermassen auf eine Farm hinwälzen. Gewaltige Werte sind auf diese Weise schon zerstört worden.



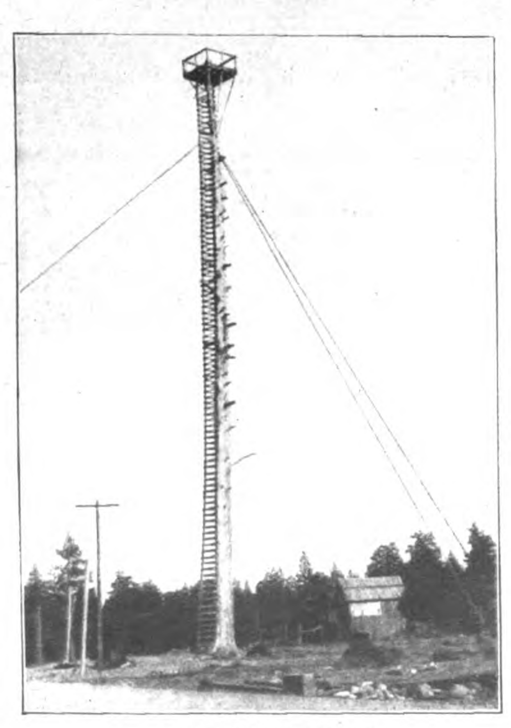
160 000 Waldbrände im Jahre!
Ein nächtlicher Waldbrand
Diese Naturkatastrophe bietet einen schaurigen Anblick. Inmitten eines roten Flammenmeeres stürzen die schwarzen Baumstümpfe zu Boden.



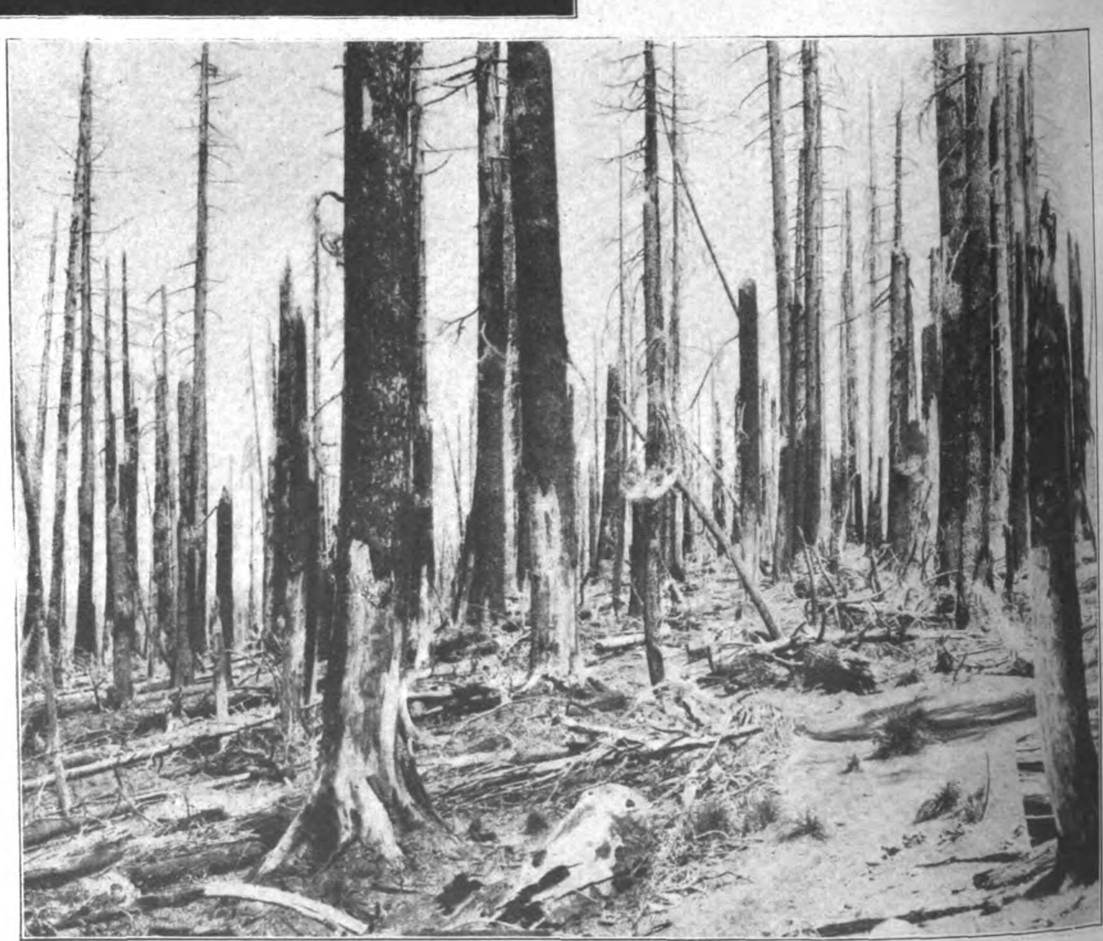
Brandbekämpfung aus nächster Nähe
Automatische Pumpen holen das Wasser aus einem Bach. Dies ist noch eine verhältnismäßig bequeme Art des Löschens . .



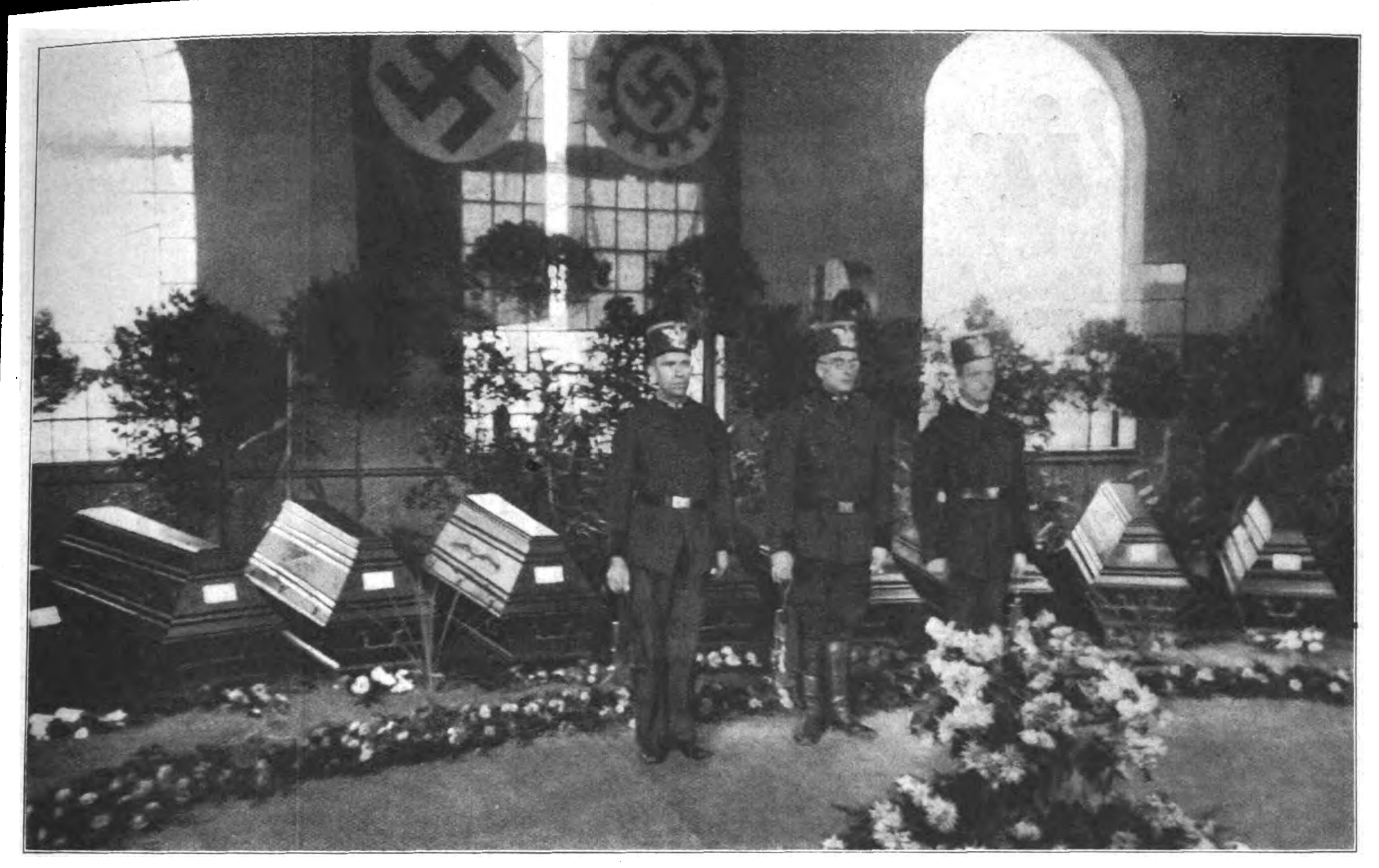
. . . aber nur zu oft muß das Wasser auf dem Rücken herangetragen werden.
Dann füllt der Waldfeuerwehrmann seine „Water Bag" in Form eines, mit einem Schlauchende versehenen Rucksacks mit Wasser und rückt so den Flammen zu Leibe.



Ein lustiger Ausguck im Deschutes National Forest.
Manches Mal erspart die Natur den Bau hoher Postenstände.



So haben die Elemente gewütet.
Weite Flächen, nur noch von toten Baumstümpfen bedeckt, zeugen von den Millionenverlusten, die das Volksvermögen erlitten hat.



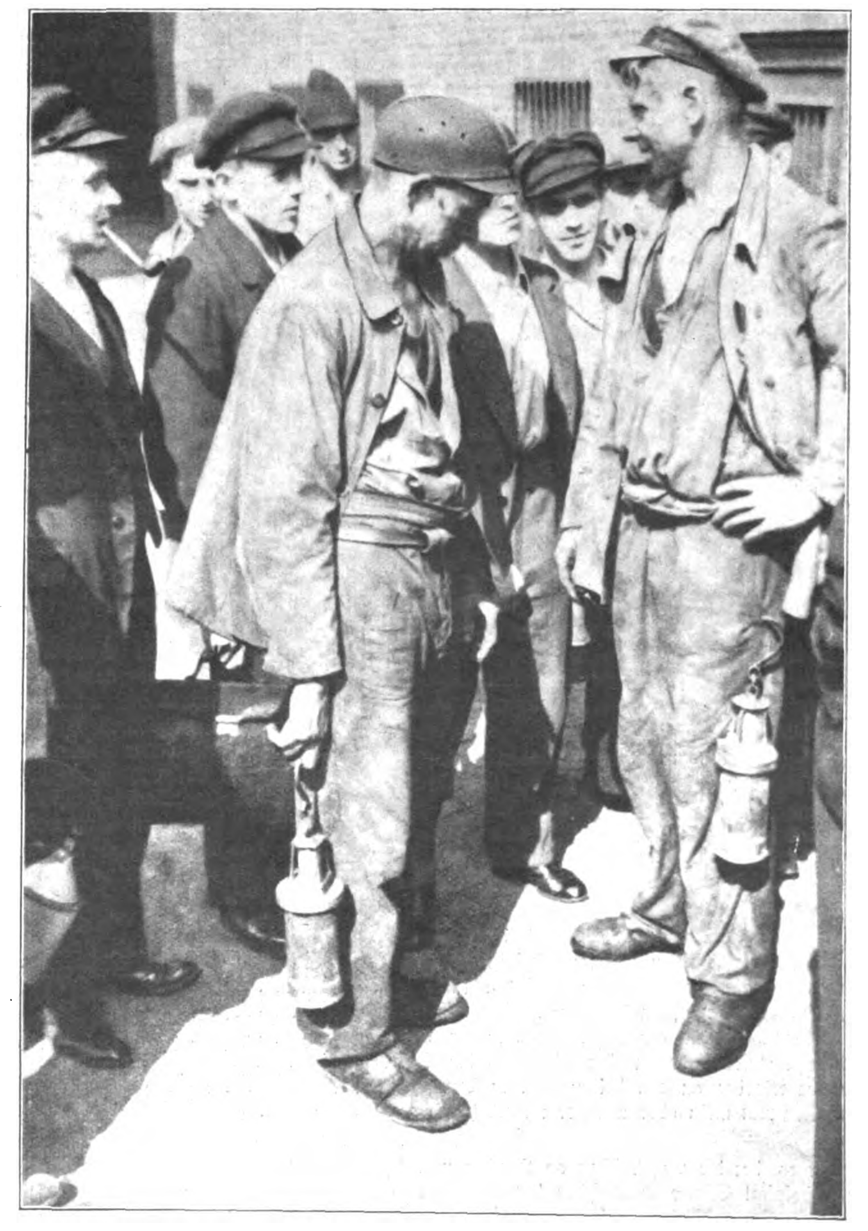
Die Ehrenwache vor den aufgebahrten Opfern des Unglücks. Unter einer Blumenfülle harren im stimmungsvoll geschmückten Raume die Toten des letzten Geleits.

TRAUER ÜBER DEUTSCHLAND:

Die Grubenkatastrophe auf Zeche Präsident in Bochum



Reichsorganisationsleiter Dr Ley auf dem Wege zur Totenhalle.



Diese beiden Hauer holten einen toten Kameraden aus dem „Sumpf".

Aufnahmen: Foto-Müller Gelsenkirchen

Wir entkamen der roten Hölle . . .

Spanien-Flüchtlinge erzählen

Nach Dokumenten und Erlebnisberichten

Von Karl Fischer

1. Fortsetzung.

Die deutschen Opfer der Kommune

Zeitungsmeldung vom 6 August 1936: „Am 23. Juli wurden in Spanien vier deutsche Volksgenossen Opfer des roten Terrors Bei dem Versuch, mit einem Kraftwagen von Barcelona aus die französische Grenze zu erreichen, wurden die drei Parteigenossen und Mitglieder der DAF., Wilhelm Gaetje, Helmut Hofmeister, Günter Swalmius-Dato und der Volksgenosse Treitz erschossen Wenige Kilometer entfernt, in dem Vorort San Martin, wurde die ruchlose Tat verübt Die vier Deutschen wurden von den Kommunisten eingeholt und nach einem kurzen Verhör vor einem sogenannten marxistischen Revolutionstribunal ermordet, obgleich sie sich im Besitz von gültigen Passierscheinen befanden"

*

Beinahe 14 Tage lang waren die Deutschen in Barcelona im Ungewissen über das Schicksal ihrer Volksgenossen gewesen die sie am 23 Juli verlassen hatten, um in Hamburg an der Eröffnung des Freizeitkongresses teilzunehmen Es war den Deutschen Gaetje und Swalmius-Dato nicht leicht gewesen, einen Kraftwagen aufzutreiben, der sie an die französische Grenze bringen sollte Ein Zufall brachte sie am Morgen ihres Todestages mit den Volksgenossen Hofmeister und Treitz zusammen die gleichfalls auf dem Wege nach Deutschland waren Man einigte sich schnell, und am Nachmittag fuhren Gaetje und Swalmius-Dato mit Hofmeister und Treitz ab

Tage vergingen, und von den Reisenden hörte man nichts Besorgte Freunde forschten an der französischen Grenze nach, aber erst nach fast zwei Wochen fand man Anhaltspunkte, als man schließlich erfuhr, was man lange schon befürchtet hatte, nämlich, daß die vier Deutschen Opfer des roten Terrors geworden waren.

Aus einem Schreiben vom 11. August 1936 von A an B.: „. . Wann ich nachkomme? Weiß der liebe Himmel! Schon aus geschäftlichen Gründen kann ich nicht fort. Nach den neuesten Dekreten bleiben alle Firmen beschlagnahmt, die am 15. dieses Monats ohne Chef sind. Abgesehen davon, bin ich durch die Aufklärung des Mordes an den bekannten vier Deutschen auf dem Konsulat mehr oder weniger unentbehrlich geworden

Ich war es, der die vier Leichen an Hand von Bildern im Hospital Clinico identifiziert hat. Gaetje und Dato waren einwandfrei zu erkennen, wenigstens für mich, der ich beide genau kannte. Schwierig war es mit Hofmeister und Treitz, die sehr entstellt waren und nur an den Gesichtsformen rekognosziert werden konnten Zwecks endgültiger Feststellung müssen diese beiden Leichen noch einmal ausgegraben und die Särge geöffnet werden

Kurz und gut: mit den Daten an der Hand konnte ich einwandfrei dem Konsulat erklären, daß die vier Deutschen tot seien Damit war die Ungewißheit gelöst, und die Nachricht konnte freigegeben werden. Der nächste Schritt war, die Ausgrabung zu beantragen

Im Hospital Clinico bin ich ungezählte Male gewesen, und ich habe sogar Abzüge der Bilder von den Toten durchgedrückt, die nun bei den Akten im Konsulat liegen Die Identifizierung war nebenbei wegen der ständigen Beobachtung „interessierter" Kreise nicht gerade angenehm, und fast möchte ich sagen lebensgefährlich Herr X., der Chef des Herrn Gaetje, war auch einmal mit, und noch am gleichen Abend war die „Fai" bei ihm, um ihn zu verhaften, da er verdächtigt war, Komplize der beiden Sevillaner zu sein (Gaetje und Swalmius-Dato stammten aus Sevilla), nachdem er die Leichen „esta manana" identifiziert habe! Nur ein zufälliges Dazwischentreten der Polizei konnte ihn vor der Verhaftung und, deutlicher gesagt, vor einer Ermordung retten, denn die „Fai" ist interessiert daran, alle Spuren, die zur Aufklärung der Mordtat führen könnten, zu verwischen.

Unsere Ermittlungen haben sogar schon dahin geführt, daß wir fast alle Zusammenhänge der entsetzlichen Bluttat kennen.

Wir wissen, wo das Auto verbrannt wurde. Nur noch Blechreste sind vorhanden. Wir wissen, daß man etwa sechs Schritte davon entfernt die Koffer ebenfalls verbrannt hat: nur Staub ist geblieben Wir wissen jetzt, wo man die Toten verhört, wo man das Standgericht gebildet hat, und ich weiß, wo sie je zu zweien erschossen wurden. Meine Ermittlungen gehen weiter, und wenn ich heute auch schon weiß, daß es die CNT. war, die das Urteil sprach und vollzog, so werde ich auch noch feststellen, welche Sektion die Richter und Mörder stellte.

Ich will Ihnen den Vorgang erzählen Wie Sie wissen, haben Gaetje und Dato nicht nur telephonisch, sondern auch mündlich in meiner Wohnung in Ihrer Gegenwart wiederholt gebeten, ich möge sie doch mit meinem Wagen an die Grenze fahren. Meine Antwort war, daß ich dazu bereit sei unter der Bedingung, daß der Generalkonsul mit seinem eigenen Wagen die Spitze der Karawane bilde, die formiert werden sollte. Diese Bedingung konnte, wie zu erwarten war nicht erfüllt werden, da der Generalkonsul zu exponiert war. Ich lehnte daraufhin ab. Noch einmal riefen mich die Genannten an ihrem Todestag, dem 23. Juli, morgens um 10 Uhr, telephonisch an, um mir ihre Bitte nochmals auszusprechen Meine Antwort war nicht nur wieder ablehnend, sondern gleichzeitig riet ich noch einmal dringend von der Fahrt ab, „zumal es doch unter diesen Umständen gänzlich gleichgültig sei, ob die beiden nun pünktlich zur Eröffnung des Freizeitkongresses einträfen oder nicht."

Inzwischen hatten die beiden Sevilla-Deutschen Herrn Hofmeister — er sowohl wie Treitz aßen mit mir mittags in der gleichen Pension — ausfindig gemacht, der zusammen mit Herrn Treitz im Wagen nach Deutschland fahren wollte. Sie wurden sich bald einig und beschlossen, noch Donnerstag, den 23 Juli, nachmittags, abzufahren Um 4.15 Uhr ging die Fahrt los Etwa 20 Minuten später müssen sie durch Pueblo Nuevo (Rambla de Pueblo Nuevo) durchgekommen sein, als sie plötzlich von bewaffneten Banditen aufgehalten wurden. Die Feststellung der Papiere ergab, daß alle vier Deutsche waren, wobei anscheinend erschwerend war daß zwei von ihnen aus Sevilla kamen Man hielt sie für „agentes de enlace" zwischen den Aufständischen von Sevilla und Barcelona. Die Feststellung „Deutsche" genügte, alle vier sofort zu verhaften Das Auto wurde verbrannt und ebenfalls das gesamte Gepäck Um welche Zeit das war, weiß ich noch nicht

Man führte die Gefangenen vors Standgericht, das anscheinend in dem Café „La Alianza" tagte. Das war etwa gegen 5 Uhr Ein vier Stunden langes Verhör folgte. Urteil: Sofortige Todesstrafe Zu zweien wurden die Armen fortgeführt, nicht ohne daß man vorher Gaetje zwang, sich eine spanische Monarchistenflagge um den Leib zu binden. Der Grund ist unschwer zu erraten: man wollte auf diese Weise zeigen, weswegen man die Leute erschossen hatte.

Zwei von ihnen wurden hinter die in der Nähe befindliche Fabrica de Botones geführt, die anderen beiden hinter die etwa 100 bis 200 Meter entfernte Fabrica de Vidrio, und etwa um 9.30 Uhr wurden beide Gruppen ziemlich gleichzeitig erschossen.

Man ließ die Leichen liegen, und als dann später — wahrscheinlich am frühen Morgen des 24. Juli — die Vecinos kamen und nachsehen wollten, fanden sie die Leichen der vier Deutschen, und nicht nur diese, sondern noch zwei weitere Leichen, die neben denen der hinter der Glasfabrik Erschossenen lagen: einen Mann und ein Mädchen, das sehr hübsch gewesen sein soll

Augenzeugen berichten, daß der eine Deutsche — Gaetje, denn dieser wurde auch so ins Hospital Clinico eingeliefert — die bereits erwähnte monarchistische Flagge um den Leib getragen habe.

In den Morgenstunden des 24. Juli wurden dann die Leichen ins Hospital Clinico gebracht, photographiert und drei Tage später beigesetzt, da niemand die Körper reklamierte.

Ohne jegliche Nachricht über den Verbleib der Deutschen und nach der ergebnislosen Nachforschung an der französischen Grenze ging Herr . . . ins Hospital Clinico, wo er den ersten Anhaltspunkt gefunden zu haben glaubte. Die Totenliste wies „4 muerto desconocidos"

auf. Dann rief er mich, und wir beide gingen zusammen nochmals in das genannte Hospital, um die Photographien durchzuschauen. Es dauerte nicht lange, bis wir meine Freunde Gaetje und Swalmius-Dato herausgefunden hatten.

Damit war erwiesen, was wir lange Tage hindurch befürchtet hatten: die Kommune hatte ihre ersten deutschen Opfer gefordert

Nachdem wir die ersten beiden Leichen identifiziert hatten, war es an Hand der uns im Hospital gemachten Angaben nicht schwer, auch die Bilder der anderen beiden zu finden, die wir allerdings nicht mit voller Gewißheit rekognoszieren konnten, da die Köpfe durch die Einschüsse — sie müssen wohl mit Schrot erschossen worden sein — zu sehr entstellt waren. Nur bei ganz genauem Hinsehen und Nachdenken konnten wir eine Ähnlichkeit feststellen Daß es sich bei beiden Bildern um Hofmeister und Treitz handelte, ist so gut wie sicher, denn diese vier Leichen sind als „von Pueblo Nuevo kommend" zusammen und zur gleichen Stunde eingeliefert worden."

Der Mord an Optiker Hahner

Die vier Reichsdeutschen sind die ersten, aber leider nicht die einzigen Opfer des roten Mordens. Uns liegt ein Brief der Frau des Optikers Hahner vor, der von Marxisten in Barcelona erschossen wurde:

„Liebe Familie Hahner!

Mit tiefem Schmerz muß ich Euch den Tod meines Mannes, Eures Sohnes, melden. Ich nehme an, daß Ihr bereits über die Ereignisse in Barcelona unterrichtet seid. Am 19. morgens ging er aus dem Hause, um mit einigen Freunden zu sprechen, die sich bei uns mit ihm verabredet hatten, den Tag gemeinsam am Strande zu verbringen. Kurz darauf kehrte er in unsere Wohnung zurück, gab mir einen Kuß und sagte, er ginge mit einem Herrn aus dem Nachbarhaus, mit Namen Angel Alemany, um Dienst beim Roten Kreuz zu tun. Ich sagte zu ihm, daß dies der letzte Kuß sei, den er mir gegeben habe; er antwortete kurz „Nein" und ging eilends davon

Abends telephonierte ein Freund des Begleiters von Hans und meldete, daß Herr Alemany verwundet in der Klinik „La Alianza" liege. Ich fragte nach Hans, und er antwortete, daß er von ihm nichts wüßte, denn der Herr Alemany habe sich, als man auf sie schoß, aus dem Wagen fallen lassen, und Hans sei mit Vollgas weitergefahren. Die ganze Nacht über haben wir mit allen Hospitälern telephoniert, ohne etwas erfahren zu können, und man riet mir, persönlich zu kommen, um die Listen der Verwundeten einzusehen. Am 20. morgens bin ich trotz der gefährlichen Lage in der Stadt aus dem Haus gegangen, um den Bruder meines Schwagers, Herrn Amigo, aufzusuchen, und wir sind dann zusammen ins „Hospital Clinico" gegangen. In der Liste der Verwundeten fand er sich nicht vor. Wir gingen dann zur Leichenhalle, die einen schrecklichen Anblick bot; dort fanden wir einen Toten, der Hans ähnlich sah. Ich untersuchte die Wäsche, aber die Initialen stimmten nicht Wieder waren wir ohne Orientierung, es war eine furchtbare Lage für mich. Am selben Nachmittag rief mich ein Herr namens Mayer an, der in der Avenida Gaudi wohnt und zufällig erfahren hatte, daß in der Nähe seiner Wohnung ein Deutscher erschossen worden sei. Gegenüber seinem Hause stünde der Wagen von Hans, von einer Maschinengewehrgarbe völlig durchlöchert. Dieser Herr kümmerte sich sofort um die Sache, ging zum Hospital San Pablo und fand Hans dort tot vor. Obgleich er ihn persönlich nicht kannte, gab er mir alle Einzelheiten seiner Kleidung an. Ich ging sofort hin, um mich zu überzeugen, ob es Hans sei, aber als ich ankam, sagte man mir, daß man den Toten bereits zum Friedhof geschafft habe, was mir in der kurzen Zeit fast unmöglich zu sein schien. Eine Nonne überreichte mir aber die Brieftasche, die Uhr, den Ring und alles, was er in der Tasche getragen hatte. Es war schrecklich! Ich ging dann mit Herrn Mayer und Herrn Amigo zum Friedhof, und wir öffneten dort Hunderte von Särgen, bis wir endlich die Leiche von Hans fanden. Wir betteten ihn in einen besseren Sarg, mit einem Kreuz darauf, und ließen ihn in einer Einzelgruft beisetzen. Es war mein größter Wunsch, ihm ein Begräbnis zu verschaffen, wie er es verdiente; die meisten Leichen wurden nämlich verbrannt, ohne daß die Angehörigen sie noch einmal sehen konnten. Das Begräbnis fand am 23. morgens statt, und am gleichen Vormittag telephonierte man mir, daß in unserem Geschäft das Schaufenster eingeschlagen sei und daß man alle Feldstecher, Prismengläser, Sonnenbrillen usw. mitgenommen habe zum Zug gegen die Aufständischen von Saragossa Wir riefen sofort das deutsche Konsulat an, damit eine Wache aufgestellt würde, um zu schützen, was noch übriggeblieben war. Als ich ins Geschäft kam und alles zertrümmert war, war es für mich ein großes Unglück. Ich hatte Hans verloren, der das Liebste war, was ich hatte, und nun war noch das Geschäft beraubt und zertrümmert und der Wagen ebenfalls verloren

Ich weiß nicht, wie ich über das alles hinwegkommen soll. Meine lieben Eltern, Schwestern und Schwäger, leider muß ich Euch diese Trauernachricht senden Ich begleite Euch mit meinem Schmerz in dem Eurigen ..."

„Deutsche" Berater

Während Leben und Gut der deutschen Kolonie in Barcelona von Tag zu Tag in größere Gefahr geraten und verlorengehen und immer neue Schreckens- und Trauernachrichten von einem deutschen Hause zum anderen getragen werden, machen sich Emigranten — einstige Deutsche, Kommunisten und Juden — an die sogenannte Volksfrontregierung heran, die, wenn sie den roten Terror vielleicht auch offiziell nicht billigt, so doch nichts tun kann, ihn zu verhindern. Der Ratgeber des Polizeipräsidenten von Barcelona, berichtet uns ein Spanien-Deutscher, dessen Namen wir nicht nennen können, weil er Barcelona noch nicht verlassen hat, ist neuerdings der aus der Inflationszeit in Deutschland bekannte Jude Frank Arnau, der Verfasser des berüchtigten Buches „Die braune Pest".

Wir möchten hier einfügen, daß Frank Arnau sich bis zu der nationalen Umwälzung in Deutschland frei bewegen konnte, obwohl er nicht nur als Kommunist und literarischer Plagiator bekannt war, sondern sich auch Scheckfälschungen zuschulden hatte kommen lassen, für die er heute noch von der deutschen Polizei steckbrieflich verfolgt wird. Anfang 1933 verschwand Arnau aus Deutschland und begab sich nach Mallorca, damals das Ziel vieler jüdisch-kommunistischer Emigranten. Wir geben unserm Gewährsmann wieder das Wort:

„Auch andere Kommunisten, die einst in Deutschland das große Wort führten und ungehindert durch die damalige deutsche Obrigkeit zu Terror und Mord hetzen durften, haben in Barcelona ein neues Betätigungsfeld gefunden. In einer der letzten Nummern der „Tierra y Libertad" wurde ein Brief des deutschen Kommunisten Brandler veröffentlicht, in welchem dieser seine spanischen Genossen aufforderte, alle „Faschisten" totzuschlagen. In demselben Artikel teilt Brandler mit, daß er den deutschen Emigranten Ewald König mit allen Vollmachten nach Barcelona geschickt habe, und daß er bitte, diesen Bevollmächtigten bei seinen Bestrebungen, das spanische Proletariat zu einigen, bestens zu unterstützen"



Es lebe die Anarchie!
Frauen zwischen den Angehörigen der roten Soldateska auf einem selbstgefertigten Tank in den Straßen von Madrid.
Phot. Hoffmann.

Die Folgen dieser proletarischen „Einigung“ durch den Brandredner und Terrorkommunisten Brandler haben die Deutschen in Barcelona schwer zu spüren bekommen!

Sogar eine „deutsche“ antifaschistische Miliz hat sich in Barcelona gebildet. Sie hat ihren Sitz, wie unser Gewährsmann schreibt, in dem eleganten „Hotel Colon“ und gibt in deutscher Sprache verschiedene Informationsblätter heraus. „Ein sehr erheblicher Teil dieser ‚Informationen‘ besteht aus Angriffen gegen die in Barcelona ansässigen Deutschen. Adressen von deutschen ‚Nazis‘ werden angegeben, wobei die Herausgeber der Informationsblätter ihre Verwunderung zum Ausdruck bringen, daß diese ‚faschistischen deutschen Schweine‘ noch immer in Barcelona herumlaufen.“

Unter diesen Umständen wird man sich nicht wundern können, daß von den Ausländern Barcelonas gerade die Deutschen am meisten zu leiden haben. Ein widerwärtiges Bild: Angebliche Deutsche als Spitzel der spanischen Terroristen gegen friedliche Deutsche, von denen nicht ein einziger sich in die spanische Politik eingemischt hat.

„Es liegt ganz im Rahmen der ‚Kämpfer für Kultur und Zivilisation‘“, schreibt unser Gewährsmann weiter, „daß die deutschen Juden, die mit ihrem weiblichen Anhang die deutschen Schulen in Barcelona gestürmt haben sich in der Wohnung des Direktors tagelang schlimmer benommen haben, als es je in einem Bordell erlaubt werden würde. Wiederholt ist festgestellt worden, daß neben deutschen sich auch Juden anderer Länder an den in Barcelona verübten Greueltaten beteiligt haben. Man hört sowohl bei den kleinen Lokal- wie bei den Bezirkssowjets alle Sprachen, am wenigsten aber das landesübliche Katalanisch . . .“

Dantesches Inferno

Ein Engländer, dessen Namen wir verschweigen müssen, weil er sich immer noch im roten Spanien aufhält, hatte das Unglück, auf seiner Ferienreise mitten in den spanischen Bürgerkrieg zu geraten und Augenzeuge des roten Terrors zu werden. Er hatte offene Augen und offene Ohren, und weil die englische Flagge auf dem Aufschlag und am Scheinwerfer seines Wagens ihn vor den ärgsten Belästigungen schützte, erfuhr er mehr als mancher andere. Da sich jeder Engländer mit seinem Leib- und Magenblatt in der Heimat mehr oder weniger verwachsen fühlt, hatte auch unser Gewährsmann den dringenden Wunsch, seiner Zeitung, den „Times“, von seinen Erlebnissen in der roten Hölle zu erzählen.

Es war aber außerordentlich schwer, den Bericht aus Madrid herauszuschmuggeln. Der Union Jack bewahrte den Briten zwar vor der Gefahr, bei irgendwelchen Ausflügen festgenommen und ins Gefängnis gesetzt zu werden, aber bei jeder Fahrt, die auch nur bis an die Stadtgrenze ging, mußte jeden hundertsten Meter ein „centro“ passiert werden, eine Art kleine Festung am Straßenrand, deren „Wälle“ meist aus ausgehobenen Pflastersteinen bestehen. Zwei, drei Milizen halten, Gewehr im Arm, Revolver am Gürtel oder gar in der Faust, Wache und machen sich wenig daraus, selbst ein mit dem Union Jack geziertes Auto anzuhalten und zu durchsuchen. Immerhin war es nicht schwer, die Zentrenkette zu passieren, denn die Durchsuchung des Wagens und des Insassen war nicht allzu sorgfältig. Schwieriger war es schon außerhalb der Stadt, aber der Engländer kam mit seinem Bericht unangefochten durch bis Barcelona. Er hatte seinen Brief im Scheinwerfer versteckt, zwischen Hohlspiegel und Hülse, wo ihn keine Patrouille und kein Posten vermutete.

Sein Brief ist einer der wenigen unzensierten Berichte, die in der letzten Zeit, von den Flüchtlingsschilderungen abgesehen, über die Grenze gekommen sind. Wir geben ihn hier im Wortlaut wieder:

„Die Beweise mehren sich, daß die Gier nach Gewalttaten sich mit ungeheurer Geschwindigkeit über ganz Spanien ausbreitet. Von überall her und namentlich aus den Kampfgebieten kommen Schilderungen von blutigen und erbarmungslosen Taten.

Gäbe es auf der Halbinsel nicht noch Bezirke, in denen wenigstens verhältnismäßiger Friede herrscht, so wäre Spanien ein Dantesches Inferno, in welchem der Mensch dem Menschen mit Mordlust nachstellt. Der Bruderkampf, der erste Fluch der Welt seit Kain und Abel, hat die Städte ergriffen. Viele Einzelheiten dieses Terrors müssen späteren Geschichtsschreibern überlassen werden. Sie allein werden uns ein vollkommenes Bild dieser Zeit zeichnen können. Uns fehlt vielleicht noch die Perspektive, aber dafür sehen wir die Einzelheiten grauenhaft nah.

Über die Erschießungen wird kein Geheimnis gemacht. Die ersten Opfer in Madrid fielen in Casa de Campo, einer Arbeiterfeste. Dann stellte man auf den Straßen und Gassen Wachen aus, und der Pradera de San Isidro, wo Goya seine Modelle suchte, wurde die Stätte der Hinrichtungen. Später wählte man die Mauern des Friedhofs. Jeden Morgen kann sich die Bevölkerung die Leichen anschauen, bevor man sie entfernt, und es kommen viele Menschen, denn die allgemeine Neugier scheint bei allem Grauen unersättlich zu sein. Draußen, in der Umgebung von Madrid, sind viele Opfer in den kleinen Gartenvorstädten gefallen, die in den letzten Jahren wie die Pilze aufgeschossen sind. Heute sind diese Vororte alle verlassen. Sie stehen in einem zu schlechten Ruf.

Vor ein paar Tagen wurde eine Wagenladung von Gefangenen aus Andalusien angekündigt. Sie stammten meist aus Jaén, von wo uns schon wilde Exzesse berichtet worden waren. Der Zug wurde von Milizsoldaten in Vallcas, einem Arbeiterort mit 60 000 Einwohnern im Süden Madrids, angehalten. 200 Gefangene wurden kurzerhand niedergeschossen, unter ihnen der Bischof von Jaén und etliche Frauen.

Das Revolutionstribunal von Madrid tagt im Klub der schönen Künste, einem der größten Gebäude der Stadt, mit einem schönen Schwimmbad und riesigen Räumen im Erdgeschoß. Heute ist der Klub eine Stätte des Grauens, in der sich die ungeheuerlichsten Dinge vollziehen. Vor ein paar Tagen wurde ein Madrider Kaufmann eingeliefert. Er war weit und breit bekannt als Doppelgänger des Señor Cambó, eines katalanischen Regionalisten, der als bedeutender Faschist gilt. Der Kaufmann wurde angeklagt, Señor Cambó zu sein. Vor dem Revolutionstribunal gelang es ihm unschwer zu beweisen, wer er in Wirklichkeit war.

Als man ihn freigab, rief ein Gardist, der von der ganzen Verhandlung offenbar nur verstanden hatte, daß man einen Gefangenen laufen ließ:

„Was heißt hier Gnade?“

Er legte seinen Revolver auf den Kaufmann an und schoß. Im letzten Augenblick hatte ihm noch jemand den Arm weggerissen, und der Schuß ging fehl. Der vermeintliche Señor Cambó verschwand und begab sich wahrscheinlich zu einem Friseur, um sich seinen Bart abnehmen zu lassen, der die Hauptschuld an seiner Ähnlichkeit mit Cambó hatte.

Die Gewerkschaftsleiter verurteilen das Banditentum, das sich in Madrid breitmacht. „Pena de muerta al ladrón“ (Tod den Banditen) ist eine alte spanische Parole. Durutti, syndikalistischer Führer einer Militärabteilung, die kürzlich gegen Saragossa gesandt wurde, versuchte mit Gewalt das Banditentum zu unterdrücken. Ohne Erfolg! Der Mann mit einem Revolver in der Hand gerät allzu leicht in Versuchung, ‚die Reichen‘ zu erpressen oder als ‚Geiseln‘ festzunehmen.

Folgende Geschichte wird von der Ostküste berichtet. In einem Dorf erschienen mehrere Leute aus einer Nachbarstadt. Man konnte zwar verhindern, daß sie die Kirchen verbrannten, aber nicht, daß sie die drei Priester des Ortes mit sich nahmen. Später schickten sie drei ‚Parlamentäre‘ zu der Mutter eines der drei Priester und erboten sich, den Gefangenen laufen zu lassen, wenn die alte Frau 20 000 Peseten, rund 6000 Mark, zahlen würde. Die greise Dame besaß aber nur 10 000 Peseten und appellierte daher an die Dörfler, die ihr auch zu Hilfe kamen, allerdings nicht mit Geld. Sie nahmen vielmehr die Emissäre gefangen und schickten einen von ihnen zu den Banditen mit einem Angebot von 5000 Peseten für alle drei Priester. Prompt schickte man die Priester auch zurück.

Der Zorn der Bauern war inzwischen aber erheblich gewachsen. Sie kümmerten sich zwar nicht viel um die Priester, aber die Erpressung hatte ihre Wut so gesteigert, daß sie die ‚Parlamentäre‘ verprügelten, statt ihnen 5000 Peseten zu zahlen. Selbstverständlich befürchtet das Dorf jetzt die Rache der roten Banditen. Die Einwohner haben sich bewaffnet und sind Tag und Nacht auf der Hut.

„Kommen Sie sofort!“

Auf furchtbare Weise werden unschuldige Opfer in den Tod gelockt. Namen und Daten können aus naheliegenden Gründen hier nicht angeführt werden. Meist vollzieht sich die Untat so, daß das ausersehene Opfer von einer Frau angerufen wird: ‚Kommen Sie sofort, es handelt sich um Leben und Tod!‘ In der Tat handelt es sich immer darum! Bestenfalls findet man einige Tage später die Leichen der Angerufenen.

Das Tajo-Tal! Blaue Berge, silberne Diademe von leuchtendem Schnee, auf die man durch riesige blühende Obstgärten Ausblick hat. Die Luft ist klar, goldene Sonne liegt über dem Land. In einer alten Straße drängt sich eine verängstigte Gruppe die Stufen eines großen steinernen Tores hinan. Bewaffnete Bauern sind gekommen, um einen Gutsbesitzer von seiner jungen englischen Frau wegzuholen. Zweimal in einer Woche ist schon das gleiche passiert, aber jedesmal ist er zurückgekehrt. Diesmal hat man ihm gesagt:

„Wir sollen Sie ins Rathaus bringen, wo man Ihre Papiere nachprüfen will.“

Der Gutsbesitzer steigt in das Auto, das von Gewehren starrt. Der Wagen setzt sich in Bewegung, und die Frau des Gutsbesitzers, die im Torweg steht und angstvoll dem Wagen nachschaut, hört den Aufschrei:

„Aber das ist doch nicht der Weg zum Rathaus!“

Eine Stimme ruft zurück:

„Wir fahren nur um den Park herum!“

Die Frau versteht und bricht zusammen. Ein paar Minuten später wird der Gesang der Nachtigall durch eine scharfe Salve unterbrochen.

Die spanische Regierung hat formell die Rechtsprechung in Madrid und allen anderen Gemeinden noch in der Hand. Aber leider ist nicht daran zu zweifeln, daß die Polizeiaufsicht heute kaum noch eine Illusion ist. Man hat strenge Befehle erlassen, die Häuser unter keinen Umständen ohne Polizeibegleitung zu verlassen. Man hat allgemein erlaubt, sich mit der Waffe jedem gewaltsamen Eindringen in die Häuser zu widersetzen, man hat dies getan, das verboten, jenes erlaubt, und es ist ganz klar, daß die Regierung genau weiß, was für Zustände im Lande herrschen. Aber sie hat die Masse bewaffnet und wird die Geister nicht mehr los, die sie rief.“

Die Rolle der Freimaurer

Unter denjenigen, die „die Geister riefen“, spielen die spanischen Freimaurer keine kleine Rolle. Es ist bezeichnend, daß am Tage nach dem Regierungsantritt der Volksfront alle Buchhändler unter Androhung schwerer Strafe gezwungen wurden, aus ihren Auslagen Bücher gegen die Freimaurerei zu entfernen. Ein Spanien-Deutscher, der das spanische Freimaurertum genau kennt und der aus bestimmten Gründen seinen Namen vorläufig unter dem Pseudonym „Un Observator“ — ein Beobachter — verbirgt, führt die heutige Macht der einst ziemlich bedeutungslosen spanischen Freimaurerei auf den Weltkrieg zurück. Damals bildeten sich, berichtet er uns, zwei Parteien, die „Germanófilos“ (Deutschfreunde) und die „Francófilos“ (Franzosenfreunde), neben denen im Lauf des Krieges eine dritte Gruppe entstand, die „Antigermanófilos“ (Deutschenfeinde). Es ist sonderbar, daß man zu dieser Gruppe eine ganze Reihe von Intellektuellen zählen muß, Schriftsteller, Gelehrte, Maler, Ärzte usw., von denen ein großer Teil in Deutschland studiert hat. Diese Intellektuellen waren vor dem Kriege durchaus deutschfreundlich gewesen. Selbstverständlich suchte man damals, besonders nachdem die spanischen Literaten deutschfeindliche Artikel veröffentlichten, nach der Ursache der plötzlichen Umstellung. Der Quell der Deutschfeindlichkeit war auch sehr bald gefunden, es war der „Ateneo“, ein sehr bekannter spanischer Klub von Literaten, der gänzlich im Fahrwasser der Freimaurerei segelte. Schon damals erhielten die spanischen Logen ihre Richtlinien vom „Grand Orient“ in Paris.

Der erste Ministerpräsident der spanischen Republik und der heutige spanische Staatspräsident Manuel Azana war lange Präsident des Madrider Ateneo-Klubs und damit selbstverständlich auch Freimaurer.

Freimaurer ist auch Martinez Barrio, der heutige Präsident des in Valencia gebildeten Unterministeriums. Er war mehrfach spanischer Ministerpräsident und ein paar Wochen lang sogar Präsident der spanischen Republik. In der spanischen Freimaurerei bekleidet er den „33. Grad vom Grand Oriente“, den höchst erreichbaren Rang, den diese Loge kennt.

Der jetzige Minister Fernando de Los Rios, ein Jude, ist selbstverständlich auch Freimaurer. Er hatte bereits nach der Ausrufung der Republik den Juden alle Türen und Tore weit geöffnet und die Benutzung von Synagogen wieder zugelassen. Seit jener Zeit sind Tausende von Juden in Spanien eingewandert. Selbst in den kleinsten Städten findet man heute vier, fünf jüdische Geschäfte, die man früher vergeblich gesucht hätte. Die meisten Juden fühlen sich selbstverständlich auch heute noch in Spanien sicher. Sie sitzen nicht nur in den Büros der roten Miliz und der kleineren und größeren Sowjets, sondern auch in der Redaktion des Lügensenders Barcelona, der Tag für Tag aufs neue die Masse aufhetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schlendrian geht zu Ende

ROMAN VON HERMANN PIRICH

2. Fortsetzung

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Münchner Taxichauffeur Franz Schuller, ein netter junger Kerl von unbeschwertem Gemüt, hat sich in die hübsche Kellnerin Betty verguckt und wird auf eine üble Verleumdung hin, deren Urheber ein recht dunkler Ehrenmann namens Glaser ist, von dem eifersüchtigen Metzger Karl mit einem Maßkrug niedergeschlagen. Dies geschieht just, als Schuller kurz zuvor beschloß, sich um Betty nicht weiter zu bemühen, die sich keineswegs geneigt zeigt, auf seine Späße einzugehen. Zudem lernte er eben eine elegante blonde Dame kennen, die großen Eindruck auf ihn macht, fast allein schon deshalb, weil auch er ihr durchaus nicht gleichgültig zu sein scheint. Was sich hier aber angesponnen hat, erfährt dadurch eine jähe Unterbrechung, daß Schuller, der bei dem Streit mit dem Metzger eine Gehirnerschütterung davontrug, ins Krankenhaus eingeliefert wird. Dort schließt er mit seinem Stubengenossen Bernhard, einem fünfzehnjährigen Hitlerjungen, dicke Freundschaft, die sich vornehmlich in lustigen Neckereien äußert. Betty, die inzwischen ihre Stellung wechselte und nun im Benediktinerbräu beschäftigt ist, findet in dem Kunstmaler Pichesina, einem komischen Kauz, einen väterlich um sie besorgten, treuen Freund, der zum Unterschied von all den andern, wie sie annimmt, sich nichts weiter von ihr erhofft. Wohl verhält es sich in der Hauptsache so, nur beruht Pichesinas Zuneigung nicht bloß auf reiner Sympathie, die von keinerlei Wünschen und keinerlei heimlicher Sehnsucht getrübt ist. Er hat sich vielmehr bis über beide Ohren in die hübsche Kassiererin verliebt und wacht eifersüchtig darüber, daß ihr niemand zu nahe tritt. Dies hat aber offenbar einer seiner Stammtischgenossen, der Architekt Lerchner nämlich, im Sinne, und so entsteht zwischen ihm und dem Kunstmaler bald eine recht ungemütliche Stimmung. Schuller ist mittlerweile aus dem Krankenhaus entlassen worden und hat sich auf „Intervention" der Schwester des Metzgers mit diesem versöhnt. Auch die blonde Dame trifft er wieder; diese Begegnung jedoch ist eine Enttäuschung, und Schullers Groll darüber kehrt sich nun ganz Glaser zu. Allein Glaser ist währenddessen spurlos verschwunden. Bernhard, der Hitlerjunge, aber macht sich erbötig, den Kerl aufzuspüren.

5.

Schuller hatte geträumt, der Geldbriefträger sei zu ihm gekommen, und darüber war er aufgewacht. „So ein Schmarrn", brummte er und drehte sich verschlafen auf die andere Seite. Da aber pumperte es wieder laut an die Tür.

„Ja zum Kuckuck!" fuhr Schuller auf und guckte blinzelnd auf seinen Wecker. „Was will denn die", knurrte er, „jetzt um die Zeit."

„Hej!" schrie er unmutig. „Was is denn?"

„Herr Schuller", rief seine Wirtin, „der Briefträger is da, der Geldbriefträger!"

Also träume ich doch, meinte Schuller still für sich und dachte gähnend daran, wie Träume manchmal lebhaft sein können. Dann ließ er schlaftrunken den Kopf wieder auf die Kissen zurücksinken, um jedoch gleich darauf erneut von einem Pumpern an die Tür jäh geweckt zu werden. Diesmal meldete sich eine Männerstimme, und die sagte im Brummbaß: „Hallo, Sie, Herr, Geld wär' da!"

„So a Viecherei!" grunzte nun Schuller und kroch ächzend und stöhnend und gähnend aus dem Bett.

Wieder pumperte es, und jetzt lärmte man sogar mit der Türklinke.

„Himmelherrgottsakramentsixteifleini!" fluchte Schuller. „Ich komm' schon." Er öffnete — im höchsten Grade verstimmt — die Tür.

*

Als der Briefträger längst wieder gegangen war, betrachtete Schuller noch immer stumpfsinnig das große versiegelte Kuvert. Das war zweifellos ein Geldbrief, und der lautete auf tausend Mark. Furchtbar komisch, und die Adresse stimmte auch, und der Name ebenfalls, so a Viecherei, und Schuller schüttelte den Kopf. Gibt's jetzt das, so was?

Er setzte sich auf's Bett, den ungeöffneten Geldbrief in der Hand, und starrte zum Fenster hinaus und hinüber auf das flache rote Blechdach des Rückgebäudes, wo die dicke, geschäftige Frau des Klempnermeisters vom Parterre an Stricken, die von einem Kamin zum andern gespannt waren, Wäsche aufhängte.

Aus dem Hof tief unten hörte man Kindergeschrei, vermischt mit dem grellen, durchdringenden Lärm, der in der Spenglerwerkstatt durch fleißiges Hämmern auf einen blechernen Gegenstand hervorgerufen wurde.

„Hej, Frau Salner!" schrie Schuller plötzlich. „Wie geht's?!"

„Dankschön, Herr Schuller", rief die Frau zurück, ohne von ihrer Arbeit wegzusehen. „Gut! Und Ihnen?"

Schuller besann sich zwei Sekunden, dann schrie er: „Auch gut!" Und nun riß er den Brief auf.

Er holte zehn Hundert-Mark-Scheine hervor und einen Bogen Papier, in den sie eingeschlagen waren. Und auf dem Bogen stand mit Schreibmaschine etwas geschrieben; es war an Schuller gerichtet, aber es fehlte jede Unterschrift.

Sehr geehrter Herr Schuller, stand da zu lesen, mir läßt es keine Ruhe, bevor ich nicht das bittere Unrecht, das ich vor vielen, vielen Jahren an Ihrem Vater begangen habe, wieder gut mache. Erlassen Sie es mir, Ihnen näher zu erklären, was ich damals getan habe. Es genüge Ihnen, daß Ihr Vater durch mich seinerzeit um einen namhaften Betrag geschädigt wurde. Leider war es mir nicht möglich, ihm das Geld zurückzuerstatten, so lange er noch lebte, also will ich an Sie, seinen rechtmäßigen Erben, meine Schuld abtragen.

„Anständiger Kerl", brummelte Schuller, „da kann man nichts sagen. Aber natürlich ein Krampf. Das Ganze ist ein Krampf, versteht sich. Da hat sich einer einen dummen Witz mit mir erlaubt. Wär' aber übrigens ein recht teurer Spaß, dieser Witz. Denn der gute Mann täuscht sich, wenn er glaubt, daß er das Geld zurückkriegt. Uj! Der täuscht sich grausam! — So a Viecherei. Tausend Mark."

Schuller fuhr noch lang in diesem Selbstgespräch fort; er konnte sich nicht fassen, und der ganze „Salat", wie er sagte, kam ihm recht unwahrscheinlich vor. Ausgeschlossen wäre es ja nicht gerade, daß sein Vater von irgendeinem einmal richtig geprellt oder übers Ohr gehauen worden ist, oder was halt sonst da los war, denn sein Vater war ja das kaufmännisch Unbegabteste, das man sich vorstellen kann. Und tausend Mark? Der Vater hatte zwar nur „a kloane Reib'n gehabt, einen kleinen Betrieb, aber schließlich und endlich sind tausend Mark wohl ganz ein schönes Stück Geld, wenn man's in der Tasche hat, doch kein Vermögen, was Schuller im übrigen ziemlich bald unter erdrückenden Beweis stellen sollte.

Schließlich fiel ihm ein, daß — wegen Schmerzengeld und so — vielleicht der Metzger, der Karl, so blöd gewesen war, nur würde ihn das wundern, denn der ist sonst gar nicht so —, blöd schon, aber so was nicht. Jedenfalls, beschloß er, wolle er einmal drüben nachschauen. Und er ging hin zum Metzger.

„Du, Karl", sagte er dort im Laden, und die Nani war auch drin, „i hab' heut' einen Hauf'n Geld 'kriegt."

„Was?" fragte der Metzger und ließ den Unterkiefer hängen, so daß man die Zunge sah.

„Einen Hauf'n Geld hab' i 'kriegt", wiederholte Schuller sehr deutlich.

„Wieso?"

„Depp."

Der Metzger machte den Mund wieder zu.

„Tausend Mark hab' ich g'kriegt, und ich weiß net von wem."

„Tausend Mark?" Dem Metzger fiel das Gesicht wiederum auseinander, so verblüfft war er.

Rindvieh, dachte sich Schuller, winkte ab und ging.

Und nach einer guten Weile sagte drin im Laden der Metzger, der sich nicht erholen konnte, zu seiner Schwester, als hätte die es selber nicht gehört: „Du — tausend Mark hat er 'kriegt . . ."

*

Was sollte Schuller Franzl sich lange den Kopf darüber zerbrechen? Die tausend Mark befanden sich in seiner Tasche, rechtmäßig erworben mittels Unterschrift im Büchel des Geldbriefträgers. Das wäre die Hauptsache, sagte sich Schuller, und sein nächster Weg führte ihn zum ersten Schneider am Ort, wo er sich zwei Anzüge bauen ließ. „Aber eins a, verstanden!" sagte er. Und dann kaufte er sich ein paar Hemden, ein halbes Dutzend Krawatten, einen „schneidigen" Hut, Marke „Federleicht", Schuhe, Socken und schließlich Schweinslederhandschuhe. Und auf diese Schweinslederhandschuhe war er ganz besonders stolz, so stolz, daß er sie gleich anzog.

Nach einigen Tagen bekam er die Anzüge geliefert, und nun hatte er noch rund vierhundert Mark in der Tasche, aber dafür sah er aus, als hätte er noch viertausend Mark in der Tasche. Hihi, dachte er und freute sich. Nun fehlten nur noch zwei Tage Urlaub. Also ging er zu seinem Brotherrn.

Der fiel fast vom Stuhl, als er ihn sah. Und darüber war Schuller tief befriedigt. „Du, Vater Wirsching", sagte er, denn der Vater Wirsching, sein Brotherr, war selbst einmal Taxichauffeur gewesen, hatte dann gut geheiratet und sich mit den Ersparnissen schließlich zwei Autos gekauft. „Du, Vater Wirsching", sagte also Schuller zu ihm, „acht Tag Urlaub brauchat i".

„Was mägst?" fragte der Vater Wirsching mit seiner heiseren Stimme und drohte zu platzen; aber diese Gefahr bestand bei ihm unausgesetzt, denn er war mehr als dick, er war geradezu aufgedunsen.

„Fünf Tag Urlaub möcht' i", sagte Schuller.

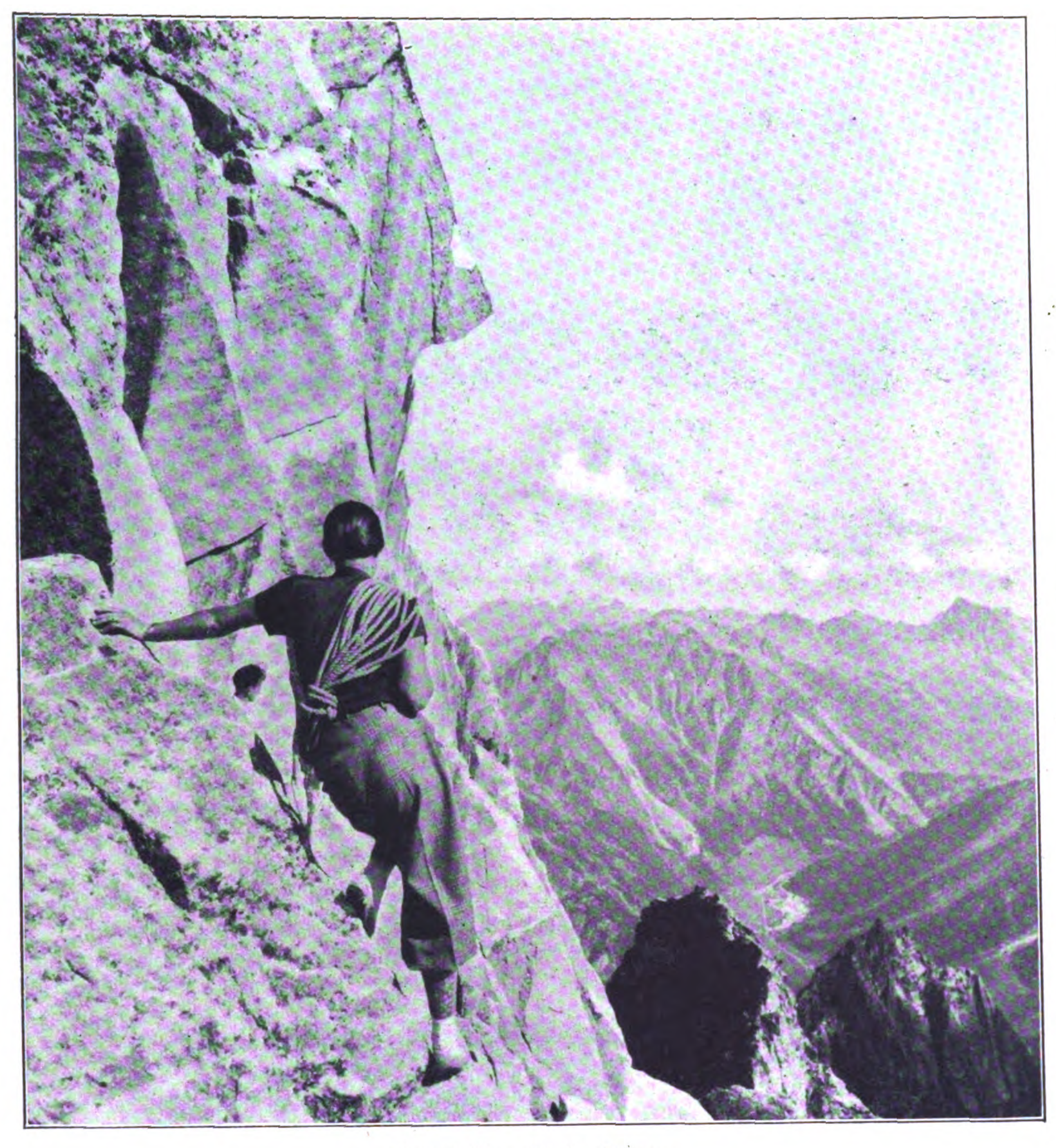
„Was hast g'sagt?"

„Also gib mir drei Tag Urlaub!"

„Wie schaust denn du aus?"

„Fesch, gel?"

Der Vater Wirsching glotzte ihn erst noch eine Zeitlang an und schüttelte hierauf ungläubig den Kopf.



Frauen üben sich im Klettern
Ein Blick vom „Hallo“ in das obere Bergellertal.

Aufnahme: Meerkämper-Mauritius

„Na ja“, meinte Schuller, „da verstehst nix davon Also bleibt's bei fünf Tag Urlaub.“

Der Vater Wirsching nahm die Mütze ab und kratzte sich den Schädel. „Wie du ausschaust“, sagte er dann immer noch verwundert, und auf einmal begann er zu lachen; wie heisere Menschen lachen, rauh und fast tonlos. Erst kam das Lachen nur stoßweise, doch bald schüttelte es ihn, und es sah aus wie in einem stummen Film, weil man von diesem Heiterkeitsausbruch beinahe gar nichts hörte, so heiser war der Vater Wirsching.

Schließlich einigte man sich auf zwei Tage Urlaub, und für diese Zeit wurde der Vater Wirsching wieder aktiver Taxichauffeur; denn in keinem Beruf gibt es bessere Kameraden als bei den Taxichauffeuren, ganz gleich, ob sie auch schon „Unternehmer“ sind wie eben der Vater Wirsching

*

Die Betty hatte heute ihren freien Tag, und so machte sie sich schön und ging zum Elisabeth-Platz, weil dort ein großes, pavillonähnliches Milchhäuschen steht mit einem schönen Garten vorn —, nur deshalb, aus rein gar keinem anderen Grunde natürlich In diesem Garten ließ sie sich nieder und bestellte eine Portion Schlagrahm.

Über dem Eingang des gegenüberliegenden Kinos wurde soeben ein neues Reklameschild angebracht. Da stand in Riesenlettern „Ich hab' dich lieb, du . . .“ Links vom „Ich“ befand sich das Brustbild einer Dame, die mit schmachtendem Blick über die Buchstaben hinweg zu einem Herrn hinüberblickte, der, in schneidiger Operettenuniform, rechts vom „du“ mit den drei Punkten seinen Platz einnahm.

Auf dem Kinderspielplatz hinter dem Milchhäuschen wurde mit einem halb zerfetzten Stoffball zwischen „SC. München-Belgradstraße“ und „Spielvereinigung München-Kurfürstenplatz“ gerade ein erbitterter Länderwettkampf ausgetragen, und das war mit einem Heidenlärm verbunden, doch sonst ging es fair zu, obwohl der „SC. München-Belgradstraße“ bereits neun zu eins führte. Die Zuschauer bildeten zwei Taxichauffeure, die auf einer Bank saßen und gemütvoll rauchten und in besonders schwierigen und zweifelhaften Fällen von den beiden „Sportklubs“ als Schiedsrichter herangezogen wurden.

Aus dem kleinen Wirtshaus, in welchem Betty kurze Zeit Kassiererin gewesen war, trat der alte Sarnthaler heraus. Er hatte wie immer Pantoffel an den Füßen, die weiße Schürze um und im Mund eine lange Zigarrenspitze, in der eine dicke Zigarre steckte. Er wechselte mit der alten Zeitungsfrau, die dort auf einem Schemel saß, ein paar Worte, hielt nach dem Wetter Ausschau und verschwand wieder in seinem Lokal

Der Fernsprecher des Droschkenwarteplatzes schrillte, und der erste in der Autokolonne, der kleine Limanski, unterbrach sein Gespräch mit dem alten Kegelmaier. Er öffnete das grüne Kästchen, holte den Hörer heraus und nannte seine Wagennummer. „Wohin?“ fragte er dann stirnrunzelnd und hielt das andere Ohr zu, weil gerade eine Straßenbahn vorbeifuhr. „Was? Wen?“ Er zog die Oberlippe hoch und lauschte noch angestrengter. „Ah, den Schuller?“ Seine Gesichtszüge entspannten sich, und er grinste breit. „Ja“, sagte er, „der is net da.“ Und da er offenbar nicht verstanden wurde, wiederholte er deutlicher und hochdeutsch: „Er ist nicht da — hier — nein — der Schuller — ja — nein.“

Die Betty, die gerade einen Löffel Schlagrahm in den Mund führte, vergaß für einige Sekunden, ihn wieder herauszunehmen Danach schluckte sie schwer, als wäre es ein zähes Stück Fleisch und nicht Schlagrahm, und sah starr auf den Kies zu ihren Füßen In dieser Stellung, den abgeschleckten Löffel wie ein Zepter in der Hand, verharrte sie eine gute Weile, ohne sich im geringsten zu bewegen Endlich blickte sie auf und schaute zu dem grünen Telephonkästchen hinüber, wo sich nun Limanski und der alte Kegelmaier sehr aufgeräumt miteinander unterhielten

Da kam über den Platz her ein sehr elegant gekleideter Herr, den Betty bestimmt für den Schuller Franzl gehalten hätte, wenn er eben nicht so elegant gekleidet gewesen wäre, mit einem flotten grünen Hut und hellen Schweinslederhandschuhen, ganz zu schweigen von den messerscharfen Bügelfalten und der bauschigen weinroten Seidenkrawatte

Als aber der überaus elegante Herr beim alten Kegelmaier und dem kleinen Taxichauffeur stehenblieb und sagte: „'s Gott, Mannder, alle mitanander!“, da wußten nicht nur die beiden, sondern auch Betty, wer der feine Herr war.

Der alte Kegelmaier bewahrte zwar Haltung und schmunzelte nur, Limanski hingegen sperrte in höchster Verblüffung Mund und Augen auf und sagte: „Was is denn dir passiert?“

„Eine Erbschaft, junger Mann“, sagte Schuller trokken und winkte wie eine Majestät jovial mit der Hand

„Du“, sagte Limanski, nachdem er sich von seinem Staunen erholt und seinen Kameraden von hinten und vorn begutachtet hatte, ungefähr so, wie eine lorgnonbewaffnete Dame sich in einem Modesalon ein Mannequin beguckt. „Du“, sagte er also, „da hat jemand angerufen und nach dir verlangt.“

„So?“ entgegnete Schuller, anscheinend nicht sonderlich interessiert „Wer war's denn?“

Limanski zog die Schultern hoch. „Keine Ahnung“, sagte er. „Eine Weiberstimm' war's halt.“

„Scharmant, scharmant“, erwiderte Schuller, der seine Gedanken offenbar ganz woanders hatte, und legte die schweinslederbehandschuhte Rechte in gespielter Herablassung auf Limanskis Schulter „Scharmant, junger Freund —, wie ist Ihr Name? Ah, ich weiß schon, Limanski, natürlich, Limanski! Also ich danke Ihnen, mein bester Limanski, und sagen Sie der Dame, ich sei beschäftigt, nicht wahr?“ Hierauf winkte er den beiden zum Abschied wohlwollend zu, streckte sein Hinterteil heraus und stelzte so, mit den Armen schlenkernd, weiter. Beim Milchhäuschen angelangt, sauste vom Kinderspielplatz her ihm plötzlich der halbzerfetzte Stoffball vor die Füße, worauf in den steifen und ungelenken eleganten Herrn unversehens gänzlich unvermutete Lebendigkeit fuhr. Er holte mit dem rechten Bein weit aus und stieß mit solcher Heftigkeit gegen den Ball, daß er das Gleichgewicht verlor und beinah der Länge nach hingefallen wäre. Dann betrachtete er kritisch seinen nigelnagelneuen Schuh, der mit dem häßlichen, dreckigen alten Stoffball in Berührung gekommen war, fingerte sein Taschentuch hervor und putzte ihn ab.

Betty beobachtete dies alles mit einem Interesse, als rolle vor ihren Augen ein unerhört spannender Krimialfilm ab. Erst als Schuller um die Ecke verschwunden war und der Löffel, den sie immer noch wie ein Zepter in der Hand gehalten hatte, ihr entfiel und klirrend auf der marmornen Tischplatte ein wenig herumhüpfte, kam sie wieder zu sich

Sie zahlte, stand auf und ging. Doch als sie gerade aus dem kleinen Garten treten wollte, erblickte sie den vorbeiradelnden jungen Metzger und kehrte sofort wieder um. Aber Karl hatte sie bereits entdeckt, sprang von seinem Rad, stellte es an den Rinnstein und eilte auch schon auf sie zu. Er grüßte nicht und sagte nichts, er streckte ihr nur zögernd die Hand hin

„Daß man dich wiedersieht“. brachte er schließlich doch heraus; und als dies gesagt war, ging es schon leichter mit der Konversation, und er fragte sie dies und jenes, wie es ihr gehe, und wo sie jetzt beschäftigt sei.

Die Betty gab ihm gleichgültige Antworten und sah immer weg. Und weil der Metzger nun einzusehen glaubte, daß er vielleicht zu langweilig daherrede, wollte er, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, ein bißchen Tratsch machen. Darum erzählte er in hintergründigem Ton, daß der Schuller auf einmal von irgendwoher Geld gekriegt hätte; und die Worte „auf einmal von irgendwoher“ sagte er mit besonderem Nachdruck.

Ja, meinte die Betty, sie wisse es bereits eine Erbschaft sei's.

Woher sie das wisse, entgegnete der Metzger.

Sie habe es halt, so antwortete sie, in Erfahrung gebracht, nicht wahr?

Erbschaft, sagte er darauf höhnisch. Solche Erbschaften kenne er schon. Aber, setzte er hinzu, er wolle natürlich nichts gesagt haben, nicht wahr?

Das würde auch gut sein, meinte die Betty; und im Metzger arbeitete sich ein immer größer und größer werdender Groll gegen Schuller hoch

Gut oder nicht, sagte er, das wäre ihm wurscht; aber was wahr sei, sei wahr

Ja, was denn wahr sei, forderte Betty ihn auf zu sagen

Was er halt gesagt habe, maulte der Metzger.

Das sei ein Schmarrn, sagte die Betty zornig, und er solle sich schämen.

Er solle sich schämen? erwiderte der Metzger aufgebracht, er? Der andere solle sich lieber schämen!

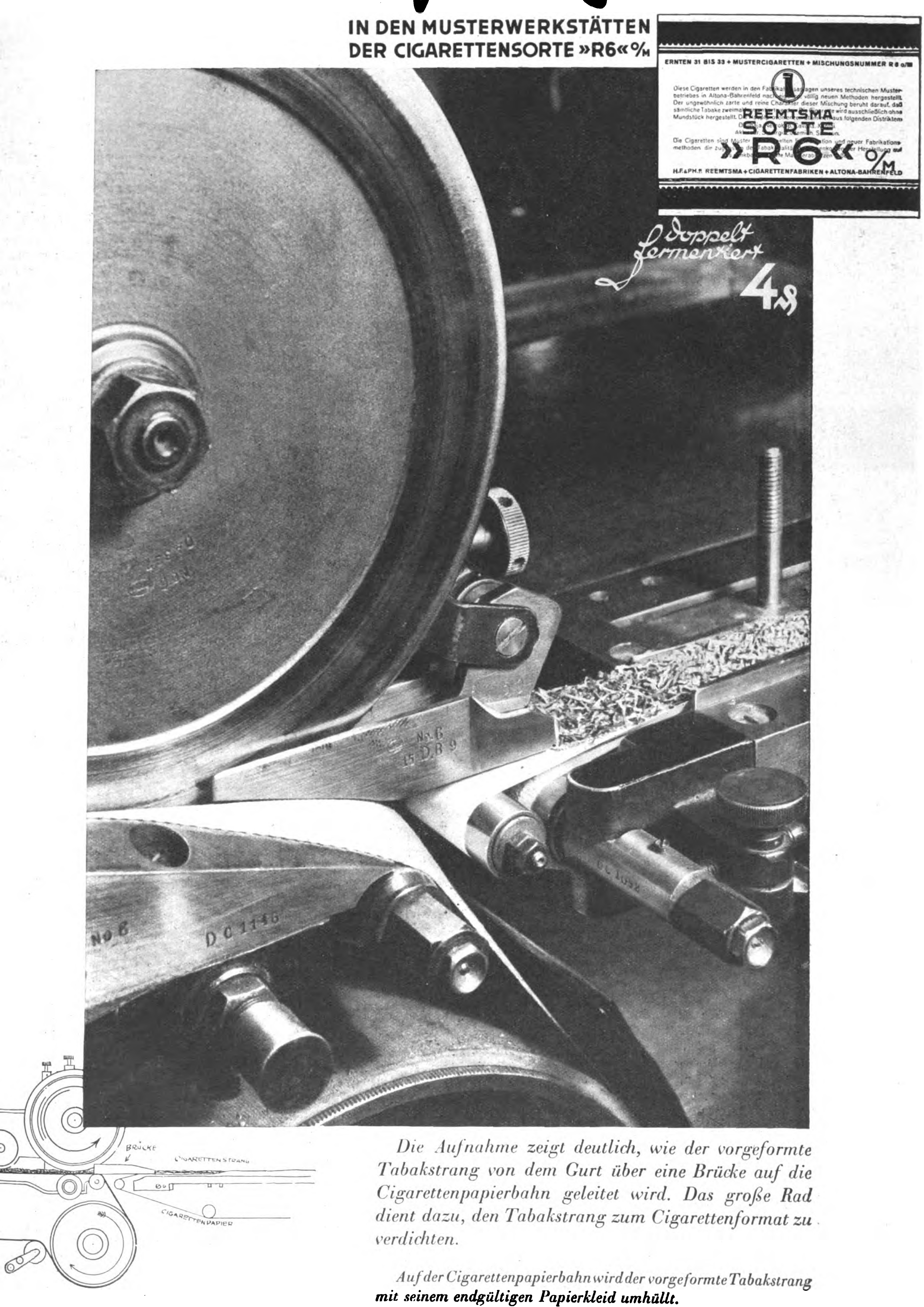
Das sei eine gemeine Ehrabschneiderei, fauchte sie ihn an, und er möge sich hüten.

Er werde sich gar nicht hüten, gab er zurück Und im übrigen, bitte, habe er ja auch nichts gesagt.

Das sehe ihm wieder ähnlich, höhnte die Betty, jetzt wolle er auf einmal nichts gesagt haben.

Ach, sie wußte eigentlich nicht, warum sie sich da

Erfindergeist



Die Aufnahme zeigt deutlich, wie der vorgeformte Tabakstrang von dem Gurt über eine Brücke auf die Cigarettenpapierbahn geleitet wird. Das große Rad dient dazu, den Tabakstrang zum Cigarettenformat zu verdichten.

Auf der Cigarettenpapierbahn wird der vorgeformte Tabakstrang ***mit seinem endgültigen Papierkleid umhüllt.***



Fotostudie aus dem Garten: Bei der Gurkenernte.
Aufnahme. Dr. Paul Wolff.

herumstritt. Das war sonst gar nicht ihre Art. Ach, sie fühlte sich nur so furchtbar unglücklich!

*

Schuller strahlte. Er blieb fast vor jedem Schaufenster stehen, doch nicht etwa, weil ihn das sonderlich interessierte, was da ausgestellt war, sondern nur, um immer wieder seine „frisch renovierte Fassade“, wie er so zu sich sagte, in der spiegelnden Scheibe zu beaugapfeln.

Zufrieden mit sich und der Welt bummelte er durch die Stadt, aß in einem feinen Restaurant zu Mittag und begab sich hierauf in ein vornehmes klubartiges Café, wo er sich mit Lissy verabredet hatte.

Er suchte sich den größten, noch freien Sessel aus und versank in ihm. Eine betagte Dame mit spitzer Nase und steifer Halskrause, einer vorsintflutlichen Frisur und einem durch ein überaus enges Mieder hochgepreßten Busen, sah streng auf ihn herab. Es war aber nur ein uraltes Ölbild, und Schuller feixte der ehrwürdigen Matrone frech ins Gesicht.

Dann beguckte er sich musternd seine Umgebung. Das Lokal gefiel ihm recht gut, vor allem wegen der gemütlichen Sitzgelegenheiten. Die Gäste allerdings sagten ihm weniger zu. Sie machten ihm für seinen Geschmack „zu viel Krampf“, und alle ihre Bewegungen schienen wie per Zeitlupe aufgenommen. Das regte ihn zum Gähnen an. Dafür entschädigte ihn jedoch der Anblick der Kellnerinnen; er fand sie alle sehr nett und ihre Aufmachung kolossal appetitlich, und es juckte ihm die Hand, aber dann dachte er an die Betty, und es juckte nimmer.

Eine Zeitlang verweilten nun seine Gedanken bei ihr, und er malte es sich aus, was für eine Wirkung seine „frisch renovierte Fassade“, seine „neue Karosserie“, wie er es auch nannte, auf sie ausüben würde. Weiß Gott aber, — vielleicht würde sie nicht einmal Augen machen, — ja, schmale Augen vielleicht schon und vielleicht sogar die Lippen schürzen, das wäre ihr durchaus zuzutrauen, denn sie ist ein bißchen arg eingebildet, — hochnäsig, möchte er fast sagen, jedenfalls aber schwierig; eine Schwierige ist sie, das steht fest. Schade, sehr schade, jammerschade sogar; doch schwierige Frauen, nein, das ist nichts für ihn, das ist ihm zu anstrengend. Er liebt das Unkomplizierte, so beiläufig wie die Lissy. Die hatte sich, als er ihr heute morgen seine „neue Karosserie“ vorführte, kaum „derfangen“ können vor Lachen, und so was lag ihm; solche Menschen mochte er sehr. Menschen, die keine zähen Probleme schwitzend hin und her wälzten und kneteten wie der Bäcker seinen Teig, Menschen, die lustig in die Welt hinein zu leben verstanden und viel und gerne lachten, selbst wenn dies auf seine Kosten geschah; nein, dergleichen nahm er nie krumm; er freute sich vielmehr immer herzlich mit und war in gewissem Sinne sogar stolz darauf, die Ursache ausgelassener Fröhlichkeit sein zu können.

Was hatte die Lissy heute gelacht! Derart gelacht hatte sie, daß sie einen Hustenanfall bekam. Und weil der schier gar nicht mehr aufhören wollte, hatte er fast schon einen Schreck gekriegt. Aber als der schreckliche Hustenanfall dann endlich vorbei war, hatte sie sich die Tränen aus den Augen gewischt und wieder gelacht.

Ja, die Lissy, die mochte er. Was die beiden so fest miteinander verband, war zwar keineswegs das, was man gemeinhin unter Liebe versteht; weder war er in sie, noch sie in ihn so was ähnliches etwa wie vernarrt, aber sie konnten sich sehr gut leiden. Und wenn der eine auch schon einmal eigene Wege ging, so fraß den anderen deshalb nicht alsogleich Eifersucht auf. Und bis auf flüchtige Stunden einer unbestimmbaren Sehnsucht, die sich zuweilen unversehens ins Herz eines jeden Menschen schleicht, waren ihre Beziehungen zueinander rein freundschaftlicher Natur.

Nichts war imstande, ihr gutes Einvernehmen auf die Dauer zu trüben. Was allein ihn manchmal in Harnisch brachte und worüber er sich dann fast den ganzen Tag über ärgern konnte, war ihre unverschämte Unpünktlichkeit. Auch heute war er in dieser Hinsicht bereits auf das Schlimmste gefaßt, und damit ihm das ewige Warten, das er so haßte, nicht allzu hart ankäme, ließ er sich illustrierte Blätter bringen, um sich mit Bildergucken die Zeit zu vertreiben. Und weil er schöne Frauen für sein Leben gern sah, schlug er in den Zeitschriften meist zuerst den bebilderten Reklameteil auf, denn hier gab es seiner Ansicht nach die allerschönsten Frauen!

Heute aber hatte er sich noch gar nicht so richtig in diese Photographien und Zeichnungen vertieft, als — o Wunder! — mit keiner Minute Verspätung die Lissy erschien.

„Oh, Gräfin!“ rief er. Er trieb immer gern Ulk, und Lissy war hierbei stets die idealste Spielgefährtin. „Oh, Gräfin ...“, stammelte er und küßte ihr die Hand, „also doch schon von der Riviera zurück?“

Die Leute ringsum im Café hoben in müdem Interesse die Köpfe, und einige Lorgnetten funkelten durchs Lokal.

„Jawohl, mein lieber Baron“, erwiderte Lissy in singendem Ton und ließ sich gnädig die Hand küssen. „Es war auch höchste Eisenbahn — ich meine“, verbesserte sie sich schnell, „es war auch schon sehr an der Zeit; denn wäre ich noch länger dort unten geblieben, ich hätte ein Vermögen verspielt.“ Sie lachte sehr vornehm, und es klang wie „hua — hua ...“

In der Weise unterhielten sie sich vielleicht schon eine halbe Stunde, als eine elegante große blonde Dame das Café betrat.

Schuller, der bei ihrem Anblick glasige Augen bekam, stieß Lissy in die Seite und flüsterte: „Kennst sie?“

„Heiliger Strohsack!“ entfuhr es der kleinen Gräfin. „Das ist ja — schau weg, du!“ Und sie stierte krampfhaft auf die Glatze eines alten gebrechlichen Herrn, der am Nebentisch saß und mit zitternder Hand die Kaffeetasse an seinen Mund führte. „Schau weg!“ sagte sie rasch noch, und der Greis, der es offenbar gehört hatte und, ohne es genau zu verstehen, auf sich bezog, grinste verlegen und unsäglich dumm.

Schuller saß da wie vom Schlage gerührt; und hätte er Lissys Aufforderung auch Folge leisten können und wollen, es wär' dennoch zwecklos gewesen; denn die blonde Frau hatte ihn sofort erblickt und erkannt und kam, statt ihn zu übersehen, wie er angenommen hätte, schnurstracks auf ihn zu.

„Welche Überraschung!“ sagte sie freundlich lächelnd und reichte ihm die Hand, die er tastend ergriff. „Und wie ich sehe“, wandte sie sich an Lissy, und Lissy drehte den Kopf flugs zu ihr hin und zeigte höflich die Zähne.

„Oh!“ sagte sie, „das ist aber — nicht wahr, lieber Bruder?“ Und sie guckte ihn mit einem starren Lächeln ratlos an.

Schuller räusperte sich und wollte etwas sagen, aber er brachte keinen Ton heraus und räusperte sich noch einmal.

„Das freut mich wirklich“, begann die blonde Frau die Konversation, „daß ich Sie hier treffe.“

„Oh!“, sagte Lissy, „uns auch — nicht wahr, lieber Bruder?“

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist“, fuhr die blonde Frau fort, „nehme ich an Ihrem Tisch Platz.“

„Oh!“, nickte Lissy, „das ist uns sogar sehr angenehm — nicht wahr, lieber Bruder?“

Die blonde Frau konnte sich nur mühsam das Lachen verbeißen. „Und wie“, wandte sie sich an Schuller, „geht es Ihnen?“

„Danke!“, sagte er, wie ein gemaßregelter Schüler, so kleinlaut.

„Oh!“, fügte Lissy eifrig hinzu, „glänzend geht es ihm — nicht wahr, lieber Bruder?“

„Zum —“, zischte er sie nun an. „So hör doch endlich auf mit deinem Bruder!“

„Aber warum denn, mein lieber Bruder?“

„Ach, frag nicht!“

Da griff Frau Renate schnell ein, fragte Schuller in der liebenswürdigsten Weise, ob er denn schlecht gelaunt sei, was er natürlich bestritt, und so gab sie dem Gespräch durch geschicktes Manövrieren bald eine andere Wendung.

*

Diese Begegnung hatte Schuller irgendwie aus dem Konzept gebracht, und als er abends allein in einer Weinstube aß, mußte er ziemlich viel Alkohol tanken, um mit diesem Betriebsstoff die übermütige Stimmung wieder in volle Fahrt zu bringen. Dies gelang ihm

Und so erfüllt OPEL »TYP OLYMPIA« auch alle Ihre Wünsche:





Repräsentieren?

Mein Wagen, der OPEL »TYP OLYMPIA«, repräsentiert in höherem Sinne. Er kann mehr leisten, als verlangt wird und zeigt die solide, auf Sachkenntnis beruhende, zeitgemäße Einstellung seines Besitzers. Dieser Wagen ist meine Visitenkarte im besten Sinne!



Zuverlässig und sparsam –

bei jedem Wetter muß ich mich auf meinen Wagen verlassen können. Beste Fahreigenschaft und gutes Aussehen muß mit Wirtschaftlichkeit im umfassenden Sinne verbunden sein.
So kam ich als anspruchsvoller Fahrer und nüchtern rechnender, vielbeschäftigter Kaufmann zum OPEL »TYP OLYMPIA«.
Er verdient für mich — mein OPEL »TYP OLYMPIA«.





Elegant und leicht zu fahren

damit ich mich an ihm freuen kann Tag um Tag. — Diese wundervolle Linienführung, dieser spiegelnde, blanke Lack, die feine Innenausstattung! Und daß er sich so spielend fährt, daß ich mich eins mit ihm fühle. OPEL »TYP OLYMPIA« — mein guter Kamerad, auf den ich stolz bin.



Bequem und sicher –

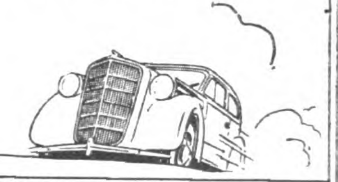
und weil ich auf diesem Wunsch bestand, habe ich mich nicht mit Versprechungen zufrieden gegeben. — So habe ich alle Wagen ausprobiert und dann den OPEL »TYP OLYMPIA« gekauft. Kein Schlagloch ist zu spüren, auch haben wir immer frische Luft, und dabei zieht es nicht.
Ich lobe ihn mir — meinen »TYP OLYMPIA«.





Sportlich soll er sein!

Er muß nur so vorwärts stürmen — und in der Kurve soll er liegen wie ein Brett — und das tut mein OPEL »TYP OLYMPIA«. Sein elastischer Motor, sein verblüffender Anzug am Berg — und seine Reisegeschwindigkeit haben mich restlos überzeugt.
Er hat Rasse, mein OPEL »TYP OLYMPIA«!



OPEL *„Typ Olympia"*
der Zuverlässige

Preis RM 2500 a. W.

Der OPEL »TYP OLYMPIA« bietet:
1. Ausnehmend geräumige, widerstandsfähige Ganzstahl-Karosserie.
2. OPEL »Zugfreie Entlüftung«.
3. Äußerst elastischen 4 Zylinder Vier-Takt-Motor.
4. Hohe Beschleunigung, hohe Geschwindigkeit.
5. Die ideale OPEL Synchron-Federung.
6. Sichere und zuverlässige Bremsen.
7. Wunderbare Straßenlage und Kurvenfestigkeit.

schließlich so vorzüglich, daß er ganz vergaß, Lissy vom Theater abzuholen.

Er zog von Nachtlokal zu Nachtlokal, lud alle Welt zum Trinken ein, gab unheimliche Mengen Geld aus und war endlich derart bezecht, daß er, als er auf seinem feuchten Streifzug in einer düsteren Künstlerkneipe seinen bösen Engel Glaser traf, mit ihm unter Tränen Verbrüderung feierte, ohne tags darauf auch nur im entferntesten zu wissen, wo dies gewesen, ja daß er ihm überhaupt begegnet war.

Der Morgen graute schon, und die Frühaufsteher unter den Vögeln stimmten vereinzelt bereits ihre Instrumente für die große Begrüßungssymphonie zu Ehren des neuen Tages, als Schuller erwachte. Er saß zusammengesunken auf einer Bank im Hofgarten und hielt seinen „schneidigen" grünen Hut in der Hand wie ein Bettler.

Ziemlich lange dauerte es, bis er sich so ungefähr dessen bewußt wurde, aus welchem besonderen Anlaß er heute nicht daheim in seinem Bett schlief, sondern hier im Hofgarten. Und da erinnerte er sich, daß er, um den Tag so würdig zu beenden, wie er ihn begangen, sich ja für diese Nacht, die nun schon eigentlich keine mehr war, im größten und schönsten Hotel der Stadt ein Zimmer mit Bad bestellt hatte.

Also machte er sich auf und strebte mit starker Schlagseite seinem Ziel zu. Vor dem Hotel kreuzte er noch eine Zeitlang wie ein Schiff vor dem Hafen, um dann aber, indem er mühsam stramme Haltung annahm, mit Volldampf voraus den kostspielig schützenden Port aufzusuchen.

Als er dann endlich sein Zimmer gefunden und das Schloß aufgesperrt hatte, warf er sich nicht etwa aufs Bett, wie er es in solchem Zustand daheim wahrscheinlich gemacht hätte, sondern ging sofort ins Bad, denn er wollte für sein Geld ja nichts versäumen, zumal ihm der blitzblanke, schön gekachelte Raum weit mehr imponierte als sämtliche anderen Bequemlichkeiten, die ihm das mit allen Errungenschaften der Zivilisation und allen Feinheiten einer erlesenen Wohnkultur ausgestattete Hotel sonst noch bot.

Er drehte den Warmwasserhahn auf und schälte sich aus den Kleidern, zündete sich hierauf eine Zigarette an und betrachtete, während er breitbeinig dastand und voll stillem Behagen rauchte, sinnend das langsam steigende Wasser. Das friedliche Geplätscher tat seinem Ohre wohl, und je länger er dem sanften, eintönigen und ein wenig einschläfernden Geräusch lauschte, desto mehr fühlte er, wie der dumpfe Druck aus seinem Kopf wich.

Als dann die Wanne, die, ebenfalls gekachelt, einem kleinen Bassin glich, vollgelaufen war, stieg er, noch rauchend, hinein.

Das Wasser war eher lauwarm als heiß, und dennoch fand er, da er sich immer kalt wusch, es sei, als säße er in einem Dampfbad; köstliche Müdigkeit überkam ihn, und er schlief friedlich ein.

6.

Nachdem sich Bettys Zorn über den dummen Metzger gelegt hatte, befiel sie unvermittelt tiefe Trostlosigkeit. Ihr Kopf war ganz benommen, und sie vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Ziel- und planlos irrte sie durch die Straßen, bis die Beine sie kaum mehr trugen und der Hunger sich meldete

Sie trat in eine Imbißstube und kaufte sich ein Paar heiße Würstchen, die sie dann langsam und mechanisch kauend verzehrte, indes sie mitten unter den kommenden und gehenden Leuten, von denen sie im Gedränge gepufft und gestoßen wurde, gleichgültigen Gesichts auf einem Hocker saß.

Der Architekt Lerchner hatte sie für heute, an ihrem freien Tage, in sein Landhaus am Starnberger See eingeladen. Sie hatte nicht ja und nicht nein gesagt und konnte sich auch jetzt zu nichts entschließen. Dann aber entsann sie sich, daß Pschesina sie schon so und so oft gebeten hatte, ihn doch einmal in seinem Atelier zu besuchen. Und weil sie plötzlich Sehnsucht verspürte nach einem väterlich um sie besorgten Menschen, ging sie hin zu ihm.

Pschesina geriet über diesen lang erhofften und doch unerwarteten Besuch ganz aus dem Häuschen. „Ja, das Freilein Betty", stammelte er immer wieder Er wollte ihr ablegen helfen und schoß auf der Suche nach einem Kleiderhaken mit ihrem Hut in der Hand im Flur umher wie ein Affe in seinem Käfig. Und als er den Kleiderhaken, der sich vor seiner Nase befand, dann endlich entdeckt hatte und den Hut an ihm aufhängen wollte, verfehlte er vor lauter Aufregung das Ziel, und der Hut, den er schon losgelassen hatte, in der Annahme, er hinge bereits, fiel auf den Boden.

„Um Himmels willen!" schrie er entsetzt, als hätte er soeben ein kostbares antikes Gefäß zerschlagen. Hastig hob er ihn auf und griff sich, eine Gebärde völliger Verzweiflung, mit beiden Händen an den Kopf, wobei ihm der Hut entglitt und wieder zu Boden fiel.

„Bitt' schön, Freil'n Betty", sagte er da resignierend und guckte untröstlich drein, „sei'n S' so gut, heben Sie ihn auf, es hat ja keinen Zweck, Sie sehn ja —"

Kaum aber wollte Betty seiner Aufforderung nachkommen, als er dazwischenfuhr und drohte: „Sie, unterstehn S' Ihnen, ja!" Und er tat so, als hätte sie ihn damit tödlich beleidigt.

Endlich hing dann der Hut doch am Haken, und Pschesina öffnete Betty eifrig die Tür zu seinem Atelier Da drin sah es aus wie in einem überfüllten Antiquitätenladen. Viel unnützes Zeug stand herum, uralte, gebrechliche Möbel, wackelige Vitrinen, vollgepropft mit zum Teil zerteppertem Porzellan, halbmeterhohe Tonvasen, in welche ganze Garben von unbestimmbarem heuähnlichem Gewächs hineingezwängt worden waren, und das, verdorrt und verwelkt und vom Staube grau, nun traurig; müde und altersschwach herunterhing. Und inmitten dieses Gerümpels befand sich eine podiumartige Erhöhung, und dort oben saß auf einem gepolsterten, vergilbten Rokokostühlchen ein weibliches Modell, nicht gerade jung mehr, aber von schönem Körperbau In der Rechten, die im Schoße ruhte, hielt sie einen großen Kamm, und den linken Arm hatte sie auf die Lehne gestützt. So saß sie da, völlig unbekleidet, und schaute geistesabwesend zum hohen Fenster hinaus, hoch hinauf in den Himmel, wo kleine grellweiße Wolken unbeweglich und stumm auf einen weiteren Marschbefehl des Wettergottes zu warten schienen

Betty war im ersten Augenblick etwas verlegen und wandte das Gesicht ab. Allein das Modell beachtete sie gar nicht und hätte wohl auch weiterhin nichts dergleichen getan, wenn Pschesina sie nicht in ihren Träumereien gestört hätte

„Tun S' Ihnen anzieh'n", sagte er nervös und aus irgendeinem unverständlichen Grunde ärgerlich, ja beinahe barsch, worüber das Modell um so mehr erstaunte, als er sonst die Freundlichkeit selber war „Tun S' Ihnen anzieh'n", wiederholte er, indem er ungeduldig mit der Hand hin und her winkte, wie wenn er jede Widerrede gleich im Keime ersticken wollte. „Für heut' is die Sitzung aus, Sie können geh'n, tun S' Ihnen anzieh'n, dalli, dalli!"

Das Modell erhob sich kopfschüttelnd und zog sich gemächlich hinter einen Vorhang zurück, nicht ohne Betty einen Blick zuzuwerfen, der zwar nicht gerade feindselig, jedoch auch keineswegs liebenswürdig war

Pschesina wartete, ähnlich einem Raubtier, das zum Sprung ansetzt, bis sie mit dem Ankleiden fertig war, und geleitete sie dann eilig zur Tür

Händereibend und mit strahlendem Gesicht kehrte er wieder. „Ja, Fräulein Betty", sagte er, „wie ich mich freu', des kann ich Ihnen gar net sagen — bitt' schön, nehmen S' Platz, hab' ich Ihnen noch kein' Platz angeboten, äch, ich bin ein schrecklicher Mensch! Aber daß Sie da sind, jej!", und er machte einen kleinen Hupfer, wobei er verzückt zur Zimmerdecke schielte, „das freut mich, das können S' Ihnen gar net vorstellen, wie mich des freut!"

„Aber", sagte die Betty und deutete mit dem Kopf zum Podium, „Sie hätten net so fein dürfen."

„Zur Mia?" tat er sehr verwundert. „War ich? Aber ich war doch gar net .."

„Na, na"

„Aber ich bitt' Sie gar schön", ereiferte er sich, ein Mensch muß doch merken, wenn er überflüssig ist. Aber die merkt ja so was nit. I bitt' Sie also, was soll ich da machen, soll ich mir vielleicht ein' Bratenrock anziehen und ein' Zylinder aufsetzen und eine schöne Verbeugung machen und sagen: Bitte, ist es vielleicht gestattet, Sie hinauszukomplimentieren? Na, alsdann! Ein Mensch muß doch spüren, wenn sich wo was verändert, das kann man doch verlangen Aber die spürt ja nix der Trampel, der ist ja alles Wurst und Powidel, was rings um sie vorgeht. Ich kann mich immer aufregen, weil sie so phlegmatisch ist. Und nicht das geringste Feingefühl hat sie, das geht ihr einfach ab und da muß man halt nachheifen, des müssen S' begreifen. Na ja, lassen wir das jetzt. Wie geht's Ihnen, Fräulein Betty? Was ist des für a Frag'? Natürlich geht's Ihnen gut. Einem schönen Menschen geht's immer gut, eben weil er schön ist. Oder ist Ihnen etwas übers Leberl g'laufen, ich weiß net, oder bild ich 's mir nur ein", und er betrachtete sie forschend und mit besorgter Miene, „aber Ihre Guckerln sind heut' a bisserl trüb, schaun S' mir doch in die Augen, Fräulein Betty, da stimmt was net."

„Nein, nein", wehrte die Betty ab und sah zum Fenster hinaus „Nix ist."

„Natürlich ist was. Jetzt weiß ich's ganz gewiß, daß was ist War der Lerchner vielleicht frech zu Ihnen? Hat er sich am End' was erlaubt, dieser ekelhafte Mensch? Sagen S' mir's, damit ich ihn gleich umbring', ich hab' gar keine Angst vor dem, ich fürcht' mich net! Net wahr, er hat sich was erlaubt?"

„Ach wo . . .", lächelte Betty.

„Aber irgend etwas ist", sagte Pschesina und zog nervös den Kopf ein. „Irgend etwas, ich merk' das ja gleich." Und er erwog einen ganzen Bandwurm von Möglichkeiten und stellte eine Litanei von Fragen an Betty, die sie alle verneinte oder belustigt verlachte, bis auf eine schließlich, der sie auszuweichen suchte

Als Pschesina endlich begriff, bekam er ganz verstörte Augen und schwieg. Ein peinliche Stille trat ein. Man hörte von draußen wo eine weibliche Stimme ein sentimentales Volkslied plärren.

Pschesina stand auf und stellte sich ans Fenster. Gedankenverloren schaute er hinunter. Auf einem Küchenbalkon des an der nahen Querstraße gelegenen Nachbarhauses saß ein dickes, rotbäckiges Mädchen vom Lande, mahlte anscheinend Kaffee und sang dabei in leierndem Ton vom Schatz in weiter Ferne, ja ja, in weiter Ferne, den hat sie halt so gerne, ja ja, so schrecklich gerne, daß sie nicht schlafen kann.

Pschesina räusperte sich. „Und wer", fragt er dann, ohne sich aber umzudrehen, „wer ist es denn?"

*

Schuller erwachte. Es fror ihn gottsjämmerlich. Stunden wohl mochte er in der Wanne geschlafen haben, als ihn das immer kälter und kälter werdende Wasser endlich weckte. Er fluchte grauenhaft und stieg rasch heraus.

Nachdem er sich mit einem riesigen Frottiertuch, das er dreimal um sich herumwickeln konnte, abgetrocknet und warm gerieben hatte, pflanzte er sich vor dem Spiegel auf, wölbte die Brust und krähte, indem er einen hochdramatischen Heldentenor mimte, vergnügt eine Arie. Dann zog er sich an und besang hierbei jeden Griff, den er tat, und jedes Kleidungsstück Er besang die Hose, in die er schlüpfte, und die Schuhe, während er sie gemächlich zuschnürte Und als er den Kragen nicht fand, suchte er ihn mit zorniger, aufgeregter Brummbaßbegleitung, und beim Krawattenbinden wurde er lyrischer Tenor.

Fix und fertig angezogen, trat er feierlichen Schrittes ins Zimmer, setzte sich aufs Bett, probierte, ob es wohl gut gefedert sei, erhob sich wieder und klingelte dem Kellner, bei dem er ein reichhaltiges Frühstück bestellte.

Hierauf besichtigte er eingehend das übrige Mobiliar des Zimmers, wendete alles um, was nicht niet- und nagelfest war, befühlte und betastete es und ließ sich schließlich behaglich grunzend in einem bequemen Polstersessel nieder.

Und nun beschloß er, die Häupter seiner Lieben zu zählen, um sich eine Marschroute für seine heutigen Vergnügungen zurechtzulegen, und so öffnete er seine Brieftasche

Er prüfte ihren Inhalt und prüfte ihn noch einmal und prüfte ihn abermals und wurde immer blasser. Aber er fand nichts, er fand überhaupt nichts. Das Ergebnis der Untersuchung war vernichtend. Das Geld war fort — bis auf den letzten Pfennig. „Mahlzeit", sagte er tonlos Da kam der Kellner mit dem reichhaltigen Frühstück, und Schuller steckte die Brieftasche schnell ein.

Das reichhaltige Frühstück stand nun wohl schon eine gute Viertelstunde da. Aber Schuller rührte es nicht an. Ihm war der ganze Appetit vergangen. Er schob es beiseite, griff nach dem Telephon und ließ sich mit Lissy verbinden.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis sie sich meldete. „Ja", sagte sie verschlafen und gähnte laut

„Lissy", flüsterte er in den Apparat, „mir ist ein Malheur passiert."

„Was?" kam es empört zurück „Du bist es! Du wagst es, mich anzurufen, wo du mich gestern so gemein versetzt hast, du gemeiner Kerl!"

„Lissy, hör zu, ich —"

„Nichts hör' ich zu, komm mir nur unter die Augen, du Schuft, Schluß!"

„Lissy, sei vernünftig — Lissy! . . ."

Aber Lissy wollte nicht vernünftig sein, selbst wenn sie diese verzweifelt gekeuchte Aufforderung, die mehr eine flehentliche Bitte war, überhaupt noch gehört hätte, denn sie hatte in dem Moment, als sie „Schluß!" sagte, auch schon eingehängt

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Eigenschaften
sind es, die den Weltruf der WMF begründeten,
Und jedes WMF-Erzeugnis, vom überlebensgroßen
Bronze-Denkmal bis zum kleinsten Gebrauchs-
Gerät, trägt diese beiden Eigenschaften in sich:
Qualität und Schönheit

Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen-Stg.

OTTO VIOLAN:

DIE INSEL

Als Jutta, die am Vormittag allein Einkäufe besorgt hatte, ihren Wagen über den Friedrichsplatz steuerte, fiel ihr plötzlich ein: ich könnte Papa vom Büro abholen; es ist Samstag, und er wird sich bei der Arbeit sicher wieder verspäten

Vor dem großen, hellgrau getünchten Haus in der Schadowstraße bremste sie das Auto scharf ab. Sie eilte mit einem Kopfnicken an dem Türsteher vorüber und schritt, ohne sich viel umzusehen, durch die Kanzleiräume im ersten Stock direkt auf das Chefzimmer zu. Erst in dem mit nüchterner Vornehmheit ausgestatteten Vorraum, in dem sie stets ein Frösteln überlief, wenn sie von der Helle der Straße hier eintrat, machte Jutta halt. In einer Ecke des geräumigen Zimmers, das fast immer im Halbdunkel lag, stand, nahe dem Fenster, der Schreibtisch, an dem der Sekretär ihres Vaters arbeitete. Der junge Mensch, mit dem Jutta bei jedem ihrer Besuche nur einige belanglose Worte zu wechseln pflegte und den sie bisher kaum einmal näher betrachtet hatte, erhob sich und machte, als sie mit einem leisen Gruß an ihm vorüber wollte, ein paar Schritte auf sie zu.

„Der Herr Kommerzienrat ist nicht in seinem Zimmer, gnädiges Fräulein", sagte er

Die junge Dame sah überrascht auf.

„So? — Wo ist er denn?"

„Er mußte vor etwa einer Stunde zu einer Verwaltungsratssitzung bei Cleßheim und dürfte heute wohl kaum ins Büro zurückkommen. Ich habe im Auftrag des Herrn Kommerzienrats in Ihrer Wohnung angerufen. Ihr Herr Papa ließ mitteilen, daß er möglicherweise erst gegen drei Uhr bei Tisch sein würde."

Jutta verzog die Lippen.

„Papa ist entsetzlich!"

Der junge Mann lächelte. Es war ein stilles, zurückhaltendes, aber trotz seiner Bescheidenheit beinahe hochmütiges Lächeln. So kam es Jutta zumindest vor, als sie sein von der Sonne gebräuntes Gesicht musterte, durch dessen harte Züge sich ein Strahl überlegener Heiterkeit mühsam durchzuringen schien. Jetzt, da sie dieses Gesicht — eigentlich zum erstenmal — schärfer ins Auge faßte, sah sie auch, daß der Sekretär ihres Vaters gar nicht mehr so jung war, als sie bis nun angenommen hatte: er mußte über die Dreißig sein und hatte, nach den dünnen Furchen um den Mund und in den Augenwinkeln zu urteilen, im Leben wohl schon so manche Enttäuschung erfahren. Die helle Farbe seiner Augen und das volle lichte Haar aber verbreiteten ihren Schein über dieses ernste Antlitz, und Jutta hatte vielleicht deshalb sein Alter bisher so unrichtig eingeschätzt. Sie wunderte sich plötzlich darüber, daß er, in seinen Jahren und bei der Reise, die sich in seinem Wesen ausdrückte, in dem Unternehmen ihres Vaters nur eine so bescheidene Stellung innehatte. Und sie schämte sich beinahe, daß sie nicht einmal seinen Namen wußte. Jutta streifte mit einem flüchtigen Blick seinen Anzug. Sie erinnerte sich, daß er sonst stets einen dunklen Rock trug; heute jedoch war er ganz sportmäßig gekleidet mit einer hellbraunen Jacke und kurzer Hose, und seine Füße steckten in derben, starkbesohlten Schuhen, in denen er sich auf dem getäfelten Boden etwas unsicher bewegte.

„Sie haben sich wohl schon zum Wochenende fertiggemacht?" meinte sie, und in ihre Stimme floß dabei ein Ton, der wärmer und herzlicher klang als sie dies vielleicht beabsichtigt hatte.

„Ja", gab er ihr mit einer leichten Verlegenheit zurück. „Ich will heute etwas früher fort. Ich habe den Herrn Kommerzienrat bereits gestern darum gebeten. Ich war gestern länger im Büro und bin mit der Arbeit so ziemlich fertig ..."

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu rechtfertigen", lächelte sie. „Die Erholung nach sechs anstrengenden Tagen ist Ihr gutes Recht!"

Die Worte kamen höflich und — auch jetzt wieder gegen ihren Willen — etwas herablassend über ihre Lippen. Sie sprach zu ihm wie ein Vorgesetzter, der bei guter Laune ist, und ihre Leutseligkeit diesem Menschen gegenüber schien ihr mit einem Male sehr unangebracht. Sie ärgerte sich über ihre eigene kühle Art, die sie nie ganz abstreifen konnte, wenn sie sich in den Räumen befand, in denen ihres Vaters Wille oberstes Gebot war. Sie mußte die mögliche Wirkung ihrer Äußerung, die er eher als verletzende Gleichgültigkeit denn als Teilnahme auffassen konnte, abschwächen, darum fügte sie hinzu: „Was machen Sie denn in Ihren freien Stunden?" Diesmal klang es ganz harmlos und ungezwungen, und endlich war sie mit ihrem Ton auch zufrieden.

„Gott, nichts Besonderes..." wich er ihrer Frage aus.

Er ist also doch hochmütig, sagte sie sich. Jutta hatte sich schon auf den Absätzen umgekehrt, wendete aber noch einmal das Gesicht nach ihm um.

„Ist es ein Geheimnis, das hier im Büro niemand erfahren darf?" warf sie, schon im Gehen, hin. Ohne sich hierüber Rechenschaft geben zu können, begriff sie jedoch im selben Augenblick, daß sie tatsächlich an etwas gerührt hatte, das der Mensch ihr gegenüber tief in sich verschloß. Dieses Unantastbare reizte sie. Sie fühlte sich, wie jede Frau, versucht, in den streng gehüteten Bezirk einzudringen, den er vor ihrer Neugierde verriegelte. Vielleicht — sicher sogar! — war es eine Frau, der seine stillen Tage gehörten. Sie runzelte bei dem Gedanken die Stirne. „Es ist wohl ein ganz seltsames Reich, in das Sie flüchten, wenn Sie sonnabends Ihren Alltagsrock ausziehen?"

„Ja, allerdings ..", lachte er.

Jutta hatte nicht erwartet, daß er weitersprechen würde. Man erzählt einer Frau, auch wenn sie einem gleichgültig ist, nicht von Stunden, in denen man an der Seite einer anderen glücklich ist. Und seine Ausflüge oder Bootsfahrten mit irgendeinem Sportmädel hätten sie auch nicht im geringsten interessiert. Mochte er sich an seinem freien Sonntag vergnügen, mit wem er wollte; was ging das sie an? — Und doch fuhr der Sekretär fort.

„Sonntags, gnädiges Fräulein, bin ich ein so mächtiger Herr, wie es Ihr Herr Papa vielleicht an keinem Tag der Woche ist!"

„So? — Und wo liegt Ihr sonderbares Reich, wenn man Sie fragen darf?"

„Mir gehört eine ganze Insel, Fräulein Dönhoff!"

„Ah?!"

Jutta hatte sich schon der Türe genähert. Sie kehrte mit ein paar hastigen Schritten zu seinem Schreibtisch zurück. Sie ließ sich auf die Lehne eines breiten Lederfauteuils nieder, der dicht neben dem Fenster stand, und als er ihr seine Zigarettendose hinhielt, nahm sie ohne Zögern an. Sie setzte die Mütze ab und stupfte das helle Haar zurecht. Aus der Tiefe des Halbdunkels, in dem er stand, sah es aus, als läge ein flimmernder Strahlenkranz um ihr Haupt. „Erzählen Sie, bitte..." bedrängte sie ihn.

„Ich fürchte, es wird Sie langweilen, Fräulein Dönhoff..."

Jutta machte eine lebhafte, abwehrende Handbewegung.

„Ich habe, wie weiland Robinson Krusoe, ein Eiland entdeckt, das außer mir vielleicht noch kein Mensch betreten hat", berichtete der Sekretär. „Und meine Insel hat den Vorzug, daß man sie auch ohne Schiffbruch erreichen kann. Sie liegt, kaum eine Bahnstunde von hier, im Rhein. Es ist nur ein Häufchen Sand, wenn Sie es so nehmen wollen. Buschwerk und ein kleiner Tümpel, auf dem sich bei Sonnenuntergang die Mücken tummeln. Aber es ist eine Welt, in der man ungestört seinen Gedanken nachhängen kann. Wochentags komme ich ja kaum dazu, mich auf mich selbst zu besinnen. Wenn ich sonnabends dort mein Zelt aufschlage und wie der alte Schotte beim Feuer hocke, dann gehört alles im weiten Umkreis mir: der Fluß, das Rauschen des Wassers und der endlose gestirnte Himmel über mir."

Jutta sah vor sich auf den Boden. Sie richtete sich erst nach einer geraumen Weile wieder auf, zerdrückte den Rest ihrer Zigarette in einer Aschenschale und sagte leise: „Das muß schön sein!..." Ihr Gesicht war merkwürdig ernst geworden. Dann aber lächelte sie wieder. „Und sonntags...?"

„Sonntags treibe ich vom Morgen bis in den sinkenden Tag Götzendienst. Ich bete die Sonne an, und wenn ich nicht gerade schwimme, unterhalte ich mich mit Kaulquappen und Insektenlarven. Im übrigen habe ich mit Kochen und Geschirrputzen, mehr als mir lieb ist, zu tun..."

„In Ihrem Reich fehlt also doch eine Frau.." triumphierte sie.

„Um Gotteswillen — nein!..." widersprach er ihr. „Auf meiner Insel ist kaum Platz für einen. Und eine Frau..."

Er hielt inne.

„Sie haben wohl Angst, daß eine Frau Ihren Sonntagsfrieden stören würde?"

„Sicher ist nur das Glück, das wir in uns tragen", entgegnete er langsam. „Es gibt wenig Menschen, die den anderen so verstehen, daß sie um seinetwillen auch nur eine ihrer vielen Eigenschaften aufgeben würden. Je enger der Raum, desto härter stoßen die Gegensätze aufeinander. Ich glaube, auch eine Frau, die sich von allen übrigen wesentlich unterscheidet, würde sich auf meiner Insel nicht wohl fühlen. Und ich habe" — er lächelte kaum merklich — „keine Ursache, irgendeines dieser Geschöpfe unglücklich zu machen .."

„Wissen Sie so genau, was das Glück einer Frau ausmacht?"

„Ich bilde mir ein, es erfahren zu haben", war seine Antwort.

„Eine einzige Erfahrung macht den Menschen noch nicht klug..."

„Vielleicht waren es mehrere, Fräulein Dönhoff..."

„Dann..." Sie lachte brüsk auf. „Dann sind Sie allerdings zu bedauern. Und seither..." Jutta zögerte. „Seither verwehren Sie jeder Frau den Zutritt zu Ihrem Heiligtum?"

„Es hat, Gott sei Dank, bis jetzt keine den Wunsch geäußert, meine Insel kennenzulernen."

„Und wenn ich nun diesen Wunsch hätte?"

„Sie, Fräulein Dönhoff?"

Jutta sah, daß der Sekretär unter der Bräune seines Gesichts blaß geworden war. Seine Hand, die mit dem Papiermesser spielte, zitterte leicht.

„Sie sind eine verwöhnte junge Dame", fuhr er, wieder ruhig geworden, fort. „Ein armseliger Flecken Land, mitten in einem Strom, den der Zufall geformt hat und der den Menschen weiter nichts bietet als sein dürftiges, nacktes Dasein, wird Ihnen kaum viel zu sagen haben..."

„Wenn es das Land nicht wäre, dann ist es vielleicht der Mensch, der an diese Dürftigkeit sein Herz gehängt hat!"

„Auf meiner Insel gibt es nicht einmal eine Badehütte.."

„Aber ein Zelt, das Sie mir für eine Viertelstunde überlassen können..."

„Es ist sehr beschwerlich, mein Eiland zu erreichen, Fräulein Dönhoff! Von meiner Sandbank sehe ich wohl die Rheindampfer, die stromauf und stromab gleiten, aber zu meiner Insel führt nicht einmal eine löcherige Fähre. Ich besitze auch kein Boot, mit dem ich Sie hinüberbringen könnte ...“

„Ich schwimme, wie man mir sagt, ausgezeichnet ...“

„Aber wohl kaum mit einem Kleidersack auf dem Rücken?“

„Meine Kleider dürfen Sie in Ihren Sack nehmen. Es ist die einzige Gefälligkeit, die ich von Ihnen in Anspruch nehmen würde. Und was ich so an mir trage, ist ja nicht besonders viel . .“

Der Sekretär hatte alle Fassung verloren.

„Sie wollten wirklich, Fräulein Dönhoff ...?“ stotterte er.

„Ja, natürlich will ich den Sonntag mit Ihnen verbringen, sonst würde ich Ihnen doch nicht diesen unverschämten Antrag machen.“

„Ja . haben Sie denn soviel verfügbare Zeit?“

Jutta dachte nach. Sie hatte für morgen eine Tennispartie mit Cleßhaims vereinbart und Werner Schott eine Autofahrt nach Mühlheim versprochen. Nach Tisch sollte sie mit Papa an einer Bridgejause im Deutschen Haus teilnehmen, und um fünf erwartete sie Fräncis im Malkasten. Am Abend war sie jedenfalls in der Jungmühle oder im Kristallpalast.

„Ja“, entgegnete sie kurz „Morgen paßt es mir sogar sehr gut. Sie müssen mir bloß sagen, wie weit ich zu fahren habe.“

„Bis Moers.“

„Werden Sie mich erwarten?“

„Gern, Fräulein Dönhoff, aber . . .“

„Um wieviel Uhr?“

„Ich kann zu jeder Stunde bei der Bahn sein ...“

„Um zehn Uhr vormittags?“

„Wie Sie wünschen. “

„Dann auf Wiedersehen. Herr ...?“

„Ich heiße Helmut Krüger“, kam er einer verlegenen Pause zuvor.

Jutta reichte ihm ihre schmale, feingliederige Hand. Eine Minute später hatte sie den Raum bereits verlassen.

*

„Ich kann nicht mehr ...“ stöhnte Jutta, die an der Seite Krügers auf die Insel zuschwamm, ehe sie noch die Mitte des Strombettes erreicht hatten.

„Dann hängen Sie sich an den Wassersack an!“ gurgelte er zurück.

Jutta klammerte sich an den aufgeblasenen Ballen, der ihre Kleider barg. Krüger ruderte mit kräftigen Stößen dem Eiland zu, das von der Wasseroberfläche aus nur als ein schmaler, glänzender Streifen sichtbar war. Von hier gesehen, schien das niedere Buschwerk der Insel unmittelbar aus dem Wasser zu wachsen. Flußabwärts flatterte die Rauchfahne eines Schleppdampfers über dem Strom, der auf seiner Bergfahrt wie ein ungeheures Insekt langsam näherkroch; Krüger machte daher alle Anstrengungen, mit seiner doppelten Last so rasch wie möglich aus dem Bereich bedenklicher Wellenschläge zu kommen.

Etwa zwanzig Meter vor dem Ufer löste sich Jutta von ihm und schwamm mit leichten Tempi auf den winzigen Strand zu.

„Sie machen es wie der Zaunkönig im Märchen“, orgelte Krüger über das Wasser und pumpte mit ein paar kräftigen Atemzügen Luft in die Lungen, um sie im Endspurt zu überholen. Jutta aber stand schon aufrecht in dem feuchten, dunklen Sand, als er keuchend durch das seichte Wasser watete; sie zog ihr Trikot um die Schultern glatt und lachte, da der Kleidersack, der an einer langen Schnur hing und noch in der Strömung lag, abgetrieben wurde und Krüger, der sich eben erheben wollte, nach rückwärts riß.

Jutta dehnte die Arme.

„Herrlich . .!“ sagte sie und sah aus weitgeöffneten, strahlenden Augen auf das silberne Band des Stromes An der Reling des Schleppdampfers, der sich breit, schwarz und massig jetzt durch den Flußarm schob, lehnte ein Matrose, der andächtig auf die schlanke Gestalt starrte, die auf den Zehenspitzen wippte und ihm mit der hocherhobenen Rechten zuwinkte. Es dauerte lange, bis er begriff daß dieser Gruß ihm galt. Mit einer lässigen Bewegung richtete er sich auf und hob langsam die Finger zur Mütze Und auf seinem gedunsenen, rauchgeschwärzten Gesicht glänzte noch ein glasiges, inhaltsloses Lächeln, als ihm Jutta längst den Rücken zugekehrt hatte

„Und jetzt zeigen Sie mir Ihr Zelt!“ wandte sie sich an Krüger.

Der Sekretär bog die Äste des Strauchwerks auseinander, das den kleinen Strand einsäumte. „Vorsicht“, sagt er, „im Sand stecken Pflöcke!“

Jutta trat mit zaghaften Schritten in die Mulde. Sie lupfte, neugierig wie ein Kind das Zeltstoffblatt, das über dem Eingang hing, und warf einen interessierten Blick auf die Luftpolster, die im Innern des kleinen Raumes lagen.

„Das sieht ja riesig sauber aus“, bemerkte sie.

„Ich habe heute morgen Ordnung gemacht, ehe ich hinüberschwamm“, lächelte er.

„Oh? – Sie waren also schon sehr zeitig bei der Bahn?“

„Ja“, gestand er. „Falls Sie mit einem früheren Zug gekommen wären. . Und außerdem mußte ich doch ein bißchen Toilette machen. Ich konnte ja nicht gut im Schwimmanzug zur Station laufen ...“

„Wieviel Ungelegenheiten Sie meinetwegen haben ..“

„Gar keine“, wehrte er ab. „Wenn Ihnen meine Insel nur gefällt ...“

„Ich kann mir kaum etwas Schöneres denken, als hier in der Sonne zu liegen und mit hundert Wünschen Fangball zu spielen ...“

Krüger legte ihr den Bademantel, den er aus dem Kleidersack geholt hatte, mit einer sanften Bewegung um die Schultern.

„Sind es sehr seltsame Wünsche, mit denen Sie sich im Augenblick beschäftigen, Fräulein Dönhoff?“ fragte er. Seine Stimme war im Anfang unsicher und gewann erst wieder Festigkeit, als sie einen Schritt von ihm wegtrat.

„Die tollsten, die Sie sich denken können“, erwiderte sie mit einem verhaltenen Lachen. „Ich möchte Zigaretten und eine Tasse — schwarzen Kaffee!“

„Damit können Sie mich nicht in Verlegenheit bringen“, gab ihr Krüger zurück „Wenn es nicht Meißener Porzellan sein muß und Sie sich mit einem Papplöffel zufrieden geben ...“

Jutta schlug in ehrlicher Begeisterung die Hände zusammen: „Das haben Sie in Ihrem Königreich auch?“

„Sie meinen Eisenbahn-Trinkbecher und eine Konservendose für den Zucker? — Selbstverständlich! — Ich habe sogar Mundtücher mit. Das heißt: die habe ich gestern auf dem Weg zur Bahn noch gekauft. Ihretwegen!"

„Sie sind wirklich ..." Jutta vollendete nicht.

„Ich führe hier das Leben eines Sybariten, wollen Sie sagen? Wenn Sie erst die Verschwendung kennengelernt haben werden, die ich bei meinen Mahlzeiten treibe, werden Sie bei ihrem Vater wegen eines Gehaltabzugs vorstellig werden?"

„Nein. Ich werde Papa sagen, daß er einen so tüchtigen Menschen wie Sie nicht länger auf einem so bescheidenen Posten beschäftigen soll. Aber wie wollen Sie eigentlich ...?"

„Wir müssen zuerst Holz sammeln", unterbrach er sie. Jutta, die neben ihm in dem heißen Sand kauerte, sprang wie elektrisiert auf. Sie wollte im ersten Taumel eines bis dahin nicht gekannten Vergnügens ein paar Zweige aus dem Buschwerk brechen, das am Rand der Mulde stand, aber Krüger faßte sie sanft an der Hand: „Trockenes Holz, Fräulein Dönhoff!" sagte er kurz.

Dann klaubten sie gemeinsam Späne und Pflöckchen zusammen, die die Strömung von irgendwoher hier ans „Land" gespült hatte; Krüger ließ über einer improvisierten Feuerstelle, die er aus einigen Flußsteinen zusammengebaut hatte, in einem kleinen Blechtopf Wasser sieben, das er in einer Flasche mitgebracht, und eine Weile später saßen sie, Keks knabbernd und rauchend, jedes mit einem Pappbecher in der Hand, am Ufer und genossen den weiten Blick in das sommerlich grüne rheinische Land.

Es war heiß geworden, und Jutta hatte längst den Bademantel wieder abgestreift. Sie lag, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, neben Krüger im Sand, starrte zu dem wolkenlosen Himmel auf und — schwieg.

Der Sekretär wagte die Stille, die sich mit einem Male um sie gebreitet hatte, kaum durch seinen Atem zu stören. Sein Blick hing an ihren zarten Gelenken, die zur Hälfte von dem feinen, hellgrauen Flußsand überrieselt waren, und trank jede Linie dieses schlechtweg vollkommenen Körpers; sein Auge sättigte sich mit einem Glück, das reine Lust am Schauen und Befriedigung über eine gottgewollte Vollendung war. Jetzt liegt ein Hauch des Ewigen über meiner Insel, ging es durch seine stillen Gedanken. Wenn ich hier wieder allein sein werde, wird bei jedem Schritt durch meine kleine Welt die Sehnsucht neben mir schreiten und mir ihren Namen zuflüstern. Und in meinen Nächten wird ein törichter Wunsch stets von neuem das Bild nachformen, das ich jetzt mit wachen Augen schaue. Wenn ein Dampfer an meiner Insel vorbeiglitt, dann wanderten vordem meine Träume mit ihm zu einem fernen, unerreichbaren Ziel, jetzt werden sie ewig um die Frau kreisen, die ein Zufall hierher geführt hat; in vielen Tagen und Wochen meines vergangenen Lebens war ich Herr auf diesem Eiland, dessen Geheimnis ich vor anderen hütete, und nun ist es Jutta .

Ihr Name war plötzlich auf seinen Lippen laut geworden. Krüger hatte ihn, ganz in seine Empfindungen eingesponnen, ohne es zu wissen und zu wollen, vor sich hingeflüstert, und er traf das Ohr des Mädchens, das regungslos neben ihm im Sand lag. Nicht stärker als der Flügelschlag eines winzigen Insekts, das an ihrem Gesicht vorbeischwirrte, oder das leise Rascheln eines Halmes, der sich im Wind bewegt.

Jutta hörte die beiden zärtlich geraunten Silben, und ihr war, als hätten zwei glühende Tropfen ihre Haut berührt. Ein schwacher Schauer rann durch ihren Körper, ihre Finger gruben sich unter dem Eindruck eines unbegreiflichen, drängenden Gefühls in das lockere Erdreich, aber sie schwieg auch jetzt Sie hatte die Augen geschlossen; durch ihre Lider drang der Schein einer ungeheueren Helle: eine riesenhafte Welt, über und neben ihrem Körper, der auf einen kühlen Grund gebettet lag, stand in Flammen; sie löste sich von diesem Ich und schritt, wunsch- und schwerelos, durch das brennende Chaos.

Dann spürte sie einen Schatten, der sich wie die Fittiche eines großen Vogels über sie breitete, und wußte nicht, daß Krüger ein Zeltblatt zum Schutz gegen die zu starke Bestrahlung über ihr aufgespannt hatte. Ein Frösteln überkam sie, und sie richtete sich auf.

„Wir wollen ein Stück hinausschwimmen", sagte sie zu dem Sekretär, der — braun und stark wie eine Gestalt aus einer anderen Welt — gegen das Licht stand. Er lief schon zum Wasser, netzte die Arme und die breite Brust und versank dann in einem Strudel aufschäumender Wellen. Sie setzte den Fuß vorsichtig auf den Boden, aus dem da und dort ein spitzer Stein aufragte, ging langsam über den Kies am Flußrand und schrie auf, als ein kalter, prickelnder Schwall ihr Bein traf. Jutta band die weiße Haube unter dem Kinn fest und beugte sich unschlüssig über den glänzenden Spiegel, der sich tückisch um sie breitete.

„Der Dampfer ...!"

Schon halb in der Strommitte tauchte das Gesicht Krügers auf, dem das Haar wirr in die Stirne hing. Der Spiegel um sie hob und senkte sich. Da gab es für Jutta keinen Halt mehr. Sie glitt in das schaukelnde, schwankende Element, das sie wie einen Ball hochwarf und dann wieder in einem gurgelnden Abgrund versinken ließ. Einmal schnellte sie bis zur Hüfte aus dem Wasser, und Krüger rief ihr etwas zu. Jutta aber verstand ihn nicht. Trotzdem lachte sie ausgelassen, wiederholte das Spiel und wirbelte dann wie ein Torpedo auf ihn zu. Während er noch, wassertretend, nach dem Dampfer sah, der hoheitsvoll an ihnen vorüberrauschte, schlang sie von rückwärts die Arme um seinen Hals.

„Wenn Sie noch lange nach den hübschen Frauen da drüben an Bord schielen, nehme ich Sie mit mir auf den Grund", wisperte sie, dicht an seinem Ohr.

„Oh — da unten muß es herrlich sein", lachte er zurück. „Und einer so zauberisch schönen Rheintochter begegnet man nicht alle Tage!"

„Hüten Sie sich vor mir! — Wenn Sie mich ärgern füttere ich Sie mit Lurchen und Molchen!"

„Die gibt es hier nicht. Und warum wollen Sie so hartherzig zu mir sein? — Ich hoffe, Sie werden mir Rheinlachs und Barben servieren lassen, wenn ich Sie in der kristallenen Tiefe einmal besuche!"

„Das könnte Ihnen so passen!" gab sie ihm zurück. Und da er nach ihrer Hand haschen wollte, kraulte sie mit irrsinnigen Tempi ans Ufer. Sie lief über den Sand und brach wie ein gehetztes Wild durch das Buschwerk der kleinen Insel. Krüger erreichte sie erst, als sie bis zu den Knien in dem morastigen Wasser des winzigen Tümpels stand. Er plantschte ihr nach, faßte sie, da sie sich über den Wasserspiegel geneigt hatte und scheinbar voll lebhafter Neugierde eine Wasserspinne betrachtete, mit sanfter Gewalt an den Schultern und richtete sie auf. Eine Sekunde lang sahen sie sich wortlos in die Augen. Dann bog er sie langsam an sich und küßte ihren weichen, kühlen, feuchten Mund

WERNER FUCHS-HARTMANN:

Ein Bad für 8 gute Pfennige

Die siebente Rittertugend. – Die Meistersinger gehen baden. – Kopfwäsche wider Willen. – Badesitten aus Frühzeit und Mittelalter.

Baden heißt eigentlich „abkühlen im Fluß". In der Tat ist erwiesen, daß bei den germanischen Völkern, wie überall, das Bad in seiner ursprünglichen Form ein Flußbad war. Schwimmen und Tauchen zählte zu den beliebtesten Übungen unserer Vorfahren. Daneben kannten sie aber auch schon warme Bäder, die sie in Wannen bereiteten, indem sie das Wasser in Kesseln erhitzten, oder heiße Steine in das Badewasser warfen. Bereits die neugeborenen Kinder wurden auf einem Schild im Rhein gebadet, wie Tacitus erzählt.

Die Teutonen und Ambrer ergötzten sich vor der Schlacht in den Bädern von Aquae Sextiae, und die Markomannen sollen einst dem Kaiser Marc Aurel erklärt haben, daß sie nicht in engen Städten wohnen wollten, da sie nicht des Bades entbehren mochten.

In späterer Zeit bildete das Schwimmen eine der sieben ritterlichen Tugenden. Alle besonderen feierlichen Lebensabschnitte wurden durch ein Bad vorbereitet: der Knappe badete vor dem Ritterschlag, das Brautpaar zog mit großem Gefolge ins Bad, und vor der Einnahme des Abendmahls war ebenfalls ein Bad die selbstverständliche Voraussetzung. Auf den Ritterburgen, wo sich zuerst eine gewisse häusliche Behaglichkeit zu entwickeln begann, war das Wannenbad schon früh eine unentbehrliche Gewohnheit.

In den Städten des frühen Mittelalters setzte sich die regelmäßige Körperpflege ebenfalls rasch durch. Wer sich eine eigene Badestube nicht leisten konnte, war auf die Badegelegenheiten angewiesen, die sich meist am Markt vorfanden: neben Wirtshaus, Mühle und Schmiede gehörte die öffentliche „Badstub" zu den privilegierten Einrichtungen. Neugegründeten Städten wurde vielfach ausdrücklich das Recht verliehen, Badestuben zu eröffnen.

Hieraus ergibt sich schon die allgemeine Bedeutung des Bades. Am Sonnabend wurde den Gesellen oder der Dienerschaft ein „Badgeld" geschenkt, und in den Werkstätten machte man eigens zu diesem Zwecke früher Feierabend, um die „Badschicht" einzulegen. In Frankfurt empfingen sogar die Bürgermeister und andere Beamte der Stadt am Sonnabend ihre Badpfennige.

Man badete meist am Vormittag, weil die Ärzte jener Zeit dies für besonders vorteilhaft hielten. Auf das Beckenzeichen des Baders strömten die Bürger, die keine Badstube ihr eigen nannten, den öffentlichen Bädern zu. Meist ging man nur mit dem Notwendigsten bekleidet über die Straße. Die Dampferzeugung im Baderaum geschah dadurch, daß man einen Haufen von Kieselsteinen, die man zuvor auf dem Herd erhitzt hatte, mit Wasser übergoß. Um eine besondere Wirkung zu erzielen, tat man überdies noch Kräuterabkochungen hinzu.

Die Bedienung im Bade war fast durchweg weiblich. Die Männer trugen einen Schurz, die Frauen ausgeschnittene Badehemden; erst mit dem 15. Jahrhundert kamen auch Badehauben auf.

Die naive, oft derbe Genußfreudigkeit des Mittelalters gab den Hauptgrund für die Verbreitung des Badens, wurde aber zugleich zum ersten Anstoß für den späteren Verfall der Sitten. Das mit dem Bade in Verbindung gesetzte Wohlleben führte dazu, daß man trotz aller ärztlichen Warnungen bis zu acht Stunden im Bad blieb und während dieser Zeit sowohl Besuch empfing, allerlei Kurzweil trieb und Essen und Trinken nicht vergaß. Ja, die Meistersinger verpflanzten ihre Kunst sogar gelegentlich an diesen Ort und hielten ein „Singbad" ab, bei dem freilich nur derbe oder komische Lieder gesungen und gereimte Baderegeln im Kehrreim vorgetragen wurden.

Mit dem immer zweifelhafter werdenden Ruf der Badestuben sank auch das Ansehen der Bader, die schließlich zu den „unehrlichen" Leuten gezählt wurden. Von keiner bürgerlichen Verpflichtung mehr gehemmt, nahm ihre Zudringlichkeit solche Ausmaße an, daß sie die Vorübergehenden in ihre Stuben zogen, um sie mitunter ganz wider Willen und Absicht zu scheren oder ihnen den Kopf zu waschen. Ein Bader suchte den anderen durch Anstellung hübscher Bademägde zu überbieten, so daß die Gassen, in denen sich Badestuben befanden, schließlich ganz in Verruf kamen.

Schließlich bewirkte auch noch die Preissteigerung des Holzes, das zum Heizen der Wasserkessel unentbehrlich war, eine Erhöhung der Badepreise und damit eine Herabminderung der Volkstümlichkeit dieser Einrichtungen. Im Jahre 1624 kostete in Berlin schließlich ein Bad 8 gute Pfennige, mit dem obligaten Trinkgeld zusammen zwei Groschen — ein schönes Stück Geld für jene Tage.

Als dann gar noch der 30jährige Krieg mit seinem namenlosen Elend hereinbrach, war es mit dem Rest des öffentlichen Badelebens zu Ende. Die Badestuben verwandelten sich in Vorratskammern oder Backöfen. Auch die Flüsse wurden wegen der auftretenden Seuchen gemieden und alles Baden und Schwimmen zu guter Letzt von der Obrigkeit überhaupt verboten.

HERBERT KOCH:

Der Pfarrer und die Hexe

Zu einer Zeit, als man in Deutschland noch Hexen verbrannte, lebte, mit sich und der Welt unzufrieden, in der alten Stadt Osnabrück ein reicher Kaufmann mit Namen Johannes Butendonk Er hatte sich auf einer seiner vielen Kaufmannsfahrten eine Frau aus Welschland mitgebracht, aber das unruhige Geschöpf hatte sich unter den steifen Niedersachsen nicht wohlgefühlt, war ewig niedergeschlagen durch die vergrämten Verbesserungsversuche, die ihr Mann an ihr versucht hatte, und war dann bei Nacht und Nebel ihrem Mann durchgebrannt, ihm nichts hinterlassend außer der Schande des geprellten Ehemanns und einer kleinen Tochter, die mittlerweile unter dem rauhen Himmel Norddeutschlands angekommen war

Das war aber schon lange her, und der Kaufmann Johannes Butendonk hatte sich von diesem Schlag innerlich nicht mehr erholen können. So war denn die kleine Marietta aufgewachsen unter dem grollenden Mißmut des Vaters und dem Schelten und Keifen einer alten Magd, die ihrem Dienstherrn an Griesgrämigkeit nicht nachstand, unter dem Spott und Hohn der Nachbarskinder und dem Mißtrauen, das alle Leute gegen den Nachlaß der welschen Frau eben nun einmal hatten. Aber mittlerweile war aus dem dunkelhaarigen Mädchen eine Jungfrau geworden, die wohl anzusehen war, feingliedrig und groß und schlank, mit dunklen, mandelförmigen Augen und mit einem Blick, der selbst die alten, würdigen Ratsherren veranlaßte, gedankenvoll ihren Bart zu streichen, wenn das Mädchen ihnen über den Weg lief. Und die Osnabrücker Bürgerssöhne hatten bald den Spott vergessen, den sie dem Mädchen angetan hatten, und waren nun selig, wenn die dunkle Marietta ihnen einen gnädigen Blick zukommen ließ, — sehr zum Ärger der Osnabrücker Bürgerstöchter, die in der Welschländerin, als die Marietta immer noch galt, eine durchaus unerwünschte und ganz und gar überflüssige Widerpartnerin ihrer Ansprüche auf die Osnabrücker Bürgerssöhne sahen. Und erst recht die Osnabrücker Bürgersfrauen waren auf Marietta erbost, verwiesen es ihren Männern, wenn diese einmal einen Augenblick zu viel sich an der Erscheinung Mariettas ergötzten, schimpften ihre Söhne aus ob der allzu starken Bevorzugung des Kuckucksеis, wie sie sie nannten, und hetzten und bohrten an ihren Töchtern herum, sich nicht von der Marietta in den Schatten stellen zu lassen Die Marietta merkte natürlich bald, über welche Macht sie verfügte, und sie freute sich darüber, daß eine Zeit gekommen war, sich für die erlittene Unbill und den Spott und den Hohn dutzendfach zu rächen. Also ließ sie sich den Hof machen, spielte ihre Kavaliere gegeneinander aus, daß es seine Art hatte, ließ sich Ständchen bringen und verspottete und verletzte die Herren Liebhaber nach Herzenslust, wenn es ihr in den Sinn kam. „Das geht nicht gut", sagten die erfahrenen Frauen, „das nimmt eines Tages ein schlimmes Ende". und insgeheim beteten sie, daß dieses schlimme Ende möglichst bald kommen möge, und siehe da es kam auch

Eines Tages war Balthasar Bennemann, ein Osnabrücker Kind, vom Seminar zurückgekehrt, war zum Priester geweiht und mit allen Feierlichkeiten und Segenswünschen in die Pfarre, zu der der alte Butendonk gehörte, eingeführt worden. Als er eines Tages in Dienstgeschäften die Marietta wiedersah, da ging es ihm wie ein Wunder auf, zu was für einem prächtigen Mädchen die Marietta aufgeblüht war, und es



Kataloge kostenlos; nötigenfalls Verkaufsstellennachweis durch die Fabrik Paul Kübler & Co., G. m. b. H., Stuttgart 601



Eine Probe kostenlos durch G. A. Hanewacker G. m. b. H., Nordhausen 35/9

verschlug ihm fast die Sprache, als er sie anreden mußte. Aber er riß sich zusammen, ließ über sein Erstaunen nichts merken und verabschiedete sich aus dem Hause Butendonk eher, als es ursprünglich seine Absicht war.

Wenn er in der Folge öfter der Jungfrau begegnete, so machte es ihn irgendwie glücklich, wenn sie ihm einen vertrauenden Blick schenkte. Und es kam immer mehr über ihn, daß er stets das Bild Mariettas vor Augen hatte; und als er eines Abends am offenen Fenster seiner Studierstube saß und in den Pfarrgarten hinaussah, in dem der Flieder blühte und die Schwarzdrosseln sangen, da stellte er fest, daß er auf dem besten Wege war, sich in einer irdischen Liebe zu verfangen. Da er aber ein ernster und innerlicher Mensch voller Wahrhaftigkeitsgefühl war, so rang er mit sich und betete und fragte, warum Gott gerade ihm diesen Kelch geschickt habe. Aber so sehr er sich zurückhielt und seine Gedanken und seine Seele sammelte, die Sucht kam immer wieder über ihn, an Marietta und ihre mandelförmigen Augen zu denken, und es drängte ihn, das Butendonksche Haus aufzusuchen, mehr, als es sein Amt und seine seelsorgerischen Pflichten vertragen konnten.

Nun, und da Marietta in ihrer leichtsinnigen Art keinen Grund sah, den Pfarrer zu schonen, und bald merkte, wie es um ihn stand, so geriet der Pfarrer immer mehr in seelische Kämpfe und brachte manche Nacht damit zu, den Himmel um Gnade und Erbarmen vor dieser Hölle anzuflehen, ohne daß er Erlösung fand. Man sah es ihm an, wie er abmagerte, wie verzehrt seine Augen aussahen, man merkte, wie oft sein Blick an der Gestalt Mariettas hing, und so dauerte es nicht lange, da ging der Klatsch durch die Gassen, genährt von der Eifersucht der Jünglinge, geschürt von dem Haß der Mädchen: „Habt ihr gesehen? Der Pfarrer und die Welschländerin? Wie sie tun? Wie sie sich haben? Wie sie umeinander schleichen?"

Dem Pfarrer führte eine alte Muhme den Haushalt, die in ihrem Neffen ihren Abgott sah, die keine andere Seligkeit kannte, als ihn auf seinem heiligen Weg zu hegen und zu versorgen, und da sie die Augen aufhielt, merkte sie bald, wie es um ihren Balthasar stand, und hörte den Klatsch, und die ehrliche Angst kam in ihr auf, daß es hier ein Unglück geben würde, und zu gleicher Zeit wuchs ihr Zorn auf die Welschländerin ins Unermeßliche. Sie versuchte sogar, ihrem Neffen ins Gewissen zu reden, aber als sie sein steinernes Gesicht sah, da wuchs ihr Zorn in heulende Wut.

„Nicht allein, daß sie überall Unfrieden stiftet, so hat sie jetzt auch Euch in der Gewalt, die Hexe, Euch in den Krallen, das Höllenkind, das der Herrgott verdammen möge."

Da war es heraus, da war es herum — die Hexe! Marietta, die Hexe! Die Welschländerin, der Bankert — die Hexe! Der Pfarrer erschrak zuerst über das Wort, das seine Muhme gebrauchte, aber in seiner Sucht nach Reinheit und Klarheit kam es ihm fast wie eine Erlösung, — die Hexe hat mich in der Gewalt, sie hat mich mit Mitteln der Hölle betört — die Hexe. Und durch alle Gassen, durch alle Stuben, durch alle Straßen ging es — Marietta, die Hexe. Mit höllischer Genugtuung festgestellt von den Töchtern, mit ängstlicher Scheu von den Bürgerssöhnen, — Marietta, die Hexe.

Es kam zu dieser Zeit eine große Mäuseplage über die Stadt. Die Ratten und Nager nahmen so zu, daß man kein Stück Brot mehr ungestört zum Munde führen konnte, daß die Vorräte in Kellern und Scheunen gezehntet wurden, ja, daß sogar Kinder in der Wiege von den Ratten angefallen wurden. Und noch mehr, eine Seuche unter den Schweinen brach aus, überall mußten die verendeten Tiere auf den Schinbanger gekarrt werden, unter dem Fluchen der Besitzer und dem Weinen der Hausfrauen, — und immer weiter ging das Gerücht, — es ist eine Hexe in der Stadt, die uns all dieses Elend beschert, der Teufel soll sie holen, eine Hexe, eine Höllengeburt.

Da griff der Senat ein, und eines Morgens wurde Marietta Butendonk aus dem Hause ihres Vaters geholt. Der alte Butendonk machte ein kaltes Gesicht und fragte sich, ob es denn immer noch kein Ende mit der Schande wäre, die seine Frau über ihn gebracht hätte, er rührte keinen Finger trotz des verzweifelten Schreiens seiner Tochter, und so wurde unter dem Johlen und Toben der Menge Marietta nach dem Rathaus gebracht, angespien und bespuckt von den Menschen, und vor ihr her mit dem Kreuz in der Hand ging Balthasar Bennemann, betend und nach Wahrheit suchend. Und das Volk sah mit Bewunderung auf den jungen Pfarrer, über seinen Kampf gegen die Fesseln, die die Höllentochter über ihn geworfen hatte.

Man machte der Marietta Butendonk den Prozeß, und unter den Richtern war der Pfarrer Balthasar Bennemann zu finden. Marietta, in ihrer entsetzlichen Angst und dem Bewußtsein, vielleicht doch nicht recht gehandelt zu haben, wimmerte und weinte und beschwor ihre Unschuld zur Empörung des Gerichts und der Menge, und so überantwortete man sie dem Meister Spieckermann, dem es dann auch mitsamt seinen Gesellen ein leichtes war, innerhalb weniger Stunden aus der Marietta das Geständnis zu pressen, daß sie eine Hexe sei, daß sie Nacht für Nacht mit dem Satan und sieben geschwänzten Teufeln Unzucht getrieben habe, daß sie die Mäuse und Ratten mit teuflischen Mitteln in die Stadt gelockt und über die Schweine einen Fluch gesprochen habe, auf daß sie allesamt krepieren sollten, und was dergleichen dummes Zeug noch mehr war.

Damit war ihr Urteil gesprochen. Marietta wurde in ihre Zelle gebracht und sollte, um weiteres Unheil zu vermeiden, nach drei Tagen draußen auf dem Westerberg verbrannt werden, wie es die Art war, mit Hexen umzugehen.

Sie saß nun gebrochen an Leib und Seele auf dem Stroh in ihrer Zelle, fast wahnsinnig vor Angst über den Weg, der ihr bevorstand; sie schreckte auf, wenn der Schließer draußen die Schlüssel klirren ließ, und sie beweinte sich in ihrem Schicksal, das ihr kein Glück verheißen hatte. Sie dachte mit Haß an ihre Mutter, mit größerem Haß an ihren Vater und weinte bitterlich über ihren Erdenweg. Sie versuchte zu beten, sie — eine Hexe, aber da schreckte sie auf denn der Schließer

öffnete die Tür, und die Angst steilte in ihr hoch, daß nun ihr letztes Stündlein gekommen sei.

Vor ihr stand der Pfarrer Balthasar Bennemann mit einem Kreuz in der Hand und mit bleichem Gesicht. Sie sah ihm in die fast toten Augen; es war ihr, als wenn ein Fünkchen Mitleid in seinen Augen zu erkennen wäre, und wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an diesen Strohhalm des Mitleids.

„Rettet mich, Balthasar", flüsterte sie und warf sich ihm flehend zu Füßen, „ich bin keine Hexe, nein, niemals, ich bin unschuldig, ich hab' das alles nicht getan, Balthasar —"

„Warum hast du es dann gestanden?" fragte still der Pfarrer.

„Gestanden? Gestanden?" Es war fast so, als wenn sie lachte, „erpreßt hat man mir das Geständnis, unter den Daumenschrauben erpreßt. Ich bin keine Hexe, Balthasar. Weißt du noch, als du mir als Kind einmal einen Apfel schenktest? Es ist das einzige, was mir als Kind geschenkt wurde, Balthasar, und ich habe es dir ewig gedankt. Ich habe immer an diesen Apfel denken müssen, Balthasar, immer und ewig, wenn ich dich wieder sah, und es ist nicht wahr, daß ich dich verderben wollte. Ich wollte dich glücklich machen, Balthasar, wenn ich dazu in der Lage gewesen wäre", — sie sprach immer schneller, immer eindringlicher, — „ich habe dich wirklich geliebt, Balthasar, weil du der einzige warst, der mir einmal etwas Gutes getan hatte." Sie sah ihm in die Augen, sie wußte, daß sie nicht log, sie wollte die Wirkung ihrer Worte sehen, ob nicht auch dieser Strohhalm der letzten Rettung davonschwimmen würde.

Der Pfarrer sah durch das Kerkerfenster. Ich habe dich wirklich geliebt, hatte sie gesagt, und er war mit dafür verantwortlich, daß sie auf dem Scheiterhaufen brennen sollte. Er sah starr durch das Kerkerfenster, er dachte, wie schön es wäre, jetzt unbeschwert mit Marietta durch den Sommer zu wandeln, der draußen blühte, — aber damit kam auch das Gefühl für die Gedankensünde in ihm auf, die er beging, und seine Züge wurden hart.

Das Mädchen hatte mit fliegenden Augen sein Gesicht betrachtet, voller Angst, zwischen Hoffnung und Bangen, sie sah jetzt ihre letzte Rettung zusammenbrechen, und der Haß auf das Leben wurde in ihr wach, der besinnungslose Zorn, als sie die Veränderung in seinem Gesicht sah, und der Gedanke, daß vielleicht ein anderer Weg ihr Rettung aus ihrer Todesnot verschaffen würde. Sie sprang auf, sie drehte sich vor ihm, sie schrie und lachte gellend. „Ich hab' dich angelogen, Balthasar", schrie sie; „es stimmt, daß ich eine Hexe bin, daß ich dich in meinen Klauen habe, ja, das stimmt alles. Und wenn du mich nicht rettest, dann sollst du verderben wie ich, dann werde ich dir den Teufel und alle seine Helfershelfer in meiner Todesstunde schicken, dann soll deine Seele im Feuer der Hölle braten, Balthasar, und ich will vor dir tanzen voller Hohn und Spott, Balthasar, rette mich, damit du dich selbst retten kannst —", so schrie sie ihm zu.

Vor dem Pfarrer brach eine Welt zusammen. Er sah ihr ins Gesicht, er sah die Angst in ihren Augen, den Irrsinn, und er meinte, daß sie auch diesmal wohl nicht die Wahrheit spräche. In seiner Einsamkeit drehte er sich langsam um und verließ die Zelle. Er hörte ihr letztes Schreien, ihre letzten Worte, als die Tür zufiel — „auch das ist ja nicht wahr, rette mich . . ."

Zwei Tage drauf läutete das Armesünderglöckchen, als man die Welschländerin auf einem Karren durch die Straßen fuhr. Vor dem Wagen schritt der Pfarrer Balthasar Bennemann, seine Augen waren starr, er achtete nicht auf das Geschrei der Menge, er zwang sich, an einen Gedanken zu denken, nur an den einen: Sie ist eine Hexe, sie ist es wahr und wahrhaftig, und sie hat mich in den Krallen, und wenn sie gleich brennen wird, dann wird der Teufel kommen und mich holen, dann wird die Welt untergehen für mich, aber ich habe meine Pflicht getan und meine Schuld gebüßt, und der Herrgott wird mir schon helfen, in meiner Pflicht, die Hexe zu vertilgen, — so dachte er und sah sich nicht um, steinern und allein ging er seinen Weg vor der Hexe her in sein eigenes Verderben, das ihm die Hexe angesagt hatte.

Marietta war ohnmächtig, als man sie vom Wagen hob, sie war ohnmächtig, als man sie auf den Holzstoß band, sie erwachte nicht, als die Flammen züngelten, und ohne einen Laut, nur unter dem Prasseln und Knistern des Feuers ging ihre Schönheit dahin. Und der Pfarrer stand vor dem Holzstoß und hielt das Kreuz hoch — jetzt ist ihre Todesstunde, jetzt wird sich der Himmel verfinstern, jetzt kommt der Teufel mit seinen Gesellen, — Herrgott, steh' mir bei — jetzt —

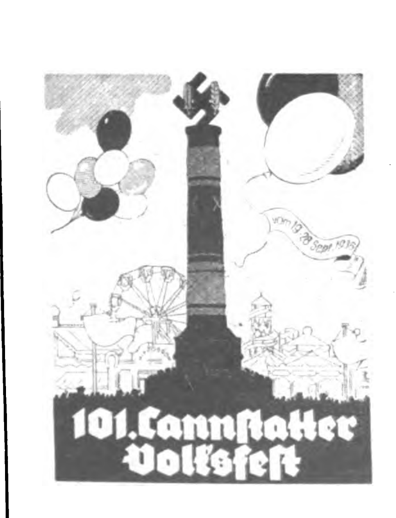
Und der Pfarrer wartete vor dem Scheiterhaufen, vor den zusammenbrechenden Balken, vor der schwelenden Asche. Der Pfarrer sah auf, der Himmel schien nach wie vor in wundervollster Bläue, in den Bäumen und Sträuchern sangen die Vögel, die Volksmenge verzog sich, und mit geschäftiger Teilnahmslosigkeit zogen die Henkersknechte die Asche auseinander, um die letzte Glut zu löschen und die Reste der Hexe in alle Winde zu zerstreuen; alles war so still und ohne Weltuntergang vor sich gegangen, so ohne die große Rache, daß es dem Pfarrer vorkam wie ein Traum.

Er ging allein in die Stadt zurück, er sah die Kinder spielen in den Straßen, er sah in seinem Pfarrgarten die Blumen blühen, er sah überall das lachende, fröhliche Leben, und wie eine Last von tausend Zentnern senkte sich die Erkenntnis auf seine Seele — sie war keine Hexe, es war alles Lüge und Schuld und Dunkelheit und törichte Gerüchte, denen man das Hexenkind geopfert hatte, und darüber zerbrach sein Bewußtsein. Er ging an seinen Studierschrank, nahm eine kleine Phiole daraus und trank das Gift bis zur letzten Neige aus. Und wie er die Wirkung des Trankes spürte, da ging seine Seele in der dämmernden Erkenntnis einer anbrechenden, anderen Zeit hinüber in das Jenseits.

Es ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt, als man den toten Pfarrer fand. „Den hat sie auch noch geholt, und ein Segen, daß sie hinüber ist", und kein Mensch konnte wissen, daß der Pfarrer aus ganz anderen Gründen hinübergegangen war, als sich die Menschen erzählten und für wahrhaben wollten.







Ehrich Körding:

Die Aalkönigin

Ein Seemannsgarn

Tjä", sagt Käppn Harms und versucht, seinem leeren Grogglas noch einen allerletzten Tropfen zu entlocken, wobei er den rotbraungegerbten Kopf weit zurücklegt, „tjä, so was kann tatsächlich passieren!"

Er stellt sein Glas hin, nimmt es dann aber wieder hoch und schlürft und lutscht nun so auffällig und geräuschvoll daran herum, daß Karl ihm rasch ein neues Glas bringen läßt.

„Tjä", wiederholt der Käppn, nimmt einen langen, genießenden Schluck und fügt hinzu: „Nett von dir, Korl — ich bin nämlich nur so durstig, weil ich grad an diese verdammicht salzige Geschichte denken muß, die mir damals im Sargassomeer passierte — — Junge — Junge!"

Er schüttelt sich, da er daran zurückdenkt, und nimmt rasch noch einen kräftigen Schluck. Wir lassen das leere Glas wieder füllen

„Ne ganz tolle Sache is mir da passiert, man könnt' reinweg glauben, es wär gelogen — aber ihr kennt mich ja. Ich und lügen!" Er blickt uns mit seinen hellblauen, ehrlichen Seemannsaugen vorwurfsvoll an

„Denn will ick dat man mol vertelln", fährt er plattdeutsch fort, um sich, da ein Fremder mit am Tische sitzt, gleich hochdeutsch zu verbessern: „Also, denn will ich das man mal erzählen — aber ungelogen!"

Prüfend mustert er uns der Reihe nach Da aber niemand an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln scheint, fährt er fort:

„Also, ich hatte damals die ‚Sancta Lucia', eine schöne Viermastbark. Wir wollten nach Caracas, Kaffee holen, wißt ihr? Na, und da sind wir denn durch eine tagelange Flautentreiberei in dieses verfluchte Sargassomeer hineingekommen. Ihr wißt wohl, alles Seetang, Hunderte von Meilen weit nichts als schwimmender Seetang, tagein, tagaus. Ick hev mol heurt — ich meine, ich hab' mal gehört, daß dorthin die Aale alle zur Hochzeitsfeier schwimmen Aber die Wissenschaft — na, laß sie man."

Käppn Harms schüttelt zweifelnd den mächtigen grauen Kopf und wendet sich dann an Karl:

„Kiek mol, Korl — würdest du nun deine Hochzeitsreise ausgerechnet nach dem Sargassomeer machen — he?"

Streng fixiert er Karl, der eifrig verneint, natürlich würde er nicht, wie käme er wohl dazu!

„Siehst du — das meinte ich damals auch!" nickt Harms befriedigt „Is doch reinweg verrückt, sich so was auszudenken. Und denn noch Aale! So junge Biester noch dazu! Als ob die das nich hier machen können in der schönen Nordsee, oder so Das Laichgeschäft, wie sie sagen"

Wieder schüttelt er kritisch den Kopf „Du, Korl, find'st du nicht auch, Laichgeschäft es kein scheunes Wort, was? Ick harr dat — ich will sagen, ich hätt' das anders gesagt, was?"

Er wartet die Zustimmung Karls nicht weiter ab, sondern fährt fort:

„Na, also dort trieben wir denn umher Es war zum Verrücktwerden — kein Wind, kein Hauch. Die Segel hingen wie ausgetrocknete Pfannekuchen an den Rahen, der Mann am Steuer schlief stundenlang ein Ein richtiger Hühnerkram war das, gleuv dat man! — Aber das Schlimmste, unser Proviant ging langsam aus. Mann, das war schlimm Und denn das Trinkwasser Junge, wenn ich daran denke!"

Und hastig greift Käppn Harms zum Grogglas und leert es mit durstiger Kehle. Dann wartet er mit dem Weitererzählen seelenruhig, bis ein neuer Grog dampfend vor ihm steht.

„Tjä — was soll ich da lange verteilln Eines Tages, wir dumpeln wie ne Kinderschaukel auf der langen Dünung, komme ich auf den Gedanken, doch mal zu versuchen wie dieser Seetang wohl schmeckt. Nich wahr man kommt bei Flaute und vierzig Grad im Schatten manchmal auf komische Gedanken Ich dachte so an junge Seetangspitzen oder Knospen, nich wahr? Also geh' ich bei und hol' mit einem Peekhaken solche Tangschlange an Bord Und weil das lange Ende unten noch ins Wasser reicht, fang ich an, einzupalmen, immer freiweg. Aber das Ding nimmt und nimmt kein Ende Nu hätt' ich es ja einfach abschneiden können, aber ich war langsam in Wut gekommen und sagte woll'n doch mal sehen, wer das länger aushält Und so steh' ich da achtern und hol' den Tang ein immer so Hand über Hand einen Kilometer nach dem anderen — Wat? — Jawoll, Kilometer hab' ich gesagt Dat Water dor unnen is bannig — ich will sagen, das Wasser dort unten is mächtig tief Daran hatte ich damals nicht gedacht. Schließlich mußte mich der Stürmann ablösen und wir hatten immer noch nicht das Ende von dem Tang Reinweg toll kann ich euch sagen! Und einen Durst kriegte ich! Ich hatte nämlich ein paarmal von den kleinen Tangknospen probiert. Schmeckten aber ganz eklig! Da seh ich auf einmal am Tang kleine Blasen, so von halber Handgröße Sahen aus, als ob sie mit Wasser gefüllt waren Ich denke mal sehen was das wohl sein mag Ich probier Nanu denk' ich — Rum? Ich probier wieder — jawoll tatsächlich. Rum ist darin finest old pure rum!"

Käppn Harms haut mit der Faust auf den Tisch und schwelgt mit glänzenden Augen in dieser schönen Erinnerung

„Tolle Sache!" murmelt hingerissen der Fremde „Wirklich toll!"

„Wat — toll?" Käppn Harms lacht dröhnend „Gornix is dat — das kommt noch ganz anders, paßt mal auf! Also ich hol' nun natürlich immer weiter den

Tang ein, beiß' in jede Blase und lutsch den Rum heraus. Nachher, als ich genug davon hatte, schnitt ich sie ab, massenhaft, ganze Eimer voll! Tagelang haben wir diesen herrlichen Rum getrunken, tagelang! Übrigens hörte ich später, daß ungefähr an der Stelle, wo wir herumschaukelten, ein Spritschiff gesunken war. Da sind denn wohl auf und in den Fässern diese Tangpflanzen gewachsen, haben sich mit Rum vollgesogen und ihn in den Blasen allmählich mit nach oben genommen. Ick weet nich — sonst kann ich mir das nicht erklären. Ihr vielleicht?"

Nein, wir natürlich noch viel weniger. Woher wohl. Wir schweigen ergriffen und warten das Weitere ab.

„Aber nun kommt es erst! Ich hatte den Stürmann wieder bei mir, und wir holten schon den fünften Kilometer herein. Da sehen wir auf einmal überall an dem langen Stengel kleine Blattbüschel wie Nester, als ob die dünnen Blätter absichtlich durcheinander geflochten waren. Sahen aus wie richtige kleine Blattlauben. Und was soll ich euch sagen — da sitzt doch in jeder kleinen Laube ein Aal-Liebespaar! Jawoll, ungelogen, saßen da und schmusten miteinander. Und einige total betrunken! Hatten wohl auch von dem Rum aus den Blasen getrunken!"

Der Käppn trinkt und sieht uns dabei über den Rand seines Glases triumphierend an. „Wirklich, Kinder, ich würd' es selbst nicht glauben, wenn ich es nicht persönlich erlebt hätte, verdammich noch mol to!" Er nickt vor sich hin, ja, das war eine Sache!

„Tjä — ne tolle Kiste, wirklich. Also stimmt das doch, mit den Aalen und so im Sargassomeer. Ick harr dat — ich hatte das ja nicht für möglich gehalten. Aber betrunken auch noch — da mußte ich doch denken, so jung noch und schon so verdorben! Na, jedenfalls haben wir denn die Liebespaare freudig in Empfang genommen und in die Bratpfanne getan. Immer mehr, noch und noch. Das war ne feine Sache — junge Aale, und dazu prima Rum! — — Aber, es kommt noch besser! Ihr werdet staunen! So gegen Abend, ich hol' todmüde immer noch Meter um Meter den Tang binnen Bord, hör' ich es auf einmal laut plätschern. Aha, denk' ich, ein großer Fisch. Und ich hög mich schon bannig. Aber dann — beinah hätte ich vor Schreck losgelassen — guckt da auf einmal vor mir ein Weibsbild über die Reeling, ein Meerweib, ein Aalweib!"

Käppn Harms schweigt und weidet sich an unserer atemlosen, großäugigen Spannung. Ja, er weiß seine Erlebnisse immer zu steigern. Je nach der Anzahl der getrunkenen Grogs.

„Also", fängt er wieder an, „kurz und gut, wen hab' ich da vor mir? Die Aalkönigin in eigener Person, jawoll!"

„Sag' mal, Käppn Harms", fragt einer scheinheilig dazwischen, „wieviel Rum hattest du denn schon getrunken?" Es ist eine hundsgemeine Frage, sicher.

Aber Harms ist nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Nein — durch solch dumme Frage schon längst nicht.

„Min Jung — also, mein guter Junge, das hat doch mit der Aalkönigin nichts zu tun. Die stand da vor mir auf der Reeling. Das heißt, sie saß ganz gemütlich, hielt sich an meinem Tang fest. Und an Stelle der Beine hatte sie — na, es sah aus wie zwei hübsche, schlanke Aale. Ja, hübsche, schlanke Aalbeine hatte sie. War überhaupt ein bildhübsches Mädchen. Ich mußte an meine Trina denken und — na, lot man. Aber sie macht ein unfreundliches Gesicht und legt auf einmal los:

Was lockst du meine Brut
mit Menschenlist und Menschenwitz
hinauf in Todesglut? —

Also, Kinder, mir blieb die Spucke weg, als ich das so hörte!"

„Nana!" unterbricht da einer, „das kann doch wohl nicht angehn, das ist ja aus dem Gedicht ‚Der Fischer', woher soll denn die — —"

Mit einer Handbewegung unterbricht Käppn Harms den Vorlauten, blickt ihm streng in die Augen, während er ruhig sagt:

„Nu teuf man — nun warte man ab. Genau dasselbe sagte ich nämlich der Aalkönigin! Nana, sagte ich, hören Sie mal, das hab' ich früher in der Schule gelernt, wieso kennen Sie das hier im Sargassomeer? Aber dabei hatte ich doch ein mordsschlechtes Gewissen, denn ich mußte an die jungen Aale in der Bratpfanne denken — von wegen Todesglut. Aber die Königin gab mir gar keine Antwort, klimperte nur so eigen mit den grünen Augen und sang wieder — —. Hab' ich übrigens schon gesagt, daß sie ganz großartig sang? Ich kannte mal drüben in Frisco, in der Hawai-Bar, ein Mädchen, das hatte auch solche Stimme. Na, die Aalkönigin sang also weiter:

Ach, wüßtest du, wie's Aalchen ist
so wohlig auf dem Grund —
Du stiegst hinunter, wie du bist — —

Und, Kinder, ob ihr's nun glaubt oder nicht — dat is mi pottegol! — als ich das so hörte, da wurde mir ganz komisch. Das kam — —"

„Von dem vielen Rum", ruft einer vorlaut dazwischen. Aber Harms überhört die dumme Bemerkung, er ist nun herrlich im Zuge.

„Das kam so über mich, wie vielleicht damals über den berühmten Fischer, ihr wißt wohl Und da dachte ich blitzschnell — wie man das in solchen Momenten wohl so hat — du, Harms, dachte ich, die will dich verführen, und jetzt wirst du gleich so in voller Klebage über Bord jumpen, und hier is das Wasser gut und gern seine fünftausend Meter tief — — — —. Und da packte mich plötzlich eine unheimliche Wut, ich ließ die Tangleine los, gab dieser Person, der Aalkönigin, noch einen kräftigen Stoß — denn, stellt euch vor, sie hielt sich an der Reeling fest und schimpfte mich furchtbar aus, mit Worten, wie meine Alte sie nicht mal kennt! — Dann klatscht und plätschert es unter dem Heck von der ‚Sancta Lucia' — — weg war sie. Und dann hab' ich in meinem Zorn den ganzen Krempel gleich hinterhergeworfen."

„Auch den Rum?" fragt einer und reißt die Augen entsetzt auf.

„Nee", grient Käppn Harms breit, „den natürlich nicht. Davon haben wir nachher zu den gebratenen Aalen tüchtig getrunken. Die schmeckten übrigens ganz großartig. Und der Rum erst! Tjä — und gleich, nachdem das Weibsbild untergetaucht war, kam eine herrliche Brise auf. Später bin ich nie wieder in die Gegend gekommen. Na, denn Prost!" —



RÄTSEL

Differenzrätsel

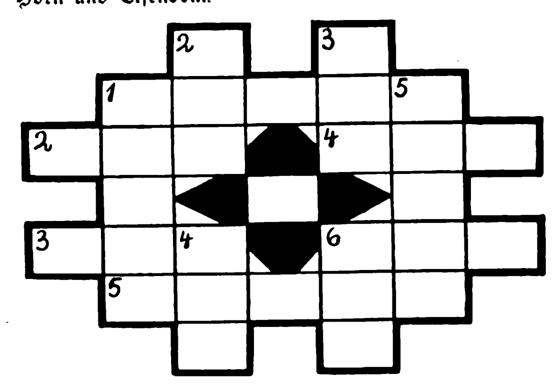
Die nachstehend angegebenen Wörter sind zu suchen und die aufgeführten Buchstaben ihnen abzuziehen. Die verbleibenden Wortteile ergeben zusammenhängend gelesen einen Ausspruch des Aristoteles.

1. Strom in Deutschland — rh, 2. Rachegöttin — ui, 3. Gesichtsteil — m, 4. stachelige Pflanze — dl, 5. Insekt — be, 6 Gewässer, 7. Gewebe — en, 8. Teil des Baumes — g, 9. Dichter der Befreiungskriege — ner, 10. Singspiel — o, 11 englische Insel — ma.

Magische Silbenfigur

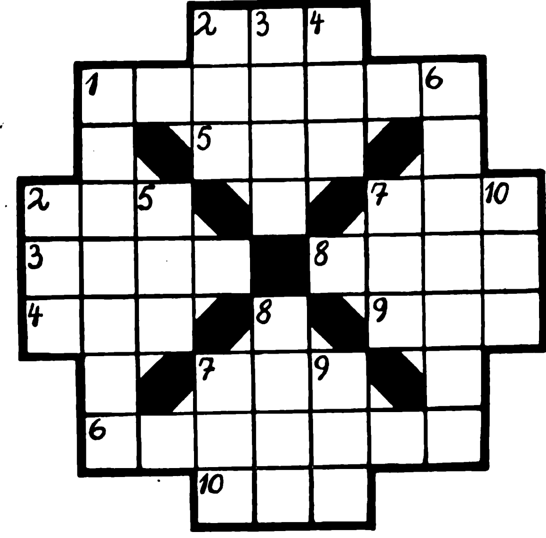
Nachstehende Silben sind so in die Felder einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen, bel ce ce do do en en gie ka ko korn korn la la le le lo lo ma ma mo mo na na ni ni to to.

1. Alter Name für Nordschottland, 2. eine der Sunda-Inseln, 5. Hauptstadt der Philippinen, 4. griechisch-römische Sagengestalt, 5. Insektenkunde, 6. Ersatz für Horn und Elfenbein.



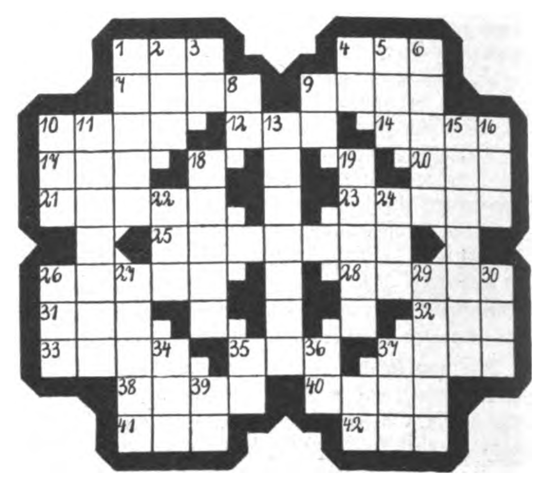
Magische Figur

Nachstehende Buchstaben: a a a a a a b b e e e e e e e e e e e e e e i i i i k l l l l l l l o o o o p p r r r r r s s t t t t sind so einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. alte römische Burg, 2. Bad in Belgien,



2. Gewässer, 3. Gleichwort für Hast, 4. deutscher Komponist des 19. Jahrhunderts, 5. Singstimme, 6. deutscher Bildhauer, 7. Westeuropäer, 7. Frauenname, 8. Stadt in Rußland, 9. Dorf in Tirol, 10. das Universum.

Kreuzworträtsel

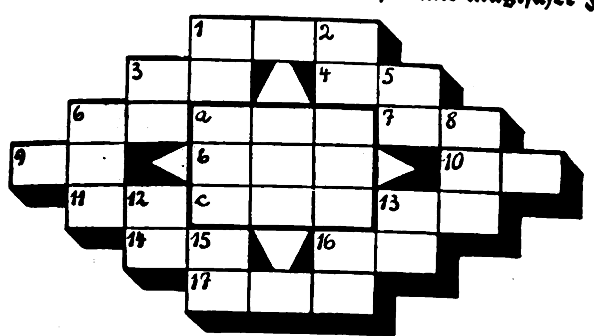


Waagerecht: 1. Sammlung geflügelter Worte, 4. türkischer Befehlshaber, 7. Nebenfluß des Narew, 9. türkischer Titel, 10. Gezeit, 12 Nebenfluß des Rheins, 14. Wüste der Mongolei, 17. Segelstange, 20. persische Elle, 21. Körperteil, 23. Teil des Hauses, 25. Ansiedlung auf fremdem Gebiet, 26. Stern im Adler, 28. französischer Fluß, 31. Schicksal, 32. englischer Titel, 33. Gewürzpflanze, 35. Gattung, 37. großes Gewässer, 38. Tierprodukte, 40 Blutgefäß, 41. Nebenfluß der Warta, 42. altdeutsche Sagengestalt. — Senkrecht: 1. Verkleinerungsmaßnahme, 2. bayerischer Alpenschilderer, 3. Vorsilbe, 4 Präposition, 5. offenes Gefährt, 6. Kurort der Schweiz, 8. ägyptischer Gott, 9. Fürwort, 10. berühmter deutscher Nervenarzt, 11. Singstimme, 13. Lohn für geistige Arbeit, 15. Zierpflanze, 16. Europäer, 18. deutscher Lyriker, 19. Ortsveränderung, 22. Sportgerät, 24. Getränk, 26. Stadt in Italien, 27. Erdteil, 29. Fluß in Frankreich, 30. Berg in Graubünden, 34. Fürwort, 35. Flächenmaß, 36. chem. Zeichen für Tantal, 37. german. Getränk

Kryptogramm

Immelmann, Statistik, Erbtante, Kranich, Nachtfalter, Buergerkrieg, Gessler, Achat, Schulheft, Tresor, Hindenburg, Kernnatur, Urftalsperre, Nuerburgring, Ideale, Schale. Jedem der Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat aus Adolf Hitlers „Mein Kampf“ ergeben.

Kreuzwort-Silbenrätsel mit magischer Figur



Waagerecht: 1. berühmtes Berliner Museum, 3. Schusterwerkzeug, 4. Kinderspielzeug, 6. europ. Volk, 7. Schleppfahrzeug, 9. oberitalienische Stadt, 10. Säugetier, 11. arithmetischer Begriff, 13. Laubbaum, 14. Absperrvorrichtung, 16. westeuropäischer Fluß, 17. spartanischer Feldherr. **Senkrecht:** 1. Schmuckstück, 2. Stadt in der Eifel, 3. Vorfahren, 5. indogermanischer Volksstamm, 6. böse Geister, 8. mohammedanische Mönche, 12. Leitungsbahnen des Körpers, 13. Nebenfluß des Amazonenstroms, 15. Feldherr des 30jährigen Kriegs, 16. Raubtier

Magische Figur: a) Gewebe, b) Stadt am Adriatischen Meer, c) Vorrichtung an Meßgeräten.

Verbindungsrätsel

Blume, Bogen, Tal, Bein, Seil, Saft, Stadt, Rose, Kopf, Geweih, Vieh, Wasser, Fall, Dorf, Stein, Mund, Hut.

Die nachstehend angeführten Wörter sind durch Vorsetzung mit den obigen zu verbinden, so daß Wörter neuer Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben in der erstangeführten Reihenfolge einen bedeutenden König des 18. Jahrhunderts (ch = ein Buchstabe). Christ, Drachen, Draht, Eisen, Elch, Elfen, Feld, Grund, Immen, Inn, Oberst, Reben, Regen, Rhein, Rind, Sand, Sieg.

Ordnungsrätsel

a als bol da be bes die fein gel li mus na nal o rauf sche sind so sten stolz ten ti tod wir wis zi zu.

Die Silben sind sinngemäß zu ordnen, so daß fortlaufend gelesen ein Ausspruch Hans Schemms entsteht.

Rösselsprung

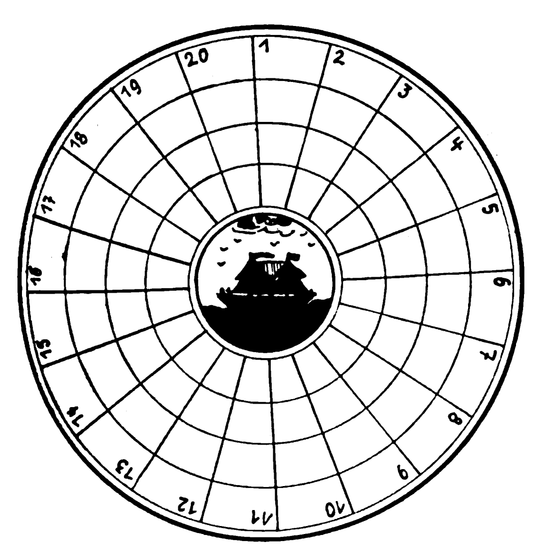
		dank				
		wöh	der	bai		
	stets	fried	bräut	ne	tod	das
	ge	dich		was	zu	
da	beut	men	bo	du	le	
		stedt	ben	neb		
				den		

Aus zwei mach eins

Kreta — SOS = griech. Philosoph, Gera — Mops = Burg von Troja, Wessel — Edi = Gebirgsblume, Amu — Bein = Wasserfahrzeug, Lotte — Giro = Verdi-Oper, Leser — Wand = deutsche Landschaft, Eue — Mars = einer der 14 Nothelfer, Gatte — Ra = sportl. Veranstaltung, Erst — blau = franz. Komponist, Hecke — Art = Verfasser des Walthari-Lieds, Bene — Brom = Monat

Vorstehende Wörter sind durch Umstellung der Buchstaben zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben eine Sportart.

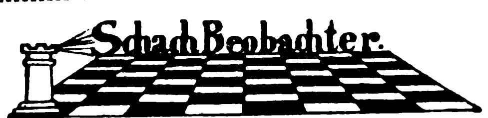
Kreisrätsel



1. Bindefaser, 2. Paradies, 3. Streit, 4. Getränk, 5. Frauenname, 6. Musikzeichen, 7. Wasservogel, 8. europäischer Staatsangehöriger, 9. Brettspiel, 10. Frauenname, 11. Rheinzufluß, 12. moralischer Begriff, 13. guter Gedanke, 14. Edelmetall, 15. Donauzufluß, 16. Schalenfrucht, 17. Meerenge in der Ostsee, 18. Donauzufluß, 19. Bezeichnung, 20. Zahl. Die Bedeutung vorstehender Wörter ist in die Felder von außen nach innen einzutragen, die äußeren Buchstaben ergeben dann ein Sprichwort.

Lösungen der Rätsel in Folge 36

Bilderrätsel: „An Bauernbrot und Bauernwesen / Ein Volk kann sterben und genesen." ✱ **Kryptogramm:** Verdienst, Kaufmann, Begabung, Resede, Küsnacht, Nation, Schnalle, Sozius, Rialto, Egoismus, Musik, Erstdruck, Friese, Sichel, Gerste, Keller, Ungarn, Wanderer, Zentner, wickeln, klug, Tunguse, Pinsel, Tresse, voll, Tscherkesse. „Die Aufgabe des Nationalsozialismus ist die Sicherstellung der Entwicklung unseres Volkes." ✱ **Füllrätsel:** 1. Nashorn, 2. Antenne, 3. Kanonen, 4. Brenner, 5. Bananen, 6 Interne, 7. Nattern. ✱ **Wirrwarr:** „Die Stärke einer Regierung liegt in der inneren Verbundenheit ihres Denkens und Handelns mit dem Volk." ✱ **Kreuz-Scharade:** Emil, Meile, Leim, Lei, Imme, Ill, Lim, Lilie, Lille, Eile, Mell, Memel, Memme, Ili, Ilm, Imi, Mille, Mime. ✱ **Vokallos:** „Die Geistesrichtung wird siegen, die den stärkeren Willen hat." ✱ **Kreuzworträtsel:** **Waagrecht:** 1. Thoma, 4. Spahi, 8. Hase, 9. Wallis, 10 Ast, 11 Pan, 12. Tee, 13. La, 14. Motte, 16. Erda, 18. Topf, 20. Dorn, 22. Spee, 25. Maas 27. Ahle, 30. Train, 31. Erb, 33. Wal, 34. Ate, 35. Caesar, 36. Eber, 37. Kugel, 38. Sporn. — **Senkrecht:** 1. Thale, 2. Hasard, 3. Ost, 4. Santos, 5 Alt, 6. Hieb, 7 Isère, 9. Watt, 11. Po, 14. Marat, 15. Eyvan, 17. Dom, 19. Feb, 21. Narwal, 23. Elster, 24. Speck, 26. Saar 28. Egern, 29. Traun, 32. Beg, 34. Abo. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Besam, 2. Elemi, 3. Seume, 4. Ammer, 5. Niere. ✱ **Rösselsprung:** „Laß das Wünschen, Ringen, Laufen / Nach entfernten dunklen Zielen, / Brot ist auch daheim zu kaufen, / Zahl' es nur mit Schweiß und Schwielen." ✱ **Rätsel-Fries:** 1—10 Rotterdam, 2—6 Nobel, 3—7 Dante, 4—8 Traum, 4—1 Taler, 5—2 Osten, 5—9 Ohren, 8—3 Marienbad, 9—6 Nadel, 10—7 Morse. ✱ **Silbentreppe:** 1. Riga, 2. Galata, 3. Tamino, 4. Novalis, 5. Lissabon, 6. Bonsels. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Alligator, 2. Becher, 3. Sardinien, 4. Tochter 5. Asthma, 6. Musik, 7. Mommsen, 8. Unke, 9. Niobe, 10. Gemälde. „Abstammung." ✱ **Viereck:** 1. Führer, 2. Einhorn, 3. Rhodope, 4. Rondell. ✱ **Kapselrätsel:** Wal, Oil, Vers, Irma, Eis, Lot, Lust, Ilse, Eber, Tod, Inge, Sol, Tag, Inn, Samen, Ter, Serge, Ton, Ast, Rat, Kar, Eisen, Rad, Stern, Ehar, Agnes, Tor, Tadel, Eid, Not. „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten." ✱ **Besuchskartenrätsel:** Oberstdorf.



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Partien aus dem Schach-Olympia München 1936

Ideenreiche Angriffsführung.

Sizilianische Partie.

Weiß: Dr. Rödl. Nürnberg
Schwarz: Ormond. Schweiz

1.	e2—e4	c7—c5	15.	Dd4—f2	Ta8—c8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	16.	0—0—0	b7—b5
3.	d2—d4	c5×d4	17.	f5×e6	Ld7×e6
4.	Sf3×d4	Sg8—f6	18.	Sc3—d5	Le6×d5[2]
5.	Sb1—c3	d7—d6	19.	e4×d5	Tc8—c5
6.	Lc1—g5	e7—e6	20.	Th1—e1	De5—g5†
7.	Dd1—d2	h7—h6[1]	21.	Kc1—b1	Tc5×d5
8.	Lg5×f6	g7×f6	22.	Te1×e7†[3]	Ke8×e7
9.	Lf1—e2	a7—a6	23.	Df2—a7†	Ke7—d8
10.	Le2—h5	Lf8—e7	24.	Da8—b8†	Kd8—d7
11.	f2—f4	Dd8—a5	25.	Db8—b7†	Kd7—d8[4]
12.	g2—g4	Lc8—d7	26.	Td1×d5	Dg5—f4
13.	f4—f5	Sc6×d4	27.	Td5—d1	Th8—e8
14.	Dd2×d4	Da5—e2	28.	Db7—c6	Aufg.[5]

[1] Sein Kollege Prof. Naegeli (Schweiz) spielte hier gegen Böök (Finnland) a7—a6 nebst Dc7, um nach evtl. langer Rochade von Weiß den Vorstoß b7—b5 inszenieren zu können.

[2] Schwarz tauscht den gefährlich stehenden Springer und gibt eben das Läuferpaar auf. Nun wird aber die e-Linie eine Zugstraße für die Türme.

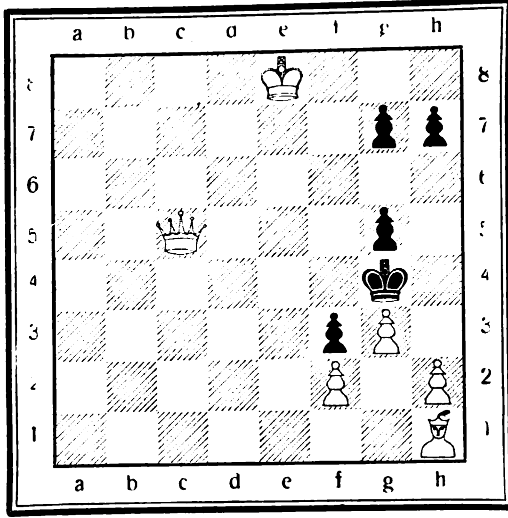
[3] Ein hübsches, dabei korrektes Qualitätsopfer, das schnell den Zusammenbruch der schwarzen Partie herbeiführt.

[4] 25. . . . . Ke6 verbietet sich wegen 26. Dame oder L×f7†.

[5] Mit Recht gab Schwarz auf, da die Drohung T×d6† nicht zu parieren ist. Eine sehr gute Leistung Rödls.

Aufgabe (Urdruck)

Von Ernst Skowronek, Wanne-Eickel.
Schwarz: Kg4. Bf3, g5, g7, h7 (5)



Weiß: Ke8, Dc5, Lh1, Bf2, g3, h2 (6)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Unregelmäßige Verteidigung

Gespielt in der 21. Runde

Weiß: Norcia (Ital.) Schwarz: Dantscheff (Bulg.)

1.	e2—e4	d7—d6	9.	f2—f4[2]	e5×f4
2.	d2—d4	Sg8—f6	10.	Tf1×f4	Sc6—a5
3.	Sb1—c3	Sb8—c6	11.	Lc4×f7†[3]	Ke8×f7
4.	Lf1—b5	Lc8—d7	12.	Sc3—d5	h7—h6
5.	Sg1—e2	a7—a6	13.	Lg5×f6	Lg7×f6
6.	Lb5—c4	e7—e5	14.	Tf4×f6†	Kf7—g7
7.	0—0	g7—g6[1]	15.	Se2—f4	Th8—f8
8.	Lc1—g5	Lf8—g7	16.	Tf6×g6†	Aufg.

[1] Stellt eine bedenkliche Schwächung des eigenen Königsflügels da. Vorzuziehen ist hier Lf8—e7.

[2] Die Fesselungsstellung nützt nun Weiß energisch aus.

[3] Ein hübsches und korrektes Figurenopfer, das bald die Entscheidung herbeiführt.

Aufgabelösung aus Folge 33

Dreizüger von Friedrich Bethge, Frankfurt a. M.

Weiß: Kf2, Te7, Lb3, Sf1, Sh2 (5)
Schwarz: Kh1, Sh4, Sh6, Bb5 (4)

1. Te7—h7, Sg4†; 2. S×g4, h5×g4; 3. Lg2‡.
1. . . , Sf5; 2. Sf3, S×f3; 3. Lg2‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Müneb, Bocholt; C. v. Below, Berlin-Neukölln; Dr. Boerner, Chemnitz; W. Ewald, Altkarbe: A. Hinrichs, Naumburg; J. Herwig, Gotha; A. Seber, Trier; O. Behncke, Cuxhaven; O. Hoffmann, Hamburg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; J. Diehl, Oberschmitten; O. Debler, Bad Blankenburg (Thür.); C. Weinrich, Syke; L. Schlobach, Rochlitz; Th. Menke, Hamm; R. Kubosch, Bln.-Weißensee; W. Weißflog, Frankfurt a. M.; L. Hohensee, Berlin; E. Schinze, Willingen; Dr. Krug, Dresden.

Einige Löserurteile: „. . . gehört zu den Besten" Dr. M., B.; „Angesichts der ungeheuren Tiefenstaffelung der Figuren ein kaum glaublicher Schlüsselzug – ein köstliches Randproblem" H. K., B.-N. usw.





FRANZ SCHAUWECKER:

Die Wölfin

Am Rande der Rokitnosümpfe erzählte mir ein russischer Bauer im Jahre 1917 folgende Geschichte:

Es gab damals hinter der Front in den so gut wie unzugänglichen Sümpfen eine Landplage furchtbarster Art, die Plenniks. Das waren Deserteure der russischen Armee, die sich zu räuberischen Banden vereinigt hatten, in entlegenen Waldschlupfwinkeln hausten und die Gegend brandschatzten. Mord, Raub und Schändung, Überfall und Diebstahl waren an der Tagesordnung. Niemand fühlte sich mehr sicher. Grausamkeiten, wie sie nie gehört waren, wurden begangen. Die Bauern lebten nur hinter verrammelten Türen und gingen bewaffnet auf das Feld

Von umherziehenden Leuten wurde jenem Bauern ein Hund angeboten, ein furchterregendes Geschöpf von seltener Größe und Schönheit Es war ein Schäferhund, wie es schien, aber bei näherem Zusehen war etwas an diesem Tier, das sehr seltsam war. Wie sich herausstellte, war er der Sohn einer Wölfin und eines Schäferhundes.

Diesen Hund erwarb der Bauer als einen guten Schutz in schlimmen Tagen. Angekettet an eine schwere Hundehütte, lag er auf dem Hof und setzte jeden Ankömmling in Schrecken, wenn er sich lautlos erhob und aus gelben Augen starrte. Er konnte nicht bellen und war wie stumm

Des Nachts aber lief er frei innerhalb des Zaunes umher. Er bewährte sich, indem er binnen wenigen Monaten drei Banden verscheuchte.

Eines Abends im Winter aber begab sich etwas Sonderbares. Der Hund begann plötzlich an seiner Kette zu zerren und zu rasen. Er sprang hin und her und blieb mitten im Sprung stehen und starrte zwischen den Lücken des Zauns in die neblige Ferne, aus der schattenhaft der Wald dämmerte.

Der Bauer und seine Familie standen dabei und sahen dem Tier zu, das sie überhaupt nicht beachtete.

Da drang an ihr Ohr ein Ton, der sie erschrecken ließ.

Von fernher kam aus den Wäldern ein langgezogener Laut, hoch aus den Wolken scheinbar, ein zitternder Laut, in welchem eine sehnsüchtige und verzweifelte Klage zu liegen schien. Der Ton verstummte und begann gleich darauf von neuem. Langsam ansteigend erreichte er in kurzen Intervallen rasch seine höchste Höhe und fiel wie eine Kaskade herab.

Der Bauer sah seine Frau und die drei Kinder an und sagte: „Wölfe!"

Dann sah er auf den Hund. Er stand bewegungslos wie aus hartem Lehm, aber seine Ohren waren spitz und seine Augen glühten.

Von da an war es mit dem Hund vorbei Er war nicht mehr zu gebrauchen. Tagsüber lag er hechelnd an der Kette, den Blick starr in eine undurchdringliche Ferne gerichtet, und manchmal ein leises Winseln in der Kehle Er war nicht mehr bei sich. Er war weit weg

An einem der darauffolgenden Abende saß der Bauer mit seiner Familie in der großen Gemeinschaftsstube, als plötzlich draußen die Haustür wie von einer tappenden Hand mit einem wilden Ruck aufgerissen wurde Ehe sie aufzuspringen vermochten, stand neben dem Faß mit dem gärenden Sauerkohl, zwischen den zum Trocknen aufgehängten Leinenlaken und den beiden jüngsten, auf dem gestampften Lehmboden herumkriechenden Kindern der Hund.

Die Zunge schoß ihm wie eine Flamme aus dem weitoffenen Maul, die Augen rollten glühend zwischen Schnauze und Stirn, und der Atem fauchte. Er sah keinen an, sein halbirrer Blick raste im Kreise und prallte von allem ab, dem er begegnete. Der Bauer erhob sich und stierte auf das Tier, das er nicht erkannte.

Da bog sich seine Frau schwer und breit von dem Ofen, auf dem sie lag.

„Laß ihn laufen" sagte sie langsam „Er will fort. Wassiljewitsch."

„Nein", sagte der Bauer, stand auf und fesselte den Hund draußen wieder an seine Kette, von der er ihn kurz vorher noch freigemacht hatte. Der Hund zitterte dabei vom Rücken bis zu den Füßen; er flog förmlich wie in einem eisigen Wind.

Als der Bauer in die Stube zurückkam, sagte seine Frau noch einmal: „Laß ihn laufen, Wassiljewitsch Er will fort. Er will doch nicht mehr. Was hast du von ihm?"

Der Bauer antwortete nicht; er sah nur auf das Tier, das keuchend dastand wie eine Erscheinung.

Im nächsten Augenblick war der Hund verschwunden, und gleichzeitig erscholl draußen in unmittelbarer Nähe des Hauses der langgezogene, heulende Schrei einer Wölfin

H U M O R



Nachdem der Angeklagte verdonnert war, sagte sein Verteidiger zu ihm:

„Mein lieber Nulpe, da sind Sie ja noch mal mit dem blauen Auge davongekommen."

„Ich weiß, denn nach der Rede, die Sie gehalten haben, hatte ich mindestens das Doppelte erwartet."

*

Herr Tüfftler, der bekannte Schriftsteller, war von einer längeren Reise zurückgekehrt.

„Nun, mein lieber Erich, was hast du eigentlich deinem Liebling mitgebracht?"

„Ach, Schatzi, einen wundervollen Stoff, mindestens für zwei Romane und drei Filme reichend."

„So eine Gemeinheit, Stoff für ein paar neue Kostüme wäre mir lieber gewesen."

*

„Wir können Sie leider nicht in die Lebensversicherung aufnehmen."

„Aber warum denn nicht?"

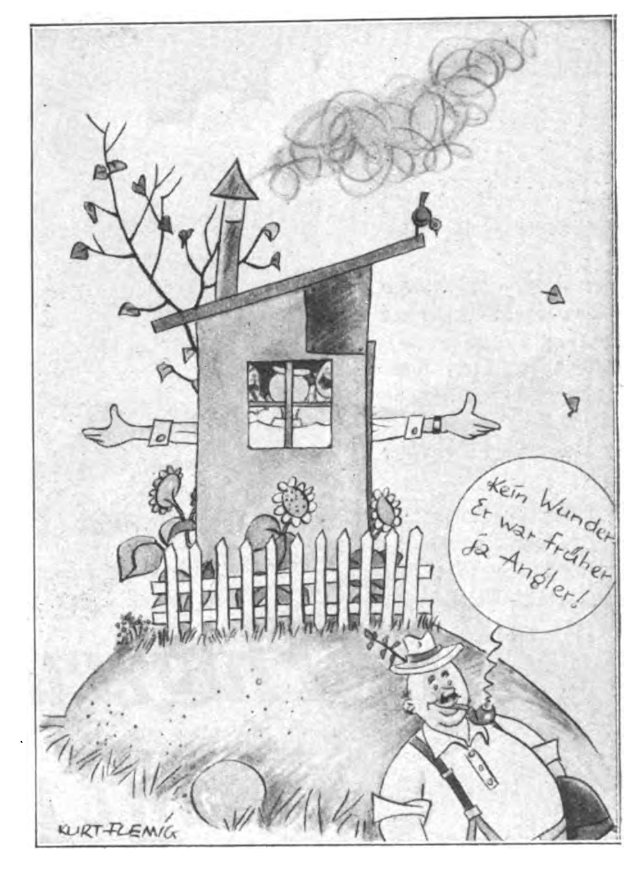
„Sie sind ja schon 92 Jahre alt."

„Nun eben. Die Statistik muß Ihnen doch beweisen, daß die Sterbefälle in diesem Alter außerordentlich gering sind."

*

Er: „Liebe Meta, ich glaube, daß sich unsere Vereinssitzung sehr in die Länge ziehen wird. Du brauchst also nicht auf mich zu warten. Das Mädchen kann mir ja die Haustür aufschließen."

Sie: „Ludwig, das möchte ich dir ein für allemal sagen, das Mädchen ist als Stütze für die Hausfrau eingestellt und nicht als Stütze für den Hausherrn!"



Der Kleingärtner: „So eine Gurke habe ich dieses Jahr gezogen!"

„Georg, darauf brauchst du dir nichts einzubilden, daß du dir deine Frau erobert hast."

„Es ist tatsächlich so!"

„Das glaubst du ja selber nicht, denn soviel ich sie kenne, hast du dich von ihr fangen lassen."

*

Kaum hatte der Sänger die Bühne verlassen, da erhob sich im Saal ein ohrenbetäubender Lärm. Geschmeichelt wollte er sich dem Publikum noch einmal zeigen; aber sein Manager hielt ihn zurück. „Bleiben Sie hier!" warnte er. „Die Leute werfen mit faulen Eiern!"

„Aber ich habe doch ganz deutlich ein da capo' gehört!" wandte der Künstler ein.

„Ja — schon. Aber das war für die Eier — nicht für Sie!"

*

In der Rechenstunde stellt der Lehrer folgende Aufgabe:

„Ein reicher Mann hinterläßt bei seinem Tode 50 000 Mark Vermögen. Davon soll ein Fünftel seinem Sohn, ein Sechstel der Tochter, ein Siebentel seiner Frau und der Rest einer milden Stiftung zufallen. Was hat jeder der Erben?"

Meldet sich Fritzchen:

„Einen Rechtsanwalt, Herr Lehrer."

*

Hasenfratz, der vor kurzem geheiratet hat, ist bei Leisegangs zu Besuch und erzählt begeistert vom Tageslauf seines jungen Haushalts. „Wissen Sie", fragt er stolz, „womit meine Frau und ich alle unsere Mahlzeiten eröffnen?"

„Vielleicht mit einem Büchsenöffner?" vermutet Frau Leisegang.

„Er will fort", sagte die Bäuerin. „Laß ihn, Wassiljewitsch."

Der Bauer schüttelte den Kopf. Aber gerade wie er sich hinsetzen wollte, geschah draußen ein lautes Geräusch, ein Krach, der von einem wilden Gepolter gefolgt wurde, während das Geheul so durchdringend wurde, daß die winzigen Fensterscheiben zu klirren schienen.

Der Bauer sprang unwillkürlich auf, die Kinder begannen zu weinen, und nur die Bäuerin blieb breit und schwer auf ihrem warmen Platz liegen. Sie stützte sich träge auf und sah gespannt zur Tür.

Mit einem Satz war der Bauer draußen, das griffbereite Gewehr in der Faust, und starrte in die Nacht, die bleich und riesig ins Unendliche stieg.

Er gewahrte einen blitzschnell am Zaun hinhuschenden Schatten, vernahm noch einmal das wie ein Messer ins Ohr schneidende Geheul und erblickte dann dicht vor der verrammelten Hoftür einen schwarzen Klumpen, der regungslos dalag und vorher nicht dagewesen war.

Das Gewehr schußbereit in den Händen, ging er vorsichtig näher. Als er auf Schrittweite herangekommen war, erblickte er den Hund. Er lag auf der Seite und rührte sich nicht. Neben ihm lag die schwere Hütte, an welche er noch mit der Kette gefesselt war . . .

„Er war tot, Väterchen", sagte der Bauer zu mir. „Er hatte die ganze Hütte umgerissen und auf sich gestürzt. Wie töricht sind die Hunde. Er hätte es doch einsehen müssen, daß es keinen Zweck gehabt hat, wenn er zu seinen Wolfsvorfahren zurückwollte, als sei er noch ein richtiger Wolf. Es war sonst ein so guter Hund. Solange wir ihn hatten, kamen die Plennits, die Räuber, nicht auf den Hof. Danach haben sie manchen von uns getötet, aber auch wir haben einige von ihnen erschlagen, wo wir sie fanden. Es war damals Krieg. Diese Zeiten sind nun vorbei. Aber den Wolfshund, der zu den Wölfen zurückwollte, haben wir nicht vergessen . . ."

ANEKDOTEN

Arbeitsteilung.

Der berühmte englische Prediger Swift ging oft tagelang tief in Gedanken versunken spazieren. Dabei dachte er weder für sich selbst noch für seinen Diener, der ihm in einem gewissen Abstand folgen mußte, an das so notwendige Essen.

Eines Tages begegnete ihnen weit von der Stadt entfernt ein Mann. Der wunderte sich sehr darüber, daß er die beiden so weit von ihrer Heimat auf der Landstraße antraf.

„Was habt ihr denn vor", fragte er den Diener, „macht ihr eine Fußreise?"

„Wir suchen den Weg zum Himmelreich. Mein Herr betet und ich faste."

Zwang.

Der englische Dichter Philipp Thiknesse hatte einen Sohn, der zum Lord Audley erhoben worden war. Trotzdem der junge Mensch über beträchtliche Reichtümer verfügte, weigerte er sich, seinen Vater, der in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, zu unterstützen.

Thiknesse sah zunächst keine Möglichkeit, seinen Sohn zur Hilfeleistung zu zwingen. Aber eines Tages hatte er einen Gedanken.

Er mietete gegenüber dem Hause seines Sohnes einen Schuhmacherladen und hängte ein Schild mit folgender Aufschrift ins Schaufenster:

„Philippe Thiknesse, Vater des Lord Audley flickt hier Schuhe. Er macht gute und billige Arbeit."

Nun mußte der Lord wohl oder übel seinem Vater helfen, worauf dieser das Schild wieder abnahm.

Die höhere Leistung.

Der Arzt Tissot und der Geschichtsschreiber Gibbon wetteiferten um die Gunst einer englischen Lady.

Gibbon hielt der Lady eines Tages einen längeren Vortrag über eine historische Frage, für die sie sich interessiert hatte. Tissot, der das als eine Bevorzugung seines Gegners empfand, wurde heftig von Eifersucht geplagt. Er unterbrach daher Gibbon mit folgenden Worten:

„Fahren Sie ruhig so fort, Herr Gibbon, denn wenn Sie mit Ihrer Geschichtsklitterung Mylady krank gemacht haben, so werde ich sie heilen."

Gibbon parierte den Angriff sehr geschickt:

„Das ist keine Leistung, Herr Tissot", sagte er, „aber wenn Sie mit Ihren Rezeptklittereien Mylady getötet haben, so werde ich sie unsterblich machen."

Liszt als Pedal.

Franz Liszt und der geniale, schwärmende Chopin waren einander, trotz wahlverwandter Begabung, neidlos befreundet. Als sich eines Tages in großer Gesellschaft Chopin, den Bitten nachgebend, ans Klavier setzte, um vorzuspielen, fehlten die Pedale. Man hatte sie in Reparatur gegeben. Große Verlegenheit! Da sagte Liszt lachend: „Dem kann abgeholfen werden!" und kroch unter das Klavier. Und während nun Chopin spielte, ersetzte Liszt die Pedale, und alles klappte tadellos.

Verkannte Kunst.

Franz Liszt konzertierte einst am russischen Zarenhofe. Der Zar unterhielt sich indessen so rücksichtslos und laut, daß Liszt mitten in einem Spiel gekränkt innehielt. Der Zar aber, dies bemerkend, versetzte freundlich und herablassend: „O bitte, spielen Sie nur weiter. Sie stören mich gar nicht!"

Der Titel.

Adolf Müller, der Verfasser der „Schuld", war sehr eitel auf seinen Doktor-Titel, während sein Verleger ihn nur mit dem einfachen Namen anredete. Da schrieb der entrüstete Dichter an seinen Verleger Vieweg eines Tages folgenden Brief:

„Ich verlange stets mit meinem vollen Namen angesprochen zu werden, wozu auch der Titel gehört. Ich lasse ja auch bei Ihrem Namen nicht — das ‚Vie' weg!"

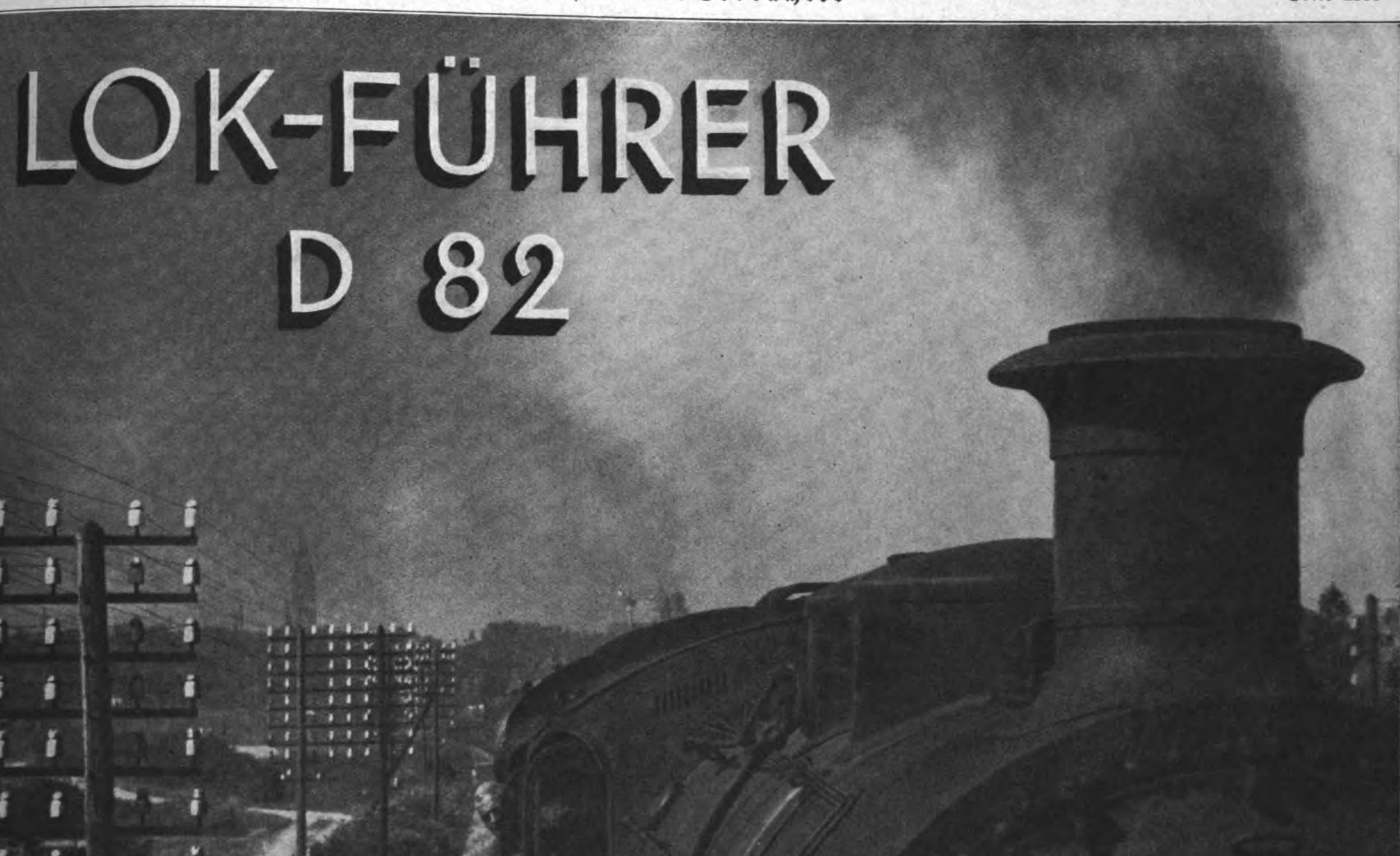


Die Zeitung für den nationalsozialistischen Kämpfer

Jeden Samstag neu! Überall für 15 Pfg.

[redacted]

LOK-FÜHRER D 82



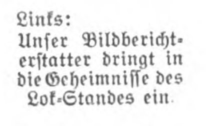
Die Schnellzugs-Lokomotive Typ S 3/6,
auf der unser Bildberichterstatter während einer fahrplanmäßigen Fahrt interessante Studien machen konnte.

IM DIENST DER DEUTSCHEN REICHSBAHN

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht M. Fischer.



Im Dienstzimmer des Lok-Bahnhofes.
Zwei Stunden vor dem Abgang des Zuges nimmt Lok-Führer D 82 (der Lokomotivführer, der den D-Zug 82 zu fahren hat) die letzten Weisungen über die Fahrstrecke entgegen.

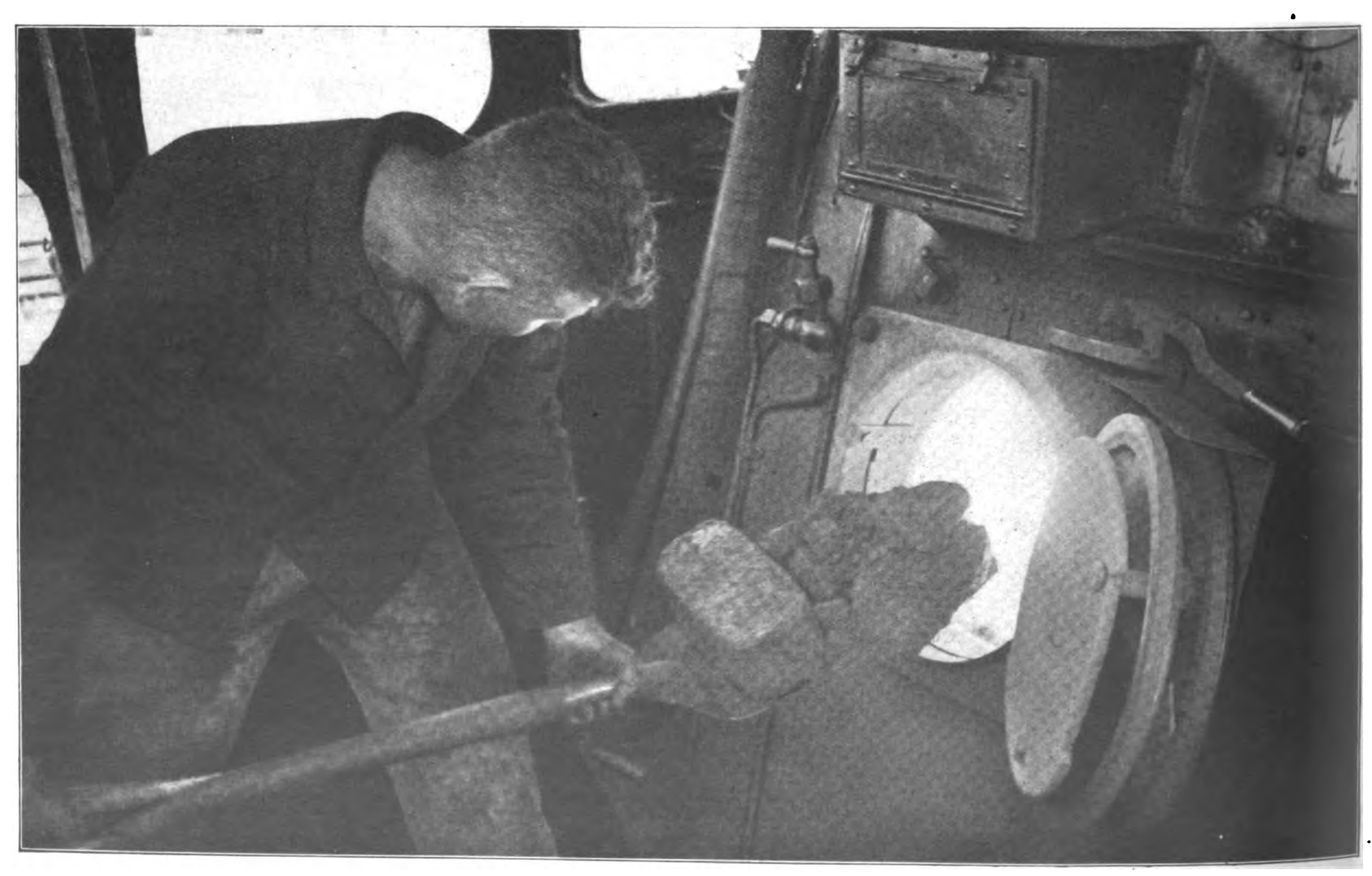

Links:
Unser Bildberichterstatter dringt in die Geheimnisse des Lok-Standes ein.



Vor jeder Fahrt genaue Prüfung der Maschine
Lok-Führer D 82 untersucht im Putzgraben unter den riesigen Rädern der Lokomotive die Federn.



Der treue Helfer des Lok-Führers,
sein Heizer, der aber noch mehr zu tun hat, als unermüdlich Kohlen zu schaufeln, denn er muß mit dem Lok-Führer zusammen die Signale überwachen und, wie hier oben, den Wasserzufluß regeln.



Was er wohl jahraus jahrein in die Feuerbüchse wirft?
Um das Schnellzugstempo durchzuhalten, muß der Heizer während einer drei- bis vierstündigen Fahrt 5000 Kilogramm Kohlen verfeuern. In dreißig Berufsjahren schaufelt ein Heizer rund 36 Millionen Kilogramm Kohlen bei einer meist höllischen Hitze.

Aus diesem Kopfe spricht Klarheit und Vertrauenswürdigkeit.
Unser Lok-Führer 82 bei 100 Kilometer Geschwindigkeit. Sorglos sitzen die Fahrgäste in ihren bequemen Wagen, indes dieser Mann mit unerschütterlicher Ruhe seine gewaltige Maschine führt. In zwanzig Berufsjahren legte er rund zwei Millionen Kilometer zurück und brachte rund 7 Millionen Fahrgäste an ihr Ziel. Lok-Führer und Heizer kennen während des Dienstes keinen Augenblick der Entspannung.



Signal steht auf „Freie Fahrt"
So sieht der Lok-Führer von seinem Standplatze aus die Signale.
Aufnahmen: Bayer Bildbericht-Fischer



„Wenn dat man jut seht!"
Unser Bildberichterstatter sah sich schon im Geiste plattgedrückt an der Kapellenwand, als er mit großer Geschwindigkeit auf sie zuraste.



Schach-Olympia

Mit der 21. Runde fand das Schach-Olympia 1936 seinen Abschluß. Die Meister des Schachs in aller Welt haben ihr Bestes gegeben zur Ehre und zum Ruhm ihres Landes. Im Namen der ungarischen Mannschaft, die die Goldene Medaille erringen konnte, stattete der ungarische Generalkonsul seinen besonderen Dank ab und bezeichnete die Münchener Olympia-Tage als die großartigste Veranstaltung, die das Schachspiel bisher in der Welt erlebt hat. Ungarn erstritt sich den 1. Platz mit 110½ Punkten, Polen den 2. Platz mit 108 und Deutschland nach schärfstem Kampf gegen Österreich den 3. Platz mit 106½ Punkten. Die Hauptstadt der Bewegung hat den Teil der Olympischen Spiele, der innerhalb ihrer Mauern ausgetragen wurde, zu einer glanzvollen Veranstaltung gestaltet, die sich würdig an die großen Tage des Olympia Garmisch und Berlin 1936 anschloß.

Links: Das Olympia des königlichen Spiels in München: Die ungarische Mannschaft beim Spiel.



Die Schachspieler Ungarns (Goldene Medaille): L. Steiner, Dr. Vajda, E. Steiner, Szabó, Maróczy, Batch, Dr. Vey, Barcza, L. Szabó, Aboroji Istvan, Dr. Vocsey Havasi, Dr. Balogh, Koródy.

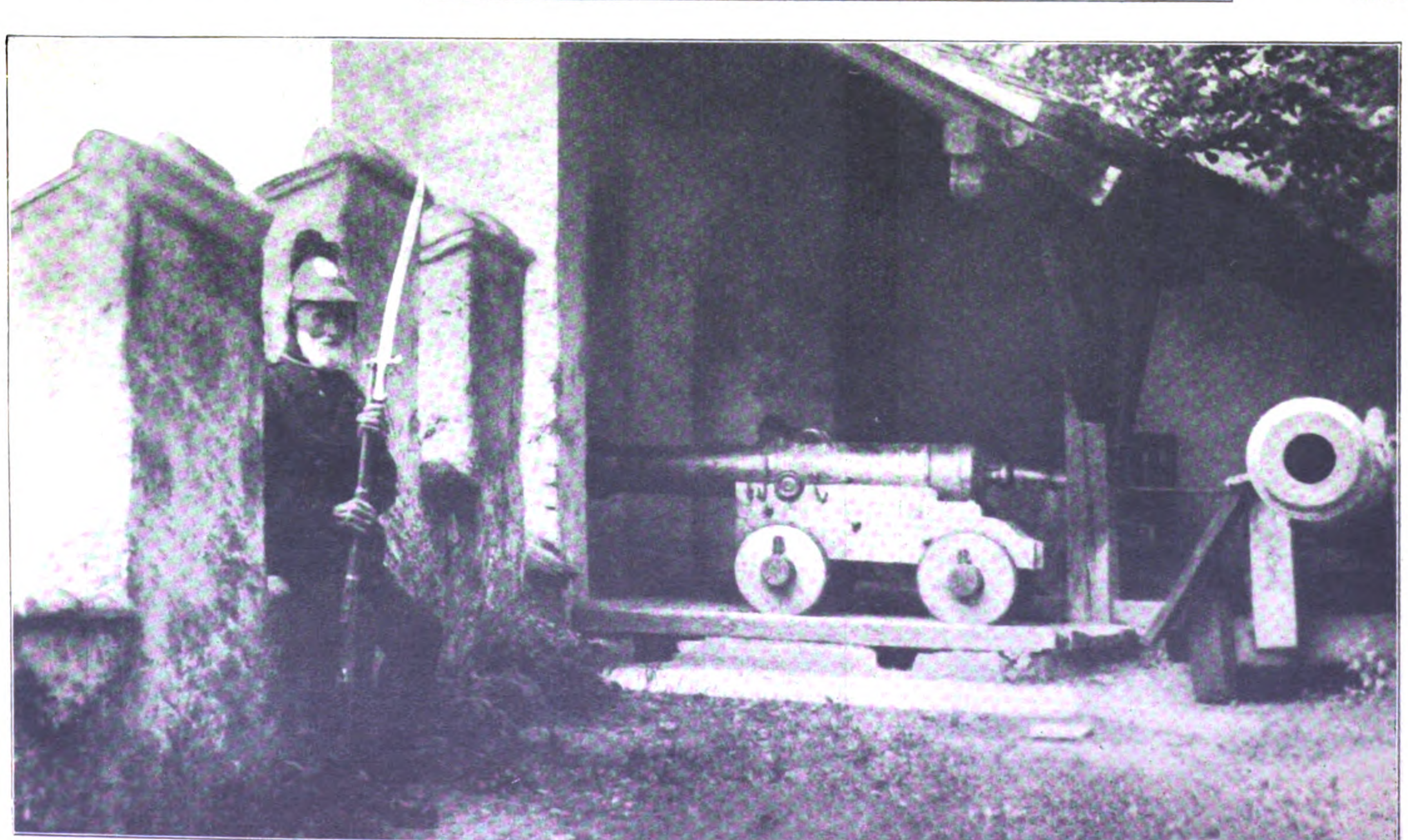


Die polnische Mannschaft (Silberne Medaille): Die Spieler: Pogorielly, Gulik, Makarczyk, P. Frydman, Regedzinski, Wojciechowski, Najdorf, Jagielski, Kremer und Friedman.



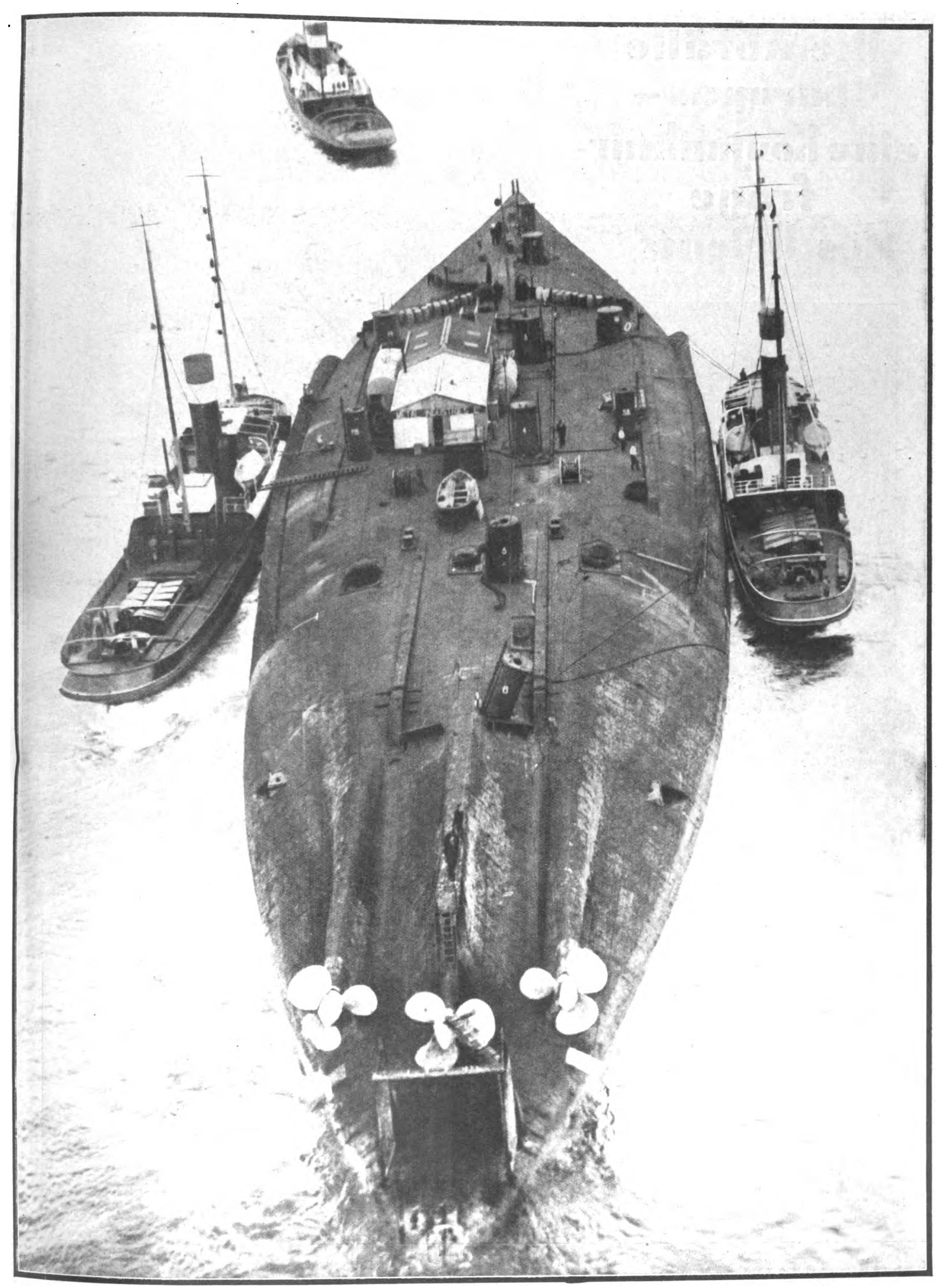
Die Mannschaft Deutschlands (Bronzene Medaille): Die Spieler: Rellstab, Ahues, Richter, Heinicke, Sämisch, Rödl, Ernst, Michel, Carls und Engels.

Aufnahmen: Kurt Huhle (4) und Atlantik (1).



Liechtensteins letzter Soldat auf der Burg Vaduz.

Vor 70 Jahren zog die Liechtensteinische Streitmacht, 80 Mann stark, als Österreichs Verbündete in den Krieg gegen Italien. 1868 rüstete Liechtenstein ab und ist seither ohne Militär. Das Bild zeigt Andreas Kieber, den letzten noch lebenden Teilnehmer am Kriege Liechtensteins 1866, als Wächter auf den Wällen der Burg Vaduz. Er trägt noch heute seine alte Uniform mit dem Raupenhelm.



Das bei Scapa Flow versenkte deutsche Linienschiff „Kaiserin" ist gehoben worden und wird nach Rosyth geschleppt.
Die kleinen Aufbauten auf dem mächtigen Schiffsbauch sind während der Arbeiten zur Hebung des Kriegsschiffes entstanden.

Aufnahme: Presse-Photo

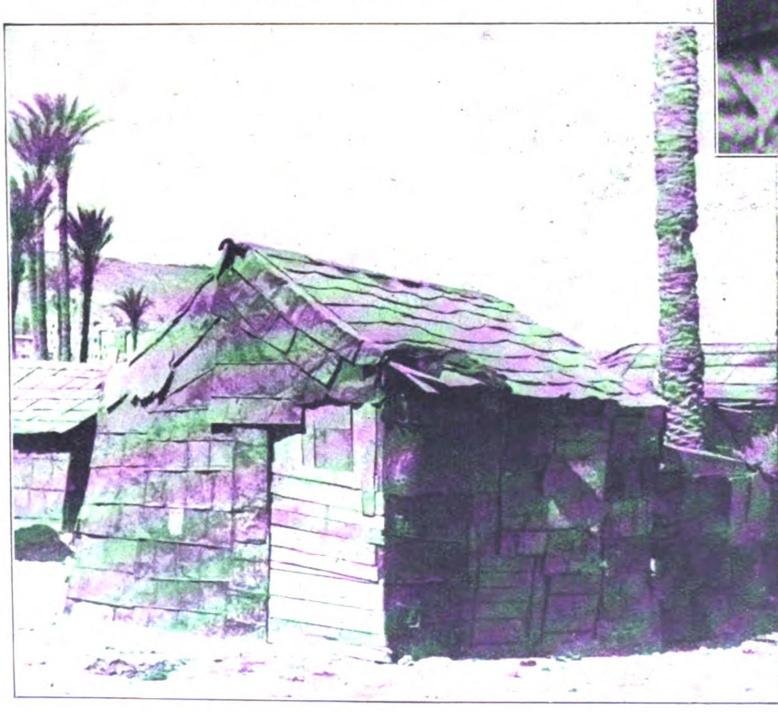
Die Abfälle Europas – eine Konjunkturfrage des Orients:



Hingegeben arbeiten viele Handwerker daran, aus alten Benzinkanistern Schaufeln, Eimer, Siebe oder sonstige Geräte herzustellen. Benzin-Tins gehören im ganzen Orient zu den begehrtesten Handelsartikeln



Das wohlsortierte Lager der Schuhmacher in den Bazaren. Ihre Ware wird hergestellt aus alten Autoreifen



Die „silberleuchtenden" Hütten der Araber.
Die funkelnden Schuppen sind nämlich Benzin-Tin-Deckel, die als Dachziegel übereinandergenagelt werden.
Aufnahmen: L. Fritz



Es ist nicht immer alles gut, was aus Europa kommt!
Während die Tonkrüge Jahrtausende überdauert und bewiesen haben, daß das Wasser darin kühl bleibt, wendet sich die große Liebe der Orientalen sich jetzt dem Blechkanister zu.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II Vierteljahr 1936: über 680000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]



Adolf Hitler auf der Fahrt zum „Parteitag der Ehre".

Am Eröffnungstage, Dienstag, 8. September, traf der Führer von Berchtesgaden kommend mit der Bahn in der Stadt der Reichsparteitage ein.

Aufnahme Heinrich Hoffmann

Adolf Hitler unterwegs zum Reichsparteitag.

Am Nachmittag des ersten Tages (Dienstag) traf der Führer, von Berchtesgaden kommend, mit dem Zug in Nürnberg ein. Hinter ihm Obergruppenführer Brückner.

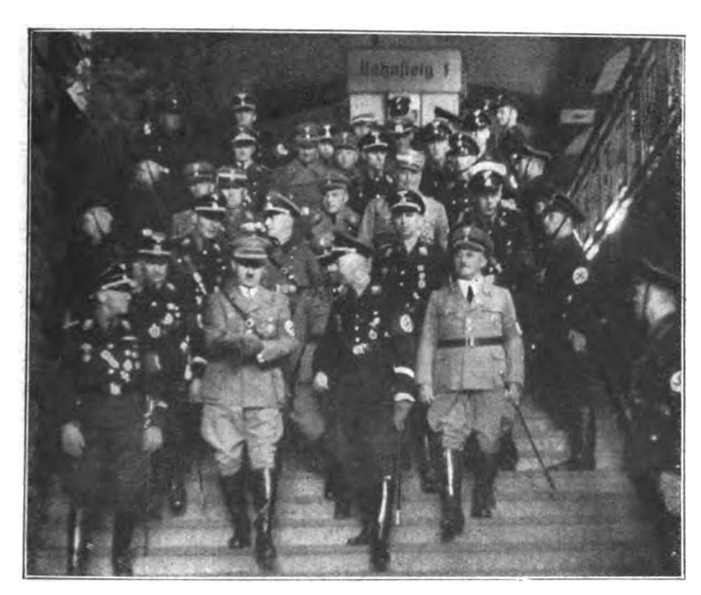
Die erste Begrüßung in der Stadt der Reichsparteitage.

Beim Verlassen des Zuges im Hauptbahnhof von Nürnberg wird dem Führer ein herzliches Willkommen gebracht.

Auftakt in Nürnberg:

Der Führer kommt an

Aufnahmen. Heinrich Hoffmann



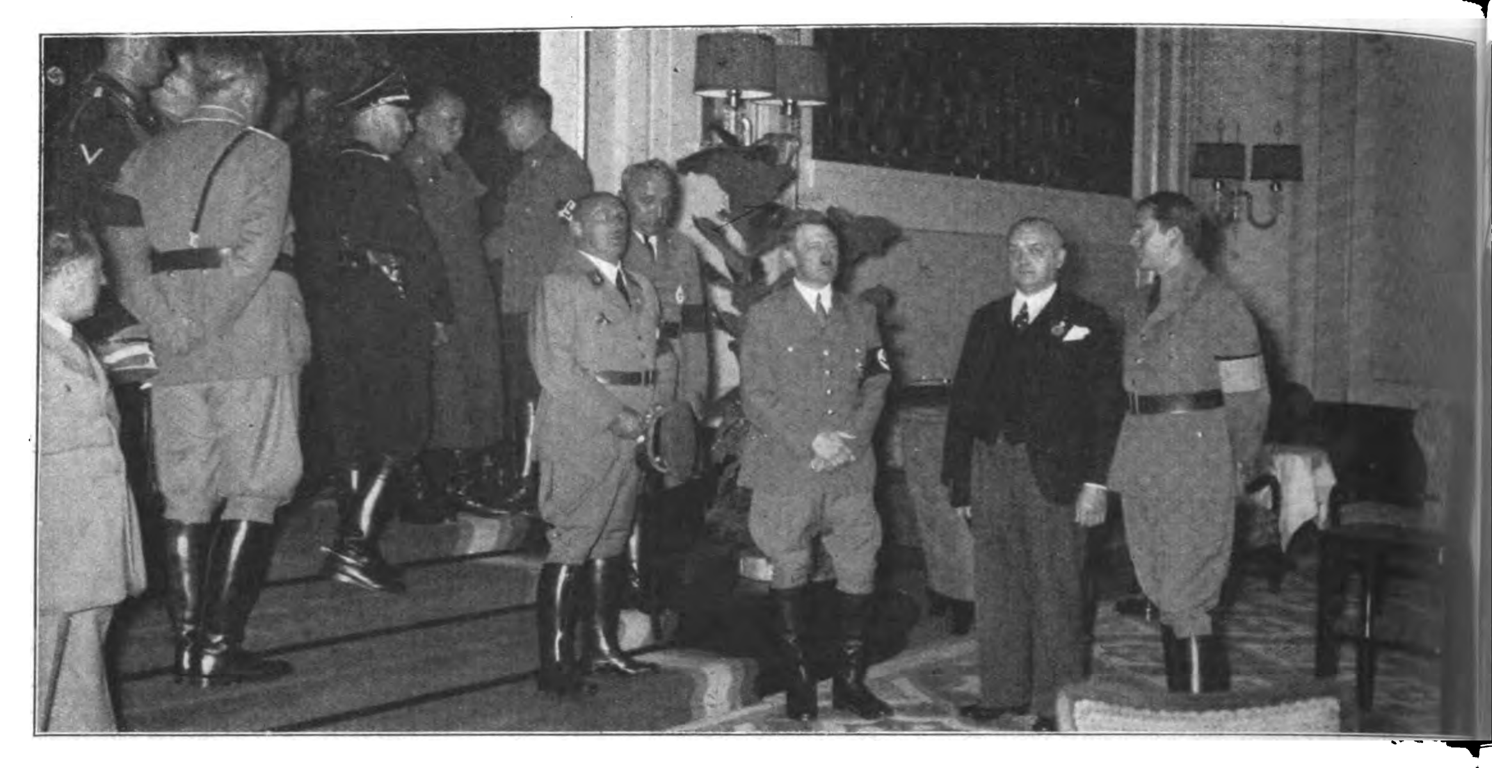
Der Führer mit seinem Gefolge und den zur Begrüßung Eingetroffenen beim Verlassen des Bahnsteigs.
Links: Obergruppenführer Dietrich, rechts: Reichsführer SS. Himmler und Gauleiter Streicher. Dahinter: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Oberbürgermeister Liebel, Reichsleiter Bormann, Brigadeführer Schaub, Obergruppenführer Brückner.



Rechts:
Adolf Hitler im „Deutschen Hof“
Wie alljährlich, muß sich der Führer vom Balkon seines Hotels der unübersehbaren Menschenmenge zeigen, die ihm immer wieder zujubelt.

Unten:
Die Ehrenkompanie der Leibstandarte ist angetreten
Der Führer und Reichsführer SS. Himmler beim Abschreiten der Front vor dem Nürnberger Hauptbahnhof.





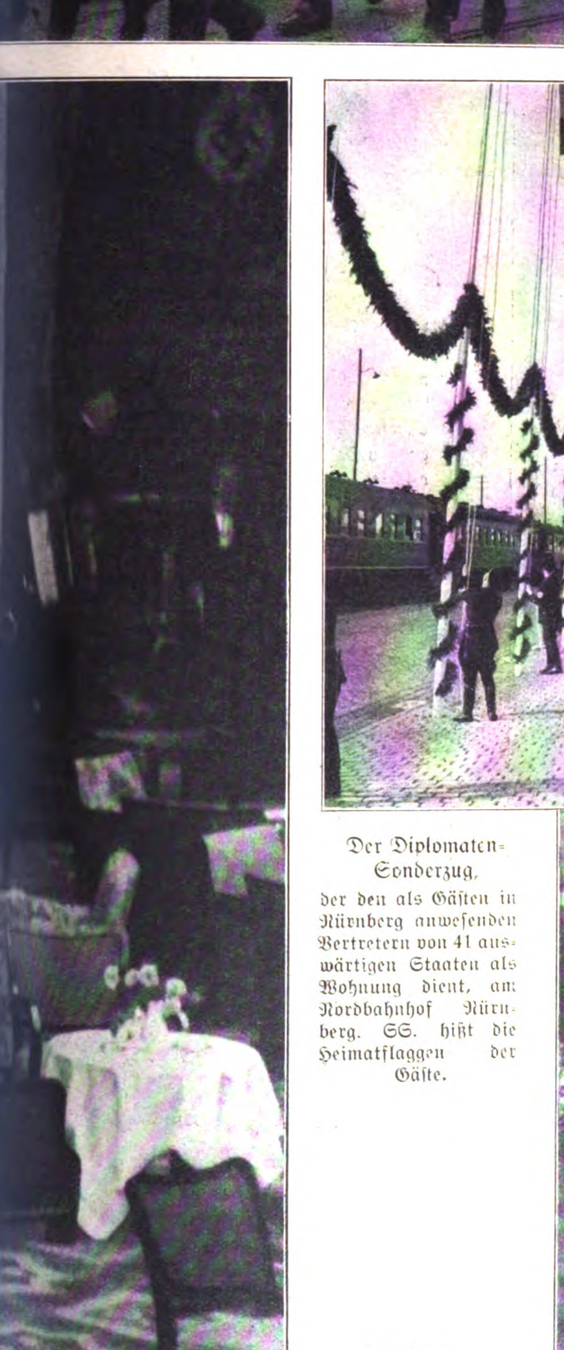
Adolf Hitler besichtigt die umgebauten Räume des „Deutschen Hofs". Links: Hoffmann, Brückner, Himmler, Bormann, v. Schirach, Streicher, Dr. Ley. Ganz rechts: Der Architekt der Reichsparteitage, Albert Speer.

Der Führer nach seiner Ankunft in Nürnberg im Kreise seiner Mitarbeiter des Reichsparteitages in der Halle des „Deutschen Hofs".

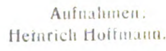


Feierliche Eröffnung des Reichsparteitages 1936: Einholung von 110 Fahnen der alten Armee und Marine und ihre Überführung in das Lager der Wehrmacht am Geismannshof durch das Lehrbataillon Döberitz.

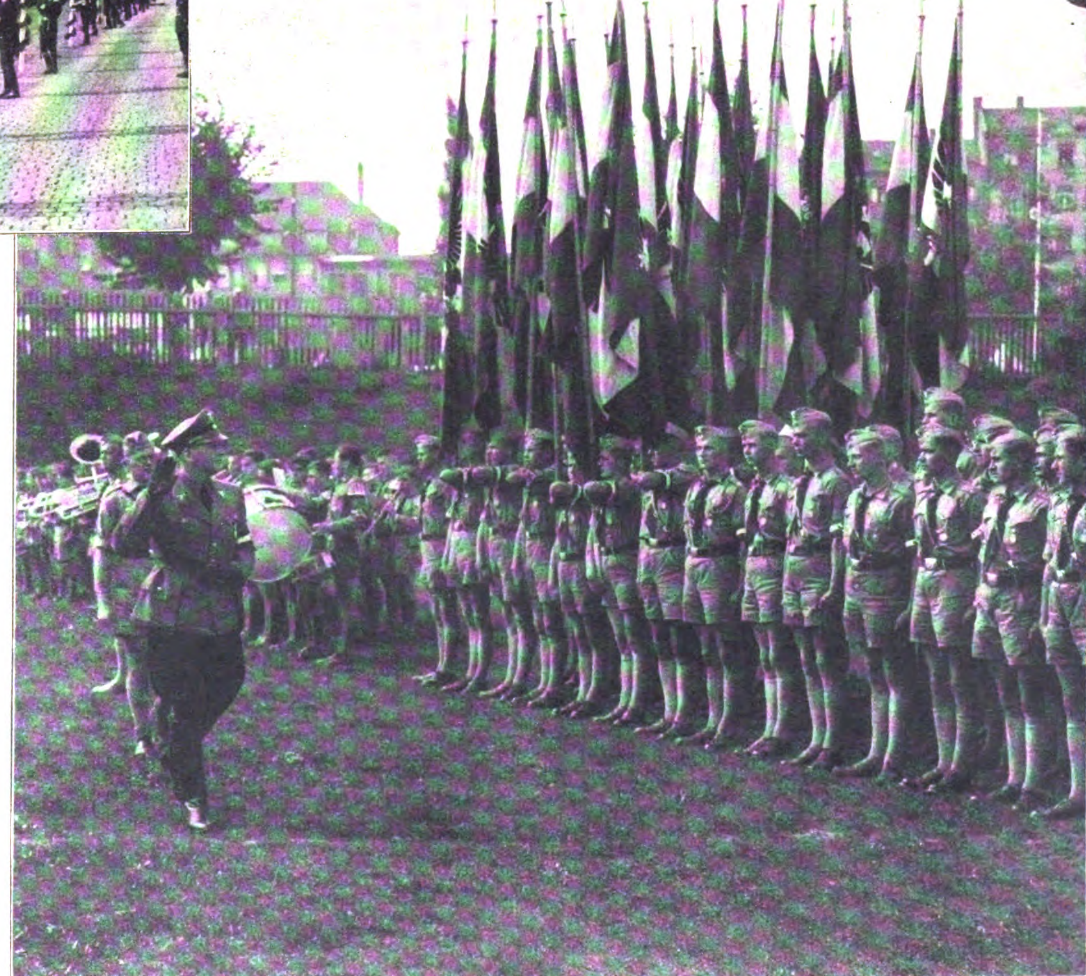
Das neue Deutschland
tritt zum
„Parteitag der Ehre"
an.



Der Diplomaten-Sonderzug, der den als Gästen in Nürnberg anwesenden Vertretern von 41 auswärtigen Staaten als Wohnung dient, am Nordbahnhof Nürnberg. SS. hißt die Heimatflaggen der Gäste.



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Der Reichsjugendführer v. Schirach begrüßt in Fürth die ersten 1600 Jungen, die nach Nürnberg marschiert sind.

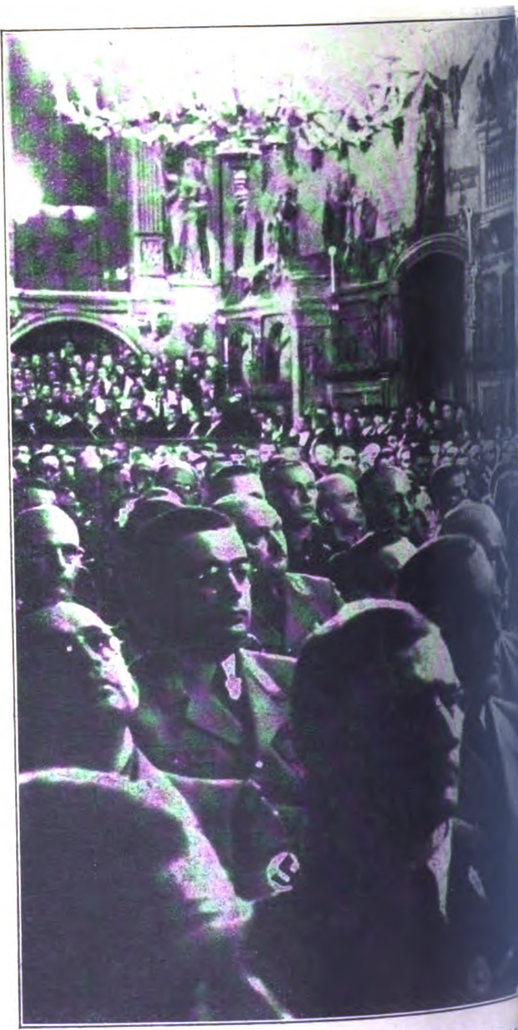
Aus allen 25 Gebieten der HJ. sind die Marscheinheiten eingetroffen, wobei in planmäßig durchgeführten Märschen in 738 Tagen über 12 000 Kilometer zurückgelegt wurden.

Die Stadt der Reichsparteitage begrüßt und feiert den Führer

Das Ehrengeschenk der Stadt der Reichsparteitage, überreicht von Pg Liebel, bestand in diesem Jahre aus einer 400 Jahre alten Urkunde, worin dereinst „ein wohlweiser und ehrbarer Rat niedergelegt hat, in welcher Weise er aus guter Ursache zur Beschützung und Befriedung diese Stadt an mehr als einem Ort mit Mauern, Gräben, Zwingern und Türmen, mit Basteien, Streichwehren und allerlei anderen Besserungen nicht ohne merkliche große Kosten versehen und bewahren zu lassen für nützlich erachtet hat"

Empfang des Führers und Reichskanzlers am Dienstagnachmittag in Anwesenheit der Vertreter der NSDAP. und der Reichsbehörden im großen Rathaussaal.

Adolf Hitler dankt für die Begrüßung der Hauptstadt der Reichsparteitage.



Die Vertreter der NSDAP. und der Reich
Vorne: Reichslei

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2). H

Oberbürgermeister Liebel überreicht dem Führer das Ehrengeschenk der Stadt der Reichsparteitage, ein wertvolles handkoloriertes Archivale aus dem Jahre 1542.
Links: Gauleiter Julius Streicher, Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, Korpsführer Hühnlein.
Dahinter: Reichspropagandaleiter Reichsminister Dr. Goebbels und Reichsminister v. Eltz-Rübenach.



...örden beim Empfang im großen Rathaussaal.
...hler und Amann.
...kel (1). Bayer Bildbericht-Fischer (1).



Das Horst-Wessel-Lied, das Lied der siegreichen Bewegung, ertönt.
In der ersten Reihe, von links: Stabschef Lutze, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Reichsschatzmeister Schwarz, Oberbürgermeister Liebel, der Führer, Gauleiter Streicher, Rudolf Heß.



Am Morgen des Mittwoch nahm Adolf Hitler vom Balkon des „Deutschen Hofs" aus den Vorbeimarsch der HJ. ab.

Aufnahmen: Bayer Bildbericht-Fischer

VOR IHREM FÜHRER / NÜRNBERG 1936:



Die HJ.-Bannfahnen beim Vorbeimarsch vor dem Führer, der grüßend auf dem Balkon seines Hotels steht.
In der Mitte über dem Balkon ist die Führerstandarte angebracht.

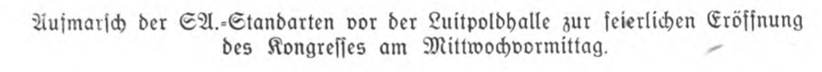
DIE DEUTSCHE JUGEND MARSCHIERT



Der Führer und sein Stellvertreter bei der Eröffnung des diesjährigen Parteikongresses der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.



Rechts: Viktor Lutze, der Chef des Stabes der SA., verliest die Namen der Gefallenen der Bewegung.



Aufmarsch der SA.-Standarten vor der Luitpoldhalle zur feierlichen Eröffnung des Kongresses am Mittwochvormittag.

DER KONGRESS WIRD ERÖFFNET

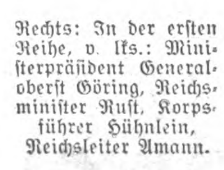
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (5), Fritz Boegner (1)



Die Mütter der Gefallenen der Bewegung als Ehrengäste des Kongresses während der Totenehrung



Rechts: In der ersten Reihe, v. lks.: Reichsschatzmeister Schwarz, Stabschef Lutze, der Führer, der Stellvertreter des Führers, Gauleiter Streicher. Dahinter, rechts: Obergruppenführer Brückner, Brigadeführer Schaub, Reichsleiter Bormann.



Rechts: In der ersten Reihe, v. lks.: Ministerpräsident Generaloberst Göring, Reichsminister Rust, Korpsführer Hühnlein, Reichsleiter Amann.

Der Vorbeimarsch des Arbeitsdienstes vor dem Führer auf der Zeppelinwiese am Vormittag des Donnerstages
Vor dem Führer: Reichsarbeitsführer Reichsleiter Hierl.

Rechts: Appell des Arbeitsdienstes vor den riesigen neuen Tribünen der Zeppelinwiese.

DER REICHS-ARBEITS-DIENST
VOR SEINEM FÜHRER



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Stabschef Lutze beim Appell des Arbeitsdienstes.
Aufnahmen: Hans Henkel





Lloyd George als Gast des Führers in Berchtesgaden

Der Führer und Reichskanzler hat Lloyd George in seinem Landhaus in der Nähe von Berchtesgaden empfangen. Der englische Politiker traf mit Botschafter von Ribbentrop ein. Im Laufe der Unterhaltung wurde die allgemeine politische Lage in Europa besprochen. Lloyd George interessierte sich besonders stark für die Mitteilungen des Führers über die in Deutschland in Angriff genommenen Aufbaupläne wie Straßenbau, Siedlung und andere soziale Maßnahmen

Links: Lloyd George trifft auf dem Berghof bei Berchtesgaden ein und wird vom Führer begrüßt
Links: Brigadeführer Schaub und Botschafter v. Ribbentrop.

Unten: Der Führer geleitet seinen Gast ins Haus.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



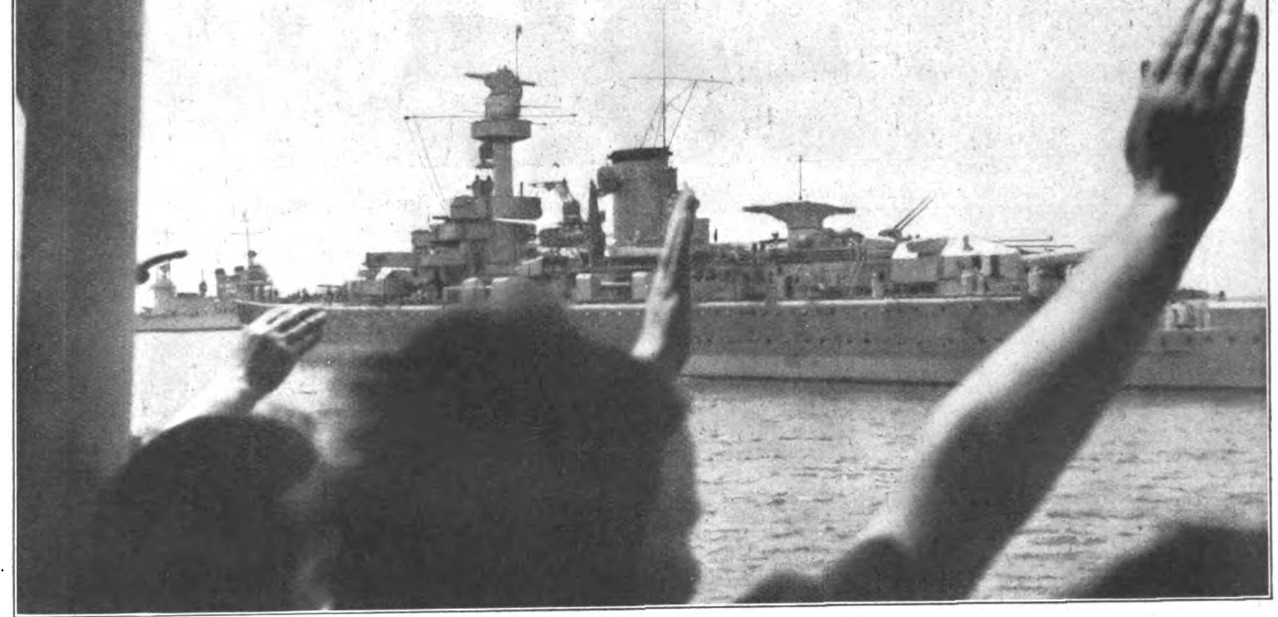


Sprachpflege im Zuge der kulturellen Vertiefung.

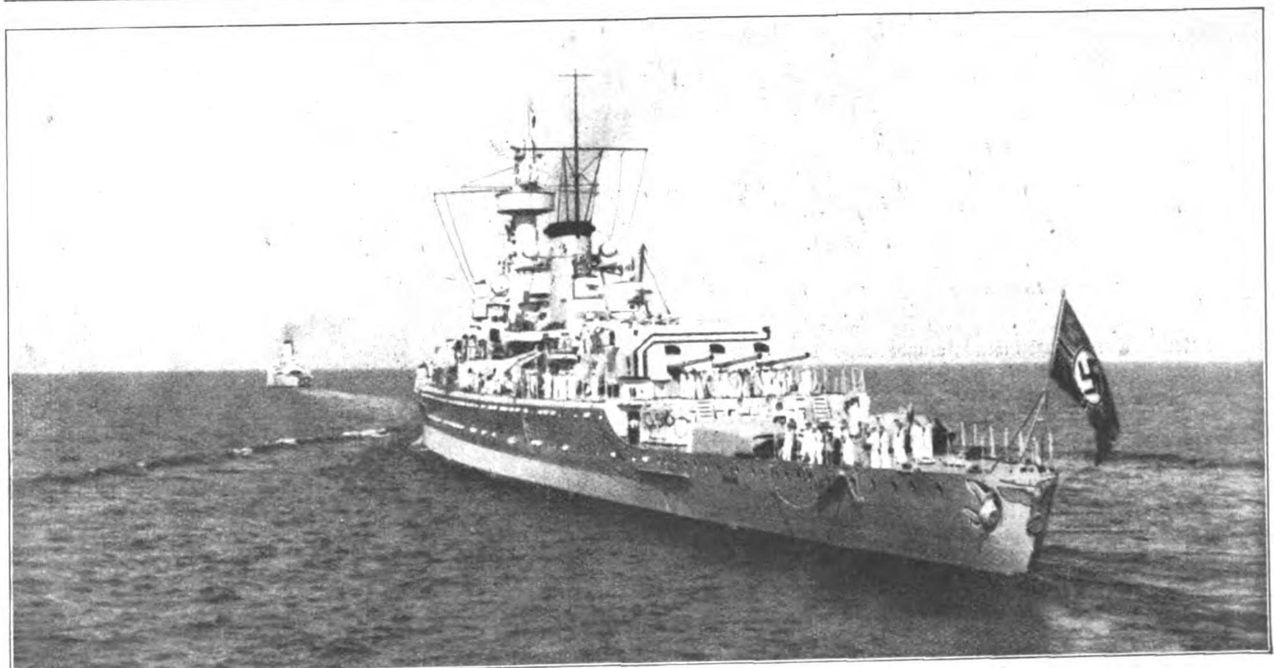
Das großzügige Reformwerk in der Türkei mußte sich selbstverständlich auch auf eine wissenschaftliche Erforschung der türkischen Sprache im Wandel der Zeiten erstrecken. Ende August dieses Jahres fand in Istanbul der größte bisher veranstaltete Sprachenkongreß statt, an dem Vertreter der Balkanstaaten sowie ausländische Dozenten zahlreicher Universitäten teilnahmen. Der Staatspräsident Kemal Atatürk (linkes Bild) wohnte jeden Tag mit größtem Interesse dem Kongreß bei. Allgemeinen Beifall fand der Vortrag des deutschen Professors Giese (rechtes Bild), der in türkischer Sprache vor zahlreichen Zuhörern über die neuesten Forschungsergebnisse der Universität Breslau berichtete.

Aufnahmen: Steinhoff-Conitz (2) und Engelbrecht (2)

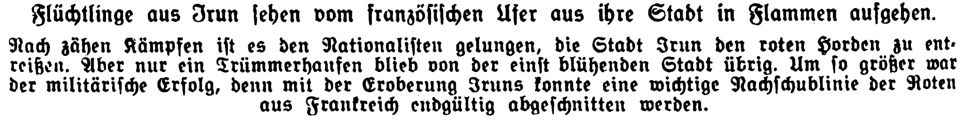
„Wir grüßen unsere deutschen Beschützer!"



Rechts: Deutsche Flüchtlinge, die auf dem deutschen Frachtdampfer „Hero" ihre Wahlheimat Palma de Mallorca verlassen mußten, winken dankerfüllt dem Panzerschiff „Deutschland" zu, denn . . .



Rechts: . . . ohne den Schutz deutscher Kriegsschiffe wäre der Abtransport der Deutschen sicherlich nur unter Blutvergießen vor sich gegangen.



Flüchtlinge aus Irun sehen vom französischen Ufer aus ihre Stadt in Flammen aufgehen.

Nach zähen Kämpfen ist es den Nationalisten gelungen, die Stadt Irun den roten Horden zu entreißen. Aber nur ein Trümmerhaufen blieb von der einst blühenden Stadt übrig. Um so größer war der militärische Erfolg, denn mit der Eroberung Iruns konnte eine wichtige Nachschublinie der Roten aus Frankreich endgültig abgeschnitten werden.



Die roten Milizen wurden auf dem französischen Ufer entwaffnet.

In allen verfügbaren Kähnen setzten die Roten nach Frankreich über, wo ihnen notgedrungen die Waffen abgenommen werden mußten. Vor dieser kriegsrechtlichen Maßregel konnten sie selbst ihre französischen Freunde nicht bewahren.

Aufnahmen: Weltbild (2), Kurt Huhle (2).

Mit dem Falle Iruns ist der spanische Bürgerkrieg in einen neuen Abschnitt eingetreten. Auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz ist die bisher ungehinderte Zufuhr an Menschen und Kriegsmaterial für die roten Streitkräfte aus Frankreich unterbunden worden; dieser Erfolg rechtfertigt die großen Opfer, die von den Nationalisten gebracht werden mußten; sie gewinnen für ihre weiteren Operationen im Nordwesten Spaniens die erforderliche Rückenfreiheit.



Lloyd George ehrt die Toten des Weltkrieges.

Bei seiner Anwesenheit in München legte der britische Staatsmann am Heldengrab einen Lorbeerkranz nieder.



Vor der Majestät des Todes.

Nach der Niederlegung des Kranzes verneigte sich Lloyd George ergriffen vor dem Grabdenkmal, das den Opfertod unserer gefallenen Brüder versinnbildlicht.

Wir entkamen der roten Hölle …

Spanien-Flüchtlinge erzählen

Nach Dokumenten und Erlebnisberichten

Von Karl Fischer

2. Fortsetzung.

Der erste Präsident der spanischen Republik, Alcala Zamora, ist kein Freimaurer. Daher wurde er, ein paar Tage nachdem der berüchtigte Dimitrow in Madrid eingetroffen war, von der ersten Volksfrontregierung auf die Straße gesetzt. Heute wird er von den Roten wie von den Weißen gleichermaßen gehaßt.

Die Regierungen der Roten Volksfront bestehen zu hundert Prozent aus Freimaurern.

„Es ist eine unbestreitbare Tatsache", berichtet „Un Observator", „daß diese Freimaurer zwei Tage lang den Pöbel hatten wüten lassen, ohne gegen die Untaten einzuschreiten. Ich habe selbst gesehen, wie die Polizei, die Guardia Civil und alle anderen Schutztruppen offensichtlich auf höheren Befehl die Straßen verließen, genau so wie es schon am 16. April 1931, zwei Tage nach der Ausrufung der Republik, der Fall gewesen war. Auch damals ließ man den Mob ungestört gegen Kirchen und Klöster wüten. Heute wird das Volk auf Plakaten an Anschlagsäulen zu Gewalttaten geradezu aufgefordert.

Unbestreitbar ist weiter, daß unmittelbar nach der Bildung der ersten Volksfrontregierung alle höheren Posten der Guardia Civil, der Polizei, des Zolles, der Post- und Telegraphendirektion usw. mit freimaurerischen Beamten und Direktoren besetzt wurden. Dafür sorgte in erster Linie der Generaldirektor der Polizeitruppen, Alfonso Mallol, ein ehemaliger Schreibmaschinenverkäufer.

Natürlich ist der Terror seinen geistigen Urhebern bereits weit über den Kopf gewachsen, und heute ‚will es keiner gewesen sein'. Aber man hat den Teufel an die Wand gemalt, und er ist erschienen . . ."

Die Arbeit fremder Hetzer

Fast jeder Bürgerkrieg wird mit größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt als ein regelrechter Krieg zwischen zwei Völkern. Die Ritterlichkeit, von der es in jedem Krieg viele und oft erschütternde Zeugnisse gibt, fehlt dem Bruderkampf vollständig. Das ist begreiflicher, als es scheint, denn die Leidenschaften müssen schon sehr aufgewühlt, der Haß sehr groß sein, wenn der Bruder gegen den Bruder die Waffe erhebt. Fassungslos und entsetzt steht man jedoch im spanischen Bürgerkrieg vor den ungeheuren Greueltaten, deren Opfer meist Unschuldige, in jedem Fall aber wehrlose Menschen sind.

Der Syndikus der deutschen Handelskammer in Barcelona, Weniger, der sechzehn Jahre in Spanien gelebt hat und Land und Leute genau kennt, erklärt uns: „Ich für meine Person habe es, seit ich in Spanien bin, niemals für möglich gehalten, daß jemals solche Ungeheuerlichkeiten geschehen können, wie sie jetzt in Spanien anscheinend an der Tagesordnung sind. Ich kenne die Spanier und namentlich die Katalanen sehr gut. Sie sind verbindlich und liebenswürdig, und das gilt keineswegs nur für die Schicht der Gebildeten, sondern auch für den ‚Mann auf der Straße'. Ich kann mir beim besten Willen die Dinge nicht anders erklären, als daß fremde Hetzer das Volk aufgewühlt und die niedrigsten Leidenschaften geweckt haben. Ich selbst habe, bevor ich Barcelona verließ, auf den Straßen zahllose Typen gesehen, die mir nichts weniger als spanisch oder katalanisch vorkamen.

Der katalanische Arbeiter ist im allgemeinen ein durchaus friedlicher Mensch. Er ist fleißig, verlangt aber energisch, daß man ihm seine Arbeit ausreichend bezahlt. Selbstverständlich liegen die Dinge in den verschiedenen Industriezweigen nicht gleich, aber ich habe doch den Eindruck, daß der katalanische Arbeiter sein Auskommen hat.

Wesentlich anders ist es natürlich in Südspanien, wo der Großgrundbesitz die wirtschaftliche Hauptrolle spielt. Der Landarbeiter wird dort kaum mehr als zwei Peseten Löhnung am Tage erhalten. Die Abwanderung der Südspanier in die Industriegegenden war schon vor Jahren sehr groß. In Barcelona machen die Südspanier einen sehr hohen Prozentsatz der Arbeiter aus. Von irgendwelchen besonders radikalen Strömungen war trotzdem in früheren Zeiten in der katalanischen Arbeiterschaft wenig zu bemerken. Daß der Katalane seit langem auf die Anerkennung seiner katalanischen Eigenart drängt, ist begreiflich. Katalanien war früher einmal unabhängig, und jeder Katalane wäre äußerst ungehalten, wenn man seine Sprache etwa als spanischen Dialekt bezeichnen würde. Tatsächlich gab es ja schon vor vierhundert Jahren ein deutsches Wörterbuch der katalanischen Sprache. Aber nur unter dem Einfluß fremder Ideen und fremder Demagogen konnte es so weit kommen, daß aus der katalanischen Eigenart und der katalanischen Distanziertheit zu Madrid politisches Kapital geschlagen wurde.

Auch das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern war, wenigstens in Katalanien, kaum schlechter als anderswo. Gewiß, es gab ständig Schwierigkeiten, aber die Tätigkeit der ‚Juerados mixtos', der gemischten Tarifkommissionen, glich viele Gegensätze aus. Wie gesagt, der Arbeiter wurde leidlich bezahlt und hatte keinen Anlaß, aus materiellen Gründen zu den Waffen zu greifen.

Mir scheint, daß erst die Einwanderung aus dem Süden die Arbeiterschaft politisiert und radikalisiert hat. Das Elend unter diesen Leuten und auch unter den Arbeitern und Arbeitslosen von Estremadura, die ebenfalls in Scharen in die Städte wanderten, ist außerordentlich groß, und es ist durchaus nicht so unbegreiflich, daß diese Leute in der Großstadt besonders leichte Beute von extremen Hetzern wurden. Wer auch in diesem Bürgerkrieg siegen wird, er wird auf jeden Fall die soziale Frage in ganz Spanien lösen müssen, wenn wieder Ruhe ins Land einziehen soll.

Wir müssen zugeben, daß die wirtschaftlichen Probleme Spaniens schwer zu lösen sind. Da ist zum Beispiel der Bergbau in Estremadura. Der Heizwert der spanischen Kohle ist gering. Dazu kommt, daß die Flöze sehr schmal sind. Infolgedessen ist der Abbau und der Unterhalt der Gruben verhältnismäßig kostspielig. Der Wettbewerb mit der englischen Kohle könnte überhaupt nicht ausgehalten werden, wenn die Eisenbahnen, die Schiffahrt, die Industrie nicht durch Zwangsmaßnahmen veranlaßt würden, trotz der hohen Preise auch spanische Kohle zu verbrauchen. Unter der Regierung Primo de Riveras spielte das keine so große Rolle. Die Industrie nahm unter den Industrieschutzgesetzen einen großen Aufschwung, und die Bergwerke konnten kaum soviel Kohle liefern, wie verlangt wurde. Immer mehr Arbeiter zogen in die Gruben, und als dann der Rückschlag kam, als die Halbenbestände wuchsen und der Absatz immer schwieriger wurde, mußte die Regierung dauernd eingreifen. Es wurden zwar Schutzgesetze für die Arbeiter erlassen, aber mit ihnen konnte man weder verhindern, daß die Arbeitslosigkeit stieg, noch daß die Arbeiter in die Städte zogen und dort das Proletariat vergrößerten.

Überall muß der Staat einspringen. Denken Sie nur an die ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten in Spanien. Auf der 700 Kilometer langen Strecke zwischen Barcelona und Madrid berührt zum Beispiel die Eisenbahn nur einen einzigen Punkt von einiger Bedeutung. Es ist vollkommen unmöglich, daß sie dabei auch nur annähernd rentabel arbeiten kann. Man macht sich die Sache also sehr leicht, wenn man allein aus dem Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern, aus den geringen Löhnen und einem angeblich unsozialen Verhalten der Arbeitgeber die Dinge erklären wollte, die sich jetzt in Spanien ereignen. Zum mindesten gilt das für Katalanien. Um es noch einmal zu wiederholen, ohne die fremde Hetze wären nach meiner Ansicht weder der Bürgerkrieg noch die ungeheuren Exzesse möglich geworden."

Sonderaktionen

Der Syndikus der Handelskammer entwirft ein trauriges Bild von dem Los der deutschen Firmen und Angestellten in Barcelona. „Jeder Geschäftsverkehr ist ins Stocken geraten. Wer keine lebenswichtigen Waren zu verkaufen hat, hat keine Absatzmöglichkeiten mehr. Viele deutsche Unternehmungen haben ihre Vertretungen in Barcelona geschlossen. Nur eine Reihe von Vertrauensleuten, Spaniern und Deut-

schen, hält einige deutsche Firmen wenigstens formell noch geöffnet, teils um der Beschlagnahme durch die Regierung zu entgehen und um die Warenlager zu betreuen, dann aber auch weil die Firmen gezwungen sind, die Arbeiter und Angestellten weiter zu entlohnen. Mindestens 250 deutsche Vertretungen gibt es in Barcelona, die insgesamt vielleicht tausend deutsche Angestellte beschäftigen. Es ist heute schon sicher, daß mindestens 80 bis 90 Prozent aller Barcelona-Deutschen den Verlust ihrer Existenz zu beklagen haben. Mit uns zusammen sind etwa 500 Deutsche (am 25. Juli) aus Barcelona abgereist. Was aus ihnen wird, ob sie jemals Spanien wiedersehen werden, das alle wie ich selbst und meine Familie lieben gelernt haben — wer kann das sagen?"

Als in der Nacht vom 18. Juli der Bürgerkrieg begann, war Syndikus Weniger und wohl alle Barcelona-Deutschen und die Spanier selbst der Ansicht, daß es sich um kleinere Unruhen handle wie etwa schon im Jahre 1934, und daß nach ein paar Tagen wieder alles vorüber sein würde. Die nächsten Tage aber lehrten schon, daß diesmal von einem kurzen Aufstand keine Rede sein konnte.

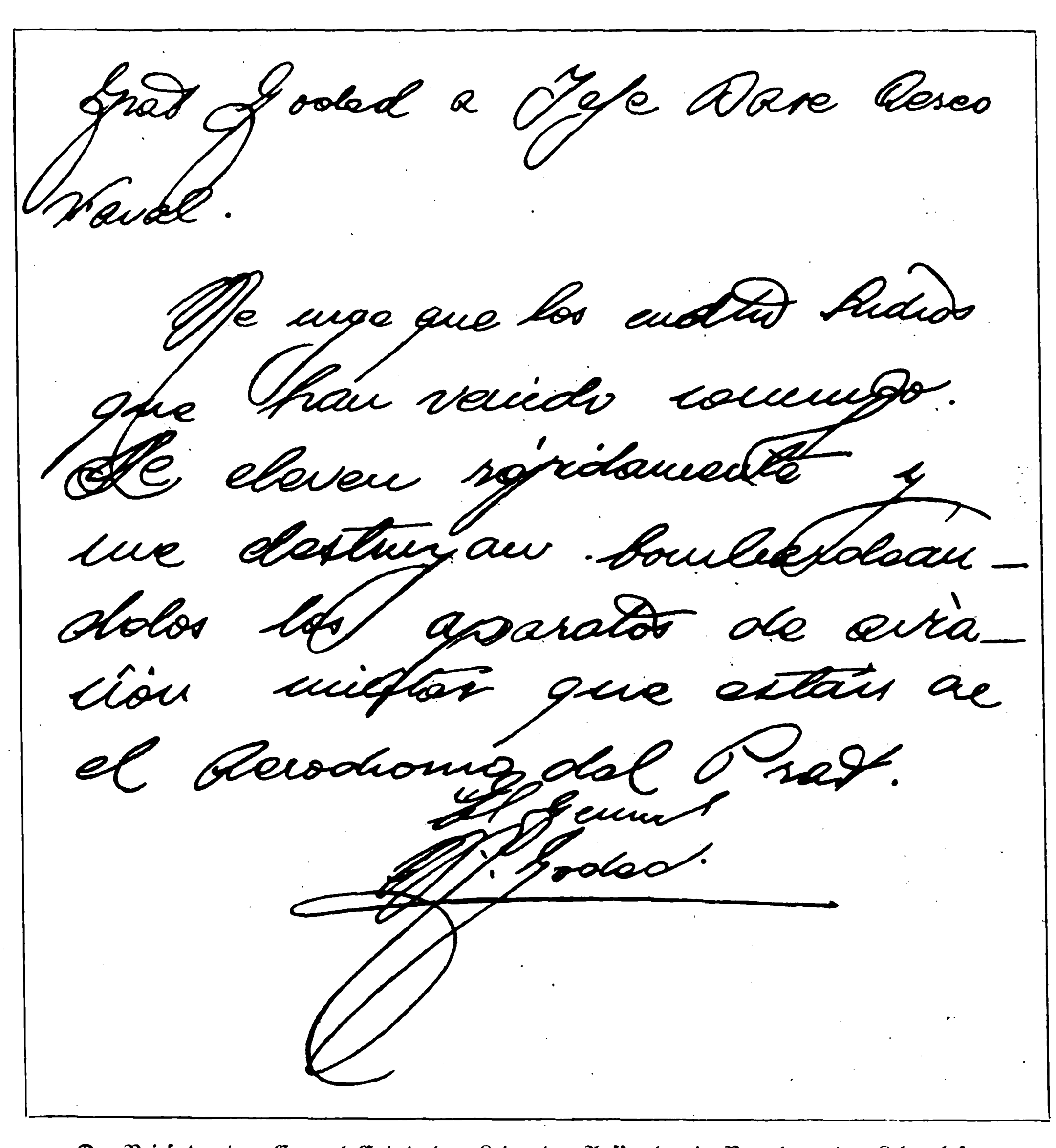
Ein Versuch, sich am Montag nach dem Ausbruch der Wirren mit den deutschen Firmen und Vertretern zu verständigen, scheiterte. Die Militärpartei hatte sich im Telephongebäude verschanzt gehabt. Eine Granate schlug in das Gebäude ein und zerstörte einen Teil der Anlagen. Dreißigtausend Telephonleitungen mit den Nummern von 1—30 000 waren außer Funktion gesetzt worden, und da sich unter diesen Nummern gerade diejenigen der Firmen und Geschäftshäuser befanden, gab es keine Möglichkeit der gegenseitigen telephonischen Verständigung mehr. Aber weil man, wie gesagt, nur mit einer kurzen Dauer der Unruhen rechnete, hielt man die Entwicklung auch nicht für sonderlich gefährlich, und so kam es schließlich, daß die deutschen Firmen auf sich selbst angewiesen blieben.

Syndikus Weniger betont, daß von einer besonderen Deutschfeindlichkeit in Barcelona zunächst nichts zu bemerken gewesen sei. Erst im Laufe der Wirren wurde die Lage für die Deutschen gefährlicher und zweifellos nur unter dem Einfluß ausländischer Hetzer. Die Deutsche Arbeitsfront, der Pfarrer der deutschen Kirche, die deutsche Schule, die Büros der Lufthansa usw. wurden von der Polizei und der roten Miliz besonders heimgesucht. Weniger, der in Barcelona eine Villa am Rande der Stadt bewohnte, wurde selbst einmal von einem Trupp Bewaffneter belästigt. Die Sache ging glücklicherweise noch glimpflich aus. Die Leute machten zwar einen nichts weniger als vertrauenerweckenden Eindruck, aber sie hatten anscheinend nur die Absicht, Lebensmittel und Automobile zu requirieren. Ein Auto besaß Weniger nicht, und auch Lebensmittel hatte er nicht im Hause. Eine Einladung zu Bohnen mit Kartoffelsalat lehnten die Eindringlinge ab, und schließlich geruhten sie sich zu verabschieden Requiriert hatten sie eine Büchse mit Sardinen.

Schlimmer erging es einer anderen deutschen Familie, bei der sich ein paar Tage nach dem Ausbruch der Unruhen eine schwer bewaffnete Patrouille sehen ließ. Der Wortführer behauptete, aus dem Hause sei geschossen worden — eine Behauptung, die bei jeder „Sonderaktion" aufgestellt wurde und die man zur Begründung jeder Untat heranzog. Die roten Banditen durchwühlten das ganze Haus, stahlen Schmucksachen und Geld, zerrissen Bilder des Führers und machten schließlich Miene, das Haupt der Familie mitzunehmen. Man kann sich unschwer vorstellen, was aus dem Mann geworden wäre, wenn sich in der Wohnung nicht zufällig ein spanischer Rechtsanwalt befunden hätte, der mit den Eindringlingen parlamentierte und dem es schließlich gelang, gegen ein Lösegeld von 500 Peseten den Deutschen freizubekommen.

Schon damals war es offenbar, daß in der Stadt völlige Anarchie herrschte. In diesen Tagen war es auch, daß die vier Reichsdeutschen Gaetje, Swalmius-Dato, Hofmeister und Treiz ermordet wurden.

Ein Passieren der Stadt war in den letzten Julitagen ständig mit Gefahren verknüpft. Überall knallte es; requirierte Autos, häufig mit bewaffneten Mädchen auf den Sitzen, durchfuhren die Straßen. Überall wurden Waffen verteilt, und oft konnte man an den Straßenecken sehen, wie ältere Arbeiter, die einmal im Heer gedient hatten, junge Burschen und Mädchen in der Handhabung von Revolvern und Gewehren unterwiesen. Cafés, Restaurants und zahllose Läden waren geschlossen, und nach elf Uhr abends durfte niemand mehr das Haus verlassen — wozu allerdings auch die wenigsten Lust gehabt haben mochten. Am 25. Juli entschloß sich die Familie Weniger, Barcelona zu verlassen. Da es keine Verkehrsmittel mehr gab und der Weg bis zum Hafen über eine Stunde weit war, war die Flucht aus Barcelona ein Problem, zumal die zahllosen Straßenstreifen zweifellos keinen Deutschen mit Gepäck hätten passieren lassen Ein Freund der Familie, ein Arzt, der an seinem Auto das Schild „Medico" führte, und der daher überall freien Durchgang hatte, nahm sich schließlich der Familie an und brachte sie an Bord des italienischen Truppentransportdampfers „Principessa Maria", mit dem die Familie über Genua in die Heimat zurückkehrte



Gral Goded a Jefe Base Aereo Naval.

Me urge que los cuatro hidros que han venido conmigo se eleven rápidamente y me destruyan bombardeándolos los aparatos de aviación militar que están en el Aerodromo del Prat.

El General
M. Goded.

Der Brief, der dem General Goded, dem Leiter des Aufstandes in Barcelona, das Leben kostete.
Er lautet in deutscher Übersetzung: „General Goded an den Kommandanten des Flugplatzes: Es eilt mir, daß die vier Wasserflugzeuge, die mit mir gekommen sind, in kürzester Frist starten und die Kriegsflugzeuge, die sich auf dem Flugplatz von Prat befinden, durch Bomben zerstören."

Die Meuterer auf dem „Miguel de Cervantes"

Auf der Höhe von Malaga kreuzen italienische und britische Kriegsschiffe. In Sicht- und Rufweite, aber anscheinend schon in spanischem Hoheitsgewässer befindet sich der spanische Kreuzer „Miguel de Cervantes". Der Kurs des spanischen Schiffes ist unklar Plötzlich stoppen die Maschinen ganz. Der Kreuzer verliert an Fahrt und liegt schließlich still, sich langsam und schwer auf der Dünung wiegend

In der Nacht hatte man vom „Miguel de Cervantes" her Schüsse gehört, Gewehr- und Revolverschüsse. Als der Tag anbrach, war man sich auf den ausländischen Schiffen klar, was in der Nacht geschehen war, denn der „Miguel de Cervantes" hißte die rote Flagge: Die Mannschaft hatte in der Nacht gemeutert, nachdem sich Kommandant und Offiziere der Militärpartei angeschlossen hatten.

Aber die Schüsse?

Die Fäuste in den Hosentaschen geballt, die Zähne zusammengebissen, stumm wurden die Matrosen der fremden Schiffe Zeugen eines tragischen Schauspiels.

Nachdem es geraume Weile auf dem keine Seemeile entfernten spanischen Kreuzer ruhig geblieben war, begann auf Deck plötzlich eine emsige Tätigkeit. Mit dem Glas konnte man Gruppen gestikulierender Matrosen unterscheiden. Von Offizieren keine Spur Augenscheinlich war das Schiff ohne Kommando. Ob die Brücke überhaupt besetzt war, ließ sich nicht ausmachen. Noch immer lag das Schiff ohne Fahrt in der Dünung.

Plötzlich kommt Bewegung in die Gruppen. Immer mehr Matrosen lassen sich an Deck sehen. Ferne, unverständliche Rufe kommen über das Wasser. Schwere Säcke werden an Deck gebracht. Ein langes Parlamentieren hebt an, und schließlich werden die Säcke über Bord geworfen.

Säcke? Auf den fremden Schiffen weiß man sehr gut, was diese Säcke enthalten: Es sind die in Leinwand eingenähten Leichen der Offiziere.

Deutlich sieht man das Wasser aufspritzen, wenn die Säcke aufschlagen. Einer, zwei, drei, vier ... dreizehn ...

Matrosen und Offiziere auf den fremden Schiffen sehen sich an. Niemand sagt ein Wort. Die Blicke wandern zu den schlanken Rohren der Geschütze Hände krampfen sich über das Gestänge der Reling Was kann man tun?

Nichts. Ein Pfeifensignal schrillt über das Deck, knappe Kommandos ertönen. Die starre Spannung löst sich. Schweigsam und mit finsteren Gesichtern gehen die Matrosen an ihren Dienst.

Von dem Spanier hallt ein fernes Gelächter herüber

Es ist der 20. Juli, und am gleichen Tage melden die Zeitungen der ganzen Welt, daß auf den Schiffen der spanischen Kriegsmarine, die sich der Militärpartei angeschlossen hatten, die Mannschaften gemeutert hätten, die Offiziere ermordet worden seien und das Kommando in den Händen von Unteroffizieren und Matrosenräten liege.

*

In Malaga gelingt es einem amerikanischen Journalisten, auf den „Miguel de Cervantes" zu kommen. Die Leute von der Hafenbehörde warnen:

„Lassen Sie lieber die Finger davon!" Die Vorgänge auf dem „Miguel de Cervantes" sind ihnen selbst nicht ganz geheuer. Meuterei, Absetzung der Offiziere? Gut! Geht in Ordnung. Die Schiffe sind Schiffe der Republik, und die Offiziere sind Rebellen. Man hätte sie gefangensetzen und vor ein Kriegsgericht stellen sollen. Aber erschießen? Nackter, blanker Mord auf hoher See?

Die Leute von der Hafenbehörde sind noch Beamte aus der ersten Volksfrontzeit, und manche von ihnen haben schon unter Alfons gedient. Wenig später werden sie von Sowjets ersetzt sein, die keine Gewissensbedenken mehr spüren und die den Matrosenrat als Kommandanten des Schiffes anerkennen „Miguel de

"Cervantes" ist für sie der „Potemkin" des spanischen Bürgerkrieges geworden.

„Lassen Sie lieber die Finger davon!" warnen aber zunächst die alten Beamten. „Wir können keine Garantie für Ihr Leben übernehmen."

Der Amerikaner läßt sich nicht aufhalten. Ein Dingi bringt ihn an Bord des Meutererschiffes. Eine wüste Bande von Matrosen umringt ihn, als er das Fallreep hinaufklettert. Die Uniformen sind verdreckt und zerrissen. Manche Matrosen haben glasige Augen. Vom Alkoholvorrat des Schiffes dürfte wenig mehr übrig sein.

Keiner fragt den Amerikaner nach seinen Papieren, als halte man es für das Selbstverständlichste der Welt, daß ein Journalist die Mannschaft eines Schiffes besucht, die vor ein paar Tagen erst ihre sämtlichen Offiziere ermordet hat.

„Hallo, Jungs, was macht ihr für Geschichten?" Der Amerikaner muß sich wohl oder übel der Situation anpassen.

Ein unflätiger Witz wird ihm zur Antwort. Die Meuterer lachen gröhlend Beifall

„Das hätten Sie einmal sehen sollen, Senjor, wie ich den Kapitän 'runterknallte!" prahlt einer

„Was? Du den Kapitän? Spiel dich nur nicht auf! Hast doch selbst gesehen, daß ich den Kapitän kalt gemacht habe. Da, Senjor, sehen Sie sich das an!"

Der Matrose krempelt den Ärmel hoch Er hat eine lange, schmale Wunde auf dem Arm. Anscheinend hatte sich der Kapitän mit einem Messer gewehrt

„Jetzt haltet einmal alle den Mund!" kommt ein anderer. „Den Kapitän haben wir nämlich zu dritt erschossen!"

„Stimmt!" geben die beiden anderen zu

Man führt den Amerikaner unter Deck zu den Offizierskabinen. Nichts erinnert mehr an den grausigen nächtlichen Mord. Drückendes Schweigen herrscht auf den eisernen Gängen Auch die Matrosen haben ihr großes Maul verloren

„Ich hatte den Eindruck", berichtete der Amerikaner später, „daß es irgendwie seltsam roch Ein wenig süßlich, nach Blut vielleicht? Aber wahrscheinlich bilde ich mir das nur ein."

Der Amerikaner versucht, eine der Kabinen zu öffnen Sie ist geschlossen. Am Drücker hängt ein Zettel: „Malero, Leutnant . . ", liest der Amerikaner

An allen Türen hängen Zettel, auf jedem der Name des Offiziers, dem die Kabine gehört hat.

„Muß alles seine Ordnung haben", brummt ein Matrose, den der Amerikaner fragt „Da sind die Sachen von den Verrätern drin!"

Es werden nicht die wertvollsten Sachen sein, denkt der Amerikaner, der am Handgelenk seines Begleiters eine goldene Uhr sieht.

In der Offiziersmesse zeigt man ihm einen Stuhl Nichts Besonderes ist an ihm zu sehen Aber er muß wohl irgendeine Bedeutung gehabt haben, denn grinsend und erwartungsvoll scharen sich die Matrosen um ihn.

„Auf diesen Stuhl hatten wir den Admiral gebunden, und dann haben wir ihn zu sechs erschossen. Da, sehen Sie, da drüben haben wir gestanden Kein Wort hat er gesagt."

Es ist offensichtlich, daß die Banditen stolz auf ihre Mordtat sind und sich einbilden, der „Freiheit" damit einen großen Dienst geleistet zu haben

Der Amerikaner will von Bord. Er hat genug gesehen und gehört. Aber jetzt bekommen die Matrosen Bedenken. Einen Ausländer von Bord lassen, dem man freimütig die Geschichte vom 19. und 20. Juli erzählt hat? Der Matrosenrat, der das Kommando führt, tritt zusammen. Es gibt ein langes Hin und Her, und schließlich erklärt man sich bereit, den Amerikaner an Land zu lassen. Ein paar Matrosen sollen ihn begleiten und bei der Hafenwache abliefern.

An Land wird der Amerikaner keinen Augenblick allein gelassen. Die Hafenwache will ihn verhaften. Er hat zuviel gesehen. Der Amerikaner beruft sich auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft, droht mit Konsul und Gesandten. Widerwillig läßt man ihn frei. Vierzehn Tage später hätte er sein kühnes Unternehmen wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen müssen Mit dem nächsten Zug fährt er nach Barcelona und verläßt, so schnell es geht, spanischen Boden.

„Ich hoffe", erklärt er später, „in meinem Leben nie wieder einer solchen Bande von Halsabschneidern zu begegnen wie auf dem ‚Miguel de Cervantes'!"

*

Diese Schilderung beweist zur Genüge, daß die spanischen Kriegsschiffe zum mindesten seit dem 20 Juli nichts anderes sind als Meutererschiffe und ihre Besatzungen das, was man früher mit dem wenig ehrenden Namen „Piraten" bezeichnete. Daran ändert auch nichts, daß die Madrider Regierung, die „Volksfront"-Regierung, nachträglich die Meuterei anerkannte und die Sowjets auf dem „Miguel de Cervantes" und auf den anderen Kriegsschiffen, auf denen sich das gleiche ereignete, als rechtmäßige Kommandanten der Schiffe bestätigte.

Die Madrider Regierung, die zeitweise großes Gewicht darauf legte, nicht als kommunistische Regierung angesprochen zu werden — tatsächlich befinden sich die Kommunisten in den spanischen Cortes auch in der verschwindenden Minderheit —, trägt eine nicht abzustreitende Schuld an den Freibeutermorden auf den spanischen Kriegsschiffen. Schließlich war sie es ja, die bald nach Beginn des Bürgerkrieges allen Seeoffizieren die Kommandogewalt abgesprochen und den Unteroffizieren zuerkannt hat. Sicher hat sie dabei nicht daran gedacht, daß diese Maßnahme Bluttaten zur Folge haben würde. Aber indem sie stillschweigend ihre Zustimmung gab, hat sie die Verantwortung auf sich genommen, und sie kann sich daher auch nicht von der Schuld an den Zwischenfällen reinwaschen, die sich in der Folgezeit mit den spanischen Kriegsschiffen ereignet haben, zum Beispiel an dem „Kamerun"-Fall und dem Zwischenfall mit einem englischen Dampfer, der genau wie das deutsche Schiff von spanischen Freibeutern auf hoher See angehalten wurde. Die Engländer hatten nur das Glück, daß zufällig ein britisches Kriegsschiff zur Stelle war, das die Piraten im Handumdrehen zur Raison bringen konnte

Der Amerikaner, von dessen Besuch auf dem „Miguel de Cervantes" wir berichteten, erzählt, daß die meuternden Matrosen auf den spanischen Kriegsschiffen auf ihre Untaten geradezu stolz waren und annahmen, sich mit der Ermordung ihrer Offiziere ein Verdienst erworben zu haben. Diese Annahme erscheint uns ungeheuerlich, aber sie wird uns verständlicher, wenn wir bedenken, daß nach der Regierungsübernahme durch die Volksfront sowjetrussische Tendenzfilme in sämtlichen spanischen Kinos vorgeführt werden. Filme, die in allen westeuropäischen Staaten verboten sind, Tendenzfilme, die eigens zu dem Zweck der Aufhetzung der spanischen Bevölkerung gedreht wurden, fehlen, wie uns ein deutscher Flüchtling aus Spanien berichtet, nicht einmal in dem kleinsten spanischen Nest, und besonderer Patronanz und besonderer Beachtung im spanischen Arbeiterpublikum erfreut sich der alte Revolutionsfilm „Panzerkreuzer Potemkin", über den vor Jahren auch in Deutschland die Kurfürstendamm-Intellektuellen aus dem Häuschen gerieten.

Revolutions- und Propagandafilme dieser Art stehen an erster Stelle auf den Programmzetteln der Lichtspieltheater, soweit sie sich im Machtbereich der Volksfront befinden. Dazu kommen Filme, die man in Europa sonst nicht kennt: reine Propagandafilme sowjetrussischen Ursprungs, die auf Veranlassung der Moskauer Komintern eigens zu dem Zweck hergestellt werden, bei „passender Gelegenheit" in anderen Ländern aufgeführt zu werden. Dabei handelt es sich in unserem Falle um Filme, die besonders auf Spanien Bezug nehmen (in den Moskauer Archiven befindet sich Material für alle Länder). Die Filme lehnen sich meist an einen Stoff an, der den Spaniern aus ihrer eigenen Literatur bekannt ist, etwa an Themen aus den Romanen des liberalen Schriftstellers Blasco Ibanez, wobei selbstverständlich die durchaus vertretbaren sozialen Tendenzen — zum Beispiel des Romans ‚Die Scholle" — einen scharf kommunistischen Anstrich erhalten

Auf alle Fälle tragen diese Tendenzfilme, wie uns glaubhaft berichtet wird, außerordentlich viel zur Aufhetzung der Massen bei. In einem Land in welchem die landarbeitende Bevölkerung zu mehr als fünfzig v. H aus Analphabeten besteht wie etwa in Südspanien ist selbstverständlich neben der demagogischen Rede der Film das beste Propagandamittel, das man sich denken kann Auf der Gegenseite fehlt es leider an ähnlichen Methoden, die Masse für die Sache der Ordnung und Gerechtigkeit zu gewinnen

Spanische Bürgerkriegsschulen nach Sowjetmuster

Es ist bekannt daß die Volksfrontregierung vom 18. Juli, dem Beginn des Bürgerkrieges an, wahllos jeden bewaffnet hat, der Waffen haben wollte. Die Folgen, die dieser Akt der Verzweiflung nach sich zog, sind bekannt, soweit sie sich auf den Terror in den Städten und Dörfern erstrecken. In Madrid, Barcelona und zahllosen anderen Städten wurden auf allen Plätzen und den Kreuzungen der großen Straßen sogenannte „Unterweisungszentren" eingerichtet, das heißt: Kioske und leere oder verlassene Läden wurden zu Unterrichtsstuben für unausgebildete Milizen eingerichtet. Ältere gediente Leute unterwiesen hier die frisch bewaffneten jungen Männer und Mädchen der Volksfront im Gebrauch von Gewehren, Pistolen und Handgranaten, ja sogar in der Bedienung von Maschinengewehren. Nach ein oder zwei Stunden wurden die „Rekruten" der roten Miliz als „ausgebildet" entlassen und als frontdienstverwendungsfähig dem nächsten Bezirksrat oder der nächsten Rekrutierungsstelle gemeldet In wenigen Tagen kamen die Leute an die Front, nachdem sie in den meisten Fällen schon in ihrer Heimat genügend Gelegenheit gehabt hatten, ihre Waffen und ihre revolutionäre Gesinnung unter Beweis zu stellen

Es ist erstaunlich, daß sich unter diesen Bedingungen die Miliztruppen gegen die Nationalisten länger behaupten konnten, als man eigentlich hätte annehmen sollen Bei den Kämpfen in Nordspanien, in Bilbao, Gijon, Santander, San Sebastian, Irun usw., war die Widerstandskraft der Roten besonders auffallend.

Über die Hintergründe der roten Milizorganisation weiß uns der Deutsche Viktor Kluber Interessantes zu berichten, der in Spanien geboren ist und das Land und seine Leute besser kennt als seine Heimat. Kluber weilt heute in einem Flüchtlingslager in Bayern und ist glücklich, mitsamt seiner dreiköpfigen Familie der roten Hölle entronnen zu sein und sich in den Armen des Volkes zu befinden, das seinen Vater zu den Seinen zählte. Er war in der nordspanischen Stadt Gijon ansässig, deren Einwohnerzahl sich in den letzten zehn Jahren und namentlich während der Regierungszeit Primo de Riveras beinahe verdoppelt hat. Während der Kämpfe im Norden stand Gijon lange im Mittelpunkt der strategischen Operationen der Roten und Weißen

Die schwerste Zeit für Gijon begann am 14. August, als nationalistische Kriegsflugzeuge über der Stadt erschienen und Bomben abwarfen Das Ziel der Bomber waren aus Gründen, die unserem Gewährsmann unbekannt sind, die Gefängnisse der Stadt

Sonderliche Erfolge hatten die Flugzeuge der Weißen nicht aufzuweisen; sie verschwanden, nachdem etliche Häuser in Brand geraten waren und wurden verfolgt von Kampfflugzeugen der Roten, die nach Klubers Ansicht französischer Konstruktion waren. Es ist ja heute kein Geheimnis mehr, daß den spanischen Marxisten unter Patronanz des französischen Luftfahrtministers Cot französische Militärflugzeuge geliefert worden sind

Der Zwischenfall in Gijon hatte zur Folge, daß der rote Mob der Stadt den Sturm auf die Bastille, der fälschlich als Beginn der französischen Revolution gilt, wiederholte. Mit allen möglichen und unmöglichen Waffen versehen, stürzten sich Tausende auf die Gefängniswachen, die keinen Widerstand leisten konnten. Die Zellen wurden erbrochen und die Gefangenen freigelassen Diebe und Mörder, Räuber und Betrüger wurden als Helden gefeiert und im Triumph durch die Straßen der Stadt geführt. Selbstverständlich erhielten sie auf der Stelle Waffen, und wer es verstand, mit einem Gewehr oder gar einem Maschinengewehr umzugehen, wurde sogleich als Gruppen- oder Zugführer in die Reihen der roten Miliz eingestellt

Gleichzeitig brach in Gijon die nackte Anarchie aus Der Bürgermeister der Stadt, ein Radikalrepublikaner, der durchaus auf seiten der Volksfront stand, tat sein möglichstes, die Ordnung aufrechtzuerhalten Aber was den Behörden in Madrid und Barcelona nicht gelungen war, konnte ihm selbstverständlich erst recht nicht gelingen. Er wurde und blieb ein Gefangener der Roten, die ihm gnädig gestatteten, sein Amt weiterzuführen, vorausgesetzt, daß er der Miliz, den schnell eingesetzten „Zentren" und den Sowjets freie Hand ließ Von heute auf morgen waren die Roten Herren der Stadt

Der Bürgermeister hatte versucht wenigstens für die Verletzten zu sorgen, die fast ausnahmslos der roten Miliz angehörten. Er hatte ein Kloster beschlagnahmen lassen und zum Lazarett erklärt Die Nonnen des Klosters, die im übrigen wenig Veranlassung hatten, den Marxisten zu helfen, erklärten sich bereit, als Krankenschwestern zu fungieren. Die Miliz sabotierte jedoch die Anordnungen des Bürgermeisters, indem sie erklärte, daß sie nicht daran denke, ihre Verwundeten von Nonnen behandeln zu lassen Diese Entscheidung war für den Pöbel ein Signal, auf die Nonnen regelrecht Jagd zu machen. In aller Eile packten diese ihre Sachen und verließen das Kloster.

(Fortsetzung folgt)


KISSNER
HAUS NEUERBURG
Dieselbe Sorte schmeckt nicht immer gleich. Selbst eine sonst gute Zigarette verändert ihre Qualität, wenn sie ungeschützt verwahrt wird und austrocknen kann. Zum Schutz des empfindlichen Tabaks verwenden wir darum abgedichtete TROPEN-PACKUNGEN, die ihm Duft und Frische erhalten. Daher schmeckt bei unseren Zigaretten auch stets eine so gut wie die andere!
Haus Neuerburg
G·M·B·H
4 PF. Mit Gold GÜLDENRING

Ein Schlendrian geht zu Ende

ROMAN VON HERMANN PIRICH

9. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Münchner Taxichauffeur Franz Schuller, ein netter junger Kerl von unbeschwertem Gemüt, hat sich in die hübsche Kellnerin Betty verguckt und wird auf eine üble Verleumdung hin, deren Urheber ein recht dunkler Ehrenmann namens Glaser ist, von dem eifersüchtigen Metzger Karl mit einem Maßkrug niedergeschlagen. Dies geschieht just, als Schuller kurz zuvor beschloß, sich um Betty nicht weiter zu bemühen, die sich keineswegs geneigt zeigt, auf seine Späße einzugehen. Zudem lernte er eben eine elegante blonde Dame kennen, die großen Eindruck auf ihn macht, fast allein schon deshalb, weil auch er ihr durchaus nicht gleichgültig zu sein scheint. Was sich hier aber angesponnen hat, erfährt dadurch eine jähe Unterbrechung, daß Schuller, der bei dem Streit mit dem Metzger eine Gehirnerschütterung davontrug, ins Krankenhaus eingeliefert wird. Dort schließt er mit seinem Stubengenossen Bernhard, einem fünfzehnjährigen Hitlerjungen, dicke Freundschaft, die sich vornehmlich in lustigen Neckereien äußert. Betty, die inzwischen ihre Stellung wechselte und nun im Benediktinerbräu beschäftigt ist, findet in dem Kunstmaler Pschesina, einem komischen Kauz, einen väterlich um sie besorgten, treuen Freund, der zum Unterschied von all den andern, wie sie annimmt, sich nichts weiter von ihr erhofft. Wohl verhält es sich in der Hauptsache so, nur beruht Pschesinas Zuneigung nicht bloß auf reiner Sympathie, die von keinerlei Wünschen und keinerlei heimlichen Sehnsucht getrübt ist. Er hat sich vielmehr bis über beide Ohren in die hübsche Kassierin verliebt und wacht eifersüchtig darüber, daß ihr niemand zu nahe tritt. Dies hat aber offenbar einer seiner Stammtischgenossen, der Architekt Lerchner nämlich, im Sinne, und so entsteht zwischen ihm und dem Kunstmaler bald eine recht ungemütliche Stimmung, bis Betty dann Pschesina bei einer Gelegenheit verrät, wie es zwischen ihr und Schuller steht. Schuller ist mittlerweile aus dem Krankenhaus entlassen worden und hat sich auf „Intervention" der Schwester des Metzgers mit diesem versöhnt. Auch die blonde Dame trifft er wieder; diese Begegnung jedoch ist eine Enttäuschung, und Schullers Groll darüber kehrt sich nun ganz Glaser zu. Allein Glaser ist währenddessen spurlos verschwunden. Bernhard, der Hitlerjunge, aber macht sich erbötig, den Kerl aufzuspüren. Da werden eines Tages dem nicht wenig überraschten Schuller Franzl in Begleitung eines rätselvollen anonymen Schreibens plötzlich tausend Mark zugestellt. Schuller nun zerbricht sich nicht lange den Kopf darüber, sondern macht sich gleich daran, das Geld teils in Gegenwerte, wie Kleidungsstücke, zu einem Gutteil aber auch in Nichts umzusetzen; kurzum, nach ein paar Tagen hat er den letzten Rest der Summe verjubelt und entdeckt diese betrübliche Tatsache gerade in dem Augenblick, als er eine Hotelrechnung begleichen soll. Er ruft nun vom Hotelzimmer aus eine gute Bekannte an, die kleine Lissy vom Ballett, damit sie ihm aus der Patsche helfe. Lissy aber, noch wütend darüber, daß er tags zuvor ein Rendezvous mit ihr versäumt hat, läßt ihn gar nicht erst ausreden — und hängt schon ein

6.

Schuller dachte nun an den Vater Wirsching, seinen Brotherrn. Der würde ihm vielleicht aus der Klemme helfen, aber der hatte kein Telephon. Und der rückständige alte Sarnthaler auch nicht. Doch den hätte er gar nicht angerufen, denn der, mißtrauisch, wie er war, hätte sicher geglaubt, er werde bloß zum Narren gehalten, und wenn er nicht überhaupt gleich eingehängt hätte, so hätte er bestenfalls den Götz von Berlichingen zitiert, aber damit war rein gar nichts anzufangen. Blieb also noch die eine Möglichkeit, nämlich die Kollegen am Elisabethplatz mobil zu machen, die würden ihm zweifellos beispringen. Aber so gern Schuller ihnen sonst den dummen August machte, diesmal schämte er sich doch irgendwie. Er wußte nicht genau, warum. Wohl deshalb, weil halt doch ein ziemlicher Unterschied darin besteht, ob man den Hanswurst nur spielt, um die anderen zu belustigen, oder unfreiwillig tatsächlich einer ist. Außerdem, das wußte Schuller ganz bestimmt, würden sie ihn zum Spaß solange warten lassen, bis er förmlich aus der Haut führe vor Ungeduld und Verzagtheit.

Darum wollte er es doch lieber noch einmal mit Lissy versuchen, und so entschloß er sich denn, sie ein zweites Mal anzurufen.

„Schon wieder du?", sagte sie schnippisch. „Was willst du denn noch? Bemüh' dich nicht! Ich kann hart sein wie ein Kieselstein." Aber sie brach das Gespräch dennoch nicht gleich wieder ab wie vorhin, wohl weil sie im Geiste den reuigen Sünder vor sich zu sehen meinte, der völlig zerknirscht und halb wahnsinnig vor Verzweiflung sie auf den Knien um Verzeihung bitte. Als sie aber hörte, um was es sich hier drehte, sagte sie voll eiskalten Hochmuts: „Ha! Ha! Daß ich nicht lache. Und du glaubst nun gar, daß ich dich — haha! Sie lächern mich, mein Herr! Bleiben Sie nur hübsch sitzen drüben in Ihrem Grandhotel und auf Ihren vier Buchstaben und werden Sie eine Mumie!"

„Lissy, ich bitte dich, so sei doch g'scheit! . ."

„Nein, ich bin lieber dumm. Es ist bequemer. Und jetzt Schluß!" Gleichzeitig knackte es im Hörer. Schuller bettelte noch rasch: „Lissy! . . ." Aber es war vergebens. Sie hatte erbarmungslos eingehängt.

Nun blieb Schuller also doch nichts anderes mehr übrig, als den Elisabethplatz anzurufen, und das tat er denn auch. Als er indessen die Stimme des alten Kegelmaiers vernahm, hängte er flugs wieder ein.

Da erinnerte er sich, daß ihm die blonde Frau im Café ihre Adresse gegeben hatte mit der Bitte, sie doch mal aufzusuchen. Sie hätte mit ihm etwas zu besprechen, was ihn wahrscheinlich interessieren würde. Er wußte zwar nicht genau, was, daß es ihn jedoch auf jeden Fall interessieren werde, stand für ihn fest. Jetzt aber überlegte er und drehte die Visitenkarte hin und her, könnte er vielleicht — denn da steht ihre Rufnummer drauf.. Aber das geht nicht, das geht doch nicht, sagte er sich. Verdammt und zugenäht! und er raufte sich die Haare.

Herrgottsakrament, in der Situation sollte ihn die Betty sehen! Sie würde ihn noch mehr verachten als bisher. Hat sie nicht recht? Ist er nicht ein Taugenichts und Luftikus? Ein Windbeutel, der alles eher verdient, als daß ihn ein Mädel wie die Betty liebt. Er sah sie vor sich, wie sie ihn damals beim Sarnthaler hatte abblitzen lassen, mit einem Blick, bei dem ihn noch heute fröstelte, wenn er sich ihn vergegenwärtigte.

Ein schrecklicher moralischer Katzenjammer hatte ihn gepackt, und er erhob wilde Anklagen gegen sich. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als das Telephon klingelte und der Hotelportier ihm mitteilte, daß ihn eine Dame zu sprechen wünsche.

„So, eine Dame", sagte er apathisch und dachte, es wird wohl eine flüchtige Bekanntschaft von gestern sein, und er weiß nichts mehr und hat ihr vielleicht was versprochen, — ach, ihm war schon alles egal. „Hat sie Flügel?" fragte er.

„Wie bitte?"

„Na ja, ob sie Flügel hat."

„Wieso? Ich verstehe Sie nicht, mein Herr?"

„Na, weil es vielleicht mein Schutzengel sein könnte."

„Haha", bemühte sich der Portier zu lachen.

Da fiel Schuller ein, daß er die Dame vielleicht ins Vertrauen ziehen, das heißt, wenn alle Stricke reißen würden und es anders nicht ginge, eventuell einen kurzfristigen Überbrückungskredit bei ihr aufnehmen könnte, was sollte er sonst machen? Es blieb ihm doch rein gar nichts mehr übrig! „Nun", sagte er, „führen Sie bitte die Dame herauf!"

Bald darauf klopfte es an der Tür, und herein trat vornehm lächelnd Lissy.

„Ouh, Mister", sagte sie, als hätte sie einen Knödel im Mund, „uie gejht's?"

„Lissy!" rief Schuller. Er hätte zerspringen können vor Freude und umarmte sie stürmisch.

Sie drängte ihn weg und sagte: „Nou, Mister, nicht sein Sie sou — uie sagt man?" Und sie schnalzte mit den Fingern.

„Du bist ein Prachtmädel, Lissy!" Und er schloß sie wieder in seine Arme und küßte sie, und sie ließ es geschehen.

7.

Schuller saß in seinem Taxi am Elisabethplatz. Da kam in Begleitung eines kleinen, nervösen Herrn einer seiner Kameraden auf ihn zu und sagte: „Du, der Herr möcht gern mit dir reden." Und zum Kleinen gewandt, erklärte er, indem er mit dem Daumen auf Schuller wies: „Das ist der Herr Schuller." Dann ging er.

„Sie wünschen?" fragte Schuller ohne besondere Neugierde. Er war seit der feuchtfröhlichen Nacht, die er als kleiner Eintagskrösus verbracht hatte, auf alles gefaßt. Was damals alles geschehen sein mochte, wußte er nicht, und er nahm gleich von vornherein an, daß der kleine Herr damit irgendwie im Zusammenhang stehe.

„Pschesina ist mein Name", sagte der kleine Herr mit einer kurzen, ruckartigen Verbeugung und machte ein Gesicht, hochoffiziell und unnahbar eisig wie so beiläufig ein Kartellträger, der dem Beleidiger seines Schützlings die Forderung auf schwere Waffen überbringt.

„Freut mich", sagte Schuller. „Und auf jeden Fall tut's mir leid, das sag' ich Ihnen gleich."

„Wieso?" fragte Pschesina verblüfft.

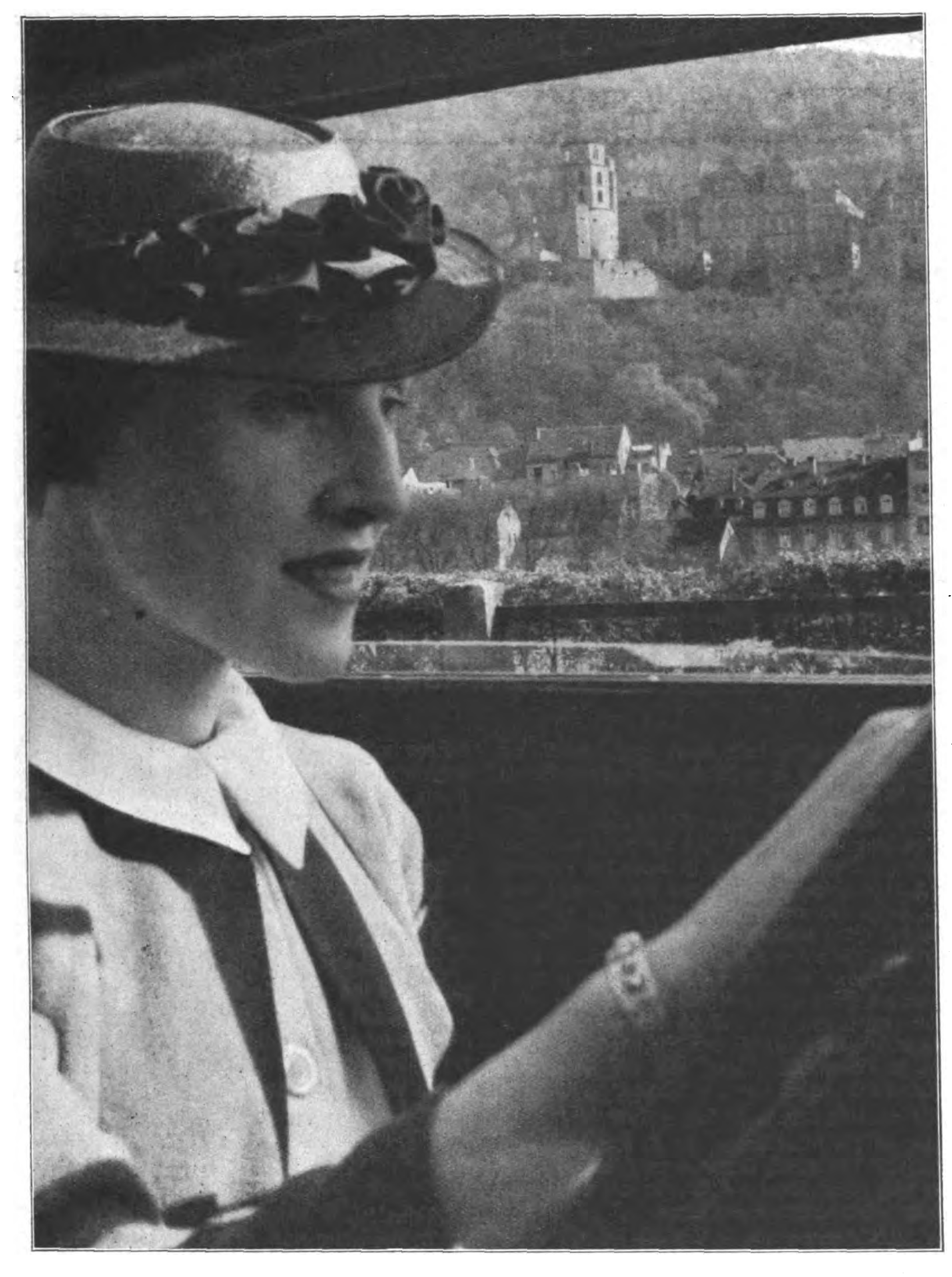
„Na ja!" Schuller lachte. „Ich war halt voll, net wahr, das kann man schon ruhig behaupten, und da ist es leicht möglich — aber, wie g'sagt, es tut mir leid."

Pschesina trat einen kleinen Schritt zurück und sah Schuller zweifelnd an. Er dachte an den Maßkrug, von dem ihm Betty erzählt hatte.

„Oder", sagte Schuller, „wenn ich Ihnen was versprochen hab'", und er hob bedauernd die Schultern, „ich weiß zwar nix mehr davon, aber ich halt's natürlich gern", setzte er lachend hinzu, „vorausgesetzt, daß es geht, net wahr?"

Armer Kerl, dachte sich Pschesina, und so heftige Abneigung er gegen diesen Mann da verspürt hatte, schon bevor er ihm zu Gesicht gekommen war, so großes Mitleid überkam ihn jetzt; noch bei weitem größeres Mitleid aber mit Betty, die diesen bedauernswerten Geistesgestörten liebte.

„Hm", sagte er kopfschüttelnd. „Schrecklich!"



Herbstfahrt am Neckar

Vorüber am Heidelberger Schloß.

Aufnahme. Fritz Henle

Mensch, stutzte Schuller, was ist denn los? Es wurde ihm nun doch ein bißchen bange; was hatte er bloß angestellt? „Also raus damit", forderte er Pschesina auf. „Jetzt reden Sie doch endlich!"

„Mein Gott!" erwiderte Pschesina und schnitt eine weinerliche Fratze. „Was soll man da noch reden?"

„Verflucht und zugenäht!" knurrte ihn Schuller an. Er geriet vor lauter Angst in Zorn. „Jetzt möcht' ich aber zum Teufel hinein endlich wissen, was los ist! Hab' ich jemanden umbracht, das gibt's ja gar net!"

„Nein, nein", beteuerte Pschesina, indem er zurückwich und mit der Hand abwehrte

Schuller, der bisher im Wagen gesessen war, stieg nun nervös aus. Kaum sah dies aber Pschesina, als er auch schon kehrtmachte und davonlief, was ihn die Beine trugen

Limanski, der kleine Taxichauffeur, der die Szene beobachtet hatte, kam interessiert näher und fragte Schuller Was er denn mit dem kleinen Maler gehabt hätte?

„Wieso Maler?" entgegnete Schuller ‚Kennst ihn du?"

„Ja, der wohnt auch in der Zieblandstraß'" sagte Limanski. „Vis-à-vis von mir, ich kenn' ihn schon lang Aber was hast denn g'habt mit ihm?"

„Das möcht' ich selber wissen."

„Warum ist er nacha davong'laufen?"

„Fragst mich", erwiderte Schuller verärgert und stieg wieder in seinen Wagen Lange noch grübelte er hin und her. Es plagte ihn die Ungewißheit, und er beschloß, der Sache nachzugehen

Pschesina benahm sich heute abend am Stammtisch wie ein tränenseliges altes Weib dessen Lebensglück sich in ständigem Seufzen äußert. Er war über alles und jedes gerührt, auch wenn Dinge und Ereignisse zur Sprache kamen, die von niemandem sonst auch nur annähernd als traurig oder gar tragisch empfunden wurden. Bei jeder Gelegenheit, und war sie noch so unpassend, setzte er, von Weltschmerz überwältigt, eine kummervolle Miene auf und jammerte: „Mein Gott, wie arm!" oder „Mein Gott, wie schrecklich!"

Und Betty gegenüber gab er sich heute so, wie manche Menschen sich bisweilen zu jemandem benehmen, von dem sozusagen alle Welt bereits weiß, welch furchtbarer Schicksalsschlag ihn getroffen, nur er selbst noch nicht, und jeder scheut sich davor, ihm, dem Ahnungslosen, die traurige Nachricht zu überbringen So ähnlich führte sich Pschesina heute auf

Wenn ihm Betty ein neues Glas Bier hinstellte, streichelte er ihr die Hand und seufzte: „Du mein liebes Kind" oder „Du mein armes Hascherl" bis sie ihn schließlich erstaunt fragte warum er denn heute so wunderlich sei

„Ach" sagte er da, mit den Augen wie eine Betschwester in der Kirche blinkernd, und tätschelte ihr die Hand „net fragen, mein liebes Kind, net fragen . "

Weil er aber an sich ein komischer Kauz war, an dessen krause Gedanken und Reden sich jedermann schon längst gewöhnt hatte, maß auch Betty seinem heutigen Gebaren nicht allzu große Bedeutung bei und zerbrach sich nicht länger den Kopf

Dies wiederum legte Pschesina als kindliche Naivität aus, und er war angesichts der erschrecklichen Tatsachen von denen Betty nichts ahnte, jetzt noch viel, viel mehr gerührt Sein tiefes Mitgefühl steigerte sich schließlich dermaßen, daß der Wunsch in ihm zu brennen begann sich für sie zu opfern. Er hätte zwar nicht sagen können, zu welchem Vorteil ihr das wohl gereichen würde aber das war für ihn nicht wesentlich; opfern nur wollte er sich für sie, sterben. — dastehen wollte er, sich das Hemd vorn aufreißen und die Heldenbrust tapfer und mannhaft den feindlichen Kugeln bieten und mit fester Stimme rufen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, ach, wie schießt ihr schlecht Amen!"

Er liebte nun Betty wie nie zuvor, er liebte sie maßlos, und fast noch verliebter war er in die uferlose Rührung, in der er schier ertrank

Wie enttäuscht aber war er am nächsten Tag, als es sich herausstellte, daß seine Rührung ganz und gar gegenstandslos war.

Schuller nämlich, dem es keine Ruhe ließ, erschien bei ihm in der Wohnung, und da klärte sich dann bald alles auf.

Erst erschrak Pschesina zu Tode, als er auf ein sehr energisches Klingeln hin die Tür öffnete und vor ihm der vermeintliche Geistesgestörte stand Dann aber verwandelte sich sein Schrecken ziemlich rasch in Erbitterung, ja schließlich sogar in flammende Entrüstung und das kam so:

Nachdem der beiderseitige Irrtum bereits im Flur seine zwar wortreiche, aber in der Hauptsache — wenigstens Schuller — zufriedenstellende Aufklärung gefunden hatte, führte Pschesina seinen Besuch ins Atelier, um in Bettys Interesse, für die er allerdings ohne jeden Auftrag handelte, selbstlos eine Lanze zu brechen. „So? Die Betty? Gibt's das?", sagte Schuller erstaunt und trat ein. Da sah er aber auf dem Podium oben Mia, das Modell, mit nichts am Leibe, und war derart überrascht, daß er weit die Augen aufriß und wie festgewurzelt stehenblieb „Sakrament!", sagte er hochachtungsvoll, wobei er die erste Silbe betonte, und nun hörte er Pschesina nur noch mit halbem Ohre zu.

Pschesinas Zorn darüber entlud sich vorerst auf die Art, daß er das Modell anherrschte, sich anzuziehen, welcher Aufforderung Mia auch Folge leistete, wenngleich, ihrem ganzen Wesen entsprechend, keineswegs übereilt. Als sie aber dabei Schuller vielsagend anlächelte und, was der springende Punkt war, Schuller ihr lustig zuzwinkerte, indem er mit zwei Fingern salutierte wie ein österreichischer Operettenoffizier, — da kannte Pschesinas Entrüstung keine Grenzen mehr, und er wies mit der Bemerkung, daß sein Atelier kein Animierlokal sei, Schuller erregt die Tür

Wenige Minuten später sah er von seinem Schlafzimmerfenster aus die beiden vergnügt sich unterhaltend über die Straße gehen

*

Zu der Zeit hatte Schullers göttlicher Schlendrian seinen Höhepunkt erreicht und neigte sich nun unmerklich seinem Ende zu Nicht daß er selbst und aus sich heraus zu der Einsicht gelangt wäre, daß ein ewiges Dolcefarniente der Gedanken nicht der Sinn unseres Lebens sein kann Erst äußere Ereignisse mußten ihn dazu führen Aber wir wollen nicht vorgreifen und alles der Reihe nach erzählen

Schuller erhielt von der blonden Dame, von der er erfahren hatte, daß sie Renate Herdeck heiße und die Frau eines bekannten Forschers sei, das Angebot, bei ihr als Privatchauffeur einzutreten. Schuller wäre nicht der gewesen, der er war, wenn er hier nicht bedenkenlos zugegriffen hätte Woh! hätte auch ein anderer nicht lange gezögert; denn die Bezahlung war gut, sehr gut sogar Doch das war für Schuller nicht einmal das Entscheidende. Der Stellungswechsel reizte ihn allein deshalb, weil er neue Abenteuer witterte

Er ging also zum Vater Wirsching hin und sagte ihm Bescheid. Was er aber nun doch ein wenig sonderbar empfand, war die Art, wie seine Kündigung entgegengenommen wurde

Wirsching, der sieben Kinder hatte, spielte gerade mit seinem jüngsten, das laufen lernte Er saß breitbeinig da, das Kind zwischen den Knien, und hatte ihm seine rissigen, unbeholfenen Pranken als Spielzeugersatz überlassen Das Kind zog an den dicken ungefügen Fingern, untersuchte dann neugierig die Trauerränder unter den Nägeln, drehte das große Ding da um und besichtigte offenen Mundes die Handfläche und zog schließlich an den Fingern indem es wippende Bewegungen machte und dazu lallte, während der Vater gutmütig und glücklich lächelnd zusah und manchmal heiser auflachte

Als Schuller ihm seine Sache vorgetragen hatte unterbrach er zwar nicht sein Spiel mit dem Kinde, aber das Lächeln und das Weiche in seinem Gesicht waren plötzlich verschwunden. Nach einer längeren Pause des Schweigens erst sagte er dann in gleichgültigem Ton: „Ja, wennst moanst .."

„Tscha" sagte Schuller betreten, „des is halt so —" Er wollte etwas sagen, aber wußte nicht, was. Jedenfalls konnte er so nicht weggehen vom Vater Wirsching, bei dem er fünf Jahre gedient hatte und mit dem er all

Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« %

ERNTEN 31 BIS 33 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Musterbetriebes in Altona Bahrenfeld nach [illegible] völlig neuen Methoden hergestellt. Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß sämtliche Tabake zweimal [illegible] wird ausschließlich ohne Mundstück hergestellt. [illegible] aus folgenden Distrikten: [illegible]

Die Cigaretten sind Muster [illegible] und neuer Fabrikationsmethoden, die [illegible] Herstellung auf [illegible]

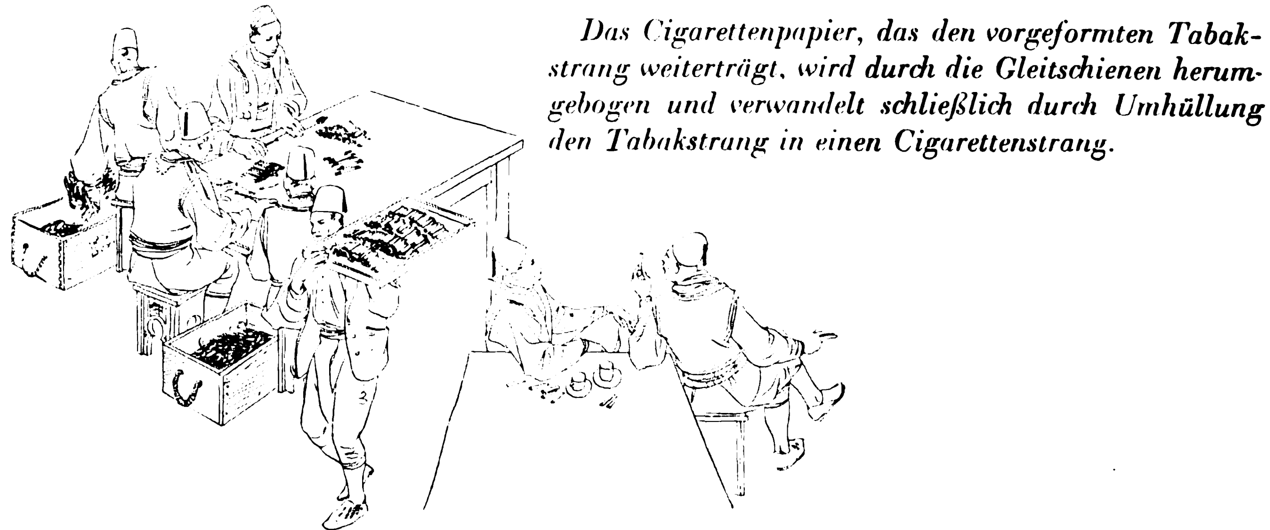
REEMTSMA SORTE »R6« O/M

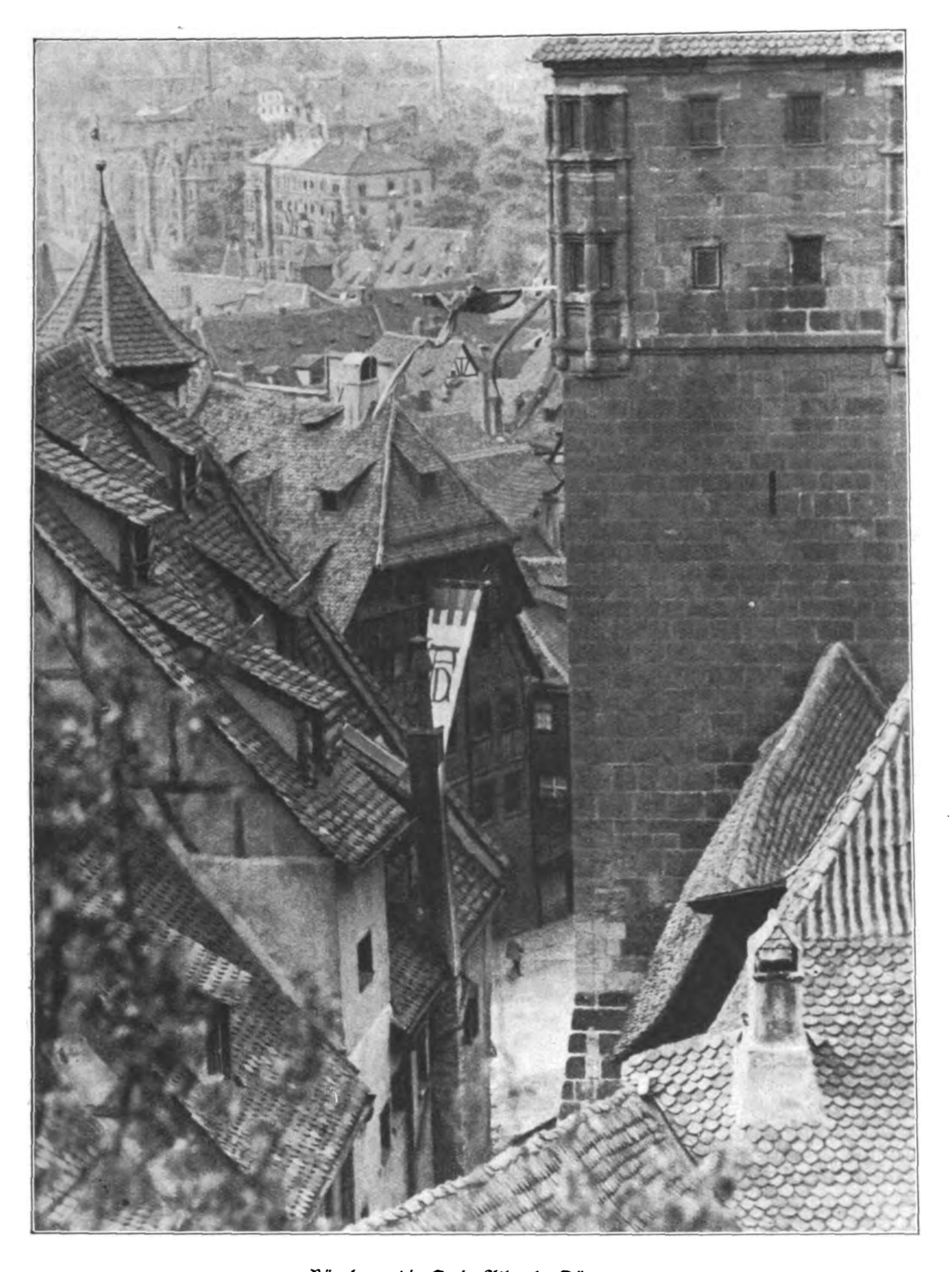
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

doppelt fermentiert 4 ₰

STARK VERGRÖSSERT

Das Cigarettenpapier, das den vorgeformten Tabakstrang weiterträgt, wird durch die Gleitschienen herumgebogen und verwandelt schließlich durch Umhüllung den Tabakstrang in einen Cigarettenstrang.





Nürnberg, die Stadt Albrecht Dürers:
Blick auf sein Geburtshaus

Aufnahme: Heinz Valérien

die fünf Jahre hindurch immer gut Freund gewesen war. „Hm", brummte er, „des is halt — verstehst mich — net . . ."

„Ja, ja", erwiderte Wirsching nach einer guten Weile und seine Stimme klang noch heiserer, als sie schon war, „ja, ja, ich versteh' dich schon." Er räusperte sich und fügte hinzu: „Also ein Herrschaftschauffeur nacha bist jetzt." Und als die Worte verklungen waren, sah er zu Schuller auf.

„Es ist net des", sagte der hilflos.

„Nein, nein, keine Spur", entgegnete Wirsching wie nachdenklich und guckte wieder seinem Kinde zu. „Ich hab' mir ja auch schon bei dei'm neuen G'wand nix denkt."

„Wie meinst jetzt des?" Schuller war verdutzt.

„Willst eine Antwort drauf?" fragte Wirsching, ohne aufzublicken, und spielte weiter mit dem Kinde.

„Hm", erwiderte Schuller kleinlaut und wußte nicht recht, warum er denn verlegen war, „ich versteh' dich net."

„Weißt was", sagte Wirsching und blickte ihn an. „Wann die Weiber so blöd sind — verstehst? —, nachher soll'ns so blöd sein. Da hilft kein Herrgott net; denn blöd bleibt blöd. Aber des eine sag' ich dir, man derf's net no blöder mach'n, des derf man net, hast mich begriffen?"

„Naa", antwortete Schuller ehrlich und sogar ein wenig böse. „Ich hab' dich net begriffen, und ich weiß auch net, was du willst. Aber deine versteckten Anspielungen, die kannst dir b'halten, des sag' ich dir." Er stand auf, rückte an der Krawatte und wandte sich zum Gehen. Aber da tat es ihm plötzlich unsäglich leid, daß er Vater Wirsching gegenüber, dem er so manches Gute verdanken konnte und der sich zu ihm immer hochanständig verhalten hatte, vielleicht doch heftiger war als nötig oder überhaupt am Platze. Darum drehte er sich um und sagte, um etwas zu sagen: „Bis wann glaubst, daß du einen Ersatz hast für mich?"

„Meinetwegen", sagte Wirsching und beschäftigte sich angelegentlich mit dem Kind. „Mein'twegen kannst gleich geh'n, des braucht dich weiter net zu bekümmern."

„Gut. Recht. Ist mir auch recht", sagte Schuller sehr gekränkt und ging rasch.

Am Elisabethplatz verabschiedete er sich von den Kameraden, die er gerade antraf; die anderen ließ er schön grüßen.

Dieser Abschied war hingegen nicht so, wie Schuller sich ihn eigentlich vorgestellt hatte. Er war der Meinung gewesen, die Kollegen würden ihm voll Herzlichkeit auf die Schulter schlagen, ein paar faule Witze reißen und sagen: „Alsdann, Franzl, mach's gut!" Sie sprachen aber kein Wort, und einige — wie der kleine Limanski zum Beispiel — grinsten nur, halb verlegen und hinterhältig. Sie hatten sonst für alles Sinn, nur das eine verziehen sie ihm offenbar nicht, daß er sie nämlich so leichtfertig verließ und einen Beruf aufgab, dem sie zwar nicht alle gerade mit ausgesprochener Begeisterung, so doch mit einer Anhänglichkeit nachgingen, wie man etwa einer alten, lieben Gewohnheit treu bleibt. Nun hätten sie es wohl gut verstanden, wenn Schuller, sagen wir, ein Mädchen gefunden hätte, das zufällig etwas Erspartes hat, womit man vielleicht ein kleines Geschäft anfangen oder eine nette Wirtschaft übernehmen kann, oder wenn er sonstwo hineingeheiratet hätte, um, vorausgesetzt natürlich, daß er das Mädel ein bißchen gern hat, seine Lage zu verbessern und ein ruhigeres, geregelteres Leben zu führen. Wie gesagt, dafür hätten sie wohl alle Verständnis gehabt. Nur daß Schuller auf diese Art aus der Reihe tanzte und in eine für ihre Begriffe erotische, jedenfalls aber fremde Welt hinüberwechselte, hatte für jeden von ihnen einen ein klein wenig üblen Beigeschmack. Man sah in ihm etwas wie einen Abtrünnigen, und unbewußt fühlte man sich irgendwie in seiner Standesehre verletzt. Sie besprachen zwar keineswegs den „Fall" miteinander, und doch waren sie alle derselben Ansicht und zeigten, als wäre eine gemeinsame Parole herausgegeben worden, bei Schullers Abschied im wesentlichen die gleiche kühle Zurückhaltung.

Schuller ging sehr verstimmt nach Hause. Zum ersten Mal brannten ihm die tausend Mark in der Tasche, obwohl sie ja gar nicht mehr vorhanden waren. Niemand also glaubte offenbar so ganz an seine Erbschaft, und war dies eigentlich verwunderlich, da ihm doch selbst, als er das Geld erhalten hatte, im ersten Augenblick schon die Geschichte mit der Schuld, die jemand bei seinem Vater haben wollte, höchst unwahrscheinlich vorgekommen war? Außerdem lebte ja seine Mutter noch, und der reuige Unbekannte hätte sich aller Voraussicht nach wohl zuvörderst an sie gewandt. Erst nun fiel Schuller ein, daß es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, bei Erhalt der tausend Mark, wennschon an sonst nichts, so wenigstens an seine Mutter zu denken, die zwar nicht gerade Not litt, aber sich für eine alte Frau mühsam genug durchs Leben schlagen mußte.

Aber nicht eine Sekunde hatte er an sie gedacht, sondern das ganze Geld in kürzester Frist für Nichtigkeiten vertan. Und nun machte er sich bittere Vorwürfe. Er schämte sich und war derart zerknirscht, daß er sich zutiefst verabscheute und wütend auf sich selber wurde, bis vor lauter Hilflosigkeit sein Zorn sich schließlich gegen Lissy richtete; denn wenn er selbst schon so gedankenlos und undankbar war, so hätte zumindest sie ihn an seine Mutter erinnern können.

Dann wieder ärgerte er sich darüber, daß er auf Lissy die Schuld schob, und schließlich setzte er sich hin, um der Mutter einen Brief zu schreiben. Aber er kam nicht weiter als bis zur Anrede „Meine liebe Mami!" Er kaute noch eine Zeitlang an dem Federhalter und schmiß ihn endlich hin.

Er ging zu Frau Renate und bat sie ernsten Gesichts um eine kleine Rücksprache.

„Nun, Herr Schuller", sagte sie freundlich und lächelte, „was ist denn los? Nehmen Sie doch Platz!"

„Danke", sagte er und blieb stehen. „Ich hab' da kürzlich", begann er stotternd, „tausend Mark gekriegt."

„Na, sowas ist doch erfreulich. Warum schauen Sie dann so böse drein?"

„Ja", sagte er und schluckte, „ich weiß aber nicht, von wem?"

„Ja und?" Sie sah ihn verwundert an. „Oder glauben Sie, daß ich es etwa weiß?" Als er nicht gleich antwortete, lachte sie.

Schuller wurde knallrot, blickte zu Boden und kratzte sich unwillkürlich am Hosenboden, so peinlich war ihm die Situation. Und als er sich plötzlich dieser Bewegung bewußt ward, wurde er noch verlegener und blickte rasch auf, um sich zu vergewissern, ob Frau Renate das bemerkt habe. Da sah er sie lautlos, aber herzlich lachen, und er lachte mit, weil ihm nichts Besseres einfiel. Zum anderen jedoch war er auch froh darüber, daß sein hahnebüchenes Unterfangen, seine Herrin so etwas zu fragen, noch derart gut ausgegangen war. Sie hatte anscheinend gar nicht begriffen, was er damit hatte sagen wollen. Jedenfalls war sie in sehr feiner Weise darüber hinweggegangen.

„Nun", verabschiedete sie ihn und reichte ihm die Hand, „hoffentlich haben Sie das Geld gut angelegt. Also auf Wiedersehen."

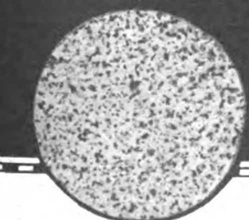
Er machte eine linkische Verbeugung und stolperte hinaus. Er ging wieder heim und schrieb an dem Brief weiter. Darin fragte er nun die Mutter, ob ihr von dieser Geldgeschichte des Vaters vielleicht etwas bekannt sei. Er schrieb allerdings so, als wäre ihm von der Angelegenheit ganz beiläufig dies und jenes zu Ohren gekommen. Daß er das Geld bereits erhalten und verbraucht hatte, verschwieg er; denn er brachte es nicht übers Herz, der Mutter einzugestehen, in welch leichtsinniger Weise er das viele Geld hinausgeworfen hatte. Wohl wußte er, daß sie keinen Pfennig angenommen hätte, aber wehgetan hätte ihr's, zu erfahren, wie wenig ihr einziger Sohn an sie dachte.

Und um das — so gut es noch ginge — nachzuholen, was er in seiner sträflichen Sorglosigkeit und Unbekümmertheit versäumt hatte, füllte er den Brief mit

Was ist schwerer ?

Ein Pfund Eisen oder ein Pfund Daunen? Ein Pfund bleibt natürlich immer ein Pfund - verschieden ist nur die Menge. Genau so verhält es sich bei unserem Vergleich. Auch hier besteht gleiches Gewicht ... bei vierfachem Unterschied in der Menge. Nur handelt es sich in beiden Fällen um Kreide. Aber um Kreide völlig verschiedener Qualität. Die kleine Menge ist gewöhnliche Schlämmkreide. Die größere Menge dagegen ist chemisch gefällte Kreide, wie sie zur Herstellung von Chlorodont verwendet wird. Dieser hochporösen, fast körperlosen Kreide verdankt die Chlorodont-Zahnpaste ihre unübertroffene Reinigungskraft. Außerdem bildet sie nicht – wie gewöhnliche Schlämmkreide – eine Gefahr für die Zähne. Denken Sie an diesen Unterschied beim nächsten Einkauf Ihrer Zahnpaste.

Das Mikroskop zeigt es noch deutlicher:



Die chemisch gefällte Chlorodont-Kreide enthält keine schädlichen Bestandteile. Sie ist gleichmäßig fein und weich. Chlorodont, die Qualitäts-Zahnpaste, reinigt die Zähne deshalb vollkommen und schont sie zugleich.

Gewöhnliche Schlämmkreide enthält scharfe, kleine Sandkörner, die härter sind als der Zahnschmelz. Kein Wunder, daß sie ihn allmählich zerkratzen und so den Fäulnisbakterien Zutritt in das Zahninnere verschaffen.



überströmenden Liebesbeteuerungen und tausend zärtlichen Worten.

Er wartete aber vergebens auf Antwort.

8.

„Was möchtst? fragte der kleine Limanski, streckte sich und guckte Bernhard, den Hitlerjungen, weil der fast schon größer war als er mit seinen gut vierzig Jahren, beinahe böse an. „Den Schuller möchtst? — Der", erklärte er, „is nimmer da," und machte eine energische Handbewegung, als wollte er damit zum Ausdruck bringen, daß alles weitere Fragen überflüssig sei.

„Gibt's ja gar nicht!" sagte Bernhard ungläubig.

„Was gibt's da nicht?" entgegnete Limanski barsch, indem er die Arme in die Seiten stemmte. „Möchtst auch schon g'scheiter sein als unsereiner? Der is nimmer da, verstehst, und damit basta!"

„Mensch", begütigte der Junge, „gib nicht so an! Sag mir lieber, wo er dann jetzt ist!"

„Wie red'st denn du überhaupt mit mir?" Limanski hatte heute seinen schlechten Tag, und er war direkt froh darüber, zornig sein zu können. „Was erlaubst denn du dir eigentlich? Wann haben denn wir zwei Schaf' miteinander g'hüt', ha? Ich könnt' ja dein Vater sein."

„So'n Bart, Mensch", erwiderte der Junge und zeigte an, was das für ein unendlich langer Bart sei. „Sowas imponiert uns nicht, da ist der Schuller ein ganz anderer Kerl."

„Des glaub' ich dir", sagte Limanski bedeutungsvoll. „Des glaub' ich dir auf der Stell'!"

„Na, na", sagte Bernhard aufhorchend, „was soll denn das heißen?"

„Da bist du noch zu jung dazu, verstehst", antwortete Limanski, indem er den Unterkiefer vorschob und die Lippen schürzte.

Bernhard schüttelte den Kopf und schaute nachdenklich auf den Kühler des danebenstehenden Taxis. „Sonderbar", meinte er schließlich. Und nach einer Weile fragte er: „Können Sie mir wenigstens sagen, wo das Geschäft von dem Metzger ist, der die Auseinandersetzung mit'm Schuller g'habt hat?"

„Wieso?" Die Frage des Jungen überraschte Limanski doch sehr, und die Neugierde besiegte im Nu seine sämtlichen Autoritätsbestrebungen, die in ihm, wie zuweilen in ganz besonders kleinen Menschen, mächtig herumrumorten und gewissermaßen ständig auf dem Sprunge waren, über jemanden herzufallen. „Wieso, warum, ha?" forschte er.

„Es is wegen dem Glaser", sagte Bernhard wichtig.

„Ah, sehr gut, wieso, warum, wo is der?" Der kleine Limanski war ganz aufgeregt.

„Das will ich eben dem Metzger sagen."

„Ah, du weißt es, is er noch da, wo, ha?"

„Natürlich is er noch da, der Schuft."

„Ja, Schuft, des is er, ein ganz gemeiner Kerl is er."

„Und g'haut g'hört er." Bernhard machte mit der geballten Faust eine kurze, ruckartige Bewegung und schnitt ein grimmiges Gesicht.

Der kleine Limanski tat unwillkürlich genau dasselbe und sagte: „Natürlich g'hört er g'haut."

„Aber so, daß ihm die rote Supp'n runterrinnt."

„Rote Supp'n abirinnt", echote Limanski. Er hatte mit offenem Mund jedes Wort des Jungen verfolgt. Nun aber besann er sich wieder seiner Autorität, und er glaubte, sich etwas vergeben zu haben, weil er eine kleine Weile vergessen hatte, dem Buben gegenüber, dessen Vater er ja sein könnte, seine Überlegenheit hervorzukehren. Er ärgerte sich jetzt plötzlich ein wenig darüber, daß der „Bua" da vor ihm etwas wußte, was er selbst nicht wußte. „Na ja", sagte er also und schürzte verächtlich die Lippen, „wir wissen ja eigentlich eh schon lang, wo sich der Kerl herumtreibt. Wir passen aber nur die Gelegenheit ab, verstehst, die Gelegenheit, net, daß wir ihn so richtig ham, verstanden, daß nämlich niemand nicht dazwischen kommt. Aber nachher hau'n wir den Burschen so umananda, sag' ich dir, und er deutete lässig, doch mit großartiger Gebärde an, wie sie ihn umeinanderhauen würden, den Burschen.

„So", sagte der Junge, und es klang ziemlich mißtrauisch. „Wenn ihr's eh schon wißt . . ."

„Ha", winkte Limanski geringschätzig ab, „klar wissen wir's, längst schon." Aber er hätte zu gern Näheres erfahren. Damit man ihm das jedoch nicht anmerke, setzte er hinzu: „Kannst uns gar nix Neues mehr erzählen, mein Lieber."

„Nun", erwiderte der Junge, „ich dräng' mich auch nicht auf. Aber sagen Sie mir bitte wenigstens, wo das G'schäft ist."

„Da", maulte Limanski, wieder sehr mürrisch, und zeigte ihm mit einer recht sparsamen Kopfwendung ungefähr die Richtung.

*

Bernhard betrat den Laden und grüßte laut.

Außer Nani war niemand im Geschäft; sie war am Eiskasten gerade sehr beschäftigt und schob drin etwas hin und her — was, war auf den ersten Blick nicht zu sehen; jedenfalls aber mußte die Erledigung dieser Angelegenheit außerordentlich pressant sein, denn Nani werkelte eilig weiter, ohne sich auch nur ein Momentchen nach der neuen Kundschaft umzudrehen. „Heil Hitler!" dankte sie sehr freundlich und fuhr während ihrer eifrigen Arbeit redselig fort: „Hat dich die Mutter g'schickt, bist a braver Bua, was soll's denn sein? Vom Ochs, vom Kalb, vom Schwein, a Leber oder a Nier'n, a Rippenstück, oder etwas von der Brust, vom Rücken, oder a bisserl an Kalbskopf oder a kloane Haz'n? — Ja, so red doch!" Sie wandte sich nun zu ihm und sah, wie er belustigt lächelte. „Was lachst denn so deppat", herrschte sie ihn an, aber gar nicht etwa böse, — nur so halt, weil was gesagt sein muß, damit einem die Kinder nicht über den Kopf wachsen. „Na, was lachst denn, was gibt's da zu lachen?"

„Weil Sie mir g'fallen", antwortete Bernhard und lachte ihr frech ins Gesicht.

Nani war sprachlos. „Ja", kam es dann endlich heraus, „gibt's jetzt des auch? Du fangst ja gut an. Jetzt sag mir einmal, wie alt bist denn du?"

„Gott", entgegnete der Junge kopfschüttelnd, „wie kann man denn so indiskret sein?"

„Du bist mir der richtige Schlingel. Also was soll's nun sein?"

„Oooch", sagte Bernhard und grinste schalkhaft, „ich möcht' Ihren Sohn sprechen."

„Was???" Die Nani fiel fast über den Ladentisch und mußte sich festhalten. „Meinen Sohn? Aber um Gottes willen, ich hab' doch keinen Sohn."

„Ach sooo? Entschuldigen Sie, aber ich hab' gedacht, der junge Metzger wär' — nun ja, ich hab's nicht gewußt."

„Ja du heilige —" Nani war ganz entsetzt. „Schau ich denn wirklich so alt aus?" Und sie strich mit dem bloßen Unterarm die Haare zurück.

„Eigentlich nicht. Aber so — bei der Beleuchtung." Dabei fuhr er mit der Hand durch die Luft, wie etwa ein Fremdenführer vor einem Gebäudekomplex.

„Aber wieso denn?" hauchte die Nani ratlos. „Da ist doch nirgends eine Beleuchtung . . ."

Der Junge schaute sich suchend um. „Nein", stellte er sodann fest, „es ist tatsächlich nirgends eine Beleuchtung."

„Du", drohte die Nani jetzt und machte eine entsprechende und unmißverständliche Gebärde, „du kriegst aber bald a Schell'n, du . . ."

„Ach", erwiderte Bernhard mit einer Miene, die besage sollte, daß er sich nicht einschüchtern lasse, „das bringen Sie ja gar nicht übers Herz, da sind Sie viel zu gut dazu!"

Die Nani versuchte, ernst zu bleiben, aber sie mußte lächeln. „Du", sagte sie und hob den Zeigefinger, „daß du dich nur net täuschst . . ."

„Ich täusch' mich nie, gibt's gar nicht", erklärte der Junge in sehr entschiedenem Ton. „Aber jetzt zur Sache, mein Fräulein. Ich möchte gerne den Metzger sprechen."

„Der ist ja net da, und er kommt auch heut nimmer, er ist im Schlachthaus. Um was handelt sich's denn?"

„Tja, ich weiß ja nun nicht recht, ob ich das einem schwachen Weib anvertrauen kann."

„Ich bin seine Schwester", drängte Nani neugierig.

„Schön" sagte der Junge und begutachtete mit todernstem Gesicht ihre rund zwo Zentner Lebendgewicht, „das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Sie eben ein schwaches Weib sind."

„Du, jetzt hör aber auf mit deine Sprüch'", sagte die Nani; sie war nun wirklich schon böse, denn ihr Wissensdurst war fast noch größer als ihre Gutmütigkeit.

„Nun", sprach Bernhard großmütig, „ich lass' ja mit mir reden. Also, die Sache ist die", und er zog ein beschriebenes Stück Papier aus der Tasche. „Hier hätt' ich nun endlich die Adresse vom Glaser, der wo —"

„Zeig her", verlangte die Nani ungeduldig und griff rasch danach. Und nachdem sie gelesen hatte, sagte sie voll tiefster Überzeugung: „Der Schlawiner . . . Ja wie", fragte sie dann den Jungen, „wie hast denn das rausgekriegt?"

Auf diese Frage hatte Bernhard nur gewartet. Nun konnte er loslegen mit seinen Großtaten, und er zögerte auch keinen Augenblick damit. Er erzählte, wie Buben das in seinem Alter gern tun, mit vielen Ausschmückungen und wohl auch mit so mancher Übertreibung, auf welche, natürlich ungeheuer schwierige Weise er Glasers Aufenthalt herausbekommen habe. Um Glaser zu treffen, hatte er bei der Sammlung für die Jugendherbergen nach seinen Angaben mehr Lokale abklappern müssen, als es in München überhaupt gibt. Allen Gästen habe er, berichtete er, ins Gesicht gestarrt wie ein Tiefseeforscher, genau so, und immer wieder habe er die alte Zeitschrift mit Glasers Bild hervorgeholt und damit denjenigen, den er jeweils verdächtigte, verglichen. Das sei, versteht sich, nicht so ganz einfach gewesen, denn er durfte ja nicht auffallen, nicht wahr? Und nach vielen, vielen Stunden vergeblichen Suchens habe er alles aufstecken wollen. Aber da habe er an Schuller Franzl gedacht und sich noch einmal geschworen, diese Schandtat müsse gerochen werden! Und so sei er also tapfer den Kriegspfad weitergegangen, und endlich war das Glück ihm hold. Er hatte den Schurken jetzt aufgestöbert!

Nun mußte er aber natürlich warten, bis der Kerl aufbrach. Diese Geduldprobe allein jedoch war es nicht, die ihm so sehr zu schaffen machte. Viel schlimmer und strategisch unvergleichlich schwierig war der Umstand nämlich, daß das Lokal, wie's der Teufel will, zwei Ausgänge hat. Was tun, sprach Zeus; aber was weiß Zeus, der alte pensionierte Griechengott, so habe er sich gesagt, schon viel von moderner Strategie? Er habe ihn darum gar nicht weiter um Rat gefragt, sondern sich auf seinen eigenen, nicht wahr? — und er klapste sich auf die Stirn — verlassen und sofort gehandelt.

Hier wollte er nun der Nani einen Vortrag darüber halten, wie empfehlenswert es sei und männlich, nicht lange hin und her zu zaudern, denn das sei völlig verfehlt, und die Geschichte schon erzähle von einem Feldherrn, den man Cunctator nannte und der wegen seiner Unentschlossenheit kläglich gescheitert sei, — rasch zupacken müsse man vielmehr und jede Lage umgehend, doch klug natürlich, auszunützen verstehen. Das zeige aber nicht nur die Geschichte mit Bart, nein, weit besser noch die jüngste Vergangenheit, und die Nani möge sich bloß erinnern.

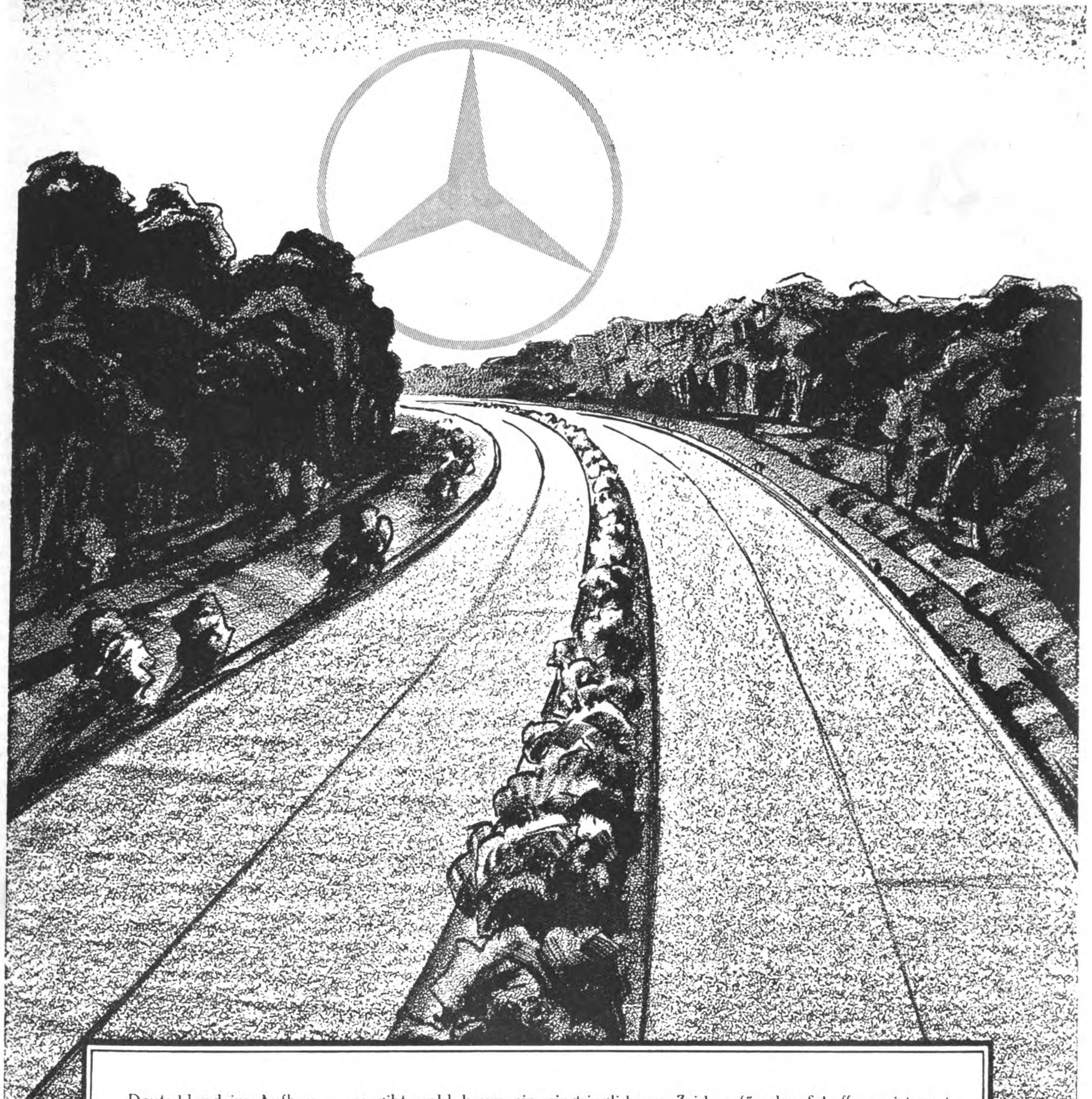
Allein Nani wollte das nicht, es interessierte sie augenblicklich nicht oder vielleicht auch überhaupt nicht, wer wollte ihr das verargen? Sie war viel zu begierig, zu erfahren, was in Sachen Glaser weiter geschehen war, und darum unterbrach sie die bedeutsamen Ausführungen des Jungen mit einer ungeduldigen Geste. „Erzähl g'scheiter!" sagte sie kurz.

Na gut, meinte Bernhard ein klein wenig gekränkt. Er habe also, fuhr er fort, ebenfalls im Lokal sein Biwak aufgeschlagen, sich aber nicht vielleicht an einen x-beliebigen Tisch gesetzt, sondern vorsichtshalber gleich an den des Glaser, damit ihm der Kerl ja nicht entkäme. Natürlich hätte er sich schon, nicht wahr, ein Glas Bier bestellen müssen, man könne ja nicht in einem Lokal sitzen, ohne was zu verzehren. Und so sei er halt dagesessen bei seinem Glas Bier und habe gewartet, daß Glaser endlich gehe. Weil er aber müde gewesen sei vom vielen Herumlaufen und das Biertrinken auch nicht gewohnt, habe ihn mit einem Male der Schlaf überwältigt. Und als er schließlich durch einen Schlag auf die Schulter geweckt worden sei, habe er mit nicht geringem Entsetzen bemerkt, daß Glaser vom Tisch verschwunden war. Erschrocken sei er aufgesprungen, so erzählte er, und ratlos habe er sich umgeblickt, — doch wer sei da hinter ihm gestanden? — Glaser und kein anderer; und der selbst habe ihn geweckt.

„Toll, was?" fragte er an dieser Stelle seines Berichtes die gespannt lauschende Nani. „Aber das Tollste daran ist", schilderte er sein Abenteuer weiter, „das Tollste, daß mir der Kerl jetzt beinahe leid tat. Weckt er mich, mich, der ich sein Verderben bin. Natürlich hat er das nicht wissen können, ist ja klar. Aber toll, mir hat er da schon fast leid getan. Na ja, das hat nicht lang gedauert, denn was sagt der Kerl: ‚Na, junger Mann', sagt er jovial, ‚tüchtig g'soffen, was?' Mensch, bin ich da aufgegangen! Am liebsten hätt' ich ihm eine gelangt, aber ich hab' mich vernünftigerweise beherrscht, denn erst mußte ich ja herauskriegen, wo er wohnt, damit ihn auch der Schuller Franzl und der Metzger verprügeln können, ist ja klar. Darum hab' ich nichts gesagt und ihm nur einen giftigen Blick zugeworfen. Und gleich darauf hab' ich mich wie ein Bluthund — ich mein', wie ein Indianer an seine Fersen geheftet. Und jetzt", schloß er voller Triumph den Bericht, „jetzt ist uns sein Skalp sicher!"

„Na", sagte Nani und ließ den immer aufs neue angehaltenen Atem wieder in regelmäßige Funktion treten, „der kann sich anschaun, na! Und mir wann er unter die Augen kommt . . ."

(Fortsetzung folgt.)



Reichsparteitag 1936

DAS FEST DER NATION

Nach Berlin — nun Nürnberg

Der Klang der erzenen Glocke, mit der Deutschland die Jugend der Welt rief und willkommen hieß im Herzen des Reiches, ist verweht. Die Tage des gewaltigsten, je erlebten Friedensfestes der Völker sind vorüber. Die Jugend der Welt ist wieder in ihre Heimatländer zurückgekehrt.

Nun klingt über dem deutschen Land eine andere Glocke, eine Glocke, die nur in den Herzen der deutschen Menschen widerhallt. Eine Glocke, die als Inschrift nur trägt das Wort „Deutschland". Die ruft zum Friedensfest der deutschen Nation.

Reichsparteitag 1936 — Fest unseres Volkes. Uralte Glocken werden es einläuten in der Stadt der Meistersinger, die nach dem Willen des Führers künftig und für alle Zeiten den Namen tragen wird als Stadt der Reichsparteitage der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Berlin 1936 bedeutete Heerschau der sportlichen Jugend der Welt.

Nürnberg 1936 bedeutet Heerschau der Partei Deutschland.

In wenigen Tagen marschiert die Partei durch die Gassen und Straßen der alten Noris, marschieren die endlosen Kolonnen im braunen Hemd der SA., im schwarzen Rock der SS. und im grauen Waffenrock des Heeres zum jährlichen Appell vor dem Führer der deutschen Nation auf. Ein Meer von Fahnen, von deren hellem Rot glückverheißend das Hakenkreuz leuchtet, ein Meer von Grün und von Girlanden wird dann die alte Stadt einhüllen, wenn in ihren Mauern Deutschland sein Friedensfest begeht.

Aus der Stadt eines Hans Sachs und Albrecht Dürers wurde die Stadt der Reichsparteitage. Eine neue Stadt ist in wenigen Jahren nach dem Willen des Führers vor den Toren des alten Nürnberg erstanden; eine Stadt, deren urgewaltige Bauwerke noch in fernsten Zeiten sprechen werden vom Tatwillen des Reiches Adolf Hitlers.

Dieser Tatwillen des Nationalsozialismus und sein Wille zum Aufbau hat die gewaltigen Werke erstehen lassen, die auf dem Gelände für die Reichsparteitage geschaffen worden sind und noch geschaffen werden.

Steingewordene Sinnbilder des Dritten Reiches . . .

An gigantisch zu nennende Zahlen muß man sich gewöhnen, wenn man die einzelnen Teile des Werkes erfassen will, das auf dem Reichsparteitaggelände sich vollendet. Acht Kilometer lang ist das Gelände und an seiner breitesten Stelle mißt es rund 3,8 Kilometer. Sein äußerster Umfang aber beträgt insgesamt 42 Kilometer. Weit verteilt, untereinander aber wieder leicht zu erreichen auf einem neuen Netz von Straßen, liegen auf diesem riesigen Gelände die großen Aufmarschplätze, und erheben sich die mächtigen Bauten, diese steingewordenen Sinnbilder des Dritten Reiches.

Von zierlichen Parkanlagen umgeben, eingesäumt von hohen Bäumen und hellgrün leuchtenden Rasenflächen, liegt hart am Südrand der Stadt die Urzelle der Reichsparteitagbauten, die historische Stätte des Appells der SA. und SS.: die Luitpoldarena. Ihrer Ausgestaltung, die sich zum diesjährigen Reichsparteitag nunmehr endgültig vollenden wird, liegt eine eigenhändige Skizze des Führers zugrunde, nach seinem eigenen Entwurf wurde dieser Aufmarschplatz baulich geformt.

Nun steht die Arena fertig da. Über der Ehrentribüne ragen die Fahnenpfeiler hoch in die Luft, auf beiden Seiten leuchten in der Sommersonne die mächtigen Hoheitszeichen aus Bronze gegossen. In wenigen Tagen aber erlebt Deutschland dies Bild: Auf dem grünen Rasenflächen die tiefgestaffelten Formationen der SA., SS., des NSKK.; auf den Seitentribünen frohgestimmte Zuschauer; auf den Wällen aber stehen die Standarten und Fahnen. In ihrer Mitte der Führer.

84 000 Quadratmeter mißt die Aufmarschfläche. Sie bietet 150 000 Teilnehmern Platz. Die Wälle nehmen 60 000 Zuschauer auf.

Hart der großen Tribüne sich anschließend, liegt am Südrand des Haines die Luitpoldhalle. Das festliche Weiß des Dolomitgesteins blendet in der Sonne auf. Die Halle nimmt auch in diesem Jahre wieder die Kongresse der Partei auf. Eine gewaltige Orgelanlage, die größte Orgel Europas, wurde über der neuen massiven Tribüne eingebaut

Wenige Schritte auf dem Wege zum Dutzendteich liegt der riesenhafte Bauplatz für die neue Kongreßhalle, deren Grundstein der Führer vor einem Jahr legte. Auf einer Gesamtfläche von 47 000 Quadratmetern ersteht hier der Welt gewaltigster Hallenbau; er wird messen 250 Meter in der Länge bei einer Tiefe von 224 Meter und einer Höhe von rund 60 Meter. Die mächtige Halle faßt 60 000 Menschen, ein kleinerer Kongreßsaal 4000 und ein Konzertsaal rund 5500 Personen Bis zum Jahre 1943 soll die neue Kongreßhalle der Bewegung fertiggestellt sein.

Um den Boden für die Halle tragfähig zu machen, pressen augenblicklich zahlreiche Rohre nach einem ganz neuartigen, erstmals durchgeführten Verfahren bis zu einer Tiefe von 14 Meter ungeheure Mengen von Füllmaterial aus Quarzsand und Granitsplit in den Boden, um eine völlige Verdichtung und Sättigung des Bodens zu erzielen. Nach einem anderen Verfahren wird dann der obere Boden verdichtet. Bereits bis zum Oktober werden nicht weniger als 15 Riesenrammen auf diesem Bauplatz in voller Tätigkeit sein. Wenn dann der Untergrund eine entsprechende Festigkeit aufweist, wird eine Betonplatte von rund 3,5 Meter Dicke aufgelegt, um dadurch das eigentliche Fundament vor Grundwasser zu schützen. An Füllmaterial werden für insgesamt 16 000 notwendige Füllsäulen rund 80 Eisenbahnwagen mit Füllmaterial täglich verarbeitet. In unmittelbarer Nähe des Bauplatzes wurde ein eigener Anfahrtbahnhof hierfür geschaffen.

Zwischen Regensburger Straße und Dutzendteich erhebt sich die Zeppelinwiese, der Aufmarschplatz der Politischen Leiter, des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht. Wer diesen Aufmarschplatz im vergangenen Jahr erlebte, der erkennt ihn in seiner neuen Gestalt, die innerhalb eines einzigen Baujahres geschaffen wurde, nicht wieder

Es ist ein Anblick von geradezu phantastischer Schönheit, dieses monumentale Bauwerk, das in der Herbheit und Strenge seiner ganzen Linienführung sich als ureigenstes Werk nationalsozialistischer Baumeister ausweist.

90 000 Quadratmeter ist allein die Aufmarschfläche groß, berechnet für rund 250 000 Menschen. Auf den Tribünen, die sich rings um das Feld hinziehen, können außerdem noch mehr als 70 000 Personen Platz finden. Die Grundform des Feldes hat eine Länge von 289 Meter und eine Breite von 312 Meter. Ein aus Jurawerkstein gefügter Tribünenbau, in dessen Mitte sich die 23 Meter hohe Führerkanzel erhebt, nimmt die beherrschende Längsseite ein; breite, mächtige Steintreppen führen vom Feld aus bis zu einer Säulenhalle, die diese gewaltige Tribünenanlage nach der Höhe zu abschließt und ihr ein Bild von unerhörter Wucht und Schönheit verleiht. In zwei Reihen erheben sich bis zu einer Höhe von knapp 9 Meter insgesamt 144 Säulen mit einem Durchmesser von 90/90 Zentimeter. Wuchtige Kopfbauten schließen diese Säulenhalle ab.

An den drei das Aufmarschfeld umschließenden, 6,50 Meter hohen Tribünenwällen ragen 34 gedrungene Türme empor: Standplätze für große Scheinwerferanlagen, gekrönt aber von 6 mächtigen Fahnenmasten.

Ungeheuer der Bedarf an Steinmaterial zur Ausführung dieses gewaltigen Bauwerkes: hier wurde das Dreifache an Steinmaterial benötigt wie für die Bauten der Partei am Königlichen Platz in der Hauptstadt der Bewegung. Nicht weniger als 34 Steinbrüche des Jura wurden zur Lieferung herangezogen. An der Bearbeitung dieser Steine sind aus technischen Gründen alle Gaue des Reiches beteiligt: aus Hamburg und Breslau, aus Kiefersfelden und aus Karlsruhe werden dann die fertig bearbeiteten Steine wieder nach Nürnberg gebracht. Insgesamt wurden zur Ausführung der Bauten auf dem Zeppelinfeld rund 11 000 Kubikmeter Jurastein benötigt.

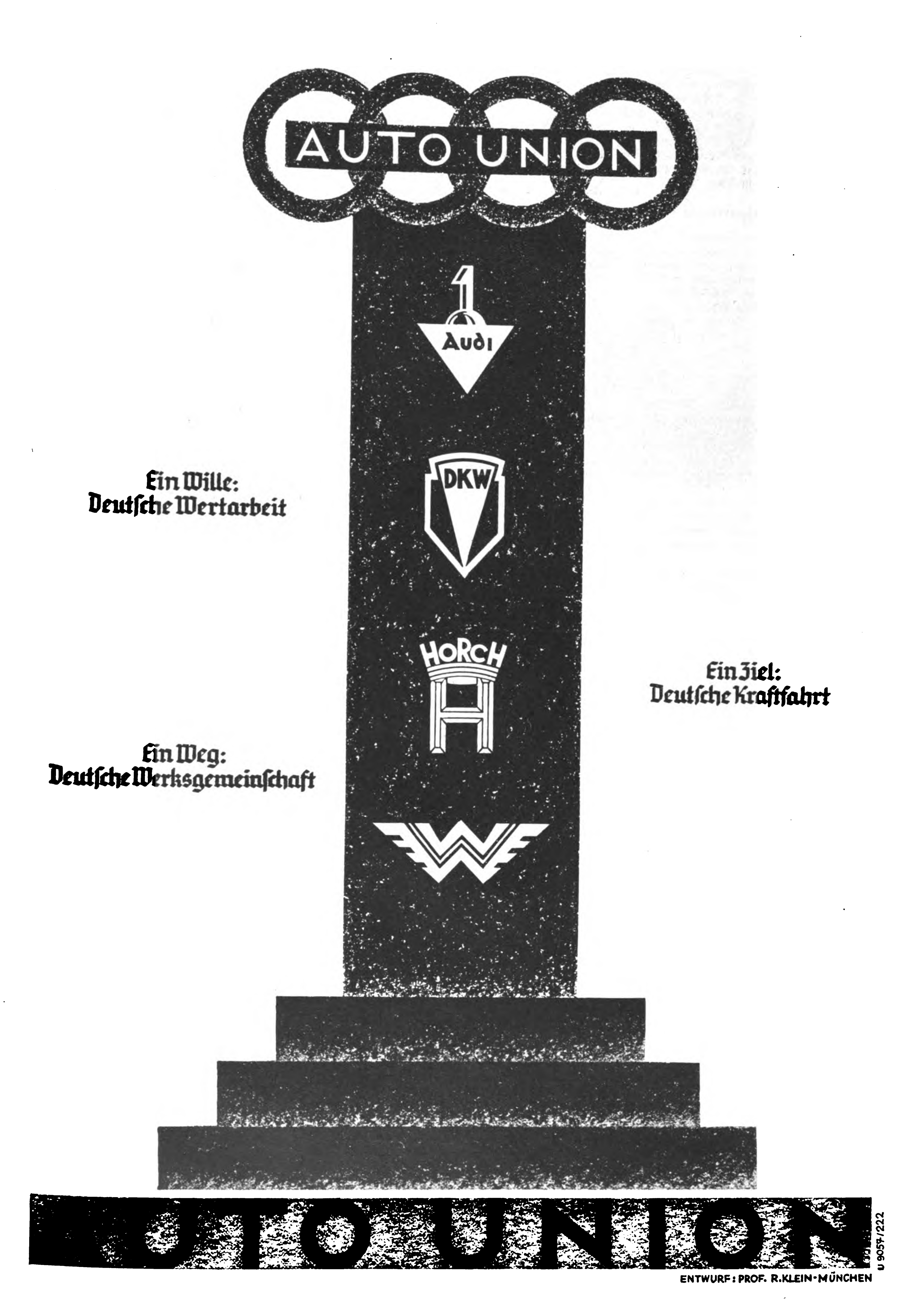
An der Regensburger Straße, in unmittelbarer Nähe des Zeppelinfeldes, erhebt sich das gewaltige Umspannwerk „Zeppelinwiese": gleichfalls aus hellem Jurastein gefügt. 55 Meter lang, 14 Meter breit und 14 Meter hoch. Dieses Umspannwerk versorgt künftig das Stadion und das Zeppelinfeld mit elektrischem Strom und Licht für die großen abendlichen Veranstaltungen.

Hinter dem prachtvollen Stadion der Stadt Nürnberg zieht sich eine neue Straße hin: die Große Straße, die, fast 90 Meter breit, künftig die Luitpoldarena mit dem Lager am Langwasser und dem Märzfeld direkt verbinden wird. Auf ihr werden einst die unendlichen Kolonnen der SA., des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht zum Appell vor dem Führer auf den großen Aufmarschplätzen anmarschieren. Eine Abzweigung verbindet diese Straße mit dem Zeppelinfeld.

Sie stößt zuerst auf das im Entstehen begriffene „Märzfeld", dem künftigen Aufmarschplatz der Wehrmacht. Fünfmal so groß wie das Zeppelinfeld umfaßt dieser einzigartige Platz rund 480 000 Quadratmeter mit einem Fassungsvermögen von mehr als 350 000 Menschen einschließlich der motorisierten Kolonnen! Der Führer hat diesem Platz den Namen gegeben: Märzfeld — zum immerwährenden Gedächtnis der Einführung der Wehrhoheit im März des Jahres 1935.

Zwischen Märzfeld und dem südlicher gelegenen Lagergelände Langwasser erstellt die Deutsche Reichsbahn ein eigenes Werk: den Bahnhof Reichsparteitaggelände, der im Jahre 1937 seine Inbetriebnahme erfahren wird. Dieser neue gewaltige Bahnhof, dessen Geleise eine Breite von rund 300 Meter bedecken, dient künftig dem reibungslosen An- und Abtransport der Formationen, um auf diese Weise die übrigen Nürnberger Bahnhöfe für die Zeit der Reichsparteitage zu entlasten.

Um den Verkehr in der Stadt bewältigen zu können und ihn möglichst reibungslos durchzuführen, hat die Stadtverwaltung Nürnberg, auf den gemachten Erfahrungen der Vorjahre fußend, gleichfalls eine Reihe von Maßnahmen durchführen lassen. So wurde an der lebhaften Straßenkreuzung Allersberger- und Bayernstraße eine sogenannte störungsfreie Straßenbahnlinie gebaut: d. h. eine neue Straßenbahnlinie führt über eine Stahlbrücke durch die als Anmarschstraße bedeutende Allersberger Straße. Auf diese Weise werden schwere Straßenstockungen vermieden. Auch in


AUTO UNION
Audi
DKW
HORCH
Ein Wille:
Deutsche Wertarbeit
Ein Ziel:
Deutsche Kraftfahrt
Ein Weg:
Deutsche Werksgemeinschaft
U 9057/222
ENTWURF: PROF. R. KLEIN-MÜNCHEN

diesem Jahre stellt die Straßenbahn zur Bewältigung des Verkehrs wieder rund 500 Straßenbahnschaffner und Beamte aus mehreren Großstädten des Reiches ein. Die Beamten sind bereits in Nürnberg eingetroffen und werden augenblicklich in besonderen Kursen mit dem Nürnberger Verkehrsleben und den Nürnberger Verhältnissen vertraut gemacht. Zur Vermehrung ihres Fahrzeugparkes hat die Stadt Nürnberg außerdem eine große Anzahl moderner Straßenbahnwagen und Autobusse in diesen Tagen in Dienst gestellt.

Vorarbeiten zum Reichsparteitag 1936

Am 1. August 1936 hat Reichsorganisationsleiter Dr. Ley die Leitung der Arbeiten in der Organisationsleitung für die Reichsparteitage in Nürnberg selbst übernommen. In mehr als zwanzig Einzelreferaten wird hier die organisatorische Vorbereitung des Reichsparteitages durchgeführt. Eine ungeheure Arbeit haben diese Männer zu leisten, die hier im Auftrag des Führers das große Geschehen vollendend gestalten.

Schon seit Wochen arbeiten draußen am Langwasser rund 500 Männer vom Reichsarbeitsdienst am Aufbau des gewaltigen Zeltlagers für die SA. und den Reichsarbeitsdienst. Sie arbeiten weiter an den Zeltstädten für SS., für die HJ., das NSKK., die Werkscharen und die Politischen Leiter, die sich rings um Nürnberg hinziehen.

Auch das Stroh, das für die Lager benötigt wird, ist bereits eingetroffen und zum Teil schon verteilt. Insgesamt sind es 430 Waggons Roggen- und Weizenstroh: 60 000 Zentner

Neun verschiedene Lager stehen jetzt auf einer Fläche von rund 500 000 Quadratmeter. 2100 Spannzelte sind es. 25 000 Waschanlagen mußten eingebaut werden. Sie haben eine Rohrlänge von insgesamt 30 000 Meter.

Neben diesen Zeltlagern stehen der Organisationsleitung zur Unterbringung der Teilnehmer am Reichsparteitag außerdem noch rund 35 000 Quartiere bei Privaten in Nürnberg, Fürth und den nächsten Vororten zur Verfügung. Sämtliche Schulen haben gleichfalls wieder die für sie bestimmte Einquartierung zu erwarten. In den Klassenzimmern stehen bereits wieder die Doppelgestelle der Betten, die im letzten Jahre zum ersten Male in Benutzung genommen wurden und sich außerordentlich bewährt haben.

Zur reibungslosen Durchführung des Fußgängerverkehrs während der Dauer des Reichsparteitages werden auch in diesem Jahre wieder zahlreiche Holzbrücken in den südlichen Stadtteilen Nürnbergs errichtet. Vor einigen Tagen trafen ein Pionier-Sturmbann der SS.-Verfügungstruppe aus Leibnitz in Sachsen und das Pionier-Bataillon 47 aus München in der Stadt der Reichsparteitage ein und begannen sofort mit den Arbeiten.

Gewaltige Verpflegszahlen

Die Lösung der ungemein wichtigen „Magenfrage" obliegt auch in diesem Jahre wieder zum größten Teil dem Hilfszug Bayern, der bereits vor einigen Tagen draußen am Langwasser in unmittelbarer Nähe des großen Zeltlagers seinen mächtigen Wagenpark aufgebaut hat. Ein Teil der Teilnehmer am Reichsparteitag nimmt wieder Selbstverpflegung vor. Soweit die einzelnen Gaue keine Großküchen zur Verpflegung zum Einsatz bringen, stellt die Organisationsleitung entsprechende Kessel mit einem Fassungsvermögen von 200 Liter zur Verfügung. Interessant ist eine kurze Zusammenstellung der Lebensmittelverbrauchszahlen für die Dauer des Reichsparteitages. Es gelangen über den normalen Verbrauch der Städte Nürnberg und Fürth folgende Mengen an Lebensmitteln zur Abgabe: Hilfszug Bayern rund 1 000 000 Portionen, Selbstverpfleger in Biwaks und Massenquartieren rund 1,4 Millionen Portionen, Gaststätten rund 1,6 Millionen Portionen.

Der Bedarf an den wichtigsten Lebensmittelmengen während der Dauer des Reichsparteitages beträgt u. a.: 800 000 Kilogramm Fleisch (Frischfleisch und Konserven), 1 000 000 Kilogramm Brot, 1 000 000 Kilogramm Wurst, 80 000 Kilogramm Butter und 30 000 Kilogramm Kaffee und Tee.

Der Hilfszug Bayern hat bereits seinen Verpflegungszettel für die Tage vom 17 August bis zum Ende des Reichsparteitages festgelegt. Er umfaßt an einzelnen Mahlzeiten: 960 000 Frühstücke, 1 000 000 Mittagessen, 1 100 000 Abendessen und rund 300 000 Marschverpflegungen. In den Kücheneinrichtungen des Hilfszuges Bayern gelangen zur Verarbeitung an Lebensmitteln für die benötigten 1 200 000 Tagesverpflegungen: 600 000 Kilogramm Brot, 60 000 Kilogramm Butter, 60 000 Kilogramm Marmelade, 375 000 Kilogramm Kartoffeln, 9000 Kilogramm Salz, 9000 Kilogramm Kaffee, 18 000 Kilogramm Zucker; die Mengen an Fleischwaren und Gemüsen gehen gleichfalls in die Hunderttausende

Nürnberg im Flaggenschmuck

Den äußeren Rahmen aber dieses gewaltigen Aufmarsches der Partei vermittelt die Stadt der Reichsparteitage selbst. Ist es auf der einen Seite die Einwohnerschaft, die dem Stadtbild das festliche Kleid in Gestalt von ungezählten Tausenden von Fahnen und Fähnchen, von Tüchern, Wimpeln und Girlanden verleiht — so ist es auf der anderen Seite die Stadtverwaltung selbst die die „Große Beflaggung" der Stadt der Reichsparteitage vornimmt. Rund 2000 große Fahnenmasten kommen in den Hauptstraßen der Stadt zur Aufstellung, von denen ein großer Teil die Wappenfahnen aller deutschen Städte tragen wird.

Es ist eine deutsche Wappengalerie, die sich von der Allersberger Straße über die Königstraße bis hin zum Adolf-Hitler-Platz ziehen wird: symbolisch zeigend, daß die Deutsche Nation in diesen Tagen in der Stadt der Reichsparteitage in ihrer Gesamtheit und Geschlossenheit aufmarschiert vor ihrem Führer. Für den Schmuck des Reichsparteitaggeländes werden außerdem noch 600 Fahnen großen Ausmaßes benötigt, und für die Türme der Zeppelinwiese, die sechs Fahnen erhalten, sind rund 200 Fahnen erforderlich.

Auch der Adolf-Hitler-Platz im Herzen der alten Noris, dieser schönste deutsche Marktplatz, hat nun wieder sein altbekanntes und vertrautes Reichsparteitags-Gesicht erhalten: die mächtigen Tribünenbauten sind schon nahezu vollendet. In zwei Wochen schon vollzieht sich hier angesichts des Schönen Brunnens und des Baues der Frauenkirche die Krönung des Reichsparteitages: wenn Adolf Hitler dort am historischen Platz den endlos scheinenden Vorbeimarsch der Formationen seiner Bewegung abnimmt, wenn Hunderttausende dem Führer des Volkes für den Bruchteil einer Sekunde ins Auge blicken dürfen.

So steht auch in diesem Jahre wieder der Reichsparteitag vor uns: gemessen an den Zahlen und gigantischen Summen ein Meisterstück organisatorischer Kraft; gemessen an seinem Inhalt und seiner Zielgebung aber das physische und geistige Kraftreservoir unseres Volkes.

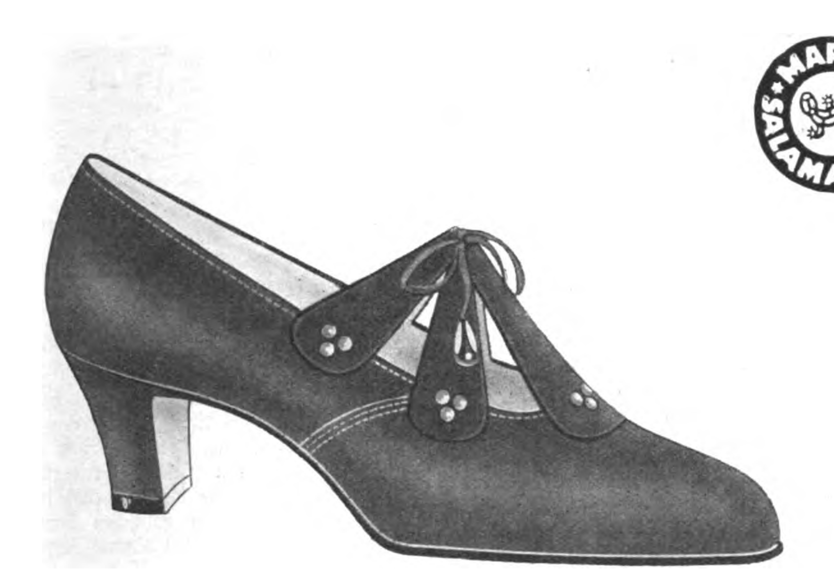
Werner Hecht.

Über den Dächern Nürnbergs, der Stadt der Reichsparteitage.

Aufnahme: Valerien.

Braune Schuhe

MARKE SALAMANDER



Wildleder mit Metallnieten
MODELL SALAMANDER



Wildleder
MODELL SALAMANDER



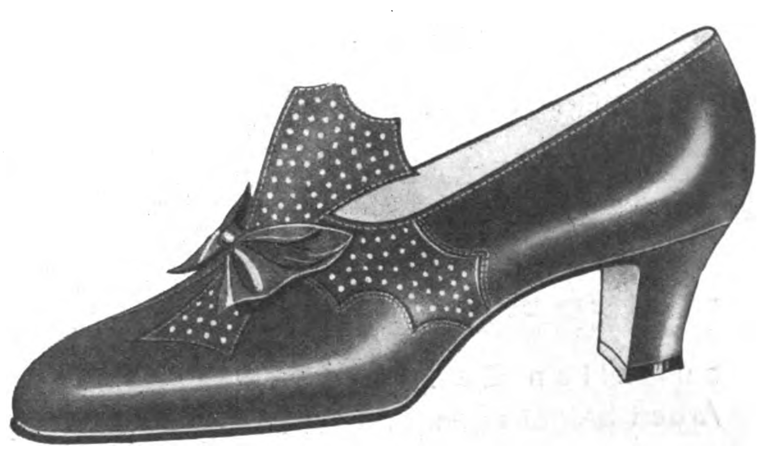
Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



Chevreau
MODELL SALAMANDER



Wildleder mit Chevreau
MODELL SALAMANDER



Chevreau
MODELL SALAMANDER

O. TITAYANA:

Die siebenundvierzig wilden Reiter

WARUM MAN IN JAPAN SICH SELBST TÖTET

Es ist wieder alles vorüber! Der Herrscher des Landes der aufgehenden Sonne wird das Frühlingsfest in ungestörter Ruhe feiern können Nur vierundzwanzig Tote mehr weiß er im Pantheon der Samourai: Die 22 Militärrebellen, die sich wegen ihres Mißerfolges, und die zwei treuen Offiziere, die sich wegen ihrer mangelnden Wachsamkeit selbst bestraft haben. Vierundzwanzig tote Männer und eine kleine, gefühlvolle tote Frau —, Nonaka, die Gattin des revolutionären Kapitäns, die sich entschloß, ihrem Herrn zu Ohi-Kuni-Nushi-No-Kami, dem Könige der Schatten, zu folgen.

In diesem Land, dessen Bevölkerung sich in den letzten 60 Jahren verdoppelt hat, leben heute über 67 Millionen Menschen auf beschränktem Raum. Der Geburtenüberschuß im Jahr beträgt 1 Million! In undenkbarer kurzen Frist hat dieses asiatische Reich äußerlich das Gesicht der modernen Zivilisation angenommen. Diese Tatsachen sind uns aus Zeitungsberichten und aus der Statistik bekannt. Aber in diesem Lande gibt es auch die „Wilden Reiter", den Krater von Mihara und Tausende von freiwillig Sterbenden ...

„Eine Kirschbaumblüte, die in das Blut eines Harakiri-Toten fällt, hat mehr Bedeutung als nüchterne Zahlen-Reihen!"

Vernehmen wir die Geschichten von Liebe und Tod aus dem Lande des Ameratsu —, es sind wahre Geschichten! Und doch möchte man meinen, sie wären von einer Schererazade im Lande der aufgehenden Sonne erfunden!

Vier Bilder habe ich wahllos herausgegriffen aus dem wirklichen Geschehen einer gefühlvollen und doch unerhört harten Welt. Einer Welt, in der die Menschen einen Umweg machen, um den Schlaf eines Hundes nicht zu stören, und in der man beim Anblick des aufgehenden Mondes über dem Gipfel des Fuschijama Tränen vergießt.

Er folgte seinem Kaiser...

Vier Arten von Harakiri gibt es: Den Treue-Selbstmord, das „junschi", den Selbstmord aus Liebe, den Selbstmord der freiwilligen Selbstbestrafung, und schließlich die Selbsttötung als stärkste Warnung. Jede dieser Arten hat ihre Helden, mehr oder weniger berühmte, mehr oder weniger verehrte, aber immer sind es hohe Ehren, die ihnen zuteil werden, aus manchen dieser Heroen hat man Götter gemacht.

Der berühmteste dieser Todesfreiwilligen ist zweifellos der General Nogi.

Nach seinem glorreichen Sieg über die Russen hatte sich dieser alte Soldat in einem kleinen vierzimmrigen Haus auf dem Hinokicho-Berge bei Tokio zur Ruhe gesetzt. Mitten in dieser ländlichen Beschaulichkeit empfing der Sieger von Port-Arthur die Nachricht, daß Meiji, sein Kaiser, der Sproß der göttlichen Sonne, seine Seele den unzähligen Göttern der Shinto-Mythologie eingereiht hatte. Konnte er seinen Herrn und Kaiser allein lassen? Dieser Gedanke kam dem alten Krieger überhaupt nicht. Und als er die Vorbereitungen zur letzten Reise traf, erklärte seine Gattin, sie würde ihn gleichfalls nicht allein scheiden lassen

Am Tage der Beisetzung Meijis bekleideten sich diese beiden treuen Freunde des toten Kaisers mit dem zeremoniellen Hakama, einem langen, schneeweißen Gewand ohne jede Verzierung. Sorgfältig und lange führten sie die vorgeschriebenen rituellen Waschungen durch Dann beteten sie, vor dem Kamidama, dem

Hausaltar, kniend Auf ihm stehen die heiligen Tafeln mit den göttlichen Verheißungen der Seligkeit für die treuen Anhänger der Lehren der Isis oder des Kitsuki.

In der Richtung des kaiserlichen Palastes sich dreimal tief verneigend, brachten sie dem Toten ihren Gruß dar; dann sprach der General feierlich das Gebet: „Ich bete an den Großen Gott der beiden Isis-Paläste, die achthundert Myriaden der Erdgötter, die fünfzehnhundert Myriaden Götter, denen überall im großen Lande der „Acht Inseln" die großen und die kleinen Tempel geweiht sind, und die fünfzehnhundert anderen Myriaden der Götter, die ihnen dienen! Und ich flehe sie in tiefster Furcht an, alle Sünden, die ich in ihrer Gegenwart unfreiwillig begangen habe, gnädigst verzeihen zu wollen! Ich bitte sie, mich zu segnen, mir mit ihrer großen Macht zur Seite zu stehen und mir die Kraft zu verleihen, alles zu einem guten Ende zu führen!"

Nachdem er das Gebet zu Ende gesprochen, ergreift er seinen Samourai-Säbel, dessen Klinge noch mit Seidenpapier umwickelt ist, und wartet..

Plötzlich ertönt der Donner der Kanonen. Er ist so stark, daß die leichten, beweglichen Wände im Hause zittern. Das ist das Signal: Jetzt verläßt der Leichenzug den kaiserlichen Palast. Es ist ein Augenblick heiliger Ehrfurcht!

Nogi stößt sich den Säbel in den Leib. Mit der Spitze von links nach rechts und mit einer schnellen, kräftigen Bewegung, damit alle Eingeweide zusammen durchschnitten werden. — — Das ist der vorgeschriebene Ritus.

Im gleichen Augenblick durchschneidet sich seine Ehegefährtin mit einem Dolch die Kehle, denn die Frauen haben nicht das Recht, Harakiri zu begehen wie die Männer.

Die Körper der beiden rollen über die blutbefleckten Kissen

Ein Freund des Generals, der in einem anderen Zimmer gewartet hatte, betritt behutsam das Zimmer, um den Todeskampf des Helden nicht zu stören. Er stößt ihm die Spitze seines Degens in das Genick, damit der Todeskampf abgekürzt wird.

Nun ist der Kaiser auf seinem Wege ins Land der Unsterblichen nicht allein Zwei treue Diener begleiten ihn.

Heute ist die „Nogisaka", das Haus des Nogi, ein japanisches Heiligtum. Man führt die Schüler zu ihm und zeigt ihnen Kleidungsstücke des „Großen Herrn" als Reliquien. Aber die beachten sie kaum. Beim Eintritt in das Sterbezimmer des Generals richten sich die jungen, brennenden Augen gierig auf einen großen braunen Fleck auf dem Fußboden. Dort floß ja das Blut des großen Helden — trotz der auf dem Boden ausgebreiteten Kissen und trotz aller anderen Vorsichtsmaßregeln... Der Ehrenkodex des Harakiri bestimmt nämlich, daß die Selbsttötung in einer möglichst reinlichen Weise zu geschehen hat.

Sinnend stehen die Jungen vor diesem Flecken auf dem Fußboden .. Und es gibt nicht einen unter ihnen, der nicht in sich den Wunsch entstehen läßt, dereinst so wie Nogi zu sterben!

Die siebenundvierzig wilden Reiter

Bald beginnt die praktische Vorübung für die Erfüllung dieses Sterbens. Als eine der ersten historischen Erzählungen hören sie die Geschichte von den „Siebenundvierzig wilden Reitern".

Es lebte einmal im Gebirge, im Süden Yedos, der Inhaber eines kleinen Lehens, namens Asani. Diesem teilte man mit, er würde bald den Besuch eines Abgesandten des Shogoun, des Regenten, erhalten.

Es war eine große Ehre, den Besuch einer so einflußreichen Persönlichkeit zu empfangen, gleichzeitig aber auch ein kostspieliges Vergnügen, denn der Gesandte kam mit einem großen Gefolge und einem ungeheuren Appetit! Außerdem mußte der Lehnsmann lange vorher genau die Empfangs-Etikette und die für das gemeinsame Einnehmen des Tees vorgeschriebenen Zeremonien studieren.

Um sicher zu sein, daß die ländlichen Herren den Abgesandten des großen Shogoun seiner Würde entsprechend empfingen, pflegte man ihnen vor dem Besuch eine Art „Chef des Protokolls" zu schicken, der von sich aus schon ein gemessenes Wohlwollen und einen Hauch der Hofluft verbreitete

Also eines schönen Morgens traf dieser Herr, namens Kira, bei Asani ein. Bald zeigte sich, daß seine Anmaßung unerträglich war! Um ihn für seinen Hochmut zu bestrafen, versetzte ihm Asani einen tüchtigen Hieb mit seinem Säbel. Und in der Meinung, Kira getötet zu haben, stellte er sich als Gefangener. Noch am gleichen Abend hängte man den armen Asani —, auf einem Podest, der von festlich schimmernden Laternen beleuchtet war Der Verurteilte bat noch die Soldaten des Shogouns, ihn wenigstens den Tod eines Samourai sterben zu lassen. Aber bevor er sich in seinen Säbel stürzen konnte, hing er schon in der Luft.

Diese entehrende Hinrichtung verdiente schon eine Bestrafung! Da nun der edle Herr Kira seine Verwundung auch noch überlebt hatte, so war nach der streng logisch aufgebauten japanischen Anschauung Asani völlig unverdient getötet worden Die Rache mußte also eine schreckliche sein!

47 Vasallen des Toten taten sich im geheimen zusammen und schwuren den Bluteid. Dieser verpflichtete sie, nicht eher zu ruhen, bis die Seele Asanis durch den Tod Kiras gerächt war.

In einer Dezember-Nacht beging der hohe Herr feierlich die Zeremonie des Tee-Genusses, und zwar unter Beachtung aller höfischen Regeln... Plötzlich springt die Tür unter Getöse in Trümmer. Die Diener und Wachen werden erdolcht. Kira selbst wird im Kohlenkeller gefunden. Man schneidet ihm den Kopf ab und trägt ihn im Triumph durch die Straßen der Stadt.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, begeben sich die 47 Ritter in den Hain des großen Tempels von Yedo. Dort säubern sie das abgeschnittene Haupt in einer Quelle. Am Grabe Asanis knien sie nieder und teilen seinem Geist feierlich mit, daß er gerächt ist!

Danach setzen sie in gewählten Worten eine „Ermordungs-Erklärung" auf, diese unterzeichnen sie alle 47 und schicken sie an den Justiz-Minister des Shogouns

Wenige Stunden später verhaftet man 46 von ihnen Der 47 befindet sich nicht auf der Flucht. Er ist der Jüngste von ihnen Seine Kameraden glaubten daher, ihm noch einige Strapazen zumuten zu dürfen und sandten ihn mit der Botschaft über die Ausführung der Rache an sämtliche Verwandte Asanis, die in allen Teilen des Landes wohnten.

Der Justiz-Minister ließ den Gefangenen mitteilen, daß sie bald die „glückselige Befreiung" genießen würden —, das ist die geheiligte Bezeichnung für den Tod durch „Harakiri".

Auf sechsundvierzig festlich beleuchteten Podesten sprachen die 46 Ritter noch ein paar poesievolle Abschiedsworte, dann schlitzten sie sich den Bauch auf, ohne daß das Lächeln auf ihren Gesichtern auch nur für eine Sekunde verschwand...!

Und der Siebenundvierzigste?

Der Siebenundvierzigste kam später von seiner großen Reise zurück, nachdem er seine Mission erfüllt hatte. Er hatte nur noch den Wunsch, ehrenvoll wie seine Kameraden zu sterben. Aber der Justizminister begnadigte ihn. Und dieser Ritter starb im Alter von 82 Jahren — aber nicht als Kranker im Bett, sondern er fiel — mit dem Degen in der Faust — im Kampf.

Jedes Jahr pilgern Tausende von Verehrern nach dem Garten des Tempels, in dem die 47 Ritter ruhen. Und die Japaner des Jahres 1936 trinken mit Andacht aus der Quelle, in der einst das blutige Haupt des Herrn Kira gewaschen wurde...

Ich habe die Ehre, einen der letzten Abkömmlinge dieser Helden persönlich zu kennen. Er ist Angestellter im Hotel „Imperial" in Tokio, und zwar das Musterbeispiel eines guten Hotelangestellten mit seiner kultivierten Höflichkeit und seiner Hilfsbereitschaft für die fremden Reisenden! Und es gibt keinen Japaner — nicht einmal unter den Finanzgewaltigen —, der es sich nicht zur Ehre anrechnen würde, einige Worte mit diesem „Herrscher der Schlüsselgewalt" sprechen zu dürfen.

Selbstmord aus Liebe

In manchen Jahren haben sich über 1500 junge Männer und Mädchen in den rauchenden Krater des Vulkans Mihara gestürzt. Die Polizei machte dem ein Ende dadurch, daß sie Tag und Nacht durch Patrouillen die Abhänge des verfluchten Berges überwachen ließ. Aber es half nichts. Die Liebenden schlüpften durch die Maschen des Netzes und gaben sich dem kurzen Schein-Glück dieses Doppelselbstmordes hin. Dann hatte die Polizei eine andere Idee: Um jene Landschaft aus ihrer todbringenden Verzauberung zu befreien, ließ sie am Rande des Kraters möglichst lärmende und möglichst vulgäre öffentliche Vorstellungen veranstalten —, und seit der Zeit stirbt „man" nicht mehr im Schlunde des Kraters.

Immer gab es in Japan schon ähnliche Orte, die „in Mode" waren, und an denen unglücklich Verliebte und Verlobte aus diesem Leben verschwinden konnten. Vor dem Mihara war es modern, sich in den 100 Meter hohen tosenden Wasserfall des Chouenzi zu stürzen. Die Polizei ließ um die gefährlichen Stellen drei Reihen Stacheldraht ziehen, und da diese sozusagen militärische Maßregel ohne Erfolg blieb, so baute man in dem Kraterschlund einen übermodernen Fahrstuhl — ein würdiges Vorspiel für die Zirkusvorstellungen des Mihara.

Verliebte brauchen nun einmal einen „Hintergrund!" Und, glauben Sie mir! — sie finden ihn!

Aber wenn man ihnen Hindernisse in den Weg legt, sind sie genötigt, zu mehr zivilisierten Mitteln — etwa dem Revolver oder Gas — ihre Zuflucht zu nehmen —, aber das hat weniger den Reiz der Poesie. So erging es jenen beiden armen Kindern — sie waren noch nicht zwanzig Jahre alt — im vergangenen Dezember:

Herr Okama und Fräulein Weide

Er hieß Okama —, sie Fräulein Chiyo — das ist die Weide.

Okama war ein junger Mann ohne Geld, der — um seine Kolleg-Gelder bezahlen zu können — des Nachts ein Haus bewachte. Es gibt Hunderte von zukünftigen Medizinern und Juristen, ja von angehenden Diplomaten, die nur so ihr Lebensziel erreichen können. Okama studierte Jura, zwei Jahre an der Universität hatte er noch vor sich. Er war einer von diesen hart arbeitenden, tapferen jungen Leuten, die ihren Weg machen, wenn — ja, wenn nicht die Stimme ihres Blutes sie eines Tages dazu zwingt, irgendeinen Minister umzubringen oder aber die Liebe sie von ihrem Ziel abbringt.

Bei Okama war es die Liebe.

In Yoshiwara lernte er Fräulein Weide kennen.

Sie war — noch nicht zwölf Jahre alt — an eines jener Häuser der Wollust und der Poesie verkauft worden — wie tausende andere junge japanische Mädchen. Ihr Vater, ein kleiner Pächter im Norden, konnte sie nicht ernähren. Würde sie es in Yoshiwara nicht besser haben? Und der Beruf der Geisha gilt nicht als unehrenhaft, viele von ihnen haben sich in der japanischen Dichtung einen Namen gemacht.

Fräulein Weide hatte also nichts zu leiden — bis zu jenem Tage, da sie den jungen Studenten kennenlernte. Schon nach wenigen gemeinsamen Spaziergängen waren Okama und Chiyo überzeugt davon, daß sie füreinander geschaffen seien, und unaufhörlich ging ihr Liebesgeflüster: „Du nicht ohne mich — ich nicht ohne dich!"

Gern hätten sie geheiratet. Aber der Vertrag der kleinen Weide war für zehn Jahre abgeschlossen worden. Sie konnte Yoshiwara nur verlassen, wenn sie in der Lage gewesen wäre, ihrem Herrn eine Abfindung von mehreren hundert Yen zu bezahlen. Aber woher das Geld nehmen?

Okama stattete seinem Onkel einen feierlichen Besuch ab, um eine Anleihe zu hohen Zinsen bei ihm aufzunehmen. Doch der alte Mann wollte nicht.

Okama ging nach Yoshiwara zurück und erhielt die Erlaubnis, das kleine Fräulein Weide für eine Nacht mitzunehmen. War ihre Liebe in diesem Leben nicht glücklich, so konnte sie es vielleicht in einem anderen werden! Verstehen Sie mich richtig! Nicht im Tode, sondern in einem anderen Leben! Denn die Verliebten in Japan, die sich töten wollen, leisten gemeinsam einen feierlichen Eid. Nach diesem verpflichten sie sich, sobald sie dieses Leben hier wie ein unbequemes Kleidungsstück abgestreift haben, die nächste Inkarnation miteinander zurückzulegen.

Okama und Fräulein Weide gingen in die kleine Portierloge des riesigen, wahrhaft amerikanischen Hotels, dessen Bewachung dem Studenten anvertraut war.

Ganz dicht verschließen sie alle Spalten der Fenster und Türen. Dann legen sie weiße Gewänder an, sprechen die ehrwürdigen, uralten Gebete, leisten in frommer Ehrfurcht den feierlichen Eid, der sie im nächsten Leben miteinander verbindet, dann machen sie Feuer in einem offenen Kohlenbecken...

Am nächsten Morgen fand man sie, Seite an Seite liegend, auf ihrer Matte. Nicht eine Falte ihrer blütenweißen Gewänder hatte sich verzogen, einer hielt des anderen Hand und so lagen sie dort — lächelnd — wie zwei schlafende Kinder.

Einen Tag, nachdem das Schicksal der beiden bekannt geworden war, erhielt der Kriegsminister ein Lackkästchen, in dem sich sechs abgeschnittene Finger befanden. Sechs pensionierte Offiziere hatten ihm diese geschickt. Sie waren mit irgendeiner politischen Maßnahme unzufrieden und gaben ihre Entrüstung durch ein paar Tropfen ihres eigenen Blutes zur Kenntnis.

Das ist Japan, das poetische und das leidenschaftliche im Jahre 1936! Man kann darüber denken wie man will. Man mag dieses Land barbarisch nennen.

Aber es ist schwer, ein solches Land nicht zu bewundern —, ein Land, in dem man so leicht stirbt: für den Staat, für Gott, für die Liebe zur Liebe...

Mungo, der „Gespensterhund“

Eine Begebenheit aus dem belgischen Unabhängigkeitskrieg von 1830

Mitgeteilt von Johannes Hall

Während der „belgischen Rebellion“ wie die Holländer gerne die Ereignisse von 1830 nennen, die zur Unabhängigkeit Belgiens führte, lag das 20. holländische Infanterieregiment bei Vilvorde und wartete auf das Ergebnis der Verhandlungen, die der Prinz von Oranien mit dem Kommandanten von Brüssel eingeleitet hatte. Eines Tages machte der Oberstleutnant von Bevern die Runde zwischen den Zelten des Biwaks und hörte zufällig zwei Soldaten von einem gewissen Jokel Fall, einem Manne seines Regiments, sprechen, der wegen seiner außerordentlichen Schlafsucht in der ganzen Armee bekannt war.

Einer der beiden Soldaten bemerkte, Jokel würde in der vergangenen Nacht ganz gewiß vor das Kriegsgericht gekommen sein, weil er auf seinem Posten geschlafen hätte, wenn nicht Mungo gewesen wäre. „Ich weiß nicht, wie viele Male Mungo dem Jokel schon das Leben auf diese Art gerettet hat“, setzte er hinzu, und der andere bestätigte: „Ja, ja, Mungo ist der unschätzbare Freund unseres Regiments, und gar viele verdanken es nur ihm, daß sie nicht schon längst in schwere Strafe genommen wurden!“

Dies war das erstemal, daß der Oberstleutnant Bevern von Mungo sprechen hörte. Er zerbrach sich den Kopf, wer diese geheimnisvolle Persönlichkeit wohl sein könnte, vergaß aber bald darauf im Strudel der Ereignisse diesen Vorfall, bis er wiederum während einer nächtlichen Runde – abermals von Mungo sprechen hörte. Im fahlen Licht des Mondes sah er nämlich die Schildwache eines Außenpostens auf dem Boden ausgestreckt liegen. Er erriet mehr am Funkeln der Waffen, daß dort, noch ziemlich weit entfernt von ihm, ein Posten vorhanden war, als daß er die Person genau unterscheiden konnte. In demselben Augenblick jedoch, in dem er den Soldaten entdeckte, sah er auch einen großen schwarzen Neufundländer auf ihn zutraben. Als Bevern nach ungefähr zwei Minuten den Platz der Wache erreicht hatte, stand diese ordnungsgemäß mit geschultertem Gewehr vor ihm.

„Du hast auf deinem Posten geschlafen“, donnerte er ihn an. Der ihn begleitenden Ordonnanz befahl er, eine Abteilung der Wachtmannschaft zu holen, die den Schläfer ablösen und in Arrest bringen sollte.

„Nein, Herr Oberstleutnant, ich habe nicht geschlafen“, antwortete der Soldat, „nur der verwünschte Mungo ist daran schuld, er hat mich im Stich gelassen!“ Da Bevern an der Stimme des Wachtpostens merkte, daß dieser nicht ganz nüchtern war, nahm er an, Mungo sei ein unter den Soldaten gebräuchlicher Spitzname für Branntwein.

Einige Tage später, als der Oberstleutnant von einer Besichtigung des 15. Regiments, das etwa eine Stunde weit von Vilvorde stand, gegen Morgen zurückkam, bemerkte er plötzlich wieder den großen Neufundländer, der gerade auf eine Schildwache zulief, die mit gekreuzten Beinen nachlässig an einer Mauer lehnte und zu schlafen schien. Beim Nahen des Hundes fuhr der Soldat zusammen und begann sofort wieder vorschriftsmäßig auf seinem Posten hin und herzugehen. Den



Hund aber erkannte von Bevern an einem breiten weißen Streifen an der linken Seite, der sich hell aus dem tiefen Schwarz des Felles abhob

„Nimm dich das nächste Mal in acht, Bursche!" sagte der Offizier zu dem Posten, „ich hätte Lust, dich in Arrest stecken zu lassen, denn ich glaube, ich hätte dich schlafend angetroffen, wenn dieser Hund dich nicht geweckt hätte. Wem gehört eigentlich der Neufundländer?"

„Ich weiß das zwar nicht, aber das eine weiß ich gewiß, Herr Oberstleutnant, daß mich niemand schlafend auf Posten trifft!" antwortete der Soldat; dem Offizier entging nicht, daß er bei diesen Worten verstohlen lächelte

Nachdenklich ritt der Oberstleutnant zum Offizierszelt Es wollte ihm nicht aus dem Kopf, daß er den Hund nun schon zweimal getroffen hatte, als er eine schlafende Wache überraschen wollte. Um so überraschter war er, als er beim Eintritt in das Zelt hörte, daß die Offiziere des Regimentes, die beim Morgenfrühstück saßen, sich ebenfalls von einem Wesen unterhielten, daß sie Mungo nannten

„Sie dürfen sich darauf verlassen, er heißt wirklich Mungo". sagte ein Hauptmann zu einem jungen Offizier, der ihm ungläubig zuhörte. „es ist ein großer schwarzer Neufundländer mit einem breiten weißen Streifen an der linken Seite!" — „Ach, Herr Hauptmann, binden Sie mir doch nicht so einen Bären auf" unterbrach ihn der junge Kamerad, „ich kann an diesen Gespensterhund nicht glauben!"

Hier mischte sich Bevern, der der Unterhaltung gespannt gefolgt war, ins Gespräch und sagte zur Verblüffung der anderen: „Halten Sie ein, Herr Leutnant, mit Ihren Zweifeln! Ich selbst habe diesen Hund schon zweimal mit eigenen Augen gesehen, und zwar das letzte Mal gerade jetzt vor wenigen Minuten Ich hätte beinahe einen Wachtposten schlafend überrascht, wenn nicht dieser von Hauptmann Ouden geschilderte Neufundländer dazwischen gekommen wäre und dem Soldaten, es war unser allseits bekannter Jockel Falk, mein Nahen angekündigt hätte!"

Bei diesen Worten brach allgemeines Gelächter am Offizierstisch aus, in das nur einer nicht einstimmte: ein alter Kapitän, der schon viele Jahre beim Regiment Dienst tat und sich durch seine Tapferkeit auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen vom einfachen Korporal zu dieser Charge emporgearbeitet hatte. Und als der verwunderte Oberstleutnant seine Kameraden nach dem Anlaß ihrer Heiterkeit fragte, erwiderte der Regimentskommandeur: „Mein lieber Bevern! Bis heute habe ich Sie für einen unerschrockenen Kerl gehalten, aber jetzt, da ich bemerken muß, daß Sie von der Gespenstergeschichte unseres Kapitäns angesteckt sind, weiß ich gar nicht mehr, wie ich Sie einschätzen soll!"

„Ja, zum Teufel! Was ist denn eigentlich los?" verteidigte sich der Oberstleutnant, „wenn dieser verdammte Hund Mungo heißt und die pflichtvergessenen Posten rechtzeitig weckt, so kann ich doch nichts dazu, und was die Geschichte des Kapitäns betrifft, so kenne ich sie gar nicht, kann also auch nicht von ihr angesteckt sein, wie Sie so schön zu sagen belieben" Dann fragte er den Kapitän, der als einziger mit ernster Miene am Tisch saß:

„Gehört der Hund vielleicht dem Soldaten Jockel Falk, der ihn abgerichtet hat, ihn zu wecken, wenn Gefahr in Gestalt einer Runde naht?"

„Nein, Herr Oberstleutnant! Der Hund gehört jetzt niemanden, früher gehörte er einem Hauptmann namens Joseph Artevelde, der 1782 bei Fontenoy gefallen ist."

Diese mit größter Ernsthaftigkeit gegebene Antwort entfesselte eine neue Lachsalve am Tisch, und Major Straaten rief von Bevern zu: „Nun, Kamerad, was sagen Sie jetzt? Vor fünfzig Jahren war Mungo schon ein ebenso großer Neufundländer wie heute! Merken Sie noch nichts? Kapitän Zanten behauptet nämlich nichts weniger, als daß Mungo der Geist eines verstorbenen Hundes ist!"

Der Einwurf des Majors löste neue Heiterkeit aus, aber der Kapitän blieb weiterhin völlig ernst und erklärte: „Es ist leichter, über solche Dinge zu lachen, als sie zu glauben. Ich jedoch glaube die Sache, weil ich sie miterlebt habe!" Nun bat Bevern den Kapitän, doch die Geschichte Mungos zu erzählen, und nachdem die andern versprochen hatten, ihn nicht durch ihre Bemerkungen zu stören, begann der Kapitän:

„Sie wissen, Herr Oberstleutnant, daß ich mein ganzes Leben in unserem Regiment zugebracht habe, ja, sogar darin geboren wurde. Mein Vater war, als er starb, Fourier der 3. Kompanie, und ich habe Mungo selbst vielleicht zwanzigmal gesehen und viele Soldaten gekannt, die ihn doppelt so oft gesehen haben. Ich kenne Mungo nunmehr seit fünfzig Jahren, und mein Vater erzählte mir oft, daß er ihn ebensolange schon vorher gekannt habe. An dem großen breiten Streifen ist er leicht zu erkennen, an ihm sieht man auch, daß es immer derselbe Hund ist und nicht vielleicht der Nachkomme eines schon längst verstorbenen Tieres. Der Streifen ist nämlich keine Färbung im Fell, sondern rührt von einem schweren Säbelhieb her, den Mungo in der Schlacht bei Fontenoy erhalten hatte. Nach diesem blutigen Treffen fand man einen schwarzen großen Hund neben der Leiche eines Offiziers, von der er nicht weichen wollte, obwohl die tiefe Wunde ihm tolle Schmerzen bereiten mußte. Die durch die Treue und Anhänglichkeit des Tieres gerührten Soldaten verbanden seine Wunde, fütterten und pflegten ihn.

So wurde er der Hund unseres Regiments Man sagt, damals habe man ihn dressiert, die Runde zu machen, ehe die Posten und Schildwachen visitiert wur-

den, und jeden Schlafenden aufzuwecken. Als Mungo im hohen Alter starb, wurde er von den Soldaten unter großer Anteilnahme begraben. Seit seinem Tode aber hat er nun seine Dankbarkeit gegen unser Regiment auf diese Weise an den Tag gelegt, wovon Sie, Herr Oberstleutnant, selbst zwei Beispiele erlebt haben! Und wenn Sie mir glauben wollen, so gestehe ich gerne ein, daß er auch mir einmal geholfen hat. Es ist jetzt über 50 Jahre her, meine Schwester, die ebenfalls beim Regiment aufgewachsen ist, heiratete, und wir veranstalteten eine kleine Festlichkeit. Ich war nicht gerade betrunken, aber dennoch etwas angeheitert, als ich auf Nachtwache zog und beinahe von dem Rundenoffizier ertappt worden wäre, wenn nicht kurz vorher plötzlich Mungo mich mit einem leisen, aber dennoch deutlich vernehmbaren Gebell dicht an meinem Ohr geweckt hätte. Ich hatte gerade noch Zeit, einen Schimmer von Mungos Wundennarbe zu erhaschen, dann kam auch schon der Offizier, der mich zu meinem Glück mit geschultertem Gewehr antraf!"

Auch die vorher noch lachenden Offiziere waren durch die Erzählung des Kapitäns nachdenklich geworden, und man trennte sich nicht so heiter, wie man es sonst gewohnt war.

Nur Major Straaten, der mit dem Oberstleutnant durch das Lager schritt, sagte: „Ach, Unsinn! Das ist ja alles Unsinn! Wenn mir einmal dieser geheimnisvolle Mungo begegnen sollte, werde ich ihm ein paar Kugeln in seinen Gespensterleib jagen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll!" — „Nun, lieber Major, dazu haben Sie am besten Gelegenheit, wenn unser Jokel Falk auf Nachtwache steht, denn diese verfluchte Schlafmütze scheint Mungo ganz besonders in sein Herz geschlossen zu haben, sonst müßte Jokel nach den Aussagen seiner Kameraden die halbe Zeit seines Lebens im Arrest sitzen!" entgegnete ihm Bevern.

In den folgenden Monaten wurde jedoch weder Mungo gesichtet noch ein Soldat schlafend auf Posten vorgefunden, so daß die Erzählung des Kapitäns bald in Vergessenheit geraten wäre, wenn sich bei der Belagerung Antwerpens, wohin das 20. Regiment marschiert war, nicht ein Fall ereignet hätte, der Mungo plötzlich wieder in aller Munde brachte.

Da die Franzosen, die die Stadt belagerten, immer näher gegen die Bollwerke vorrückten, schärfte der General den Posten größte Aufmerksamkeit besonders bei Nacht ein und drohte, jeden erschießen zu lassen, der schlafend angetroffen würde. Eines Nachts, als sich Bevern in sein Quartier begeben wollte, sah er eine Ordonnanz von den Wällen kommen und die Wache rufen, um einen Arrestanten zu holen. Er erfuhr, daß ein Posten schlafend angetroffen worden sei und auf Befehl des Majors Straaten abgeführt würde.

„So hat also dieses Mal Mungo den Posten im Stich gelassen!" rief Bevern der Ordonnanz zu, da er sich auf einmal an die Geschichte des Gespensterhundes erinnerte, und fügte hinzu: „Das ist ein großes Unglück für den Soldaten, denn der General hat befohlen, jeden zu erschießen, der auf nächtlicher Wache pflichtvergessen ist!" Zu seiner größten Verwunderung entgegenete die Ordonnanz in merkwürdig ernstem Ton: „Nein, Herr Oberstleutnant, so ist es nicht! Mungo würde den Posten geweckt haben, wenn Major Straaten nicht nach dem Hund geschossen hätte!"

Bei seiner Heimkunft fand Bevern zu seinem Erstaunen den Major Straaten vor, der herzerschütternd weinte und immer wieder ausrief: „Ach, mein armer Sohn! Hätte ich doch auf den Kapitän gehört!" Es dauerte lange, bis der Oberstleutnant die Gründe dieses seltsamen Benehmens erfuhr, die ihn ebenfalls tief erschütterten.

In der holländischen Armee war es damals üblich, daß jeder Offizier zuerst als Gemeiner in sein späteres Regiment eintrat und dort jeden Dienst eines einfachen Soldaten verrichtete. So stand auch der Sohn des Majors in dieser militärischen Ausbildung. In dieser Nacht nun hatte Straaten die Runde auf den Wällen zu machen, und da er zufällig erfuhr, daß auch Jokel Falk auf Posten stand, erinnerte er sich der Erzählung des Kapitäns und nahm sich vor, sofort auf den sagenhaften Mungo zu schießen, sollte er sich nur sehen lassen. Auf seinem Ritt begegnete er dem General, der sich der Runde anschloß und ebenfalls belustigt und neugierig wurde, als Straaten ihm von Mungo und seinem Amt erzählt hatte.

Als die beiden jedoch gerade über einen Wall ritten, der „Die Matte" hieß, tauchte plötzlich vor ihnen ein großer schwarzer Neufundländer mit einem breiten weißen Streifen an der linken Seite auf. Ehe der General sich von seinem Erstaunen über dies seltsame Zusammentreffen erholt hatte, legte der Major seine Pistole an und schoß auf den Hund, der im selben Augenblick spurlos verschwunden war. Im nächsten Moment aber sprangen beide Offiziere an den Wall und spähten auf die Bastion hinab, da sie wußten, daß da unten ein Posten stehen mußte, den Mungo sicherlich wecken wollte.

Und wirklich: vor ihren Augen lag ein Posten ausgestreckt schlafend auf dem Boden! Erzürnt ließ der General den Soldaten sofort abführen. Neugierig, ob der Pflichtvergessene wirklich Jokel Falk sei, besah sich Straaten den Arrestanten und mußte zu seinem Erschrecken erkennen, daß es sein Sohn Fritz war!

Am anderen Morgen wurde Fritz Straaten vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und noch am selben Tage erschossen, denn die Tatsache, daß der Sohn eines hohen Offiziers so nachlässig im Dienste war, sprach mehr gegen als für ihn. Der General wollte ein Exempel statuieren, das allen anderen Soldaten zum warnenden Beispiel dienen sollte.

Mungo aber wurde seit der Stunde, in der Major Straaten auf ihn geschossen hatte, nicht mehr beim 20. Infanterieregiment gesehen, seine Leiche aber auch nirgends gefunden, obwohl der General jeden Winkel der Wälle und Bastionen durchsuchen ließ.



ANEKDOTEN

Allzu leichtes Gewand.

Im 18. Jahrhundert gab es eine Zeit, wo besonders in Frankreich das Wort „Tugend“ ein Modewort war.

Damals befand sich am Hofe Friedrichs des Großen ein französischer Gesandter, der das Wort mit Vorliebe gebrauchte und zu sagen pflegte, daß er „im Gewande der Tugend“ daherginge.

Er wurde nach Paris abberufen, und einige Zeit darauf starb er.

„Das ist kein Wunder“, meinte Friedrich der Große, „wenn man so leicht gekleidet geht.“

Einer für alle.

Der preußische General von Borstel hatte beschlossen, die in der Hand des Feindes befindliche Festung Wesel in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember des Jahres 1813 zu überrumpeln.

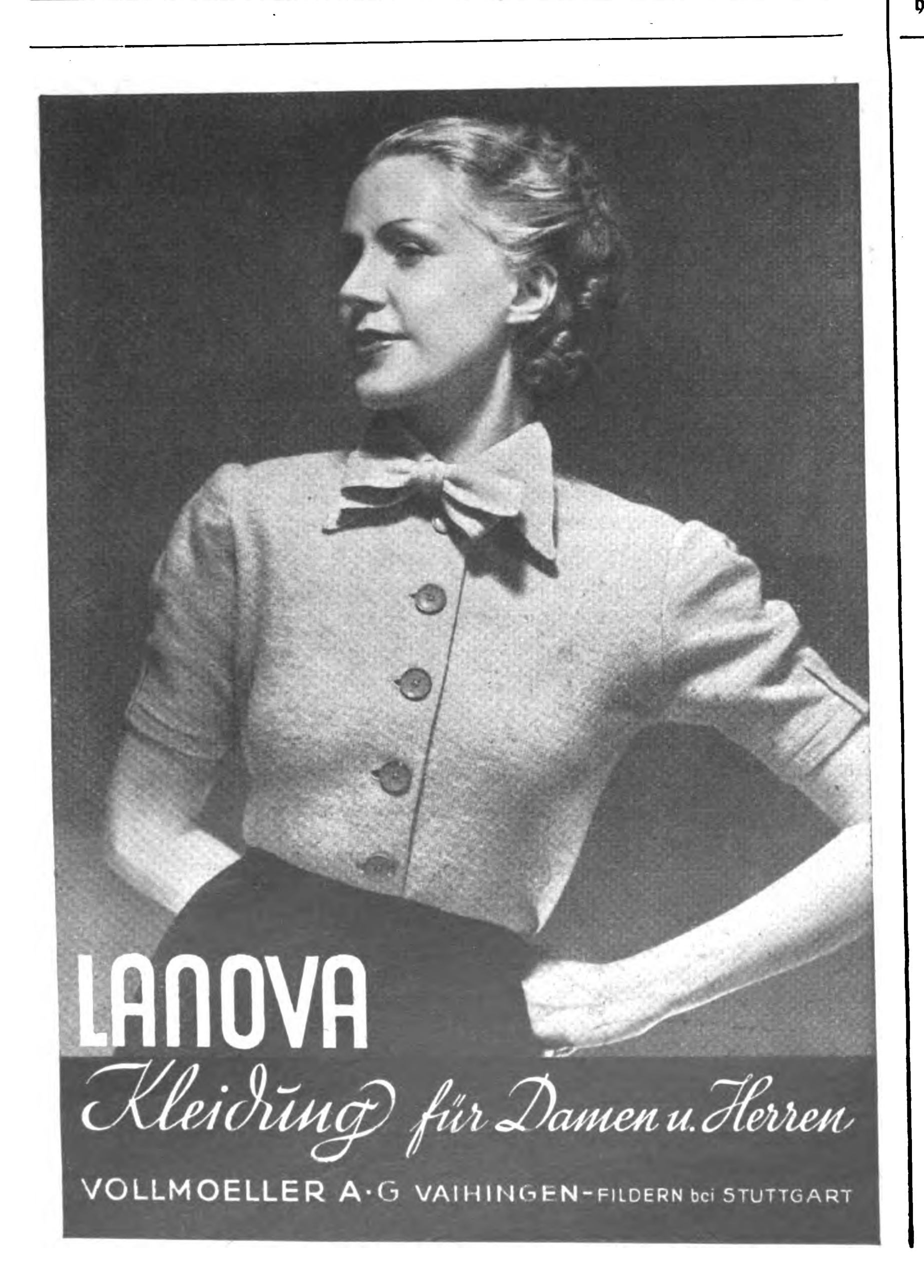
Alle Vorbereitungen waren getroffen; ein Plan der Festung befand sich in der Hand des Generals. Ganz in der Stille rückte das Korps gegen Abend vor die Wälle. Jeder Soldat war mit einer Faschine versehen, um Gräben auszufüllen. Um Mitternacht begann der Anlauf, und anfangs ging alles glücklich. Nachdem schon mehrere Hindernisse überstiegen waren, kam man an einen Graben, der, ungeachtet aller hineingeworfenen Faschinen, nicht ausgefüllt werden konnte.

Da bekam eine Ordonnanz des Generals, ein Ulan, den Befehl, leise hineinzureiten, um zu erforschen, ob es nicht möglich sei, hindurchzuwaten.

Der Ulan führte den Befehl aus, sank jedoch bald im Schlamme unter, und im Sinken winkte er, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne sein Tier herumzureißen und sich dadurch zu retten, nur mit der Hand zurückzugehen, was von den am Ufer Liegenden deutlich bemerkt wurde. Hätte er das geringste Geräusch gemacht, so würden die unweit stehenden feindlichen Schildwachen es gehört und er das schon so weit vorgedrungene Korps in die größte Gefahr gebracht haben. Das preußische Korps ging still und unbemerkt zurück, und der General mußte den Plan, Wesel auf diese Art zu nehmen, aufgeben.

Treffende Antwort.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erkrankte an einem großen süddeutschen Theater plötzlich vor Beginn der Oper „Oberon“ der erste Tenor. Ein zweiter Sänger des Theaters wurde angegangen, den Hüon zu singen, damit die Vorstellung doch stattfinden konnte. Der andere sang und — wurde ausgepfiffen. Starr auf das Parkett schauend, rief er: „Ich weiß nicht, was Sie da unten wollen. Glauben Sie denn, ich würde für 600 Gulden eine Stimme für 3000 Gulden hören lassen?“ Das Publikum vergaß den mäßigen Gesang und zollte dem Schlagfertigen heftigen Beifall.







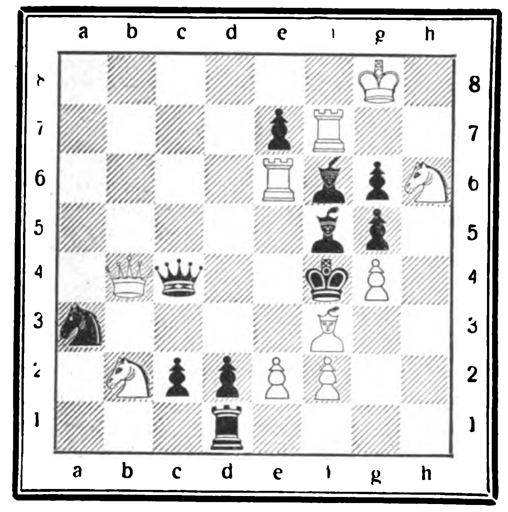


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von F. Fricke, Gelsenkirchen

Schwarz: Kf4, Dc4, Td1, Lf5, Lf6, Sa3, Bc2, d2, e7, g5, g6 (11).



Weiß: Kg8, Db4, Te6, Tf7, Lf3, Sb2, Sh6, Be2, f2, g4 (10).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 34

Siebenzüger von Otto Reinartz, München-Gladbach.

Weiß: Ke1, Th1, Lc8, Le5, Sa6, Sh7, Ba2, c4, c5, d2, d4, f5 (12).

Schwarz: Ka5, Te7, Lb2, Sh3, Ba3, a4, c7, e6, g3, g4, g7 (11).

1. Sa6—b8!, Kb4; 2. Sb8—c6†, K×c4; 3. Lc8—a6†, Kd5; 4. Sc6—b4†, Ke4; 5. La6—d3†, Kf3; 6. Sh7—g5†, S×g5; 7. 0—0‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; J. Diehl, Oberschmitten; K. Boerner, Chemnitz; G. Peipers, Eckardtsheim; H. Schmidt, Rodheim; C. von Below, Berlin-Neukölln; C. Weinvich, Syke; Ch. Ellrich, Spangenberg; Edg. Dräger, Lauenburg (Elbe).

Einige Löserurteile: „Dem Meister-Komponisten kann man zu dieser sog. Wunderaufgabe gratulieren", H. Sch., R.: „Diese selten geistreiche Aufgabe könnte man ‚Die Jagd nach dem Königstiger' benennen". C. v. B., B.

AUS DEM SCHACHOLYMPIA MÜNCHEN 1936

Eröffnungsschwierigkeiten

Damengambit in orthodoxer Verteidigung.

Weiß: Gilg (Tschechoslowakei). Schwarz: Gudmundsson (Island).

1	d2—d4	Sg8—f6	8.	Dd1—c2	h7—h6	15.	d5—d6!	Le7×d6
2	Sg1—f3	e7—e6	9.	Lg5—h4	Tf8—e8	16.	Tc1—d1	Dd8—a5
3	c2—c4	d7—d5	10.	a2—a3	a7—a6	17.	Lg3×d6	b5—b4
4.	Sb1—c3	Sb8—d7	11.	Lh4—g3	d5×c4	18.	Dc2—a4[2]	Da5—b6
5.	Lc1—g5	Lf8—e7	12.	Lf1×c4	b7—b5	19.	a3×b4	Lc8—d7
6	e2—e3	0—0	13.	Lc4—a2	c6—c5	20	Da4—a5	Aufg
7	Ta1—c1	c7—c6	14.	d4—d5	Sd7—f8[1]			

[1] In dieser Stellung war e6×d5 geboten: aber auch dann hat Weiß das wesentlich bessere Spiel

[2] Weiß wehrt einfach und leicht ab und behält die Mehrfigur.

Wuchtige Mittelbauern

Damengambit, gespielt in der 13. Runde.

Weiß: A. Marthinsen (Norwegen) Schwarz: Gotti (Frankreich)

1.	d2—d4	Sg8—f6	10	Dd1—e2[1]	Lc8—b7	19.	c4×d5	Lb7×d5
2.	Sg1—f3	d7—d5	11	Tf1—d1	Sf6—e4	20.	Ld3×f5[4]	Kh8—g8[5]
3.	c2—c4	c7—c6	12.	Sf3—e5	Se4×c3	21.	Lf5—c3	h7—h5
4.	e2—e3	e7—e6	13.	Lb2×c3	Sd7×e5	22.	Td1—f1	h5×g4
5.	Sb1—c3	Sb8—d7	14.	d4×e5	Dd8—e8	23.	Dh3×g4	Df7—g7
6.	Lf1—d3	Lf8—e7	15.	De2—h5	f7—f5	24.	e3—e4	Ld5—b7
7.	0—0	0—0	16.	Dh5—h3	De8—f7	25.	f4—f5	c5—c4
8.	b2—b3 •	c6—c5	17.	f2—f4	Kg8—h8[2]	26.	b3—b4	e6×f5
9	Lc1—b2	b7—b6	18.	g2—g4	g7—g5[3]	27.	e4×f5	Aufg.[6]

[1] Die Dame steht im Damengambit in den meisten Fällen auf e2 besser als auf c2.

[2] Der König begibt sich in die Schußlinie des gefährlichen Läufers c3.

[3] Dieser Vorstoß ist verfrüht und schwächt nur die schwarze Königsstellung.

[4] Nun haben wir schon die Bescherung. Weiß gewann einen Bauern

[5] Natürlich darf Schwarz nicht den Läufer f5 schlagen, da e5—e6† folgen würde.

[6] Gegen die Bauernübermacht ist Schwarz völlig wehrlos.

Frischer Angriff

Damengambit, gespielt in der 13. Runde

Weiß: Laurentius (Estland) Schwarz: Hamming (Holland)

1.	d2—d4	d7—d5	7.	Dd1—c2	Lf8—e7	14.	f2—f3	Sf6—g8
2.	c2—c4	e7—e6	8.	h2—h3	0—0	15.	h3—h4[2]	f7—f6[3]
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	9.	e2—e3	Sf6—e8	16.	Ld3×g6!	f6×e5
4.	Sg1—f3	Sb8—d7	10.	Lf1—d3	Sd7—f6[1]	17	Lf4×e5†	Le7—f6
5.	c4×d5	e6×d5	11.	g2—g4	g7—g6	18.	Lg6×h7[4]	Dd8—e8?[5]
6.	Lc1—f4	c7—c6	12.	Sf3—e5	Kg8—g7	19.	Le5×d6	Aufg.
			13.	0—0—0	Se8—d6			

[1] Diese Umgruppierungsmanöver dauerten etwas lange und waren zu schwerfällig. Inzwischen hat Weiß völlig entwickelt und geht bereits zum Angriff über

[2] Mit diesem Zuge läßt Weiß den Springer e5 in der Gefahrzone, um die Königsbauernschwächung f7—f6 zu provozieren, worauf sich hübsche Opferwendungen ergeben.

[3] Schon will Schwarz den Springer e5 erobern. Weiß antwortet mit einem hübschen Gegenopfer

[4] Nun hat Weiß für die geopferte Figur drei Bauern und noch dazu einen starken Königsangriff

[5] Schwarz wollte den Punkt g6 decken, übersah jedoch, daß der Sd6 einsteht.

HUMOR

Buller kam in das kleine Städtchen. Buller wandte sich an den vor der Tür stehenden Löwenwirt: „Wissen Sie vielleicht, wo Herr Boller wohnt?"

Der Wirt machte eine einladende Handbewegung: „Wissen tu ich's nicht! Aber wenn der Herr derweilen einen Imbiß bestellen wollen, werde ich ihn holen lassen!"

*

Pennara besichtigt ein altes Schloß. „Na", fragt er neckisch den Führer, „Sie haben doch hier sicher auch einen festangestellten Schloßgeist?"

„Gewiß, mein Herr!" bestätigt der Führer ernst.

„Wirklich?!" grinst Pennara. „Und der geht nun also nachts hier herum und rasselt mit einer Menge alberner Ketten?!"

„O nein!" sagt der Führer. „Er geht bei Tag hier herum und beantwortet eine Menge alberner Fragen!"

*

Fritzchen hatte einen Aufsatz über die Schlacht bei Leuthen zu schreiben.

„Die Schlacht schien hart zu werden", schreibt er. „Deshalb rief der König seine Offiziere zusammen und sprach: ‚Wer will, meine Herren, kann vorher noch austreten' Aber niemand wollte."

*

Der Pressemann fragte die Filmschauspielerin aus: „Ihre berühmte Kollegin hat mir erklärt, mit ihrer Geburt hinge ein strenggehütetes Geheimnis zusammen. Haben Sie eine Ahnung, was das sein könnte?"

„Och —", meinte die Kollegin, „vermutlich die Jahreszahl!"

*

„Dieser Badeanzug, meine Herrschaften", rief der Verkäufer, „ist eine ganz neue großartige Erfindung! Er bewahrt seinen Träger mit Sicherheit vor dem Ertrinken! Und sollte jemand tatsächlich einmal nicht durch unseren Anzug gerettet werden, so erhält er von uns sein Geld zurück!"

*

Der Filmschauspieler sollte den Sprung von der Klippe ins tiefe Meer wagen. „Aber ich kann ja gar nicht schwimmen!" jammerte er.

„Um so besser!" ermunterte ihn der Operateur. „Der Mann, den Sie darstellen sollen, kann es ja auch nicht!"

*

Hauswirt: „Herr Pollux, meine Tochter beklagt sich darüber, daß Sie sie immer im Garten küssen würden!"

Mieter: „Was ist denn schon weiter dabei? Außerdem haben Sie mir ja die Mitbenutzung Ihres Gartens gestattet."